Bayreuther Blätter.

Deutsche Zeitschrift

im Geiste

RICHARD WAGNERS

herausgegeben

von

HANS von WOLZOGEN.

(Mittheilungen des Verwaltungsrathes der Bayreuther Bühnen-Festspiele und des Allgemeinen Richard Wagner-Vereines.)

Sechsundzwanzigster Jahrgang 1903.

Bayreuther Blätter.

Deutsche Zeitschrift

im Geiste

RICHARD WAGNERS

herausgegeben

von

HANS von WOLZOGEN

(Mitteilungen des Verwaltungsrates der Bayreuther Bühnen-Festspiele
und des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.)

Sechsundzwanzigster Jahrgang 1903.

Inhalt des sechsundzwanzigsten Jahrganges.

Ein spezifizirtes General-Register, nach den Beitragsgattungen und den Autoren geordnet, befindet sich am Schlusse des Bandes.

Erstes bis drittes Stück (Januar — März): S. 1 — 80.

H. v. Wolzogen. Unsere neue Aufgabe. — *Max Seiling.* Goethe und der Materialismus. — *Heinrich Porges.* Tristan und Isolde. II. — *H. S. Chamberlain.* Arischer und semitischer Monotheismus. — *Alfred Peltzer.* Von der Enthüllung religiöser Wandbilder Hans Thoma's in Heidelberg. — *Heinrich Pudor.* Die rechte Art, Musik zu hören. — *Rudolf Schlösser,* Die neue Ausgabe der deutschen „Renaissance." — Bayreuth und Draussen. Richard Wagner-Stipendien-Stiftung. — Caritas. — Aus den Vereinen. — Ausserhalb der Vereine. — Berichtigung. — Zusendung: *H. Imbert.* Parsifal im Konzert. — Erklärung. — Beilage: Statistische Beilage 1902/03. —

Viertes bis sechstes Stück (April — Juni): S. 81 — 160.

A. H. Gillot. Siegfried. — *Richard Wagner* an Ottomar Beta. — *Ottomar Beta.* Die Ursachen der geistigen Wohnungsnoth in Deutschland. — *H. v. Wolzogen.* „Aeusserlich begrenzt — innerlich grenzenlos." — *v. Bremen.* Feldmarschall Graf Roon. — *Wolfgang Golther.* Nietzsche und Rohde. — *Richard Batka.* „Der Kern der Wagnerfrage." — *Karl Grunsky.* Parsifal in Partiturausgabe. — Beilage: Bayreuth und Draussen. Aus den Vereinen. — Ausserhalb der Vereine. — Nachtrag zur statistischen Beilage. —

Siebentes bis neuntes Stück (Juli — September): S. 161 — 240.

Richard Wagner an Friedrich Feustel. — Malvida von Meysenbug †. — Johann Heinrich Löffler †. — Theodor Reichmann †. — *Ludwig Schemann.* Gobineau's Alexander in Weimar. — *Arthur Prüfer.* Der Leipziger Thomascantor Johann Hermann Schein. — Bayreuth und Draussen. Aus den Vereinen. — Auserhalb der Vereine. — Berichtigungen. — Beilage: Inhalts-Verzeichniss zu den ersten 25 Jahrgängen der Bayreuther Blätter.

Zehntes bis zwölftes Stück (Oktober — Dezember): S. 241 — 320.

Heinrich Porges. Tristan und Isolde. III — Musikalisch-dramatische Parallelen. VI. Deklamation. — Ludwig von Bürkel †. — *Max Seiling.* Nachträge zu Goethe und der Materialismus. — *Hermann Brunnhofer.* Richard Wagner's Geschichts-Philosophie. — Bayreuth und Draussen. Aus den Vereinen. — Ausserhalb der Vereine. — Berichtigungen. — Caritas. — Bühnfestspiele 1904. — General-Register. — Beilage: Mittheilungen der Gobineau-Vereinigung. — Titel und Inhalt des Jahrganges 1903.

Inhalt des sechsundzwanzigsten Jahrganges.

I—III.

Wem um die Sache zu thun ist, der muss Partei zu nehmen wissen, sonst verdient er nirgends zu wirken! (Goethe.)

Ist das Kunstwerk einmal hervorgebracht, besteht es in seiner idealen Wirklichkeit vor der Welt, so bringt es eine dauernde Wirkung, es bringt die höchste hervor; denn indem es aus den gesammten Kräften sich geistig entwickelt hat, so nimmt es alles Herrliche, Verehrungs- und Liebenswürdige in sich auf und erhebt, indem es die menschliche Gestalt beseelt, den Menschen über sich selbst, schliesst seinen Lebens- und Thatenkreis ab und vergöttert ihn für die Gegenwart, in der das Vergangene und Künftige begriffen ist. (Goethe.)

Eine falsche Hypothese ist besser als gar keine, denn dass sie falsch ist, ist gar kein Schade; aber wenn sie sich befestigt, wenn sie allgemein angenommen, zu einer Art von Glaubensbekenntniss wird, woran Niemand zweifeln, welches Niemand untersuchen darf, dies ist eigentlich das Unheil, woran Jahrhunderte leiden. (Goethe.)

Unsere neue Aufgabe.

Ein Vorwort an unsere Vereine.

Als die „Bayreuther Blätter“ vor 25 Jahren in's Leben traten, war ihre Begründung verbunden gewesen mit der Aufgabe des neuen Patronatvereins, welche sich — da der „Schulplan“ ganz im Stiche gelassen ward — alsbald auf die Ermöglichung der ersten Aufführung des „Parsifal“ zu beschränken hatte.

Wenn es nach fünf Jahren hierzu wirklich kam, so hatte zwar der Verein wesentlich dazu beigetragen, doch nicht allein das Ziel erreichen können; die Gemeinschaft der Freunde Bayreuths, welche er darstellte, hatte sich vielmehr schon damals und hat sich in den folgenden Jahren unter zunehmender Auslese zu einer solchen gewandelt, welche die vom Meister selbst ihr gestellte geistige Aufgabe zu lösen berufen blieb, wie sie eben in den „Bayreuther Blättern“ nun ein Vierteljahrhundert hindurch behandelt worden ist.

Dies war die Aufgabe: streng nach der Lehre und dem Vorbilde des Meisters, den alle Welt nur zu gern so leicht als möglich nahm, unsererseits sehr ernstlich und völlig uns klar zu werden und zu bleiben über die Stellung der Kunst zum Leben, über die einer grossen Kunsterscheinung entsprechende Gesinnung, über die Lebensbedingungen der Kunst innerhalb

oder ausserhalb der Welt, um demgemäss als eine Art von geistiger Ritterschaft auch das hinterlassene Erbe des Meisters, dessen Pflege die Erben selbst in Treuen auf sich genommen, gegebenfalls gegen die Welt vertheidigen zu können und — zu dürfen.

Nach 25 Jahren ist der Moment gekommen, der dies von uns fordert. Jetzt heisst es nicht mehr wie damals: den „Parsifal" in's Leben zu rufen, sondern: ihn an jenem Leben, das sein Schöpfer ihm gegeben, dauernd zu erhalten. Die Bestimmung des „Parsifal" für Bayreuth allein war der letzte Schritt des Meisters zum Ziele seines ganzen Lebens: die endliche Vollendung seines Lebenswerkes. Damit war das Beispiel jener „wirklichen Möglichkeit" gegeben, dass die höchste Kunst des Dramas — wie jedes Original-Werk bildender Kunst — auch zu unserer Zeit und in unserer Welt als etwas Einzigartiges und Einmaliges, damit als ein Ausserordentliches im Leben und ein Weihevolles in der Kunst, an abgesonderter Freistatt und in seiner eigensten Sphäre vorhanden sein, leben und wirken könne: nicht eine Kunst der Vervielfältigung, Verbreitung, Verallgemeinerung „für Jedermann" oder „für so Viele als möglich", sondern eine Kunst, deren Werth und Kraft eben darin beruht, dass sie denen, die ihrer seelisch bedürfen, in ihrer vollen Wahrhaftigkeit und Reinheit als ein Erlebnis ohne Gleichen sich darzubieten vermag. Sollte die Welt ihr diese Fähigkeit jemals rauben, das Einzige wieder in's Allgemeine ziehen, so wäre damit — das ist allen echten Wagnerianern bewusst: — das eigentliche Lebenswerk des Meisters von Bayreuth vernichtet.

„Wir müssen die Kraft haben, uns andere Gewohnheiten anzubilden. — Nur ein sehr ernstliches, durch grosse Geduld und Ausdauer gekräftigtes Bemühen kann aber solche Gewohnheiten unter uns ausbilden. Aus einem starken inneren Müssen heraus kann uns einzig die Nothwendigkeit zum Handeln erwachsen; ohne solche Nothwendigkeit kann nichts Echtes und Wahres begründet werden."

So sprach zu unserer engeren Gemeinschaft der Meister selbst, und wir haben seitdem über zwei Jahrzehnte lang Zeit gehabt, das „Bemühen" in uns zu „kräftigen"; wir haben jetzt noch ein Jahrzehnt vor uns Zeit, davon die Probe abzulegen.

„Unser Kunstwerk kann in seiner lebendigsten Wirkungsfähigkeit gar nicht zur Erscheinung kommen, wenn es nicht an einem bestimmten Ort, zu einer bestimmten Zeit und unter bestimmten Umständen zur Erscheinung kommt" — hatte der Meister schon vor 50 Jahren zu seinen damaligen Freunden gesagt. Diese Erkenntniss ist der Urgrund, worauf alles Weitere, was wir für den „Parsifal" erreichen sollen, sich aufbauen muss. Diese Auffassung hat zunächst mit Bewusstsein zu theilen, wer überhaupt verstehen soll, was der Meister für seinen „Parsifal" forderte.

„Um die Möglichkeit mir zu wahren, noch während meines Lebens vollkommen stylgerechte Aufführungen meiner sämmtlichen Werke mit der nöthigen Deutlichkeit und nachhaltigen Eindringlichkeit vorzuführen, habe ich mich dazu entschlossen, zunächst meine neueste Arbeit, ausschliesslich und einzig für Aufführungen in dem Bühnenfestspielhause zu Bayreuth, zu bestimmen.“

Dadurch sollten die Mittel beschafft werden zur Fortsetzung der Festspiele in den folgenden Jahren, wobei — „wie überhaupt zukünftig — nur in Bayreuth — der „Parsifal“ zur Darstellung gebracht werden soll.“ — „In welcher Weise die einzigen Aufführungen des „Parsifal“ in Bayreuth den Hoffnungen dienen können, welche ich wohlwollenden Freunden erweckt habe und die nun von ihnen sorglichst festgehalten werden dürften, nämlich die Hoffnungen auf die Begründung einer „Schule“, wird sich aus dem Charakter dieser Aufführungen und der Umstände, unter denen sie stattfinden, leicht ergeben.“ — „Ich halte alljährliche Wiederholungen des „Parsifal“ für vorzüglich geeignet, der jetzigen Künstlergeneration als Schule für den von mir begründeten Styl zu dienen, — weil mit dem Studium ein nicht bereits durch üble Angewohnheiten verdorbener Boden betreten wird, wie dies bei meinen älteren Werken der Fall ist, deren Aufführungsmodus bereits den Bedürfnissen unserer gemeinen Opernroutine unterworfen ward.“ — „Verdankt ja auch der „Parsifal“ selbst einer Flucht vor der Welt seine Entstehung und Vollendung.“ Hierauf beruht dann auch jener „durchaus unterschiedliche Charakter dieses meines Werkes, welchem ich die Benennung eines Bühnenweihfestspieles zu geben mich veranlasst fühlte.“ „Den Veranlassungen, welche den „Ring des Nibelungen“ dem Bühnenfestspielhause in Bayreuth entführten, glaube ich für den „Parsifal“ jede Bestimmung meiner Entschlüsse schon dadurch unmöglich gemacht zu haben, dass ich bei dieser Dichtung eine unseren Operntheatern mit Recht durchaus abgewandt bleiben sollende Sphäre beschritt.“

Wer aber sollte wohl das Zeugniss öffentlich ablegen, solche Worte gehört, verstanden, bewahrt zu haben, und des Unterschiedes sich vollbewusst geworden zu sein zwischen Oper und Idealdrama, Theater und Festspielhaus, Grossstadtpublikum und Kunstfest-Gemeinde, — wenn nicht eben wir, wenn nicht die Wagner-Vereine?

Was ist also nun die neue Aufgabe, welche infolgedessen heute an uns herantritt?

Es ist nur unsere alte, welche unserer Vereinigung, als einem geistigen Bunde, einzig noch Berechtigung gab, seitdem der „Parsifal“ in Bayreuth zur Erscheinung gekommen war. Neu ist sie nur insofern, als es nun gilt, bis zum 100. Geburtsjahre des Meisters auch die Welt um uns her — wenn nicht zu gleicher Gesinnung zu überzeugen — so doch allmählich

durch eine Art von Erziehung der besseren Bildung im deutschen Volke auf dem Gebiete der Kunstauffassung dahin zu bringen, den Willen des Meisters in Betreff seines eigenen Werkes zu Recht bestehen zu lassen.

Es sollen und können von den Vereinen als solchen in der bestimmten Richtung auf den „Parsifalschutz“ noch keine „Schritte gethan, wohl aber muss den Gefahren gegenüber von ihnen „Posto gefasst“ werden und durch sie es auch Anderen ermöglicht werden, „Posto zu fassen“. Durch Vorträge und durch Aufsätze über das Thema Bayreuth und Parsifal, über die Wagnerische Kunstauffassung überhaupt, über das Fundament der Ueberzeugung, worauf die Vereine zu fussen haben, muss auch das geistige Bayreuth weiterhin zu Worte zu kommen suchen. Das ist heute wichtiger und nothwendiger als jedes noch so schöne Concert.

Doch nicht allein in der allzulauten Oeffentlichkeit, noch mehr vielleicht in dem stillen Wirken von Person zu Person muss das Verständniss dessen, worum es sich bei der sog. Frage des „Parsifalschutzes“ handelt, immer mehr geweckt, geklärt und gefestigt werden.

Wo immer aber etwa thatsächliche Versuche sich zeigen, an den Bestimmungen des Meisters zu rütteln, seinen Absichten entgegenzuhandeln, sein Werk zu entstellen, wie jüngst die Amsterdamer Konzertaufführung des Parsifal — wo überhaupt Unternehmungen sich regen und Thaten geschehen, welche dem Geiste des Wagnerischen Kunst- und Lebenswerkes geradezu widersprechen: dawider müssen die Vereine als solche allerdings öffentlich mit kräftigem Protest sich aufrichten. Da ist ihnen die Gelegenheit gegeben, zu beweisen, dass sie es werth sind und dass es noch einen Sinn hat, sich mit dem Namen des Meisters zu schmücken; da können sie das Beispiel dafür liefern, dass es in Deutschland doch noch andere Meinungen gibt als die, wonach aus der dramatischen Kunst erst ein Geschäft gemacht werden müsse, um ihren Kulturwerth zu beglaubigen! —

Das ist die Eine Seite der Aufgabe. Die Andere ist uns seit 20 Jahren stätig mahnend zugewandt! Erhalten wir das Kunstwerk an seiner Stelle rein und weihevoll im Sinne seines Schöpfers: so muss auch all Denen, welche als wahrhaft bedürftige und würdige Empfänger seiner seelischen Wirkungen zu ihm gehören, die Möglichkeit gegeben werden, zu ihm zu gelangen. Zum idealen Kunstwerk gehört das ideale Publikum, d. h. das nach der Idee des Meisters zum Erlebnisse des Ideals gelangende Publikum. Und dazu bedarf es einer durch den Verein, der das Seine innerhalb seiner Grenzen bisher redlich gethan hat und dauernd thut, auch weit über diese hinaus allerkräftigst geförderte Unterstützung, vor Allem aber erst Bekanntgebung, der Stipendienstiftung. Es werden täglich der Scheindinge genug durch die Materie gestützt und geschützt: wo das geschieht, hat unser Verein stäts das Recht und die Pflicht zu rufen: „Gedenkt auch des Echten und Wahren!“ —

Ich habe die Aufgabe in ihren grossen Umrissen hier an der Spitze einer neuen Zeitperiode unserer „Blätter“ vor die Augen unserer Freunde gestellt. Möge kein Jahr des nächsten Decenniums vergehen, ohne uns Früchte ihrer rechten Erkenntniss von dieser Aufgabe und ihren Pflichten als Wagnerianer, als Bayreuther zu liefern! Heute wie je bleiben die Worte des Meisters zu uns Allen gesprochen:

„Die von mir gemeinte Kunstanschauung ist nur durch die Kraft eines gemeinsamen Willens zu vermitteln, und diesen Willen in einzelnen wohlwollenden Männern und denkenden Köpfen angeregt zu haben, kann für jetzt mein einziger Erfolg sein. Möge ich soweit wenigstens Mitwisser und Theilhaber meiner Absicht gewonnen haben, und möge diesen der Eifer entstehen, neue Mitwisser und Theilhaber zu gewinnen!“

Hans von Wolzogen.

Goethe und der Materialismus.

Von **Max Seiling.**

> Werde ja nicht mild im Urtheil! Was ist das Herrliche der Vorzeit, wenn sich das Nichtige des Tages aufdringen darf, weil es für diesmal das Privilegium hat, gegenwärtig und lebendig zu sein.
>
> *(Goethe.)*

Was will denn diese Zusammenstellung besagen? höre ich manchen Leser kopfschüttelnd fragen. Nichts anderes, als einen schroffen Gegensatz, etwa wie Tag und Nacht! Da diese Auffassung indessen durchaus nicht die allgemeine ist, ja neuerdings, und zwar auch von Goethe-Bündlern, in ihr Gegentheil verkehrt wurde, mag es nicht überflüssig erscheinen, sich den wahren Sachverhalt etwas näher anzusehen.

Ernst Haeckel, dessen Verdienste um die beschreibende Naturforschung nicht im Geringsten geschmälert werden sollen, hat sich ohne alle Kompetenz leider berufen gefühlt, auch den Erklärer der Welträthsel zu spielen, und als solcher es gewagt, Goethes Gevatterschaft für seinen angeblichen Monismus in Anspruch zu nehmen. Haeckels Büste wurde denn auch von seinen Anbetern alsbald auf einem monistischen Feste neben denen von Spinoza und Goethe aufgestellt, während über „Goethe und Haeckel“ als eine Art Dioskuren sogar im deutschen Reichstag gesprochen wurde.

Aber Haeckel ist doch kein Materialist! pflegen strenggläubige Jünger des Jenenser Zoologen mit Emphase auszurufen. Allerdings hat Haeckel

in seinen „Welträthseln“ die Behauptung fertig gebracht, dass seine Lehre sich vom Materialismus insofern unterscheide, als dieser den Geist leugne und die Welt in eine Summe todter Atome auflöse. Dass es Leute gibt, welche die Welt für ein Konglomerat von todten Atomen halten, wird sicherlich gar Viele überraschen, und wenn sie das Denkvermögen der Armen an Geist noch so niedrig einschätzen. Im Gegensatz zu diesen Strohköpfen hätte dann Haeckel die scharfsinnige Beobachtung gemacht, dass die Welt unter dem Zeichen der Bewegung und des Lebens steht. Nein, diese pfiffige Unterscheidung redet Haeckel sich und seinen halbgebildeten Anhängern nur vor, um zu vertuschen, dass es sich auch bei ihm um die „Weltanschauung des geringsten Verstandesaufwandes“ (du Prel) handelt. Büchner, der doch wahrhaftig als der typische Vertreter des Materialismus gelten darf, wiederholt in seinem „berühmten Werke“ — so nennt Haeckel jenes Buch, das nicht übel als das schlechteste seines Jahrhunderts bezeichnet worden ist — immer wieder: kein Stoff ohne Kraft! Er weiss also nichts von todten Atomen. Zudem scheint Haeckel vergessen zu haben, dass er im zweiten Kapitel seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte“ gesagt hat: „Der sogenannte naturwissenschaftliche Materialismus ist in gewissem Sinne identisch mit unserem Monismus.“ Er hätte das „in gewissem Sinne“ ruhig weglassen können; denn, welch' grosser Unterschied wäre es doch, wenn statt Kraft und Stoff — Energie und Materie gesetzt wird? Noch unzweideutiger ist es, wenn Haeckel seine Weltanschauung gelegentlich „mechanistische Philosophie“ nennt. Es kommt jedoch schliesslich nicht auf die Benennung, sondern auf das Wesen der Sache an; und da zeigt es sich denn, dass Haeckels „Monismus“ aber auch die sämmtlichen Merkmale des landläufigen Materialismus besitzt, nämlich: die Ahnungslosigkeit in Sachen des erkenntnisstheoretischen Problems; die Unmöglichkeit, das Bewusstsein aus blinden Kräften und überhaupt das Psychische aus dem Physischen zu erklären; die endlose Wiederholung des Weltprozesses; den Mangel aller Teleologie und den ausschliesslichen Mechanismus des Weltgeschehens; den tollen Widerspruch zwischen den „ewigen, ehernen“ Naturgesetzen und dem blinden Zufall; die Aufhebung der Selbstherrlichkeit des Individuums, dem „an Bedeutungslosigkeit der winzigste Bazillus nicht nachsteht,“ da es, wie dieser, nur ein zufälliges und sinnloses Aggregat von Chemikalien ist; den „frechen Unsinn“ (Schopenhauer) der Leugnung anderer als chemisch-physikalischer Kräfte; die endgiltige Vernichtung des Menschenwesens durch den Tod; die Unfreiheit des Willens ohne ein ergänzendes, transcendentes Reich der Freiheit; die Unmöglichkeit der Moralbegründung und die Leugnung einer sittlichen Weltordnung.

Das erste dieser Gebrechen ist, da es die anderen zum grossen Theil in sich schliesst, zugleich das schwerste. Die Ignorirung des erkenntnisstheoretischen Problemes hat so verhängnissvolle Folgen, dass auf seine

Bedeutung nicht oft und ernstlich genug hingewiesen werden kann. Der philosophische, oder richtiger: unphilosophische Standpunkt des Materialismus ist der des naiven Realismus, welcher annimmt, dass das sinnlich Wahrnehmbare auch das Wirkliche sei. Er überspringt somit die allererste Thatsache, dass Alles, was wir kennen, innerhalb des Bewusstseins liegt; er übersieht, dass jeder Welterklärung die Untersuchung des menschlichen Erkenntnissvermögens vorhergehen muss. Wie ferne diese Forderung einem Ludwig Büchner lag, kann man aus seiner kindlichen Behauptung ersehen, dass der beste Beweis für die objektive Wahrheit des Weltbildes die Photographie sei!! Büchner, mit dem Haeckel Arm in Arm marschirt, hat eben nicht begriffen, dass die Eigenschaften der Materie, um welche allein es sich auch beim Photographiren handelt, lediglich subjektive Empfindungsinhalte sind und dass uns das wahre Wesen der Welt auf dem Wege der äusseren Beobachtung ewig verschlossen bleibt. Man kann es Schopenhauer wahrlich nicht verdenken, wenn er die Weisheit derartiger Welterleuchter, welche die Gedankenarbeit eines Platon, eines Locke und zumal eines Kant, gelassen zum Fenster hinauswerfen, in die Bedientenstube verweist.

Und doch ist der zweite Grundirrthum des Materialismus noch ungeheuerlicher als jener erste, welcher glaubt, vom erkennenden Subjekt keine Notiz nehmen zu müssen. Da der Materialist bei seinem an sich lobenswerthen Bestreben nach einer einheitlichen Welterklärung ausser der realen Materie nichts anerkennt, muss er die Naturkräfte, mithin auch die Entstehung, Entwicklung und Funktionen der Organismen mitsammt den seelischen Zuständen und Vorgängen auf eine mechanische Wirksamkeit der Materie zurückführen. Mit dieser Wirksamkeit (Energie) ist übrigens, beiläufig bemerkt, bereits ein zweites Prinzip gesetzt, so dass es mit dem so laut gepriesenen Monismus der Materialisten nichts ist. Die Sache läuft also darauf hinaus, dass der menschliche Geist ein Produkt der Materie ist, und zwar ein recht belangloses. Nach Büchner ist nämlich das geistige Leben eine Art Abnormität, dem kurzen Spiel einer Eintagsfliege vergleichbar. Und Vogt wiederum hat in seinen „Physikalischen Briefen“ gesagt, die Gedanken stünden zum Gehirn im selben Verhältniss wie der Urin zu den Nieren; welcher Vergleich, so weit eben die Gedanken der Materialisten in Betracht kommen, von H. Lotze begreiflicherweise gar nicht übel befunden wurde. Wer erkannt hat, dass das uns am nächsten Liegende eine geistige oder vielmehr — nach Schopenhauer — eine Willenserfahrung ist, sowie dass der Materie, da sie von unserem Geiste abhängig ist, eine objektive Wirklichkeit nicht zukommt, Dem stellt sich das vom Materialisten geglaubte (nicht etwa erkannte) Verhältniss zwischen dem Psychischen und dem Physischen ebenso dar, wie wenn der Künstler von seinem Werk, doch nein, von einem Abbild seines Werkes hervorgebracht würde. Sehr glücklich ist dieser Gedanke schon von Lotze („Mikrokosmos“)

in die Worte gefasst worden: „Unter allen Verirrungen des menschlichen Geistes ist diese mir immer als die seltsamste erschienen, dass es dahin kommen konnte, sein eigenes Wesen, welches er allein unmittelbar erlebt, zu bezweifeln oder es sich als Erzeugniss einer äusseren Natur wieder schenken zu lassen, die wir nur aus zweiter Hand, nur durch das vermittelnde Wissen eben des Geistes kennen, den wir leugneten.“ Bewusstsein und Denken aus der Materie ableiten wollen, das ist, wie Adickes in seiner vernichtenden Schrift „Kant contra Haeckel“ sich schlagend ausgedrückt hat, ein ähnliches Kunststück, wie wenn der Freiherr von Münchhausen sich an seinem eigenen Zopf aus dem Sumpf zieht.

Und dieser Höhepunkt von Absurdität mit den oben bereits aufgezählten, materialistischen Allüren sollte die Weltanschauung des grössten deutschen Dichters „und Denkers“ — durch diesen Zusatz will Haeckel nicht nur Goethe, sondern auch sich und seine Lehre ehren — gewesen sein? . . . . Dass dieses Märchen in deutschen Landen Glauben finden und überhaupt aufgetischt werden konnte, ist ein trauriges Zeichen unserer Zeit, in welcher das Denken beim „Volk der Denker“ ein seltenes Phänomen geworden zu sein scheint. Man hört zwar neuerdings immer wieder behaupten, dass der Materialismus ein bereits überwundener Standpunkt sei, wie denn auch zugegeben werden muss, dass dem „Naturphilosophen“ Haeckel manche wohlverdiente Abfertigung zu Theil geworden ist. Diese Selbstbesinnung spielt sich indessen vorerst nur in den wenig besuchten, wissenschaftlichen Hochregionen ab, während man in der Niederung, wo das Gros der „Aufgeklärten“ wohnt, zumeist noch daran festhält, dass die Welträthsel nur mit Hilfe von Mikroskop, Retorte, Affenregister und anderen Utensilien der „exakten“ Naturwissenschaft gelöst werden können: sonst hätte „Kraft und Stoff“ unlängst nicht die 20. Auflage erlebt und wären vom „Welträthsel“-Buche nicht schon nach wenigen Wochen 10 000 Exemplare abgesetzt worden. Von einem Schwinden der verderblichen materialistischen Denkweise bei den Massen ist jedoch erst recht noch nichts zu spüren. Ja, unsere ganze „Kultur“ ist vom Materialismus so zerfressen, dass sogar die Rechtspflege nicht unberührt geblieben ist. Die Verletzung des Vermögens wird nämlich viel strenger bestraft, als die Verletzung aller übrigen, namentlich der idealen Rechtsgüter, wie es denn auch in den Augen der „guten Gesellschaft“ nur eine einzige Sünde, den Diebstahl, gibt, da der Wohlhabende ihn nicht zu begehen braucht. Recht bezeichnend ist ferner die unheimliche Zunahme der Meineide.

Sehen wir jetzt im Einzelnen zu, wie der Materialismus nach keiner Richtung hin aber auch nur die leiseste Berechtigung hat, Goethe für sich zu reklamiren. Ein erstes Schibboleth ist die Werthschätzung des menschlichen Geistes. Trotz der untergeordneten Bedeutung, welche der Materialist dem Geiste zuerkennt, und trotz der bazillenhaft-nichtigen

Rolle, welche das menschliche Individuum im Weltgetriebe angeblich spielt, schmeichelt sich der Geist des Materialisten dennoch, die schwersten Welträthsel gelöst zu haben. Haeckel wenigstens erklärt, dass durch seine Auffassung der Substanz und durch die moderne Entwicklungslehre die sieben Welträthsel du Bois-Reymonds, welchen dieser ein ehrliches und bescheidenes *Ignoramus* und in drei Fällen sogar ein *Ignorabimus* entgegengesetzt hat, „endgiltig gelöst" seien. Diese sieben Welträthsel sind: 1. Das Wesen von Materie und Kraft. 2. Der Ursprung der Bewegung. 3. Die erste Entstehung des Lebens. 4. Die (anscheinend absichtsvoll) zweckmässige Einrichtung der Natur. 5. Das Entstehen der einfachen Sinnesempfindung und des Bewusstseins. 6. Das vernünftige Denken und der Ursprung der damit eng verbundenen Sprache. 7. Die Frage nach der Willens-Freiheit. (Das Ignorabimus gilt für das erste, zweite und fünfte Räthsel.) Wenn man sich gegenwärtig hält, auf welcher Grundlage der Materialismus sein gedankliches Gebäude errichtet, dann kann man Angesichts der Haeckel'schen Welträthsel-Lösung eigentlich nur fragen, ob die gläubigen Leser nicht zum Narren gehalten werden sollen.

Wie anders, ja gerade entgegengesetzt, verhält sich Goethe! Er schätzt den Werth des Menschenwesens hoch, die Leistungsfähigkeit des menschlichen Geistes hinsichtlich der Welterklärung aber sehr niedrig ein. Sagt Goethe einerseits z. B. zu Falk (nach Wieland's Tode): „Vom Untergange solcher hohen Seelenkräfte kann in der Natur niemals und unter keinen Umständen die Rede sein; so verschwenderisch behandelt sie ihre Kapitalien nie," — so erfahren wir andererseits schon in Faust's Studirzimmer, wie es mit der Möglichkeit einer Lösung der Welträthsel bestellt ist. Und in Uebereinstimmung hiermit hat Eckermann aus Goethe's Munde vernommen, dass „wir alle in Geheimnissen und Wundern tappen." Von sonstigen Aeusserungen des Weimarer Weisen über diesen Punkt sei noch das bekannte Wort: „Wir tasten ewig an Problemen" und einer der „Sprüche in Prosa" angeführt: „Des Menschenverstandes angewiesenes Gebiet und Erbtheil ist der Bezirk des Thuns und Handelns. Thätig wird er sich selten verirren; das höhere Denken, Schliessen und Urtheilen jedoch ist nicht seine Sache." Wenn aber trotzdem geistige Grossthaten vorkommen, dann führt Goethe sie auf Inspiration zurück. So schrieb schon der junge Goethe an Plessing (1782): „So viel kann ich Sie versichern, dass ich . . . . sehe, dass nicht mein Wille, sondern der Wille einer höheren Macht geschieht, deren Gedanken nicht meine Gedanken sind," — während der alte Goethe (1828) zu Eckermann u. A. sagte: „Jede Produktivität höchster Art, jedes bedeutende Aperçu, jede Erfindung, jeder grosse Gedanke, der Früchte bringt und Folge hat, steht in Niemandes Gewalt und ist über aller irdischen Macht erhaben. Dergleichen hat der Mensch als unverhoffte Geschenke von oben, als reine Kinder Gottes zu betrachten, die er mit freudigem Dank zu empfangen

und zu verehren hat. In solchen Fällen ist der Mensch oftmals als ein Werkzeug einer höheren Weltregierung zu betrachten, als ein würdig befundenes Gefäss zur Aufnahme eines göttlichen Einflusses."

Aber als Pantheist berührt Goethe sich doch mit der sog. naturwissenschaftlichen Weltanschauung? . . . Gemach, man könnte dem höchstens dann zustimmen, wenn man Haeckel ohne weiteres glauben wollte, dass sein atheistisch-dualistischer Materialismus sich mit der Lehre Spinozas decke, und wenn man von Goethe nichts weiter wüsste, als dass er gelegentlich geäussert hat, als Naturforscher sei er Pantheist. Nun hat aber der Materialismus, wie man sich gegebenen Falles von Adickes belehren lassen mag, mit Spinozas Pantheismus so gut wie gar nichts zu thun, und andererseits ist es nimmer angängig, in Goethe, diesem ausgesprochenen Individualisten, einen zünftigen Pantheisten zu erblicken. Der Einfluss, den Spinoza auf Goethe gehabt, wird vielfach überschätzt oder sogar falsch verstanden. Spinoza hatte auf Goethe, der nicht sagen konnte, dass ihm „jemals das ganze Gebäude seiner (Spinozas) Gedanken völlig anschaulich vor der Seele gestanden hätte" (an Jacobi), und der in „Wahrheit und Dichtung" (XVI) schrieb: „Denke man aber nicht, dass ich seine Schriften hätte unterschreiben und mich dazu buchstäblich bekennen mögen" — vornehmlich eine ethische Wirkung; er war ein friedliches Asyl, zu welchem der Dichter sich im Lebenssturme immer wieder gerne rettete. Von den verschiedenen, hierauf bezüglichen Selbstzeugnissen sei an dieser Stelle nur ein in „Wahrheit und Dichtung" abgelegtes angeführt: „Mein Zutrauen auf Spinoza ruhte auf der friedlichen Wirkung, die er in mir hervorbrachte." Und was Spinozas Pantheismus betrifft, so war Goethe im Gegensatz zu seinen vermeintlichen materialistischen Gesinnungsgenossen weit entfernt, ihn als höflichen Atheismus zu deuten; er nennt vielmehr Spinoza in einem Briefe an Jacobi (1785) *theissimum*, ja *christianissimum*. Ein so gründlicher Forscher wie Eugen Dühring, der übrigens mit dem Materialismus eine gewisse Fühlung hat, spricht denn auch ganz richtig von Goethes „angeblichem Pantheismus." Mag Goethe immerhin Gott auch in der Natur gesucht und gefunden haben, so hat er vom höchsten Wesen doch unzählige Male, oft in rührenden Ausdrücken, durchaus im monotheistischen Sinne gesprochen, sein Gottesbild sich nach seinen jeweiligen Bedürfnissen gestaltend. Erinnert man sich nun, dass der Dichterfürst ein unendlich reiches und tiefes Gemüth besessen, dann kann man sich leicht vorstellen, welch gewaltiger Unterschied zwischen dem, von den Bedürfnissen eines Goethe erzeugten Gottesideal und dem kalten Substanzbegriff des gemüthlosen Haeckel bestehen mag. Diese beiden Dinge zu identifiziren, ist also plumpeste Falschmünzerei. Es ist überhaupt nicht thunlich, Goethe zum Eideshelfer irgend eines philosophischen Systems zu machen, da er nach seiner eigenen Aussage (s. den Aufsatz „Einwirkung der neueren Philosophie") für Philosophie im eigentlichen Sinne kein Organ hatte, wie er ja auch gegen Eckermann geäussert,

dass er sich von Philosophie stäts frei gehalten habe. Sehr bezeichnend ist ferner, was er an Jacobi (1813) schrieb: „Ich für mich kann bei den manigfachen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben."

Wie steht es jedoch mit dem Naturforscher Goethe? Dieser darf doch wohl als Vorläufer der materialistischen Entwicklungslehre gelten?... Oho! — Der klaren Beantwortung dieser Frage müssen einige Erörterungen voraufgehen. Man hat sich nachgerade daran gewöhnt, die Abstammungslehre als gleichbedeutend mit dem Darwinismus anzusehen, während jene Lehre doch schon 50 Jahre vor Darwin von dem grossen Zoologen Lamarck begründet wurde. Darwin hat lediglich neben der von Lamarck aufgestellten Anpassungstheorie auch der natürlichen Auslese eine hervorragende Rolle bei der Transmutation zugetheilt. Was der Selektionstheorie Darwins zu voreiliger, weitverbreiteter Anerkennung verhalf, waren hauptsächlich zwei Momente: die Analogie mit der künstlichen Züchtung und das plausible Märchen vom Kampf ums Dasein. Welch zündende Wirkung diese Momente auf die Materialisten hatten, davon ein Beispiel: „Darwin zeigte zuerst, wie der gewaltige Kampf ums Dasein der unbewusst wirkende Regulator ist, der die Wechselwirkung der Vererbung und Anpassung bei der allmählichen Transformation der Species leitet; er ist der grosse „züchtende Gott," der ohne Absicht neue Formen eben so durch natürliche Auslese bewirkt, wie der züchtende Mensch neue Formen mit Absicht durch künstliche Auslese hervorbringt. Damit wurde das grosse philosophische Räthsel gelöst: „Wie können zweckmässige Einrichtungen rein mechanisch entstehen, ohne zweckthätige Ursachen?" (Haeckels „Welträthsel.") Es ist nicht nöthig, auch nur einen Augenblick den blasphemischen Gedanken zu hegen, dass Goethe sich mit dieser Lösung des „grossen philosophischen Räthsels" einverstanden erklärt hätte; denn viel kleinere Geister sind heutzutage längst dahintergekommen, dass es mit dem ganzen Darwinismus, d. h. also mit der Selektionstheorie, nichts ist. Die Analogie mit der künstlichen Züchtung ist bei gründlicherer Prüfung als falsch und der Kampf ums Dasein, so weit er auch nur ein herrschendes, geschweige denn ein schaffendes Prinzip sein soll, als nicht vorhanden erkannt worden. Der Kampf ums Dasein kommt wohl in der Natur gelegentlich einmal vor, nimmermehr verursacht er aber eine Höherentwicklung.*) Nebenher gesagt, in unserer heutigen menschlichen Gesellschaft spielt ein gewisser Kampf ums Dasein allerdings eine grosse Rolle. Er ist jedoch nicht als unabänderliches Naturgesetz, sondern nur

*) Eine kurze, aber genügende Begründung dieser Behauptungen findet der Leser in zwei vorzüglichen, in der „Zukunft" erschienenen Aufsätzen: „Naturwissenschaft und Moral" von K. Krottewitz (Nr. v. 7. September 1901) und „Die Krisis des Darwinismus" von M. Kassowitz (Nr. v. 15. Februar 1902).

als die hoffentlich einmal vorübergehende Folge einer schreienden Ungerechtigkeit zu betrachten; denn, nachdem der Mensch die Naturkräfte sich in grossartiger Weise dienstbar gemacht und zahlreiche Hilfsmittel der Produktion ersonnen hat, könnte eine auf Vernunft und Gerechtigkeit aufgebaute wirthschaftliche Ordnung mit Leichtigkeit zum Wohlstande Aller führen. Und davon, dass der wirthschaftliche Konkurrenzkampf die Race verbessere, kann am allerwenigsten die Rede sein, da er nicht die Besten, sondern nur die Findigen, die Gewissenlosen, die Streber und Jene siegen lässt, welchen Vermögen, Rang, Protektion und andere glückliche Umstände Vorschub leisten.

Mit dem Aufhören der „englischen Krankheit," wie ein namhafter deutscher Zoologe den Darwinismus genannt hat, ist es jedoch keineswegs auch um die Descendenzlehre geschehen, da es sich nur um die Unhaltbarkeit einer einzelnen Erklärungsweise für diese handelt. Die allgemeinste Fassung der Descendenzlehre, wie sie von Schopenhauer gegeben wurde, ist, dass die Erscheinungswelt in der zeitlichen Entwicklung mit den tiefsten Objektivationsstufen begonnen und sich zu immer höheren emporgearbeitet haben muss. Wenn auch das Wie dieses Vorgangs noch unerklärt oder überhaupt unerklärlich ist, so steht für den besonnenen Denker doch so viel fest, dass die verschiedenen Stufen nicht durch äussere Einflüsse, sondern durch ein inneres Entwicklungsgesetz aus einander entstanden sein müssen. In dieser Fassung mag der Descendenz-Gedanke mit dem Bestreben des Naturforschers Goethe, die Einheit in der Manigfaltigkeit der Erscheinungen zu zeigen, immerhin in Zusammenhang gebracht werden, wenn gleich der gewissenhafte Kenner zugeben wird, dass die Veränderlichkeit der Gestalten für Goethe nur innerhalb bestimmter Grenzen existirt hat. Dagegen lässt sich nichts Ungereimteres denken, als Goethes Naturauffassung mit der wahnwitzigen materialistischen Idee einer mechanischen, ausschliesslich durch äussere Faktoren herbeigeführten Entwicklung verquicken zu wollen. Aeussere Einflüsse sind bestenfalls die Gelegenheitsursachen, infolge deren die inneren Kräfte in Thätigkeit treten können. Doch, wie hat denn Nietzsche sich „an die Jünger Darwins" gewandt?

Dieser braven Engelländer
Mittelmässige Verständer
Nehmt ihr als „Philosophie"?
Darwin neben Goethe setzen
Heisst: die Majestät verletzen —
Majestatem genii!

Zum Ueberflusse mag übrigens auch eine bemerkenswerthe Stimme aus dem naturwissenschaftlich-darwinistischen Lager gehört werden. Du Bois-Reymond hat Goethe, ohne sonderlich tief in ihn eingedrungen zu sein, immerhin so gut verstanden, dass er in seiner Festrede („Goethe und

kein Ende") bekennen musste: „Man kann sicher behaupten, dass die rein mechanische Weltkonstruktion, welche heute die Wissenschaft ausmacht, dem Weimar'schen Dichterfürsten nicht minder verhasst gewesen wäre, als einst Friederikens Freund das *Système de la nature.* Vom Darwinismus, von der Entstehung des Menschen aus dem Chaos durch das von Ewigkeit zu Ewigkeit mathematisch bestimmte Spiel der Atome, von dem eisigen Weltende — von diesen Bildern hätte Goethe sich schaudernd abgewandt." Mit noch grösserem Schauder hätte Goethe — um auch diesen Punkt nebenher zu berühren — dem schändlichen, nur auf materialistischer Grundlage zu rechtfertigenden Treiben der Vivisektoren den Rücken gekehrt.

Der Naturforschung bleibt es immer und unter allen Umständen verwehrt, in das innere Wesen, in den Kern der Erscheinungen zu dringen; sie muss sich daran genügen lassen, die Schale zu untersuchen. Ist diese Erkenntniss von Richard Wagner einmal in die treffenden Worte gekleidet worden: „Die Physik u. s. w. fördert Wahrheiten zu Tage, gegen die sich nichts sagen lässt, die uns aber auch nichts sagen," — so bekennt Goethe sich zur gleichen Ansicht, wenn er sagt: „Man kann in den Naturwissenschaften über manche Probleme nicht gehörig sprechen, wenn man die Metaphysik nicht zu Hilfe ruft." Dieser Auffassung entspricht es auch, wenn der grosse Mann an einer anderen Stelle der „Sprüche in Prosa" das Laboratorium eine „düstere, empirisch-mechanisch-dogmatische Marterkammer" nennt. Ferner ist es für die antimaterialistische Art und Weise, wie Goethe die Naturwissenschaft betrieben wissen wollte, bezeichnend, dass er sich vernehmen liess: „Die Wissenschaft wird dadurch sehr zurückgehalten, dass man sich abgibt mit dem, was nicht wissenswerth, und mit dem, was nicht wissbar ist." Endlich sei erwähnt, dass Carl in den „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderten" die köstliche Bemerkung macht, jedes Phänomen sei eigentlich an sich das Interessante; „wer es erklärt, macht sich gewöhnlich eigentlich nur einen Spass und hat uns zum Besten, wie z. B. der Naturforscher." Leider sind die Materialisten zu grosse Gedankentemperenzler, als dass man sie für wirkliche Spassmacher halten könnte; es ist ihnen vielmehr mit ihren Erklärungen verzweifelter Ernst. Um aber auf baaren Unsinn, wie er z. B. mit der Auffassung des Geistes als eines Produktes der Materie gegeben ist, schwören zu können, muss man im Vollbesitz jener Eigenschaft sein, welche die Materialisten bei religiösen Menschen so gern bespötteln: die Gläubigkeit. In der That ist das Maass von Glauben, das irgend ein religiöses Dogma erheischt, ausserordentlich bescheiden im Vergleich mit dem Erzglauben, den manche materialistische Absurditäten erfordern. Und dass der fanatische Glauben der Materialisten von einer ihm durchaus angemessenen Befangenheit, Kurzsichtigkeit und Ignoranz begleitet ist, dies soll jetzt an einem weiteren Merkmale gezeigt werden, durch welches Goethe sich vom Materialismus himmelweit unterscheidet.

Den äussersten Gegensatz zum Materialismus bildet der Okkultismus, weil seine Phänomene zur handgreiflichen Anerkennung der Selbständigkeit und des Primates eines seelischen Prinzipes führen. Kein Wunder, dass dieses Wissensgebiet deshalb von den Materialisten mit einer wahren Berserkerwuth bekämpft wird! Die erbärmlichste aller Blössen, welche Professoren sich hierbei ebenso unbedenklich geben wie Zeitungsschreiber dritten und vierten Ranges, ist die apriorische Leugung von Thatsachen. Weil gewisse Erscheinungen in den wenigen und eng begrenzten Schubfächern des materialistischen Natursystems nicht untergebracht werden können, werden sie von vornherein, also ohne Prüfung der Sachlage, für unmöglich erklärt. Ich kann es mir an dieser Stelle ersparen, auf Einzelheiten einzugehen, weil ich dies in der Protestschrift „Ernst Haeckel und der Spiritismus" (O. Mutze, Leipzig) bereits gethan habe. Ich bemerke nur noch: Wer, wie die Materialisten, „wahnsinnig" (Goethe) genug ist, Thatsachen apriorisch zu leugnen,*) und über Dinge redet, die er nicht kennt, ist aller Wissenschaftlichkeit baar und hat keinen Funken Goethe'schen Geistes in sich.

Wenn die Stellungnahme zum Okkultismus mit Recht als ein Prüfstein für die Vorurtheilslosigkeit und Weitsichtigkeit eines Forschers betrachtet wird, dann besteht Goethe diese Prüfung natürlich glänzend. Allerdings hat er vermöge seiner sensitiven Natur verschiedene mystische Dinge selbst erlebt; doch stehen diese Erlebnisse in keinem Verhältniss zu der weitgehenden Zustimmung, mit welcher er die grosse Mehrzahl der okkulten Phänomene (vom Ahnungsvermögen bis zur Geistererscheinung) in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen hat. Da ich auch das Thema „Goethe und der Okkultismus" in einer, 56 Seiten umfassenden, keineswegs aber erschöpfenden Broschüre (erschienen bei O. Mutze, Leipzig) bereits behandelt habe,**) kann ich mich hier auf die Hervorhebung einiger wesentlicher Punkte beschränken. Ich wüsste unter den Vertretern des wissenschaftlichen Okkultismus — selbst du Prel nicht ausgenommen — nicht einen einzigen zu nennen, der an die okkulten Phänomene mit gleicher Unbefangenheit und gleich weitem Blick herangetreten wäre, wie der Weimarer Geistesfürst. Von den Aussprüchen Goethes, welche diese Behauptung zu erhärten geeignet sind, kommt vor allem das über die Seherin von Prevorst zum Kanzler Fr. v. Müller Gesagte in Betracht: „Diese wundersamen Kräfte müssen in der Natur des Menschen liegen." Goethe brauchte also zur

*) Goethe hat nämlich einmal geäussert: „Das Allervorzüglichste, was hervortritt, das Allermerkwürdigste, was begegnet, wird so lange verneint, als nur möglich ist. Dieser Wahnsinn unserer Zeit ist auf alle Fälle schlimmer, als wenn man das Ausserordentliche, weil es geschah, gezwungen zugab und dem Teufel zuschrieb."

**) Inzwischen sind in den „Psychischen Studien" zwei Nachträge erschienen: 1902, 5/6 Heft und 1903, 1/2 Heft.

Einsicht in die Existenz okkulter Kräfte und Fähigkeiten nicht erst durch Thatsachen gebracht zu werden, sondern er war von dieser Existenz vor aller Erfahruug vermöge seiner genialen Intuition überzeugt. Ganz besonders merkwürdig ist, dass die sämmtlichen Hauptmomente der okkultistischen Philosophie, welche bekanntlich in einen metaphysischen Individualismus ausläuft, sich auch bei Goethe finden, als da sind: die individuelle Präexistenz; die Einschränkung des Bewusstseins in Folge der irdischen Verkörperung, welche Einschränkung von Goethe einmal ausserordentlich glücklich als „körperliche Verdüsterung" der Entelechie bezeichnet wird; der Umstand, dass die organisirende Kraft des Menschen in ihm selbst wurzelt, so dass er sich als sein eigenes Werk zu betrachten hat; der Primat des Geistes, und endlich die Existenz eines Geisterreiches, ja einer ganzen übersinnlichen Welt. — Es ist kein Zweifel, wenn irgend ein -ismus den universellsten aller Geister für sich reklamiren dürfte, dann wäre es am allerehesten der Okkultismus, also der Todfeind des Materialismus. Nach zwei Richtungen geht Goethe über den wissenschaftlichen Okkultismus sogar hinaus: während dieser die Reïnkarnation dahingestellt sein lässt, scheint Goethe von der Wiedergeburt, auch auf einem andern Stern, fest überzeugt gewesen zu sein. Zum Andern hat er im Gegensatz zur okkultistischen Philosophie, welche die Herrschaft des Kausalitätsgesetzes für okkulte Vorgänge gleichfalls fordert, die Möglichkeit des Wunders im eigentlichen Sinne nicht von der Hand gewiesen. Damit nimmt er den denkbar freiesten und gerade seiner einzig würdigen Standpunkt ein, an welchen die materialistischen Pseudo-Freigeisterchen nicht entfernt heranreichen.

Nicht geringer als in der eben betrachteten Beziehung ist die Disharmonie zwischen Goethe und dem Materialismus hinsichtlich der weiterhin noch zu erörternden Merkmale. Da tritt uns im nächsten Anschluss an das Vorhergehende die eigentliche Kardinalfrage der Menschheit, die Frage von der Fortdauer nach dem Tode, entgegen. Hier haben wir es insofern mit einem doppelten Gegensatz zu thun, als es sich sowohl um die Ansichten über den Werth des Unsterblichkeitsglaubens, als um die Ueberzeugung von unserer Fortdauer handelt. Hat der Jenenser Pabst des Materialismus dekretirt, dass der definitive Verzicht auf den Unsterblichkeitsglauben für die Menschheit nicht nur keinen schmerzlichen Verlust, sondern einen unschätzbaren positiven Gewinn bedeuten würde, — so liegt von Goethe die Aeusserung vor: „Ich möchte keineswegs das Glück entbehren, an eine künftige Fortdauer zu glauben, ja ich möchte sagen, dass alle diejenigen auch für dieses Leben todt sind, die kein anderes hoffen." Und was die Ueberzeugung vom Weiterleben anlangt, so habe ich in der Schrift „Goethe und der Okkultismus" über zwei Dutzend Belege dafür beigebracht, dass der „grösste deutsche Denker" von dieser Ueberzeugung fest durchdrungen war. Es ist in hohem Grade bewunderungswürdig, wie

Goethe den Unsterblichkeitsgedanken, mit dem er sich offenbar sehr viel beschäftigt hat, auf so verschiedene und stäts ansprechende Weise wiedergeben konnte. Um dem Materialismus den Laufpass zu geben und zwar auf eine sehr unzweideutige Weise, genügt es vollkommen, nur den einen, gegen den Kanzler v. Müller gemachten Ausspruch anzuführen: „Es ist einem denkenden (!) Wesen durchaus unmöglich, sich ein Nichtsein, ein Aufhören des Denkens und Lebens zu denken, insofern trägt jeder den Beweis der Unsterblichkeit in sich selbst und ganz unwillkürlich.“ Ein strenggläubiger Materialist möchte freilich naiv genug sein, hierauf zu erwidern, dass Goethe in diesem Punkte sicherlich anderer Meinung geworden wäre, wenn er es erlebt hätte, wie wir es heutzutage thatsächlich „so herrlich weit gebracht.“ Haeckel wenigstens ist der Ansicht, dass man das „Unsterblichkeitsdogma“ noch vor 60 Jahren habe entschuldigen können, dass man aber heute in ihm einen bedauerlichen Anachronismus sehen müsse, weil es mit den sichersten Erfahrungssätzen der modernen Naturwissenschaft in unlösbarem Widerspruche stehe. Wer sich über die Grenzen des materialistisch-naturwissenschaftlichen Erkennens klar geworden ist, wird sich hier eines herzlichen Lachens nicht erwehren können. Zu jenen sichersten Erfahrungssätzen gehört u. A. die in der „düsteren, mechanisch-dogmatischen Marterkammer“ gewonnene Erkenntniss, dass der Geist das Produkt des Gehirns sein müsse, weil jede Verletzung eines bestinmten Gehirntheiles das Aufhören einer bestimmten Geistesthätigkeit zur Folge habe und weil mit der Zerstörung des Gehirnes das Denken ganz aufhöre. „Dieser Trugschluss,“ sagt du Prel einmal, „ist nun aber von ganz besonderer Bornirtheit. Man könnte ebenso gut sagen: Jede Verletzung des telegraphischen Apparates zieht eine bestimmte Schädigung der Depesche nach sich, und wenn der Draht durchschnitten wird, bleibt die Depesche ganz aus; also produzirt der Apparat die Depesche, und es ist ein Vorurtheil, zu meinen, dass hinter dem Apparat noch ein Telegraphenbeamter steckt.“ — Mit viel grösserem Rechte könnte man umgekehrt sagen, dass der Zweifel an der Fortdauer nach dem Tode vor 60 Jahren noch entschuldbar war, dass aber seit der durch okkulte Phänomene herbeigeführten Begründung der Transscendental-Psychologie die Wahrscheinlichkeit der individuellen Fortdauer heute nahezu zur Gewissheit geworden ist.

Ebenso leicht wie mit dem Unsterblichkeits-Problem macht die materialistische Wissenschaft es sich mit der Frage von der Sittlichkeit der Weltordnung. Haeckel sagt z. B.: „In der gesammten Astronomie und Geologie, in dem weiten Gebiet der Physik und Chemie spricht heute Niemand mehr von einer sittlichen Weltordnung . . . . Das selbe gilt auch von dem gesammten Gebiet der Biologie.“ Daraus geht zweifellos hervor, dass das chemische und das physikalische Laboratorium bei der Lösung der in Rede stehenden Frage mitzusprechen haben. Angesichts

der Beschränktheit, welche der Materialismus in diesem Punkte, wie freilich auch in vielen anderen, an den Tag legt, kann man mit Nietzsche nur bedauern, dass die Schriftsteller nicht als Missethäter angesehen werden, welche nur in den seltensten Fällen Freisprechung oder Begnadigung verdienen. Goethe aber, dessen ganze Denkweise ein grosses Zeugniss zu Gunsten der Sittlichkeit der Weltordnung ist, würde für das eben erwähnte Dekret Haeckels kaum etwas anderes übrig gehabt haben, als etwa die Worte: „Gewissen Geistern muss man ihre Idiotismen lassen."

Da andere Philosopheme mit den besprochenen in nahem Zusammenhange stehen, kann ich mir ihre Erörterung füglich ersparen, um jetzt noch auf ein letztes, aber nicht geringes Unterscheidungsmerkmal hinzuweisen, auf das Verhältniss zur Religion und insbesondere zum Christenthum. Wie bei der Berührung des Pantheismus oben schon angedeutet wurde, ist es nur eine hohle Phrase, wenn der Materialismus das Wort von der Einheit von Gott und Natur in den Mund nimmt, da die Welt des Materialisten nichts enthält, was die Bezeichnung Gott auch nur leise gerechtfertigt erscheinen liesse; fehlt es ihr doch an jedem inneren Zusammenhang. Wiederum eine Phrase ist es, wenn Haeckel behauptet: „Das ethische Bedürfniss unseres Gemüths wird durch den Monismus ebenso befriedigt, wie das logische Kausalitäts-Bedürfniss unseres Verstandes." Wenn es zwar genug Materialisten geben mag, deren Verstand keine höheren Ansprüche macht, so muss man denn doch bezweifeln, ob ein noch so armes Gemüth sich von den materialistischen Lehren vollkommen befriedigt fühlen kann. Wohl gemerkt, es handelt sich um die Gemüthsbefriedigung eines Wesens, das sich darüber klar geworden: dass es keine einheitliche Selbständigkeit besitzt, sondern nur ein zufälliges und sinnloses Aggregat von Chemikalien ist; dass ihm an äusserster Bedeutungslosigkeit der winzigste Bacillus nicht nachsteht; dass es mit dem Tode der definitiven Vernichtung anheimfällt; und dass ihm das Bewusstsein, dem diese zermalmenden Einsichten entstammen, noch dazu als ein „Central-Mysterium" erscheint (zeitweilig kommen dem Materialisten gewisse Probleme trotz allen Räthsellösungen sehr mysteriös vor). Die gedachten und andere Phrasen müssen gedroschen werden, um einen Versuch zu motiviren, wie er an Tollkühnheit seines Gleichen sicherlich nicht aufzuweisen hat: den Versuch nämlich, den materialistischen „Monismus" nicht etwa nur als Ersatz für die Religion hinzustellen, sondern ihn als neue Religion selbst anzubieten. In den zu Naturalien-Sammlungen umgewandelten Gotteshäusern „wird an Stelle des Hochaltars eine Urania treten, welche an den Bewegungen der Weltkörper die Allmacht des Substanzgesetzes darlegt." Die Frage, welchen Trost und Halt die neue Religion den von den Leiden des Lebens Bedrückten gewähren könnte, lässt Haeckel natürlich unberührt, weil ihm, der zwar „in Affenseelen Bescheid wissen mag" (Adickes), das Menschengemüth thatsächlich fremd zu sein scheint.

Auf Haeckel stimmt in ausgesprochenster Weise, was Chamberlain am Schlusse seiner „Worte Christi“ so treffend gesagt hat: „Wer den Menschengeist für reich, für allvermögend hält, wird bettelarm an Gemüth sein, unzugänglich der religiösen Verklärung des Lebens.“

Und nun gar Materialismus und Christenthum! Hier kann freilich nicht etwa von Beziehungen die Rede sein, sondern höchstens danach gefragt werden, was der typische Materialist vom Christenthum weiss und wie er es bewerthet. Haeckel hat uns selbst berichtet, dass man ihm vorgeworfen, er verstehe vom Christenthum so viel, wie der Esel von den Logarithmen. Nach der Art und Weise zu urtheilen, wie er das Christenthum in den „Welträthseln“ angegriffen hat, dürfte jener boshafte Vergleich heute noch ebenso angebracht sein wie früher. Wer sich über die unerquicklichen Einzelheiten orientiren will, der nehme ausser der Quelle Loofs' „Anti-Haeckel“ zur Hand. In einem Punkte sympathisirt übrigens Haeckel mit dem Christenthum: in der altruistischen Moral. Da er sie jedoch mit seiner Lehre nicht zu begründen vermag, kann in diesem, vermuthlich auf Senilität zurückzuführenden Verhalten nur Inkonsequenz und Mangel an Muth erblickt werden; denn der konsequente Materialismus muss zur egoistischen Herrenmoral führen, wie denn auch Lange („Geschichte des Materialismus“) erklärt hat, dass es der Welt dann am Besten gehe, wenn „die Individuen am Ungestörtesten ihre eigenen Interessen verfolgen.“ Die Herrenmoral aber hat „vergebens im Neuen Testament auch nur nach Einem sympathischen Zuge ausgespäht“ und das Christenthum gerade im Hinblick auf seine Moral den „einen unsterblichen Schandfleck der Menschheit“ geheissen.

Und wie hat Goethe sich zu Religion und Christenthum verhalten? Wer ihn wenig genug kennen sollte, um zu bezweifeln, dass er ein im besten Sinne religiös denkender und fühlender Mensch gewesen, der sei auf zwei Bücher verwiesen, die geeignet sind, einen derartigen Zweifel gründlich zu zerstreuen: Vogel, „Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion“ und Filtsch „Goethes religiöse Entwicklung.“ Hat der eine Verfasser auf 236 Seiten nicht weniger als 903 Aussprüche zusammentragen können, welche mit verschwindenden und belanglosen Ausnahmen zeigen, dass Goethes ganzes Streben einen festen Grund in seinem Glauben an das Göttliche gehabt und dass er hinter jedem Vergänglichen ein Ewiges gesucht, — so wird eben dies vom andern Verfasser dadurch bestätigt, dass er den ganzen Lebensweg des grossen Mannes vom religiösen Standpunkt aus chronologisch verfolgt. Dass Goethe zudem einen ausgesprochenen Hang zur Mystik gehabt, glaube ich selbst mit meiner oben erwähnten Schrift hinlänglich erhärtet zu haben; Mystik und Religiosität gehen aber nur zu gerne Hand in Hand.

Um hier wenigstens an einige Zeugnisse für die religiöse Gesinnung zu erinnern, wie Goethe sie in allen Lebensaltern gehegt, seien aus der

Fülle der Beweise etwa die folgenden heraus gegriffen. 1774 äusserte Goethe („Wahrheit und Dichtung, XIV): „Der Glaube ist ein grosses Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und diese Sicherheit entspringt aus dem Zutrauen auf ein übergrosses, übermächtiges und unerforschliches Wesen. Auf die Unerschütterlichkeit dieses Zutrauens kommt alles an." 1779 schrieb er an Lavater: „Mein Gott, dem ich immer getreu geblieben bin, hat mich reichlich gesegnet im Geheimen." In „Israel in der Wüste" (1797) heisst es: „Das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Konflikt des Unglaubens und Glaubens. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, in welcher Gestalt er auch wolle, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mitwelt und Nachwelt." In den „Annalen" von 1805 lesen wir in Bezug auf Kloster Bergen bei Magdeburg: „Dort wirkte Abt Steinmetz im frommen Sinne, vielleicht einseitig, doch redlich und kräftig. Und wohl bedarf die Welt in ihrer unfrommen Einseitigkeit auch solcher Licht- und Wärmequellen, um nicht durchaus im egoistischen Irrsale zu erfrieren und zu verdursten." 1815 sagte Goethe zu Boisserée: „Ueber viele Dinge kann ich nur mit Gott reden." 1823 schrieb er an Auguste, geb. Gräfin Stolberg: „Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und Anderen gemeint und bei allem irdischen Treiben immer auf das Höchste hingeblickt." Der Ehrfurcht vor dem Unerforschlichen und Göttlichen, welche einen immer wiederkehrenden Zug seiner religiösen Gesinnung bildet, gab er einmal gegen Soret (1823) besonderen Ausdruck mit den Worten: „Die Leute traktiren ihn (Gott), als wäre das unbegreifliche, gar nicht auszudenkende höchste Wesen nicht viel mehr als ihresgleichen. Sie würden sonst nicht sagen: der *Herr Gott*, der *liebe Gott*, der *gute Gott*. — Wären sie durchdrungen von seiner Grösse, sie würden verstummen und ihn vor Verehrung nicht nennen mögen."

Goethes Religiosität wird übrigens viel weniger bestritten, als sein Christenthum. Vermochte er, wie man mit Recht geltend machen kann, der kirchlichen Form allerdings keinen Geschmack abzugewinnen, so stand er, zumal in seiner Vollendung, dem Christenthum Christi doch so nahe, wie es jene Oberflächlichen sich nicht träumen lassen, die etwa nur davon gehört, dass er sich selbst einen Heiden genannt, dass er einmal von dem „Märchen von Christus" gesprochen, oder gar ein Epigramm gedichtet hat, in welchem das Kreuz — angeblich — mit drei anderen, ihm sehr widerwärtigen Dingen auf die selbe Stufe gestellt wird.*) Es ist nur zu leicht

*) Dieses Epigramm lautet:

Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld' ich mit ruhigem Muth, wie ein Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider
Viere, Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und †.

Die oberflächliche und übelwollende Ansicht, dass das Zeichen † das Symbol des

begreiflich, dass ein so vielseitiger und von Stimmungen so sehr abhängiger Mensch, wie Goethe es war, sich während seines langen Lebens über gar manche Dinge verschieden ausgesprochen und im Missmuth wohl auch ein hartes Wort hat fallen lassen. Auf vorübergehende Verstimmungen und auf den, namentlich in Italien eingesogenen Priesterhass, sind denn auch die wenigen ungerechten und verletzenden Ausfälle gegen das Christenthum zurückzuführen, wenn schon andererseits zugegeben werden muss, dass Goethe in seinen mittleren Lebensjahren aus dem Gedankenkreise des historischen Christenthums sich eine Zeit lang entfernt hat. Aber schon während seines freundschaftlichen Verkehres mit Schiller beginnt er, sich dem Christenthum wieder zu nähern, um es mit zunehmenden Jahren mit immer grösserer Wärme und Verehrung zu umfassen. Es ist ausserordentlich vielsagend, dass man, wie Filtsch es an sich erlebt hat, zu Christus und seinem Evangelium zurückgelangen kann, wenn man Goethes Stellung zur Religion verfolgt.

„Man muss ihnen bisweilen einen Knochen hinwerfen, an dem sie etwas zu nagen haben," hat der Altmeister sich einmal vernehmen lassen. Man wird nicht fehlgehen, wenn man zu diesen Knochen das eine oder andere jener antichristlichen Schlagwörter wirft, deren Abnagung die Materialisten gar so sehr ergötzt. Trotzdem mag es nicht überflüssig sein, solch spärlichen Knochen eine grössere Zahl warmblütiger, wohlüberlegter und Goethes eigentliche Gesinnung widerspiegelnder Aeusserungen entgegenzusetzen: In „Wahrheit und Dichtung" (VII) heisst es: „Ich für meine Person hatte die Bibel lieb und werth; denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig. Die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bei mir eingedrückt und war auf die eine oder andere Weise wirklich gewesen. Mir missfielen daher die ungerechten, spöttlichen und verdrehenden Angriffe." Im folgenden Buche seiner Lebensbeschreibung sagt Goethe: „Ich hätte nicht recht gewusst, mich ohne Gefühl und Enthusiasmus mit dem Neuen Testament zu beschäftigen." Im XII. Buche des gleichen Werkes macht er gelegentlich einer ausführlichen Besprechung der Bibel die Bemerkung: „ . . . . und hatte überhaupt zu viel Gemüth an dieses Buch verwandt, als dass ich es jemals wieder hätte entbehren sollen." Im XV. Buche endlich spricht er davon, dass ihm seine „Neigung zu den heiligen Schriften, so wie zu dem Stifter und den früheren Bekennern, nicht getrübt werden

---

Christenthums bedeute, wird merkwürdiger Weise auch von Filtsch getheilt, weshalb er sagt, es sei immerhin bemerkenswerth, dass Goethe nicht das Wort, sondern nur das Zeichen gesetzt habe. Zweifelsohne sind aber jene Ausleger im Recht, welche behaupten, es handle sich lediglich um vier übelriechende Dinge, deren viertes Goethe nicht habe nennen mögen. — Und was das „Märchen von Christus" betrifft, so soll dieses Wort zuerst vom Pabst Leo X. in den Mund genommen worden sein: „Wie sehr uns und den Unsrigen das Märchen von Christus zu Statten gekommen, des sind die Jahrhunderte Zeuge."

konnte.“ Im „Brief des Pastors zu ***“ (1773) steht: „Ich weiss nicht, ob man die Göttlichkeit der Bibel einem beweisen kann, der sie nicht fühlt. Wenigstens halte ich es für unnöthig.“ In der „Geschichte der Farbenlehre“ findet sich die Stelle: „Jene grosse Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern und Geschlechtern der Erde gewidmet worden, verdankt sie ihrem inneren Werthe.“ In den „Noten zum Divan“ heisst es: „Dagegen gebührt der christlichen Religion das höchste Lob, deren reiner, edler Ursprung sich immerfort dadurch bethätigt, dass nach den grössten Verirrungen, in welche sie der dunkle Mensch hineinzog, ehe man sich's versieht, sie sich in ihrer ersten lieblichen Eigenthümlichkeit als Mission, als Hausgenossen- und Brüderschaft zur Erquickung des sittlichen Menschenbedürfnisses immer wieder hervorthut.“ „Zur Deutschen Litteratur“ schreibt Goethe (1818): „Niemals können wir die Bildung verleugnen, die wir von der Bibel hergenommen haben, einer Sammlung bedeutender Dokumente, welche bis auf die letzten Tage einen lebendigen Einfluss hat, ob sie uns gleich so fern liegt und so fremd ist, als irgend ein anderes Alterthum. Dass wir sie näher fühlen, kommt daher, weil sie auf Glauben und höchste Sittlichkeit wirkt, da andere Litteraturen nur auf Geschmack und mittlere Menschlichkeit hinleiten.“ Kanzler v. Müller registrirt (1821): „Was hat denn der christlichen Religion den Sieg über alle anderen verschafft, wodurch ist sie die Herrin der Welt geworden und verdient es zu sein, als weil sie die Wahrheiten der natürlichen Religion in sich aufgenommen hat?“ Die „Sprüche in Prosa“ (Ethik III) enthalten die Stelle: „Deshalb ist die Bibel ein ewig wirksames Buch, weil, so lange die Welt steht, Niemand auftreten und sagen wird: ich begreife es im Ganzen und verstehe es im Einzelnen. Wir aber sagen bescheiden: im Ganzen ist es ehrwürdig und im Einzelnen anwendbar.“ In den „Wanderjahren“ (III, 11) lesen wir: „Dass der Mensch ins Unvermeidliche sich füge, darauf dringen alle Religionen; jede sucht auf ihre Weise mit dieser Aufgabe fertig zu werden. Die christliche hilft durch Glauben, Liebe, Hoffnung gar anmuthig nach; daraus entsteht dann die Geduld, ein süsses Gefühl, welch' eine schätzbare Gabe das Dasein bleibe, auch wenn ihm anstatt des gewünschten Genusses das widerwärtigste Leiden aufgebürdet wird. An dieser Religion halten wir fest, aber auf eine eigene Weise.“ An Zelter schrieb Goethe (1832): „Dass ich das Kreuz als Mensch und als Dichter zu ehren und zu schmücken verstand, habe ich in meinen Stanzen bewiesen.“ Gegen Eckermann äusserte der Weise von Weimar (1829): „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat, und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keine Stütze“ und (1832) — *last not least* —: „Mag die geistige Kultur nur immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und in die Tiefe

wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Kultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen."

Auf die mit besonderer Vorliebe geklingelte Phrase vom „alten Heiden" kann endlich sogar mit einer direkten Gegenäusserung Goethes erwidert werden, aus welcher man mittelbar schliessen darf, dass das ästhetische Moment den Ausschlag gegeben haben mag, als er sich einst selbst einen Heiden genannt hatte. Zum Kanzler v. Müller sagte Goethe nämlich (1830): „Sie wissen, wie ich das Christenthum achte, oder Sie wissen es vielleicht auch nicht; wer ist denn noch heutzutage ein Christ, wie Christus ihn haben wollte? Ich allein vielleicht, ob ihr mich gleich für einen Heiden haltet." Dies zu bezweifeln, möchte man weder Recht noch Lust haben, wenn man ein zeitgenössisches Urtheil hört, wie es Varnhagen von Ense abgegeben hat: „Sein Herz hegt die reinste, wärmste Liebe, er ist gotterfüllt, echt fromm und heilig in seinem tiefsten Wesen. Er macht keine Worte von Christus, er prahlt nicht mit seinem Bekenntnis auf ihn, aber Jesus hätte ihn zum theuersten Freunde gehabt, wäre er ihm begegnet." Und dass Goethe seine christliche Gesinnung auch in die That umgesetzt, dafür gibt es wiederum genug der Zeugnisse; man lese allenfalls nur das Kapitel „Frömmigkeit" in Wilhelm Bodes trefflichem Buche „Goethes Lebenskunst."

Fürwahr, wer da glaubt, sich von Richard Wagner abwenden zu müssen, weil dieser „unter dem Kreuze zusammengebrochen" sei, der lasse nur ja auch Goethe fahren; denn hinsichtlich ihrer Stellung zum Christenthum herrscht zwischen beiden Heroen zum mindesten völlige Uebereinstimmung.

Die lange Reihe der schreienden und unversöhnlichen Gegensätze zwischen Goethe und dem Materialismus wüsste ich, anknüpfend an den religiösen Gesichtspunkt, nicht besser abzuschliessen, als durch Gegenüberstellung zweier ungemein beredter Bilder: Was Goethe den „uralten heiligen Vater" nennt, dessen „letzten Saum seines Kleides" er demüthig küsst, „kindliche Schauer treu in der Brust", — das erweckt im Materialisten lediglich die „paradoxe Vorstellung Gottes als eines gasförmigen Wirbelthieres" (Haeckel)!

„Tristan und Isolde."

Von Heinrich Porges.

Zweiter Aufzug.

Die Instrumentaleinleitung des 2. Aktes ist ein Bild des von glühender Erwartung erfüllten Wesens Isoldens. Ihr leidenschaftliches Ungestüm, mit dem sie alle Hemmnisse sprengen möchte, die sie von dem einzig Geliebten trennen, weckt in uns selbst ein Gefühl seeligen Grauens. Mit einem vor Ungeduld pochenden Herzen lauscht sie in die Ferne und wiegt sich in vorahnenden Träumen des sie erwartenden Glückes, das ihre von Sehnsucht geschwellte Seele in glühender Freude aufjauchzen lässt. Diesen Reichthum verschiedener Gefühle führt uns der Tondichter in stätigster Folge, und geeinigt durch das Band der gemeinschaftlichen Stimmung unruhigster Erwartung vor. Hat er uns so mit dem Seelenleben des Menschen vertraut gemacht, dessen Handeln und Thun er uns später in unmittelbarer Gegenwart zeigen wird, so versteht er nicht minder in dem Moment, wo der Vorhang aufgeht, und eine zauberische sternenhelle Sommernacht unsere Sinne wie mit würzigen Düften zu berauschen scheint, das geheimnisvolle Dämmerleben der Natur zur Aussprache zu bringen. Von ferne ertönt der Jagdruf der Hörner und Wagner hat mit einem nur der höchsten schöpferischen Kraft verliehenen Gelingen diesen objektiven Vorgang mit der Stimmung der Naturumgebung und dem Gemüthsleben des im Vordergrunde stehenden Menschen zu einer untrennbaren Einheit verschmolzen. Dem analysirenden Blicke des Musikers ist es möglich sich von der Art und Weise dieser Vereinigung Rechenschaft zu geben. Er erkennt, wie in dem eigenthümlichen Auftreten des C-moll-Dreiklanges auf dem Orgelpunkte F vorzugsweise der Grund zu suchen ist, dass die Melodie des Jagdrufes, bei aller Frische ihres Charakters, wie in ein mystisches Helldunkel gehüllt erscheint.

Dem sich entfernenden Jagdtrosse späht Brangäne von den Stufen des Gemaches aus nach; ihr folgt Isolde, deren nicht mehr zu hemmende Liebessehnsucht im Orchester einen schmerzlich drängenden Ausdruck findet.

Hörst du sie noch?
Mir schwand schon fern ihr Klang

sind ihrer ersten von bebender Gluth erfüllten Worte. Doch von Neuem wird der Jagdruf vernommen, und Brangänens Antwort, in der im Gegensatze zu der subjektiven Erregtheit Isolde's gleichsam die Stimmung der Scene sich kundgibt, lautet:

Noch sind sie nah':
deutlich tönt's daher.

Mit gespannten Sinnen lauscht Isolde in die Ferne. In zwei Takten der Orchesterbegleitung ist ihr Seelenzustand mit ebenso realistischer Wahrheit, wie idealem Zauber dargestellt. Wir glauben selbst zu fühlen, wie Isolde den Atem zurückhält, und die sinnliche Klangwirkung des im äussersten Pianissimo ausgeführten Tremolandos der Streicher vereinigt mit einer höchst originellen Folge der Sextakkorde von Es-dur und D-moll gleicht in ihrer magischen Wirkung dem auf grünen Blättern dahinzitternden Strahle. Wie aus stiller Heimlichkeit des Herzens steigt eine rezitativische Melodie der Clarinette von den tiefsten Tönen beginnend empor: wonnigstes Liebesglück atmend. Bei Isolde's Worten:

Sorgende Furcht
beirrt dein Ohr,
dich täuscht des Laubes
säuselnd Getön
das lachend schüttelt der Wind

vernehmen wir im Orchester das Motiv des Jagdrufs in weicheren Tonfarben, als wenn es in ihre Seelenstimmung getaucht wäre. Die Betonung dieser Stelle ist von ebenso sprachmelodischer Schönheit, wie plastischer, die poetische Vorstellung tonbildend darstellender Bestimmtheit. Mit angsterfüllter Unruhe unterbricht sie Brangäne:

Dich täuscht deines Wunsches
Ungestüm
zu vernehmen, was du wähnst: —
ich höre der Hörner Schall.

Die selbe Melodie, welche in der Einleitung mit dem Ausdrucke der höchsten Freude erschienen war, trägt hier den Charakter bangster, quälendster Sorge. Bei Brangänens letzten Worten hören wir den Jagdruf wie in weiter Ferne verklingen; in allmählichem Verlöschen scheint er in das Weben des Waldes dahin zu schwinden. Doch die bange Schwüle der Stimmung des Momentes löst sich in Isolde's Innern in seeliges Träumen auf.

Nicht Hörnerschall
tönt so hold;
des Quelles sanft
rieselnde Welle
rauscht so wonnig daher u. s. w.

Hier hat Wagner den wunderbaren Wohllaut der Sprache durch süssesten melodischen Ausdruck und eine zu ätherischer Schönheit vergeistigte Instrumentation fast noch überboten. Die idyllische Ruhe des Naturlebens dient nur als ein Mittel, das wonnige Wogen des Herzens zur objektiven Darstellung zu bringen. Der unsägliche Reiz, welchen derartige Gebilde ausüben, beruht vorzugsweise darauf, dass das unbewusste Leben der Natur doch in jedem Momente von dem Reflexe des bewussten Geistes angehaucht

erscheint. — In Isolde's Herzen bricht jetzt die Sehnsucht nach dem Geliebten mächtig hervor; die letzten Worte: „willst du ihn fern mir halten?“ ruft sie mit einem leidenschaftlichen Ungestüm, das Brangäne mit grausendem Entsetzen erfüllt. Nur zu klar sieht sie das unausweichliche Geschick voraus. In ihren Worten:

Weil Du erblindet,
wähnst du den Blick
der Welt erblödet für euch?

ist mit typischer Allgemeingültigkeit der Seelenzustand jedes von gewaltiger Leidenschaft Geblendeten ausgesprochen. In der sich hieran anschliessenden Erzählung Brangänens der zwischen dem 1. und 2. Akte vorgefallenen Ereignisse hat Wagner wieder mit eminenter Kunst den fortlaufenden e p i s c h e n Faden der Handlung in die Entwicklung des Dramas hinein verwebt. Indem wir hier zuerst von Melot sprechen hören, gibt uns der Dichter keine blos äusserliche Kunde von ihm, sondern er zeichnet gleich mit bestimmtesten Zügen ein Bild seines Charakters. Wir wissen und fühlen sofort, wie gerade durch ihn die Katastrophe herbeigeführt werden wird. Es ist gleichsam die innere Dialektik des Dramas, die sich unsern Blicken enthüllt. Der ganze Vorgang der Ankunft Isolde's, wie Marke sie aus Tristans „bebender Hand“ empfangen, tritt mit einer Anschaulichkeit vor unsere Seele, als wenn wir Selbsterlebtes uns in der Erinnerung wieder vergegenwärtigten. Der melodische Ausdruck schliesst sich mit sprechender Bestimmtheit an den Inhalt des Erzählten an; eine Fülle feinster musikalischer Züge ist in ihm enthalten.

Doch Isolde, deren Seele ganz von täuschendem Liebeswahn erfüllt ist, hört auf kein Warnen. Mit steigendem Ungestüm dringt sie in Brangänen, Tristan das ersehnte Zeichen zu geben und des Lichtes „scheuchenden Schein“ zu löschen. In den Worten Isolde's:

Dass ganz sie sich neige,
winke der Nacht!
Schon goss sie ihr Schweigen
durch Hain und Haus;
schon füllt sie das Herz
mit wonnigem Graus

hat der Dichter mitten im Drängen der Leidenschaft dem Gefühle jener mystischen Ruhe einen Ausdruck gegeben, wie wir sie nur empfinden, wenn das geheimnissreiche Leben der Natur unmittelbar unser Inneres berührt. Doch nicht lange verharrt Isolde in dieser sich selbst vergessenden Stimmung; sie dient nur dazu ihre innere Gluth bis zum Aeussersten zu steigern. In ihrem Ausrufe:

O lösche das Licht nun aus!
Lösche den scheuchenden Schein!
Lass meinen Liebsten ein!

bricht diese mit nicht mehr zu hemmender Gewalt hervor. Im Tone ihrer Stimme liegt der Ausdruck des freudigsten Muthes, dem auch das Opfer des Lebens kein zu hoher Preis für das erreichte Liebesglück wäre.

Während Isolde immer mehr von der sie erfüllenden gewaltigen Leidenschaft hingerissen wird, erwacht in Brangäne gerade unter diesem Eindrucke das klarste Bewusstsein der drohenden Gefahr. In jammernder Verzweiflung klagt sie sich selbst als die unmittelbarste Ursache von Isolde's „schmählichster Noth" an. Wir erlangen hier zugleich einen Einblick in den innersten Kern ihres Charakters. Die Wurzel ihres Wesens bildet ihre innige Anhänglichkeit an Isolde, welche besonders in der Betonung der Worte:

Dass ich untreu
einmal nur
der Herrin Willen trog!

einen ebenso herzlichen wie anmuthigen Ausdruck findet. Doch Isolde sieht auf sie, deren Herz von Sorge und schneidendem Weh erfüllt ist, mit dem Lächeln zweifelloser Ueberlegung herab. Im Ausdruck ihrer Rede liegt eine nur auf der Stufe der höchsten Geistesfreiheit sich entbindende Ironie, die zugleich dem philosophischen Charakter ihrer Worte entspricht. Sie preist die Liebe, als des Weltenwerdens Walterin, der Leben und Tod unterthan sind; und wenn der Dichter hier tiefe Wahrheit mit allem Zauber der Schönheit umkleidet, so hebt uns der Musiker in eine Sphäre des Ideals, dass wir im reinen Aether des Geistes zu atmen glauben.

Die selbständige Führung des Orchesters gegenüber dem Gesange ist von herrlicher Wirkung. In Isolde's Worten liegt der Ausdruck des kühnsten Muthes; ihre Persönlichkeit verklärt sich in diesem Moment zum Ideal, aus der leidenschaftlich Liebenden wird eine hehre Priesterin. Im Orchester treten das Liebes- und das Todesmotiv in meisterhaft gefügter Verbindung gleichzeitig auf. Die Töne werden zum lebendigen Wiederschein des Gedankens. So mildert der Tondichter den grauenerweckenden Eindruck des Todesmotivs durch eine hinzutretende, wie anmuthig spielende rhythmische Figur der Holzbläser.

Isolde's Herz durchströmt neue und gesteigerte Liebesgluth. Wir fühlen, wie sie von einer Macht erfasst ist, der sie wahllos folgen muss. In einem Gesange von hinreissender Melodik, der wie eine sich zur vollsten Schönheit entfaltende Blüthe aus der vorangegangenen Situation hervorspriesst, konzentrirt sich alle Wonne ihrer Seele. Alle Seeligkeit und Innigkeit der sich hingebenden Liebe gelangt darin zur Aussprache. Das verzweifelte Flehen Brangänens, nur heute die Fackel nicht zu löschen, dient nur dazu in Isolde's Herzen den todesmuthigen Heroismus der Liebe in aller dämonischen Grösse wachzurufen. Von einziger Wirkung ist in der Betonung der Worte: „Die im Busen mir die Gluth entfacht" das Beharren der Singstimme auf einem und dem selben Tone, welcher durch die in leiden-

schaftlichstem Wogen wechselnden Harmonien des Orchesters in jedem Momente in neuer Färbung erscheint, und zugleich einer unbeugsamen Energie als Ausdruck dient. Von einer brausenden Wonne erfüllt (die uns besonders bei dem Auftreten des Emolldreiklang durchschauert) ruft Isolde:

Frau Minne will
es werde Nacht,
dass hell sie dorten leuchte,
wo sie dein Licht verscheuchte. —

Zaglos ergreift sie die Fackel und verlöscht sie am Boden. Mit furchtbarem Dräuen, gleich einer Stimme des Weltgerichtes, ertönt im Orchester das Todesmotiv. Indem die wechselnden Harmonien des Themas durch den dröhnenden Orgelpunkt F wie mit einer eisernen Klammer zusammengehalten werden, wird sein schreckenvoller, unerbittlicher Charakter noch gesteigert. Das Orchester ist hier wie ein einziges Rieseninstrument behandelt, und mir scheint diese Stelle in besonders beredter Weise auf die eigenthümliche Sphäre hinzudeuten, in welcher die Instrumentalmusik immer als mächtig gebietende Alleinherrscherin dastehen wird. Es sind dies jene Momente des Geisteslebens, wo der Mensch dessen inne wird, wie sein persönliches Dasein nur ein Glied in der Kette des Weltganzen ist; bei denen die Nichtigkeit der einzelnen Individualität uns in furchtbarer Weise zum Bewusstsein gebracht wird. Eine chromatische Figur, die Fortführung einer früher mit dem Charakter seeligen Liebesträumens auftretenden Melodie, die mit schneidender Kraft in den höchsten Tonlagen einsetzt, um wie in mystischem Dunkel in der Tiefe zu verschwinden, erregt in uns das Gefühl der Todeswonne, wie es Isolde's Herz durchströmt. Bange Stille der Erwartung folgt diesem Momente, in dem wir die furchtbar-erhabene Majestät des Todes von Angesicht zu Angesicht zu sehen glaubten.

Brangäne wendet sich bestürzt ab, um auf einer äusseren Treppe die Zinne zu ersteigen, wo sie langsam verschwindet. Dieser äussere Vorgang bildet die entsprechende Analogie zu dem innern Erlebnisse, und wir machen hierauf besonders aufmerksam, weil man durch ein Verstehen des Zusammenhanges zwischen den Handlungsmomenten und den im Orchester ausgesprochenen Gemüthsstimmungen den Kern des Wagner'schen Prinzipes verstehen lernt, welches eben darin besteht, immer die innigste Harmonie: das ist eine wahre Styleinheit, zwischen den verschiedenen Faktoren des musikalischen Dramas herzustellen. — Im Orchester vernehmen wir jetzt jenen Theil der Einleitung des 2. Aktes, in welchem die sehnsuchtsvolle Erwartung Isolde's einen so poetischen Ausdruck findet. Auch hier tritt der scenische Vorgang als ergänzendes Moment hinzu. Eine kleine, aber höchst ausdrucksvolle Phrase der Holzbläser tönt wie ein aus innerster Seele hervordringender ungeduldiger Ruf Isolde's, mit dem sie Tristan zur Eile antreibt. Da erblickt ihr Auge den herannahenden Freund: ein Strahl des Entzückens fährt über ihr Antlitz. Die Spannung des Moments erreicht

den höchsten Grad. Im Orchester, dem in der künstlerischen Darstellung der Situation hier die Hauptaufgabe zufällt, gibt der Tondichter ein ausserordentlich realistisches Bild des Vorgangs. In der melodisch aufsteigenden Figur der Bässe glauben wir die Schritte des heraneilenden Tristan zu vernehmen, und die letzten Takte sind der Ausdruck eines nicht mehr zu unterdrückenden, das Herz zum Zersprengen erfüllenden Sehnens. In den mit aller Kraft elementaren Empfindens ausgestossenen Rufen: „Tristan! Isolde!“ steigert sich die Intensität des Gefühls zur äussersten Höhe, die in der mit jubelndem Entzücken aufjauchzenden Melodie des Orchesters zum vollen Ausklingen gelangt. Die Freude des Wiedersehens ist noch nie mit glühenderen Farben künstlerisch gestaltet worden. Beim blossen Lesen der Dichtung erfassen wir nur einen matten Abglanz der wunderbaren Fülle des Lebens, die in dieser Scene zur Darstellung gelangt. Hier ist das Wort gleichsam nur die letzte Spitze des intensivsten Empfindens. In der fessellosen Aussprache des Gefühls berührt der Tondichter den äussersten Grenzpunkt, bis zu welchem die Musik gehen darf, ohne aufzuhören Gestalt und Form zu besitzen. In den Ausrufen des Entzückens Tristans und Isoldens, die das unendliche Glück sich anzugehören gar nicht zu fassen vermögen, in ihrer in der Ueberfülle der Freude den Zweifel gleichsam suchenden Fragen, hat aber der Dichter jeden flüchtigen Zug der Physiognomie poetisch und musikalisch fixirt, und hiermit ein Gegengewicht gegen die expansive Ausbreitung des Gefühlslebens geboten. Leidenschaft, Innigkeit und Kraft vereinigen sich in der Betonung der Worte:

O Wonne der Seele!
O süsse, hehrste,
kühnste, schönste,
seeligste Lust!

in denen wir den Höhepunkt der Situation erkennen. Es ist dies der erste Ziel- und Ruhepunkt des zweiten Aktes. Tristan und Isolde stehen sich hier als Persönlichkeiten noch selbständig gegenüber, deshalb durchdringen sich in ihren jubelnden Ausrufen der Freude hingebendste Liebe mit der Energie eines heldenhaften Muthes.

Man hat bei Beurtheilung von Wagners Dichtung manchmal die Ansicht aufgestellt, es gelange in ihr mehr das elementare Walten der Natur zur Aussprache, als die sittliche Seite der Persönlichkeit. Wir müssen diese, trotz des Scheines einiger Berechtigung, der ihr innewohnt, zurückweisen. Wenn Wagner in seinem Werke den Menschen von der grossen Macht der Natur erfüllt zeigt (deren Zwange wir alle unterworfen sind), so erweist er sich eben dadurch als ein echter Künstler, welcher „der Leidenschaft freie Töne“ in einer Weise zur Aussprache bringt, dass er hierin wohl das Höchste geleistet hat, wozu sich Poesie und Musik zu erheben im Stande sind. Deshalb tritt aber bei ihm die ethische Seite nicht in den Hintergrund. Und gerade der Moment des Dramas, bei dem wir uns jetzt befinden,

soll uns als Zeugniss dienen, wie es nicht nur das blinde Walten der Natur ist, das seine Helden erfüllt, sondern wie in gleichem Grade die menschliche Persönlichkeit zu ihrem unveräusserlichen Rechte gelangt. Auf den ersten Blick könnte man glauben, dass man an dieser Stelle der Dichtung, wo, wie wir oben bemerkten, die elementare Macht des Empfindens die wesentliche Grundlage bildet, am wenigsten von dem Wirken der sittlichen Persönlichkeit wahrnehmen könnte. Dies ist nur ein trügerischer Schein. Durch ein Erfassen dieses Momentes erkennen wir, wie gerade hier die sittliche Energie in positivster Weise sich äussert. Nur wenn wir die aus innerster Tiefe des Herzens hervorquellende Macht der Liebe mitempfunden haben, wie sie in der Betonung der Worte: „Tristan m e i n! Isolde m e i n!“ einen so hinreissenden Ausdruck findet, können wir dann die ganze Grösse des tragischen Schmerzes ermessen, der uns mit so schneidendem Weh erfüllt. Alle Gluth der sich hingebenden Liebe ist hier mit einer Innigkeit verschmolzen, dass wir dabei lebendig fühlen, wie Tristan und Isolde nicht nur im flüchtigen Rausch der Sinne sich angehören wollen, sondern wie sie ein Band umschlingt, das sie nicht an das Leben bindet, sondern das über das Grab hinaus ein untrennbares ist.

Der höchsten Anspannung des Gefühls in diesem Momente muss naturgemäss eine Abspannung folgen, und gleichzeitig damit erwacht die Reflexion in den beiden Liebenden. Durch eine meisterhafte dialektische Gedankenkette vermittelt der Dichter den Uebergang aus der Stimmung jubelndster Freude zu der immer herber werdenden Klage über den trennenden „Tag“. Die sich auf den Tag beziehenden Reflexionen sind durchaus nicht blos abstrakter Natur, sondern dienen wesentlich dazu uns die Stellung Tristans und Isolde's zu einander, wie wir sie im ersten Akte vor uns sahen, gleichsam in rückblickender Motivirung verständlich zu machen. Was zuerst zwar unserm Gefühle begreiflich war, aber für unseren Verstand ein unlösliches Räthsel blieb, das entschleiert sich uns jetzt in seinen tiefsten Beweggründen. Der Dichter hat es mit staunenswerther Kunst verstanden in den Momenten der fortschreitenden Handlung zugleich den Charakter seiner Helden in innersten Selbstbekenntnissen zu entfalten. Wenn wir im ersten Akte die äussere Vorgeschichte des Dramas erfahren haben, so erhalten wir jetzt einen Einblick in das innere psychologische Getriebe. Dabei wird für Isolde jetzt zu einem Spiele des Geistes, was ihr früher als furchtbare Todesnoth zu Herzen drang.

In dem Tone greller Verwünschung klagt Tristan das Licht an, das ihn von Isolden so lange getrennt gehalten. Ein Muster der Art der musikalischen Behandlung, wie der Inhalt der Worte sich in der Betonung plastisch wiederzuspiegeln vermag, bildet die Stelle:

Die Sonne sank,
der Tag verging;

doch seinen Neid
erstickt er nicht:
sein scheuchend Zeichen
zündet er an,
und steckts an der Liebsten Thüre,
dass nicht ich zu ihr führe.

Man glaubt den geschilderten Vorgang des Hereinbrechens der Dämmerung geradezu mit zu erleben, so anschaulich reflektirt ihn die melodische Phrase. Und ebenso ist es bei den nachfolgenden Worten, wo besonders die Stimmfortschreitung einer kleinen und grossen Septime zwischen den tiefen Tönen der Clarinette und einer den Grundbass führenden Posaune einen fast den Atem beklemmenden Eindruck macht. Solche meisterhaften Züge sind um so mehr zu beachten, als sie doch immer dem melodischen Flusse untergeordnet bleiben, und als ein Muster dastehen, wie eine bis ins Kleinste gehende Charakteristik ohne reflektirte Absichtlichkeit sich organisch zu entfalten vermag. Man müsste einen jeden Takt einer Analyse unterwerfen, wenn man der Fülle des schöpferischen Vermögens und der durchdringenden Intelligenz, die sich überall kundgibt, gerecht werden wollte. Nur auf eine Phrase von ausserordentlichem melodischen Reize, welche bei den Worten: „und steckt's an der Liebsten Thüre" zuerst auftritt, wollen wir besonders hinweisen. Sie trägt den Charakter graziöser Anmuth an sich, mit welcher der Ton eines wie schmerzlich anklingenden Vorwurfs eigenthümlich verschmolzen ist. Aber Isolde kann sich rühmen:

Doch der Liebsten Hand
löschte das Licht.
Wes' die Magd sich wehrte,
scheut' ich mich nicht:
in Frau Minne's Macht und Schutz
bot ich dem Tage Trutz.

Ihre letzten Worte veranlassen Tristan zur herbsten Verwünschung des „tückischen Tages", der sich trennend zwischen die Liebenden gestellt. Man muss hier genau beachten, wie der Dichter zuerst nur äusserlich an die Thatsache anknüpft, dass die angesteckte Fackel für Tristan ein Zeichen war von Isolde noch ferne bleiben zu müssen, und wie er nun im Anschluss daran in konsequenter Folge das Seelenleben der Helden vor uns ausbreitet, so dass die innersten Zellen des Herzens offen vor uns liegen. Der Ausdruck dieser Reflexionen aber behält einen populären Charakter, indem sie stäts den Zusammenhang mit der Handlung bewahren. — Welche Steigerung die Ausdrucksfähigkeit der Musik durch Wagner erfahren hat, kann man gerade hier wieder deutlich erkennen. Die musikalische Aussprache einer mehr durch die Reflexion erregten, als sich unmittelbar kundgebenden Empfindung bildete eine Aufgabe, die nur mit ganz neuen Mitteln gelöst werden konnte. Nur das chromatische Tonsystem bot hierzu die nothwendige

Schmiegsamkeit dar. In dessen Verwendung herrscht aber bei Wagner trotz aller Freiheit eine Gesetzmässigkeit, dass man aus dem „Tristan" allein eine grundlegende Basis des modernsn Tonsystems zu abstrahiren vermöchte.

Wir erhalten jetzt erst einen vollen Einblik in den Charakter Tristans; wir erkennen, wie die ursprüngliche Grundrichtung seines Wesens, was übrigens typisch für das Wesen des Mannes, nicht auf Liebe, sondern auf Macht und Ehre gerichtet war, und wie die Liebe in seinem Herzen erst durch einen ganz eigenthümlichen psychologischen Entwicklungsgang erwacht ist. In dem „Tage" symbolisirt der Dichter den ganzen Komplex der Lebensverhältnisse, in denen Tristan sich befindet, und die eine bestimmende Gewalt auf sein Handeln und Thun ausübten. Isolde's klagende und anklagende Worte:

Hegt' ihn die Liebste
am eigenen Haus,
im eigenen Herzen
hell und kraus
hegt' ihr trotzig
einst mein Trauter,
Tristan, der mich betrog.
War's nicht der Tag
der aus ihm log,
als er nach Irland
werbend zog,
für Marke mich zu frei'n,
dem Tod die Treue zu weih'n?

erwecken in Tristan die Erinnerung aller früheren Vorgänge und Erlebnisse. In der Betonung liegt der Ausdruck des herbsten Vorwurfes. Eine ausserordentlich charakteristische Instrumentation steigert noch die eindringliche Wirkung. Mit gepresster, fast wehmüthiger Klage berühren uns die Töne der Hoboe; in den tiefliegenden Clarinetten spricht sich ein am Herzen nagender Schmerz aus; und das in einer Mittelstimme auftretende Liebesmotiv erscheint fast seines sehnsuchtvollen Charakters entkleidet, so herbe klingt es in dem Unisono des Englischen Hornes und eines Fagotts. Eine eigenthümliche Färbung erhalten die Worte: „dem Tod die Treue zu weih'n", wo die Melodie zwischen der Cdur und Cmoll-Tonart gleichsam schwankt. Bei genauer Beachtung der Form der Kadenzirung an dieser Stelle zeigt es sich, zu welcher Höhe Wagner seine musikalische Darstellungskraft entwickelt hat. In der melodischen Phrase der Hoboe gibt sich der Ausdruck des wehmüthig-schmerzlichen, aber doch milden Blickes des Auges Isolde's kund, während im Tone ihrer Stimme alle Fülle ihrer Liebe sich konzentrirt. So entgeht dem genialen Scharfblicke des Tondichters kein Zug der geistigen Physiognomie seiner Helden. In Tristans Antwort erhalten wir zuerst Aufschluss über den in der Tiefe seiner Seele

vorgegangenen Prozess der Entstehung seiner Liebe zu Isolde. Zur Klarheit des Wissens gelangt ihm sein Erlebniss erst jetzt, in dem Momente, wo es in seiner Erinnerung wieder auftaucht, indem er nun wie hellsehend sich selbst und seine Handlungen verstehen lernt. In der musikalischen Aussprache der schon in den Worten so schön ausgedrückten Gemüthsvorgänge zeigt Wagner seine unübertroffene melodische Kraft in glänzendster Weise. Im Raume weniger Tacte konzentrirt sich ein ganzes Seelenleben.

Der Tag! der Tag,
der dich umgliss,
dahin, wo sie
der Sonne glich,
in höchster Ehren
Glanz und Licht
Isolde mir entrückt!

Bei den Worten: „dahin, wo sie der Sonne glich" hat die Melodie den Charakter strahlenden Glanzes, und der hierauf eintretende As-dur-Quartsextaccord, welcher von Posaunen und Trompeten pp intonirt wird, worüber die Flöte in weichen aufsteigenden Tonfolgen schwebt, erfüllt das Herz mit einem wonnigen und sie zugleich leise durchschauernden Wohlgefühl. In der Betonung der folgenden Stelle:

Was mir das Auge
so entzückt,
mein Herze tief
zur Erde drückt

ist der Uebergang aus dem Zustande entzückten Anschauens zur Aussprache einer schwermuthsvollen, klagenden Trauer mit meisterhafter psychologischer Wahrheit und höchster melodischer Schönheit dargestellt.

Bei Tristans Frage: In lichten Tages Schein
wie ward Isolde mein?

fühlen wir, wie sein eine Lösung suchender Sinn wie in zagendem Entzücken vor dem Räthsel seines Lebens stehen bleibt. In der Melodie spiegelt sich dieses die Physiognomie gleich einem Hauche nur streifenden Gefühls in ätherischer Zartheit ab. Der eben geschilderte Seelenvorgang ist ein Beleg für unsere Behauptung, dass die Liebe nicht die ursprüngliche Grundrichtung von Tristans Wesen bilde. Sein Charakter steht hierin im Gegensatze zu Romeo's in Shakespeare's Drama. Dieser ist gleich anfangs von der räthselhaften, unbewussten Sehnsucht erfüllt, mit der seine von Schwermuth bedrückte Seele einen Gegenstand sucht, welcher dem Liebesbedürfniss seines Gemüthes Befriedigung verleihen sollte, und im Momente, wo er dann seine Julia sieht, reift auch der Keim der Liebe zur herrlichen Blüthe. Wir werden in dem weitern, die innern Triebfedern des Drama's noch tiefer enthüllenden Verlaufe der Handlung sehen, wie Wagner den tragischen Zwiespalt, der bei Shakespeare nur zwischen den innern

Forderungen des Gemüthes und den äussern Lebensverhältnissen stattfindet, in die Seele des Helden selbst hinein verlegt hat. — Durch Isolde's harten Vorwurf:

War sie nicht dein,
die dich erkor',
was log der böse
Tag dir vor,
dass, die für dich beschieden,
die Traute du verriethest?

erwacht jetzt in Tristans Seele das vollste Bewusstsein über die Ursachen, die ihn bestimmt hatten, Isolde an Marke zu verschenken. In gluthvollstem Strome der Empfindung ergiesst er sein Herz in den Worten:

Was dich umgliss
mit hehrster Pracht,
der Ehre Glanz,
des Ruhmes Macht,
an sie mein Herz zu hangen,
hielt mich der Wahn gefangen.

Man sieht, wie der Dichter in meisterhafter Weise das Bild Isolde's mit dem Tristans Herz erfüllendem Streben nach Ruhm und Ehre in Eins zusammenfliessen lässt. Immer klarer enthüllen sich uns die Seelenvorgänge in seinem Innern. Wir erhalten einen Einblick in die merkwürdige Wechselwirkung zwischen dem bewussten Geistesleben, das in dem nach Aussen gerichteten Blicke des Auges zur vollsten Entfaltung gelangt, und dessen Symbol eben deshalb der Tag ist, und den unbewussten Trieben des Herzens, in dessen „keuscher Nacht" die Liebe ihre Heimath hat. Der Uebergang von dem in glanzvollster Pracht dahinströmenden Gesange zu dem in der stillen Heimlichkeit des Lebens erwachenden Ideale, ist mit einer innern Wahrheit dargestellt, dass wir in allen Nerven den das Gemüth Tristans umstrickenden Zauber mitempfinden. Bei den Worten:

Was dort in keuscher Nacht
dunkel verschlossen wacht',
was ohne Wiss' und Wahn
ich dämmernd dort empfah'n,
ein Bild, das meine Augen
zu schau'n sich nicht getrauten, —

erwacht in uns ein heiliges Schweigen, hier atmet jeder Ton seelige Ruhe, man möchte ewig an einem Orte weilen, wo jedes Weh des Herzens mit milder Linderung besänftigt werden müsste. Doch noch war der Zauber, den Isolde's Bild auf Tristan ausgeübt, nicht so stark, dass des „Tages Ehren" ihn nicht mit grösserer Macht gefangen hielten. Er ward jetzt nur dazu angetrieben vor aller Welt den Preis Isolde's zu verkünden, und der nur nach Ehre strebende Drang seiner Natur liess ihn, von dem Neid und

der Missgunst seiner Umgebung zum Trotze getrieben, zu dem verhängnissvollen Entschlusse gelangen nach Irland zu fahren, um Isolde für Marke zu freien. In Isolde wird durch die Erinnerung an die ihr widerfahrene Schmach der alte Groll wachgerufen. Mit einem an Verachtung streifenden Hohne schleudert sie gegen Tristan die Worte: „O eitler Tagesknecht!“

Aber nur einen Moment gewinnt dieses Gefühl die Oberhand, in wehmüthig klagendem Tone fährt sie fort:

Getäuscht von ihm,
der dich getäuscht,
wie musst' ich liebend
um dich leiden,
den in des Tages
falschem Prangen
von seines Gleissens
Trug umfangen,
dort, wo ihn Liebe
heiss umfasste,
im tiefsten Herzen
hell ich hasste! —

Es ist diese Stelle sowohl für die Erkenntniss des Charakters Isolde's, wie der in dem Drama zur künstlerischen Darstellung gelangenden Grundidee von besonderer Wichtigkeit. Die tiefe Wahrheit, wie nahe gerade die wahrste Liebe tödlichstem Hasse grenze, hat der Dichter hier in ergreifenden Zügen zur Anschauung gebracht. In die Worte: „dort wo ihn Liebe heiss umfasste“ ergiesst Isolde die ganze beseeligende Innigkeit ihrer Empfindung. Bei dem langen Verweilen auf dem Worte: „Liebe“ fühlen wir, wie ihr Herz selbst ein unerschöpflicher Born der Liebe ist. In desto stärkerem Grade erfasst uns der Ton des vernichtendsten Hasses, der sodann aus ihrem Innern hervorbricht. Eine grell aufschreiende, auf dem verminderten Septimenaccorde basirte Figur der Holzbläser ertönt gleichzeitig im Orchester. In einer sich mit gleichem Ausdrucke anschliessenden Figuration der Streicher hören wir gleichsam den Nachhall des in Isolde's Herzen jäh aufzuckenden Hasses. Wir empfinden das schmerzlichste Mitleiden mit dem herben Weh, welches hierauf aus ihrem Innern in gepresster Klage sich ergiesst. Mit desto wohlthuenderer Linderung berührt uns dafür der melodische Ausdruck der Worte: „den dort ich heimlich barg“, wo besonders die obligate Gegenstimme des Violincellos von liebenswürdiger Anmuth durchweht ist. Das Erwachen des Entschlusses in Isolde sich und Tristan dem Tode zu weihen, leitet der Dichter nun ebenso aus rein innerlichen Motiven her, wie er ihn im ersten Akte, als die nothwendige Folge der äussern Lebensverhältnisse entstehen liess. Wie ernster Orgelklang, gleich einer Mahnung an die Ewigkeit, ertönen die breiten, getragene Accorde des Orchesters bei Isolde's Worten:

Das als Verräther
dich mir wies,
dem Licht des Tages
wollt' ich entfliehn,
dorthin in die Nacht
dich mit mir ziehn,
wo der Täuschung Ende
mein Herz mir verhiess,
wo des Trugs geahnter
Wahn zerrinne:
dort dir zu trinken
ew'ge Minne,
mit mir — dich im Verein
wollt' ich dem Tode weih'n.

Nur leise anklingend erscheint das Todesmotiv, als wenn es in schwacher Erinnerung auftauchte. In ihrem Herzen fühlt sie jetzt alle Seeligkeit der Liebe erwachen, die sich bei der Stelle: „dort dir zu trinken ewige Minne" in mild wonnigem Entzücken ergiesst. Sie ist nun nicht mehr das unbeugsame, trotzigstolze Weib; in süssem Verscheiden möchte sie mit dem Geliebten vereint ihre Seele aushauchen. Mit unwiderstehlicher dämonischer Gewalt fühlt sich Tristan von Isoldes Worten hingerissen. In gluthvoller Begeisterung erbeben alle seine Nerven. Seine Worte:

als mir die Ahnung
hehr und gewiss
zeigte, was mir
die Sühne verhiess:

zeigen uns, wie tief der Dichter alle Seelenvorgänge begründet, und wie die ethische Motivirung immer mit der psychologischen Hand in Hand geht. In Tristans Innern erwacht jetzt das Bewusstsein der schweren Schuld, die er gegen Isolde verübt, und unter diesem Drucke musste ihm der Tod als erwünschte Erlösung erscheinen. Jetzt, nachdem die Macht der Liebe alle trennenden Schranken der äussern Verhältnisse durchbrochen, fühlt er in seinem Innern eine neue Welt erstehen:

Da erdämmerte mild
erhabner Macht
im Busen mir die Nacht;
mein Tag war da vollbracht.

Es tritt hier jene Melodie zuerst auf, welche später die Grundlage jenes wunderbaren Liebeshymnus bildet, der uns zu dem Höhenpunkte des ganzen Werkes führt. In Tristans letzten Worten: „mein Tag war da vollbracht" spricht sich die innere Grösse seiner Natur in gleich bedeutsamer Weise aus, wie dies im ersten Akte in seinem „Sühneeid" geschehen war. Wir haben das Gefühl, als wenn er alle Bande von sich würfe, die ihn noch

ans Leben fesseln; in seiner Stimme liegt der Ausdruck einer feierlichen Freudigkeit. Isolde's Einwurf, wie ihn der „falsche Trank" getäuscht und er von Neuem dem Tage wiedergegeben sei, lässt Tristan in jubelndem Preise des Trankes aufjauchzen. — Wir müssen hier auf die Erörterung zurückkommen, welche wir im ersten Akte der Bedeutung des Liebestrankes widmeten. Das jetzt in Tristans Innern ihm zum Bewusstsein gelangende Erlebniss zeigt klar, dass der Liebestrank nicht die Entstehung der Liebe in Tristan und Isolde veranlasse, sondern wie er nur als die nächste Gelegenheitsursache diene, um ihre Aeusserung uns verständlich zu machen. Das Wesen der Liebe ist aber Hingebung, Aufopferung jedes nur selbstsüchtigen Wollens. Darum sind die innern Vorgänge des von tiefer Liebe erfüllten Gemüthes so nahe mit dem Gefühle des Todes verwandt, so dass sie in der Vorstellung sich naturgemäss zu einer harmonischen Einheit verschmelzen. In der Gegenüberstellung des Tages und der Nacht hat der Dichter den Gegensatz zwischen der äusseren und inneren Welt versinnlicht. Diesen Bildern liegt immer ein tiefer und selbst furchtbarer Ernst zu Grunde. Die ganze Tragik des Lebens beruht ja auf den niemals vollständig auszugleichenden Forderungen des Gemüthes und dem harten Zwange der äussern Lebensverhältnisse. Merkwürdig und tief psychologisch begründet ist es, dass Isolde ein klares Bewusstsein von dem tragischen Zwiespalte besitzt, in welchen ihr Leben mit den Gesetzen der Welt gerathen ist. Unter dem furchtbaren Drucke der ihr Herz erfüllenden Seelenqual glaubt sie vergehen zu müssen.

Doch in Tristans Innern erwacht jetzt alle Gluth einer mit schwärmerischem Entzücken hervorbrechenden Todesbegeisterung. Er spricht die Worte:

O, nun waren wir
Nachtgeweihte!

mit dem erhabenem Ausdrucke eines Sehers. Von unvergleichlicher Wirkung ist dabei im Orchester eine chromatische Tonfolge, die uns wie eine in der Luft verhallende Klage berührt. Jeder Zug der poetischen Vorstellung gelangt in den Tonfiguren der Instrumente zur Darstellung. Leise bebende Tonwiederholungen dienen als Ausdruck des erregten Pulsschlags des Gefühls; wie „flüchtige Blitze" huschen darüber Tonleitern der Streicher hin; und das in einer Mittelstimme von den gepressten Tönen des englischen Hornes ausgeführte Todesmotiv erscheint auf dem Grunde des schauernden Tremolandos der Streicher und der Pauke wie ein bleiches, todesfahles Nachtgesicht. Bei den Worten:

Das Sehnen hin
zur heil'gen Nacht,
wo urewig
einzig wahr
Liebes-Wonne uns lacht

bricht jetzt eine Empfindung in Tristans Innern hervor, die uns mit schneidendem Wehgefühl durchdringt. Es ist dies einer jener Momente, welchem in der ganzen bisherigen Entwicklung der Tonkunst nichts Analoges zu vergleichen ist. Eine nervöse Ueberspannung des Gefühlsvermögens kennzeichnet den Charakter der Melodie und die eigenthümlichen Harmoniefolgen (drei kleine Septimenaccorde) basiren eben deshalb durchgehends auf übermässigen Intervallen. Aber diese das Herz wie sehrend durchschneidenden Klänge münden in einer Melodie des Orchesters, in der das Gefühl seeliger Ruhe einen uns mit wonnigem Entzücken erfüllenden Ausdruck findet.

Wir stehen jetzt an einem Wendepunkte des Drama's; wir treten in das Reich des Ideals ein, dessen unnennbar entzückender Zauber uns Herz und Seele umstrickt, und in unserem Innern das heilige Schweigen der Unendlichkeit wachruft. Nur an der Hand der Musik konnte es der Dichter wagen, uns in Regionen des Geisteslebens zu führen, wo alle äussere Bestimmtheit der Gegenstände schwindet, und es gleichsam nur der Atem der Seele ist, welche ihr innerstes Wesen kundgibt. Die Tonkunst allein ist aber im Stande in einer Sphäre noch Gestalt zu geben, wo jede andere Kunst, und selbst die Poesie nur mehr in negativer Weise zu wirken vermag. Es steht eben keine Kunst in einer nähern Beziehung zum Ideale, worunter wir nichts anderes verstehen, als jenen Zustand des Gemüthes, in welchem alle widerstreitenden Gegensätze gelöst sind, und in dem wir das Gefühl des höchsten Vermögens, wie die Empfindung einer ungestörten, göttergleichen Ruhe in einem und dem selben Momente geniessen. Ein solches Ideal ersteht aber im Innern des Menschen nur in jenen seltenen Augenblicken seines Lebens, wenn er mit erhabener Freiheit sich über alle Schranken des Daseins erhebt; und in grossen Naturen erwacht es oft gerade dann mit mächtigster Kraft, wenn die Welt sie mit Feindseligkeit und Kälte von sich stösst. Ihr gegenüber erschliesst sich aber dem Auge des Geistes eine innere Welt, mit der verglichen das ganze äussere Dasein als nichtig und wesenlos erscheint. Den tiefsten und erhabensten Ausdruck findet diese Anschauung in den Worten des Stifters des Christenthums: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!“ Von dieser Ueberzeugung ist aber auch immer jeder echte Künstler erfüllt gewesen; und besonders alle wahrhaften Tragödien sind ihrem Wesen nach eine praktische Erläuterung dieser tiefen Wahrheit an den Erscheinungen des wirklichen Lebens. Der Weg vom Leben zum Tode, der uns allen vorgezeichnet ist, bildet den Inhalt eines jeden tragischen Kunstwerkes: es ist der Gegensatz des individuellen und des allgemeinen Daseins, der uns darin zur Anschauung gebracht wird.

Die lebendige Empfindungsgrundlage des jetzt beginnenden Hymnus an die Nacht („Sink hernieder, Nacht der Liebe“) bildet das völlige Dahin-

schwinden des Bewusstseins.*) Wir haben das Gefühl, als wenn die ganze äussere Welt versänke, und wir mit einem vorher nicht gekannten innern Sinne in Regionen uns erhöben, wo jede Qual der beschränkten, persönlichen Existenz aufhört. Die psychologische Grundlage in der Aufeinanderfolge der Stimmungen bildet ein immer stärkeres Zurücktreten der blos individuellen Persönlichkeit. Aber wie der Mensch sein Wesen nicht aufzugeben vermag, ohne etwas Höheres dafür zu gewinnen, so sinken Tristan und Isolde nicht in das unpersönliche Naturleben zurück, sondern sie erzeugen aus sich heraus eine ideale Welt, in welcher die Schranke der Persönlichkeit hinwegfällt, ihr Kern aber erhalten bleibt. Um aber diesen Seelenvorgang des vollen Aufgebens nur persönlichen Willens künstlerisch gestalten zu können, musste der Dichter, damit in unserem Geiste das zu einer jeden wahrhaft ästhetischen Wirkung nothwendige Gleichgewicht hergestellt werde, ihm zugleich den Charakter der höchsten Erhabenheit verleihen. Die Lösung dieses unendlich schwierigen Problems ist Wagner in einer Weise gelungen, dass wir in staunender Bewunderung vor seiner Schöpfung stehen müssen. Hier haben sich der tiefempfindende Mensch, der genial gestaltende Künstler und der erhabene Geist des Denkers die Hand gereicht, um ein Gebilde zu schaffen, in welchem wir immer neue, wunderbare Eigenschaften entdecken, so oft wir uns darein versenken, um jede Noth des Daseins zu vergessen.

Während Tristan und Isolde in unbewussten Liebesträumen versinken, hören wir den warnenden Ruf Brangänens, der einsam in die Nacht hinaus tönt. Die Stimmung des Momentes ist mit einer Objektivität dargestellt, wie bei epischen Kunstwerken, wo die Vorgänge als bereits vergangene vor die Seele treten. Das ahnungsvolle Schweigen in unserem Innern erhält in dem mystischen Tongewebe des Orchesters einen wunderbar beredten Ausdruck. Wir haben das Gefühl, als wenn alle Lebenspulse in uns zu schlagen aufhörten, um dem Erwachen eines neuen überirdischen Daseins Platz zu machen. Dem Chore der antiken Tragödie vergleichbar wird Brangäne hier zum Organe des dem Kunstwerke gegenüberstehenden Zuschauers, dessen innerste Empfindung sie ausspricht. In ihrem Gesange liegt der Ausdruck des klaren, bewussten Geistes, wie er mit hellblickendem Auge über dem Dämmerleben des Gemüthes schwebt. Trotz der bangen Ahnung, die in unserem Herzen wach wird, fühlen wir uns doch nicht eigentlich beengt oder bedrückt. Es ist ein Mittelzustand der Seele, indem sie seeliger Friede und Unheil ahnende Erwartung zu gleicher Zeit erfüllen. Brangänens Stimme verhallt im Schweigen der Nacht. Unter leise verschwindenden Tönen der Harfe, wird von den Hörnern, deren wohlig warmer Klang allen romantischen Zauber entfaltet, das Motiv der hierauf

*) Aus dem Tagebuche vom 10. Dezember 1875: Das musikalische Urbild des „Sink hernieder, Nacht der Liebe“ ist das Adagio des Beethoven'schen Es-dur Quartetts op. 27.

nur vom Streichquartett ausgeführten Melodie intonirt. Diese atmet das Gefühl eines ruhigen Glückes; kaum ist es mehr Sehnsucht zu nennen, was unser Gemüth in hinschmelzender Auflösung gefangen nimmt. Bei Tristans Worten: „Lass mich sterben!“ hören wir aus seinem Munde das selbe Motiv, welches früher bei der Stelle: „Das Sehnen hin zur heil'gen Nacht“ zuerst aufgetreten war. Sein wehvoller Charakter erscheint hier in gemildertem Lichte. Die eigenthümliche Beschaffenheit der Poesie und Musik an dieser Stelle ist nur als die Wirkung der reflektiven Kraft des Geistes zu verstehen, indem die Unendlichkeit des Gefühls nur in der Unendlichkeit des Gedankens ihr entsprechendes Gegenbild findet. Deshalb tragen die Wechselreden Tristans und Isolde's hier meistens den Charakter der Frage an sich, deren Inhalt immer die tiefe Verwandtschaft zwischen Liebe und Tod bildet. Doch in Tristans Herzen lebt das Gefühl von der Ewigkeit der Liebe in so mächtiger Kraft, sie erfüllt ihn in so zweifelloser Weise, wie dies der Dichter in der wunderbaren Räthselfrage:

Doch, stürbe nie seine Liebe,
wie stürbe dann Tristan
seiner Liebe?

so unnachahmlich schön auszusprechen weiss. In der Betonung entfaltet Wagner dabei einen melodischen Zauber, dass jedes Wort mit süssestem Wohllaut aus der Seele quillt. Nur einem Künstler, in dessen Innern das Ideal in seiner höchsten Reinheit lebendig ist, konnte es gelingen unserer Phantasie auch da immer das vollste Genüge zu geben, wo er jede Hilfe der äussern Anschauung verschmähen musste, und es nur das reine Leben des Geistes ist, das zugleich den Inhalt seiner Dichtung bildet. Hier lag die Gefahr nahe in Leerheit zu verfallen, und dass Wagner diese Klippe auch nicht einmal von ferne streift, zeigt, wie seine künstlerische Kraft gleich gross ist in der Darstellung der bestimmtesten Lebenszustände, wie in der Gestaltung von Seelenvorgängen, die nur in der Sphäre des Gedankens wurzeln. Eine unendliche Anmuth und Feinheit des Gefühls liegt in Isolde's Worten:

Doch unsre Liebe,
heisst sie nicht Tristan
und — Isolde?

Für die psychologische Grundlage dieses wundersamen Liebesspiels ist es bezeichnend, dass in Tristan das Gefühl der vollsten Hingebung der Persönlichkeit zuerst mächtiger ist, als in Isolde.

Was stürbe dem Tod,
als was uns stört,
was Tristan wehrt
Isolde immer zu lieben,
ewig nur ihr zu leben?

Ebenso wie die Wechselrede Tristans und Isolde's hier immer in der Form der Frage auftritt, gelangt auch in der Musik das Gefühl einer Spannung zum Ausdrucke, das aber nur mit sanftestem Drängen eine Lösung sucht. Nur bei den letzten Worten Isolde's:

Doch dieses Wörtlein: und,
wär es zerstört,
wie anders als
mit Isolde's eigenem Leben
wär' Tristan der Tod gegeben?

fühlen wir, welch' tiefer Ernst ihnen zu Grunde liegt.

Auf einem leise schauernden Tremolando der Violen und Violoncelle, deren verschleierter Klangcharakter hier von mystischer Wirkung ist, und mit ernsten, durch Pausen unterbrochenen, im äussersten Piano gleichsam nur anklingenden Posaunenaccorden, hebt nun ein hehrer Hymnus an, dessen welterlösende Macht uns der Erdenluft entrückt, und in uns ein Gefühl der Seeligkeit entzündet, wie es dem Geiste nur in den geweihtesten Stunden zu geniessen beschieden ist. Was wir sonst nur in weit auseinander liegenden Augenblicken zu erleben vermöchten: die Ruhe des Geistes, der in die Betrachtung der Dinge sich versenkend einen heiligen Frieden empfindet; und alle Wärme des Gefühls, welches im Herzen erwacht, wenn es in wahrster Selbstentäusserung von der Macht ewiger Liebe durchschauert wird — das tritt uns hier im lebendigen Kunstwerke innig verschmolzen entgegen. Noch einmal hören wir die warnende Stimme Brangänens, während Isolde wie überwältigt an Tristans Brust sinkt. Es ist eine nothwendige Folge der psychischen Entwicklung, dass wir jetzt aus dem Munde Isolde's Tristans frühere Worte:

Lass mich sterben!
Nie erwachen!

vernehmen; und der Ton schwärmerischer Begeisterung liegt in ihrem Ausrufe:

Lass' den Tag
dem Tode weichen!

Von steigender Gluth fühlt sie ihr Herz entflammt, jetzt ist *sie* es, die den Geliebten mit sich fortreisst; bei ihren Worten:

Ewig währ' uns die Nacht!

fühlen wir alle Wonnen des Nichtmehrseins in uns erwachen. Eine gewaltige Steigerung im Orchester begleitet diesen Ausbruch des Gefühls; wir wissen nicht, ob es Wonne oder ein nie ausgesprochenes Weltenweh sei, was in einem schauerlich-süssen Moment die Grundvesten unseres Daseins wanken macht. Es ist bisher noch von keinem Dichter das Wesen der Liebe als *Weltproblem* in der Art künstlerisch gestaltet worden, wie es Wagner in diesem Werke gethan. Er verlegt das Bewusstsein von ihrer das All' durchdringenden Macht in die Seele der Helden selbst. Sie

erscheinen uns nicht nur als Repräsentanten grosser Leidenschaften, sie verkünden uns zugleich tiefe Gedanken. Sie stehen gleichsam als die Organe einer Weltordnung vor uns, welche über die Existenz des einzelnen Individuums hinausgreift.

In erhabenster Liebesbegeisterung verschmelzen sich die Stimmen der beiden Liebenden bei den Worten:

O ew'ge Nacht!
Süsse Nacht!
Hehr erhab'ne
Liebes-Nacht!

Todesdurstige Sehnsucht und süsses Entzücken durchströmen ihren gluthatmenden Gesang. Bei den Worten: „Wie sie fassen" u. s. w. tritt jene Melodie wieder auf, welche uns zuerst bei der Stelle: „So starben wir, um ungetrennt", in die geheimnissvolle Welt der Unendlichkeit eingeführt hatte. Trug sie dort den Charakter einer erhabenen Ruhe an sich, so wird sie jetzt vom Atem blühenden Lebens geschwellt. Sie erscheint als wahrhaft „unendliche Melodie", nicht nur der Form nach, indem sie in rastlosem Strome dahinfliesst, sondern eben so durch ihren innern Gehalt. Es liegt in ihr ein Reichthum des Gefühlslebens, dass fast in jedem Takte ein vorher nicht da gewesener neuer physiognomischer Zug auftritt. Bei den Worten:

In ungemess'nen Räumen
überseel'ges Träumen

fühlen wir uns von den seeligen Schauern eines ewigen Lebens durchhaucht. Hier durchdringen sich das Gefühl einer erhabenen Wonne mit dem gluthvollen Wallen der wärmsten Herzensempfindung. Der Zustand überirdischer Seeligkeit erscheint nicht als etwas blos Gedachtes, sondern in der höchsten Steigerung des Lebensgefühls glauben wir den Preis eines grenzenlosen Glückes zu erringen. Alle Schranken der individuellen Existenz sind für Tristan und Isolde geschwunden. Sie haben das Gefühl, als wenn sie durch das Thor des Todes, durch die Nacht des unbewussten Daseins hindurchgegangen, und zu einem neuen ewigen Leben gelangt wären. Die Empfindung, welche Goethe in der „Braut von Korinth" in den Worten: „Ein's ist nur im andern sich bewusst" so schön ausspricht, bildet hier den Grundton der Dichtung und Musik. Was Goethe gleichsam nur andeutet, das bringt Wagner mit Hilfe der Tonkunst zur erschöpfendsten Aussprache. Es ist das Gefühl der vollsten, rückhaltlosesten Hingabe der Persönlichkeit, dem der Tondichter einen von höchster Fülle der Liebe durchdrungenen Ausdruck gegeben hat. Aus mild-wonnigem Erbeben steigert sich die Macht dieser Empfindung zu einer Höhe, dass es uns ist, als wenn der Schleier zerrissen werden sollte, welcher das Weltengeheimniss verhüllt.

Aber mit entsetzlicher Macht bricht auch die unheilbringende Katastrophe herein. Wir glauben die Stimme des Schicksals zu vernehmen, die dem Menschen ein: „Bis hieher und nicht weiter!“ zuruft. Ein Schrei tödlichen Schreckens dringt aus Brangänens Brust. Mit gezücktem Schwerte stürzt Kurwenal herein; mit dem Rufe: „Rette Dich! Tristan!“ schreckt er die Liebenden aus ihrer Verzückung auf. Es ist ein Zeichen, mit welch' höchster Besonnenheit Wagner bei seinem Schaffen verfährt, dass in dem Momente, bevor Marke, Melot und das Gefolge der Hofleute auftreten, im Orchester das Motiv des Jagdrufs erschallt; aber jetzt stürzen die Accorde wie in krachender Vernichtung hervor, dass wir im Innersten erbeben. Mit meisterhaften, aufs Bestimmteste charakterisirenden Zügen spricht der Tondichter jede Nuance der Gemüthsvorgänge im Orchester aus. Das Herz stockt uns in der Brust (besonders die Dissonanz *cis* und *d* zwischen einem Horne und dem englischen Horne drückt deutlich diese Empfindung aus); wir haben das Gefühl, als wenn uns das Blut in den Adern zu Eis erstarrte, wenn uns jetzt die selbe Melodie, welche früher zur Aussprache der höchsten Liebesfreude diente, wie ein kaltes, von Todesschauern berührtes, bleiches Antlitz entgegentritt. In schwachem, ersterbendem Ausklingen hören wir noch einmal jene wunderbaren, vom ewigen Geiste der Liebe geschaffenen Töne: wie zum Niewiedererwachen verschwinden sie in der Tiefe des Herzens.

Die elementare Grundlage der Seelenvorgänge in diesem Moment steht in einer merkwürdigen Analogie mit dem Ende der Liebesscene in „Romeo und Julia.“ Die Worte, welche Shakespeare zuletzt beim Abschiede die Liebenden sagen lässt, deuten auf ein verwandtes inneres Erlebniss hin, wie es Wagner im „Tristan“ rein instrumental gestaltet hat. Wir führen die Stelle an, welche in so unzweideutiger Weise für unsere Wahrnehmung spricht, dass sie zugleich als ein besserer Kommentar zu Wagners Musik dient, als ihn irgend Jemand zu geben vermöchte.

Julia.

In meiner Seele regt sich bange Ahnung,
Mir ist's, als säh' mein Aug' dort unten Dich,
Als einen Todten in des Grabes Tiefe.
Trügt mich mein Aug' nicht, bist Du blass, sehr blass.

Romeo.

Auch Du, geliebtes Weib, erscheinst mir so.
Der Gram trinkt unser Blut, leb' wohl, leb wohl!

Es bedarf wohl keines besondern Hinweises, das wir die Verschiedenheit der beiden verglichenen Scenen nicht übersehen, und dass die von uns hervorgehobene Analogie nur die gleiche, wir möchten sagen physisch-psychische Lebensgrundlage betrifft.

Der äussere scenische Vorgang nimmt unsere ganze Theilnahme in Anspruch. Brangäne, die von der Zinne herabgekommen, stürzt auf Isolde

zu, welche von unwillkürlicher Scham ergriffen sich mit abgewandtem Gesichte auf eine Blumenbank lehnt. Mit ausgebreitetem Mantel verdeckt sie Tristan den Blicken der Ankommenden. Unbeweglich hält er den starren Blick auf die Männer geheftet. Der Morgen graut. In Tristans Worten:

Der öde Tag —
zum letzten Mal!

liegt der Ausdruck einer wie grenzenlos gleichgiltigen Lebensmüdigkeit. Mit einer einzig dastehenden Bestimmtheit der Charakterisirung ist Melots Wesen in dem ersten Tone, den wir aus seinem Munde vernehmen, gekennzeichnet. In der schneidenden Dissonanz der grossen Septime gibt sich der ganze giftige Neid seiner Natur kund. In seinen Worten spricht sich der höllische Triumph des Verläumders aus, welcher zuerst keinen Glauben für sein böswilliges Thun finden konnte, und der jetzt in höhnischer Weise sich seiner dämonischen Rachgier erfreut.

Ein desto stärkeres Mitgefühl erwecken Marke's Worte in uns, die aus der Tiefe eines edlen, von wahrstem Wohlwollen erfüllten Herzens hervordringen. Diese Güte seines Wesens sollte zum Motiv der ganzen tragischen Verwicklung werden. Er trägt äusserlich die königliche Würde; aber die Thaten, welche ihm seine Macht vermehren helfen, sind Tristans Werk. Zum Danke für Tristans Thaten wollte er diesen zum Erben seines Reiches machen; ihm zu Liebe widerstand er allem Andringen seiner Umgebung sich aufs Neue zu vermählen. Aber gerade hierdurch wurde der Neid seiner Vasallen gegen Tristan aufs Höchste gesteigert, und dieser, von edelster, aber maassloser Sucht nach Ruhm und Ehre erfüllt, droht Marke mit seinem Weggange vom Hofe, wenn er nicht entsandt werde „dem König die Braut zu freien." Da fügt sich Marke in das Unvermeidliche und gibt seine Einwilligung zu dem verhängnissvollen Schritte. Es verdient die genaueste Beachtung, wie der Dichter den ganzen Komplex der Lebensverhältnisse in ihrer Wechselwirkung so gestaltet, dass wie bei einem Naturvorgange das schliessliche Resultat mit einer unbedingten Nothwendigkeit eintreten muss. Die Faktoren, welche als die wirkenden Kräfte erscheinen, sind aber die handelnden Persönlichkeiten selbst.

Der jetzt beginnende lyrische-epische Gefühlserguss, in welchem Marke sein tiefes Weh ausspricht, ist in Dichtung wie Musik ein unübertreffliches Meistergebilde. Eine unsägliche Trauer liegt in diesen Tönen; besonders der schwermuthsvolle, tieftragische Charakter der das Ganze begleitenden rezitativischen Melodie der Bassklarinette bohrt sich mit nagendem Schmerz in unser Herz. Mit krampfhafter Heftigkeit, als wenn er sich einer inneren Zerrüttung erwehren wollte, stösst Tristan die Worte aus:

Tag's-Gespenster!
Morgenträume —
täuschend und wüst —
entschwebt, entweicht!

Wie von einem schweren Alb fühlt er sein Herz bedrückt. Mit tiefer Ergriffenheit fährt Marke in seiner Klage fort. Er kann es nicht fassen, wie Tristan, der „aller Ehren Hort", ihn zu verrathen vermochte. Eine Fülle des Ausdrucks entfaltet Wagner in der Betonung, gleich den Falten eines weichen Gewandes schmiegt sie sich jeder wechselnden Gefühlsregung an. In der Hauptmelodie konzentrirt sich das Gefühl eines unendlichen Wohlwollens. Alle Seeligkeit liegt in ihr, welche der Mensch empfindet, wenn ihn tiefes Mitgefühl an dem Wohlergehen anderer erfüllt. Diese Theilnahme an dem Wohl und Wehe anderer Menschen bildet auch die Wurzel von Marke's Charakter; hierauf beruht die Hoheit seines Wesens. Im Lichte eines Ideals, das unser Gefühl mit einer zagenden Wonne erfüllt, erscheint das selbe Thema (vom englischen Horn ausgeführt) bei der Stelle:

Dies wundervolle Weib,
das mir dein Muth gewann, ...

Eine gluthvolle Wärme entzündet sich in Marke's Herzen; von einem mystischen Schauer fühlen wir uns bei seinen Worten: „Der mein Wunsch ehrfurcht-scheu entsagte" berührt. Wir verstehen das sehnende Weh, welches ihm sein Inneres zerrüttet, das ihm „Sinn und Herz sengend versehrt und dem Freund die Treue verwehrt". Von doppeltem Schmerze ist er ergriffen; nicht nur die ihm angethane Schmach, in fast noch höherem Grade ist es das Weh, dass es der Freund ist, der ihn getrogen. Schrecklicher als der Tod erscheint sein Elend uns, wenn er in die jammervollen Worte ausbricht:

Dass ich nun heimlich
in dunkler Nacht
den Freund lauschend beschleiche,
meiner Ehren Ende erreiche?

Aus schauerlichen Untiefen des Herzens dringt seine erschütternde Klage:

Die kein Himmel erlöst,
warum — mir diese Hölle?
Die kein Elend sühnt,
warum — mir diese Schmach?

Wenn bei den letzten Worten der Schrei des Jammers sich in eine unendliche Wehmuth auflöst (wobei die oben charakterisirte Melodie erscheint), so fühlen wir, wie in Marke, gleich einer Frage an das Schicksal, das Gefühl erwacht, warum gerade ihm, dessen Herz ja von Güte und Liebe erfüllt ist, solches Leid beschieden sei. In einem Rezitative der Bassklarinette gelangt diese Empfindung zur erschöpfendsten Aussprache. Aber als wenn Marke sich selbst von dem ewigen Geiste der die Welt beherrschenden Macht erfüllt fühlte, und indem er sich über sein persönliches Geschick erhebt, spricht er mit dem Ausdrucke tiefsten Ernstes die Worte:

Den unerforschlich tief
geheimnissvollen Grund,
wer macht der Welt ihn kund?

Der Geist des Denkers, der vor dem Weltgeheimniss steht, erwacht dabei in uns, und wenn wir dieses auch nicht zu lösen vermögen, so zieht doch schon in dem Momente, wo wir nur die Frage zu stellen im Stande sind, eine erhabene Ruhe in unser Gemüth ein.

Und eine solche heilige Stille erfüllt auch Tristan, wenn er nun mitleidig das Auge zu Marke aufschlägt, und im Gefühl der ewigen Macht der Liebe ihm antwortet:

O König das —
kann ich dir nicht sagen;
und was du frägst,
das kannst du nie erfahren.

Das sehnsüchtige Liebesmotiv der Einleitung ertönt dabei im Orchester, und der eigenthümliche Tonfall einer übermässigen Quarte, welcher im Gesang Tristans am Schlusse einer jeden Phrase auftritt, berührt uns wie ein geisterhafter Hauch eines geheimnissvollen, ewigen Lebens.

Im Innern Tristans vollzieht sich jetzt ein Erlebniss, wie es bisher noch von keinem Dichter in dieser Weise künstlerisch gestaltet worden ist. Ja, wir möchten sagen, dass Wagner hier eine sittliche Wandlung im Gemüthe des Menschen dargestellt hat, wie sie in solcher Bestimmtheit noch nicht erfasst wurde. Es ist die mit Bewusstsein und freiwillig sich vollziehende Sühne ohne Reue, der sich Tristan unterwirft. Eine tiefe, erhabene Ruhe herrscht in seinem Innern; nicht der Tod mit seinen Schrecken berührt ihn, es ist das Gefühl der Ewigkeit, welches in ihm wach wird. Er fühlt, wie im Leben nichts mehr für ihn zu suchen sei, und wenn ernste Trauer in seinen Zügen liegt, so ist es mehr Mitleid mit Marke, dessen Weh ihm ins Herz schneidet. Noch einmal zieht alles unendliche Glück der Liebe wie in seeliger Erinnerung durch seine Seele und mit sehnsuchtsbanger Frage wendet er sich zu Isolde:

Wohin nun Tristan scheidet,
willst du Isold' ihm folgen?
Dem Land, das Tristan meint,
der Sonne Licht nicht scheint:
es ist das dunkel
nächt'ge Land,
daraus die Mutter
einst mich sandt',
als den im Tode
sie empfangen,
im Tod' sie liess
zum Licht gelangen.

Indem der Dichter die Geburt Tristans mit dem Tode seiner Mutter in eine tief-innerliche Beziehung bringt, lässt er uns einen ahnenden Blick

in den ewigen Wechsel des Daseins thun. Das ganze äussere Leben erscheint uns im Lichte der Ewigkeit (sub specie aeternitatis). Wir werden an eine Stelle in Goethe's „Faust" erinnert, in welcher er den Erdgeist sagen lässt:

. . . . . Geburt und Tod,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben . . . . .

Der selbe Gedanke, welcher hier in einer mehr allgemeinen Weise ausgesprochen ist, tritt bei Wagner in einer noch unmittelbarer das Schicksal des Menschen berührenden Form auf. Die in Tristans Innern auftauchende Erinnerung an das tragische Ende seiner Mutter verwebt der Dichter auf das Innigste mit den Gemüthsvorgängen, die ihn im gegenwärtigen Momente erfüllen. In meisterhafter Weise sind mit dem uns wie Grabesschauer berührendem Thema in As-moll Theile früher erschienener Melodien verbunden, durch welche zugleich die Erinnerung an die mit ihnen in Zusammenhang stehenden Erlebnisse in uns wachgerufen wird. Doch erst in zweiter Linie appelliert der Tondichter an diese Thätigkeit unseres Geistes; unser Gefühl wird durch das in einheitlichster Konzeption sich entfaltende Melodiengewebe zu so sympathischer Theilnahme angeregt, dass wir wie von einem Zauber gebannt den Tönen lauschen. Sowohl durch die Tiefe des Lebensgehaltes, den Wagner hier gestaltet, wie im Style erinnert diese Stelle an die bedeutsamsten Gebilde Beethovens. Bei den Worten: „ihr Liebesberge war" zieht ein innerer Friede in unsere Seele ein, der uns mit seeliger Ruhe erfüllt. Und von einer feierlich-freudigen Sehnsucht fühlt Tristan sein Herz geschwellt, wenn er zu Isolde sagt:

. . . . . das bietet dir Tristan,
dahin geht er voran.
Ob sie ihm folge
treu und hold,
das sag' ihm nun Isold.

Als wenn aus Isolde's Seele, wie von einem Spiegel, das Tristan erfüllende Gefühl zurückstrahle, antwortet sie ihm zuerst im Tone süss-schmerzlichen Vorwurfes:

Da für ein fremdes Land
der Freund sie einstens warb,
dem Unholden
treu und hold
musst' Isolde folgen . . . . .

Diese letzten Worte spricht sie mit dem Ausdrucke einer mädchenhaften Schüchternheit. In milderer Färbung erscheint hierauf das ernste Hauptthema von Tristans Gesang, und in den von Liebesinnigkeit durch-

wehten Takten findet das Gefühl einer rückhaltlosen Hingebung einen noch vertiefteren Ausdruck. Langsam neigt sich Tristan zu Isolde und küsst sie sanft auf die Stirn. Da fährt Melot wüthend auf, und das Schwert ziehend ruft er:

Zur Rache, König,
duldest du diese Schmach?

Doch jetzt zeigt uns Tristan die ganze Grösse seines Heldengeistes: rasch wendet er sich um, und schleudert gegen Melot die Worte:

Wer wagt sein Leben an das meine?

Es möchte ein wesentlicher Zug in Tristans Bilde fehlen, wenn ihn der Dichter nicht durch eine vor unsern Augen vollführte That den Heldenmuth seines Charakters in dem Entschluss zu sterben beweisen lässt.

Wir hören jetzt aus Tristans Munde, welch' inniges Band ihn früher mit Melot verknüpft; und es muss als ein Dichter-Meisterzug bezeichnet werden, dass dieser als der eigentliche Urheber von Tristans Entschlusse, Isolde dem König zu vermählen, erscheint. In Tristans edler Seele wäre der Gedanke einer solchen Nichtachtung einer andern Persönlichkeit nie erwacht; aber indem er die Braut, welche er sich mit dem Schwerte errungen, an Marke verschenkt, begeht er nicht nur eine Schuld an Isolde, die er wie eine willenlose Sache behandelt, er begeht eine Schuld gegen sich selbst, gegen den innersten Kern seines Wesens. Und der Verrath an Marke erscheint erst als die nothwendige Folge dieser ersten wesentlichern Schuld Tristans. So stellte der Dichter seinen Helden auf den gefährlichen Scheideweg, wo er in den tiefsten Konflikt mit sich selbst und den Gesetzen der Welt geräth, dass ihm kein Ausweg bleibt — als der selbstgewollte Untergang. Und selbst auf den Charakter Melots fällt ein Streiflicht der idealen Grundlage des Dramas, indem Eifersucht gegen Tristan als die Ursache seines böswilligen Thuns erscheint. Wir erfahren dies aus dem Munde Tristans. In seinen Worten:

Dein Blick, Isolde,
blendet' auch ihn:
aus Eifer verrieth
mich der Freund
dem König, den ich verrieth —

liegt zuletzt eine furchtbare Selbstanklage. Der Ton von Tristans Stimme berührt uns schon wie das Grauen des Todes. Da fährt er, wie von einer dämonischen Gewalt erfasst, auf und dringt mit dem Ausrufe:

Wehr' Dich, Melot!

auf ihn ein; als dieser ihm das Schwert entgegenstreckt, lässt Tristan das seinige fallen und sinkt verwundet in Kurwenals Arme. Mit dem Rechte des Dichters lässt Wagner uns äusserlich im Zweifel, ob sich Tristan in Melots Schwert stürzen wollte, oder ob es Zufall gewesen, dass er sein Schwert fallen gelassen; unser Gefühl sagt uns, dass Tristan den Tod ge-

sucht. Und gerade auf der zwischen Zweifel und sicherem Wissen schwankenden Stimmung beruht die poetische Wirkung des Moments. Wie das Hereinbrechen einer furchtbaren Nemesis erfassen uns die machtvollen Accorde des Orchesters. Indem dieses Nachspiel melodisch aus Marke's Hauptmotiv gebildet ist, erscheint es als Ausdruck des Selbstvorwurfes Tristans, der ihn unwiderstehlich niederwirft.*) Der Geist der Vernichtung ist es, der, als wenn er von unserem ganzen Wesen Besitz ergreifen wollte, uns bis ins Tiefste durchschauert und mit einem letzten Schlage alles Leben zerstören zu wollen scheint.

Wien, geendet 18. April 1867.

---

*) Aus dem Tagebuch vom 17. Dezember 1874: „Der Mensch ist ein Anderer vor der That, gegen die er sich noch frei verhält, und nach vollbrachter That, wo diese für ihn selbst zur Nothwendigkeit wird, sich gegen ihn umwendet und nun ihn sich unterwirft". Schelling III. Bd. Seite 208. — Auf den Schluss des 2. Aktes Tristan angewendet identisch mit Wagners Ausspruch in seinem hierauf bezüglichen Briefe an mich.

Arischer und semitischer Monotheismus.

Von Houston Stewart Chamberlain.

Zur Einführung.

Unseren Lesern wird es willkommen sein, wenn die Bayreuther Blätter von der gütigen Erlaubnis des Verfassers und der Verlagsanstalt sofort Gebrauch machen, ihnen aus dem jüngst im Sonderdruck erschienenen Vorwort zur vierten Auflage der „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts“ einen bedeutenden Abschnitt mitzutheilen. Wird es kaum noch nöthig sein, sie dadurch zur Bekanntschaft mit dem Werke selber besonders anszuspornen, so möge es doch auf das Vorwort aufmerksam machen, welches jedenfalls auf eine ernstliche Beachtung als eine im guten Sinne „interessante“ Schrift, ganz von der vorzüglich anregenden Art des Hauptwerkes, gerechten Anspruch erheben darf.*)

Der Verfasser hat darin mehre Punkte, über welche ihm bei den Lesern und vielleicht auch Nichtlesern seines Werkes einige Verwirrung entstanden zu sein schien, in's Klare setzen wollen, und er hat damit in der That dem Zwecke jenes Hauptwerkes durch übersichtliche Konzentration gewisser Grundgedanken vortheilhafte Dienste geleistet. — Dem Missverständnisse in Betreff des Begriffs „Dilettantismus“ tritt er zunächst besonders glücklich entgegen, indem er darauf hinweist, wie ein solcher, im Sinne Schopenhauers recht erfasst, der Wissenschaft erspriesslich werden könne, im Gegensatz zu dem Unfug, den dilettantisches Betreiben der Kunst anzurichten vermag. — Die Rassenfrage sucht er nochmals auf vernünftige Gesichtspunkte zurückzuführen, aus dem einzigen Wunsche, dass ihre Behandlung, von Hypothesen akademischer Wissenschaftler freigehalten, auf die für das praktische Leben nöthigen Thatsachen begründet bleiben solle; wobei dann verschiedene Einwendungen namhafter Gelehrter, welche mehr wissen und erforschen wollen, als dem Menschen möglich und der Sache nützlich ist, in der ebenso unterhaltenden wie aufklärenden Weise des Verfassers abgewiesen werden. — Wäre hier eine Kritik zu schreiben, so würde darin unsererseits der Satz entschieden auszuführen sein: es spricht gegen einen für die Rassenforschung etwa „bedrohlichen“ Einfluss der düsteren Schlussgedanken Gobineau's gerade die Thatsache ihrer auffälligen Nichtbeachtung infolge der vorwaltend enthusiasmirenden Wirkung des genialen Bahnbrechers. — Den köstlichsten Theil des Vorwortes bildet die meisterhafte Kritik des letzthin wie eine Offenbarung begrüssten Vortrages des Professors Delitzsch über Babel und Bibel, welcher auf den Tag genau 20 Jahre nach der Vollendung des „Parsifal“ uns christlich-germanische „Monotheisten“ wiederum in die dunkle Enge spezifisch-semitischer Gottesvorstellung zurückwerfen wollte. Wir sehen nun aber klar, dass dabei nicht nur der Begriff des Semitischen sehr einzuschränken, sondern auch die rasche Deutnng des *„El“* von Babel auf der *Jahve* der Bibel, als des gleichen monotheistischen Gottesgedankens, auf so gut wie gar keinen Füssen, höchstens auf schlecht entzifferten Keilschriftzeichen steht. *El* heisst bei allen Semiten Gott, wie *deva* bei den Ariern, *as* bei den Germanen, längst vor jeder möglichen Beeinflussung durch alttestamentarische Vorstellungen; über den Monotheismus sagt es gar nichts aus. Und von den zwei Worten auf zerstörten babylonischen Keilschriften, worin Delitzsch den Namen *Jahve* zu erkennen glaubt,

*) Houston Stewart Chamberlain. Dilettantismus. Rasse. Monotheismus. Rom. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann. M. 1.—.

lässt sich das Eine, nach Ansicht gelehrter Kenner, überhaupt nicht lesen, und das Andere scheint am Ehesten noch zu besagen: „Der Mond ist Gott", keinesfalls aber: „Jahve ist Gott." — Hieran schliesst sich der im Folgenden mitgetheilte Abschnitt.

Der letzte Theil behandelt dann noch einen der wichtigsten Punkte des Hauptwerkes: das Verhältniss zwischen den Germanen und Rom, und er klingt bei aller bekannten Schärfe gegenüber der letzteren Macht doch versöhnlich aus, in der Annahme eines, noch im deutschen Volksgeiste lebendigen Gegensatzes zwischen Katholisch und Römisch, auf dessen Grunde wir aber doch nur den Urgegensatz zwischen evangelischem und unevangelischem Geiste zu erkennen vermögen. Volle Versöhnung bringt in aller Welt einzig und immer nur das Evangelium. —

In seinem *Babel und Bibel* thut Professor Delitzsch meinen *Grundlagen* die Ehre an, sie zu citiren, und er meint: „Das Märchen von den an religiösem Instinkt von jeher erstaunlich armen Semiten" würde „an diesem einzigen Wort *el* zerschellen." Der Gelehrte scheint durch die Lektüre meines Buches in eine babylonische Stimmung gerathen zu sein: „Wohl dem, der deine jungen Kinder nimmt und zerschmettert sie an den Stein!" Doch ganz so wehrlos wie junge Kinder lassen sich Wissenschaft und Wahrheit nicht zerschellen; und — mag ich auch ein schlechter Anwalt gewesen sein — was meiner Darstellung Wirkung verliehen hat, ist die Thatsache, dass Wahrheit überall durchschimmert und dass bei ihrem Anblick die Lüge von Jahrhunderten wie ein Alb vor dem Morgen verschwindet. Ich selber habe daran nicht das geringste Verdienst, ausser, dass ich es verstanden habe, an den Quellen reinster, zuverlässigster Wissenschaft zu trinken, mit ängstlicher Vermeidung aller Halbgelehrsamkeit und aller Phantasterei. Um die religiöse Armut des Semiten (im Vergleich zum Indogermanen) darzuthun, habe ich mich ausschliesslich auf Forscher ersten Ranges berufen; selbst ein Robertson Smith, der alle mögliche Voreingenommenheit eines christlichen Theologen für die Semiten mitbringt, muss als ehrlicher Forscher gestehen, die reinen Semiten seien *„very deficient in religion in the ordinary sense of the word"*, sehr arm an Religion im gewöhnlichen Sinne des Wortes;*) ausserdem habe ich mit dem Blick eines freien, durch keinerlei theologische Voreingenommenheit beengten Mannes die Weltgeschichte und die Weltlitteratur befragt, habe die heiligen Bücher Indiens und die Geschichte unserer christlichen Kirchen studiert, dazu die Weltanschauung der grossen Denker; überall erhielt ich die selbe Antwort. Was ich darthue, war dem unbefangenen Gelehrten nicht unbekannt, uns Ungelehrten war es aber meistens neu. Heute ist es uns unverlierbar. Und ist die Kunde erst bis in das Herz jedes germanisch fühlenden Menschen gedrungen, so wird das die endgültige Befreiung aus der flügellähmenden

*) *Lectures on the religion of the Semites, 1894 S. 47.*

Knechtschaft der priesterlichen, syrosemitischen Religion sein, damit zugleich die Erlösung von dem engen, materialistischen Monotheismus zu unserem eigenen, von je auf je besessenen, doch gewaltsam unterdrückten und im Interesse unserer Leviten verfolgten Gottesbegriff.

Hierüber eine letzte Ausführung. Denn nun gilt es das Alte Testament gegen Delitzsch in Schutz zu nehmen und zu zeigen, dass die Vorsehung uns in der Bibel selbst die Waffe geliefert hat, um jene religiöse Emanzipirung zu erkämpfen, von der ich anfangs sprach. Jetzt erst werden wir die wahre Bedeutung der babylonischen Forschungen für unser religiöses Leben erkennen.

Wenn auch Delitzsch hier und da mit Begeisterung von dem Alten Testament spricht, im Grunde genommen wird es durch seine Ausführungen hinfürder überflüssig, denn auf dem Wege, auf den er — und mit ihm manche „freisinnige" Theologen und neuere jüdische Apologeten — uns hinauslocken möchte, löst sich das Christenthum in eine Art Ur-Mohammedanismus auf. Was brauchen wir uns mit der verwickelten und oft so schwer verständlichen israelitischen Geschichtslegende abzugeben, wenn schon der würdige Hammurabi und seine Leute, 2500 Jahre vor Christo, an den einen Jahve glaubten, wogegen lange nach ihm — wie die Bibel an fünfzig Stellen bezeugt — Abraham und seine Nachkommen den *el-shaddaj*, den *ēl-eljon*, den *ēl-olam*, den *ēl-ro'i* und allerhand andere Lokalgötter verehrten? Delitsch behauptet: „was die weltgeschichtliche Bedeutung der Bibel ausmacht, ist der Monotheismus". Nun gibt er sich aber alle erdenkliche Mühe, nachzuweisen, dieser Monotheismus sei „ein uraltes Erbtheil" der nichtisraelitischen Semiten; somit entschwindet heute diese Bedeutung der Bibel, die ja nur eine mittelbare war, fussend auf unserer bisherigen Unkenntniss des wirklichen Zusammenhanges. Ich glaube aber, hier liegt wieder ein ungeheurer Urtheilsfehler vor. Dass die Bibel den Glauben an den einen Jahve lehrte (das heisst in ihrer späteren Umarbeitung lehrte), hat nur für die Juden Bedeutung gehabt, indem diese dadurch erhielten, was später Mohammed — in weit grossartigerer Auffassung — den Arabern gab. Wir dagegen haben sofort — gleich im ersten christlichen Jahrhundert — diesen israelitischen Gott entfernt und die Trinität an seine Stelle gesetzt.*) Nicht also dieser pristerliche, abstraktmaterialische Monotheismus, von dem wir jetzt ganz genau wissen, dass

*) In seinem neuen Werke *Die Mission und Ausbreitung des Christenthums in den ersten drei Jahrhunderten*, 1902 macht Adolf Harnack darauf aufmerksam: erstens, dass „das Christenthum, wie es verkündigt wurde, Monotheismus schlechthin" nicht genannt werden kann (S. 18), zweitens, dass im römischen Reich schon vor dem Beginne der christlichen Predigt „im Grunde die ganze Denkweise monotheistisch war" (S. 23). Weder haben wir das alte Testament nöthig gehabt, um Monotheisten zu werden, noch hat das Alte Testament es vermocht, uns den Monotheismus im unverfälscht semitischen Sinne aufzudrängen. Es geht doch nicht an, einer *fable convenue* zuliebe geschichtliche Thatsachen hartnäckig zu leugnen;

er sehr spät und zwar in unmittelbarer Fühlung mit der hierarchischen und antistaatlichen Partei in Babylon entstand,*) nicht er macht die Bedeutung des alten Testaments für uns aus, — im Gegentheil, das ist seine Beschränkung und sein Makel, der fortdauernd Böses zeugt; vielmehr liegt der unvergleichliche Zauber dieses Buches in dem begründet, was Goethe ausspricht: „Diese Schriften stehen so glücklich beisammen, dass aus den fremdesten Elementen ein täuschendes Ganzes entgegentritt". **) Es ist das Werk als Werk — nicht, was es *lehrt*, sondern was es *ist* —, was unvergänglichen Werth besitzt. Dieses Werk ist eines der grössten Kunstwerke, die die Menschheit hervorgebracht hat. Mag man nun mit den schlicht-frommen Menschen sich ein solches Wunder einfach als „Gottes Werk" deuten, oder mag man den tausend historischen Fäden nachspüren, die hier zusammenlaufen: das bleibt sich ziemlich gleich; „erklärt" wird es weder durch die eine noch durch die andere Auffassung; und zwar ebensowenig erklärt wie alle übrigen Wunder, von denen umringt wir leben. Entscheidend ist einzig, dass man sich bewusst sei, hier ein in seiner Art Unvergleichliches zu besitzen, und dass man nicht in den priesterlichen Fehler verfalle, über dem blassen und einengenden Gedanken, den spätere Generationen ihren Theorieen, beziehungsweise ihren Machtgelüsten zuliebe mühsam herausklaubten, das unausdenkbare Leben zu übersehen, das in dämonisch-genialer Naivetät und ungebrochener Kraft dem Werk entströmt. Wie Goethe richtig sagt, die „fremdesten Elemente" sind hier beisammen. Der eigentliche „Jude" ist kaum dem Blute nach verwandt mit den Israeliten im Norden, denen wir in der Hauptsache die Genesis verdanken; manche der am häufigsten als Belege für die Erhabenheit jüdischer Religion citirten Propheten — z. B. Amos, Hosea — haben mit Judäa gar nichts zu thun, und was die anderen anbelangt — einen Jesaia, einen Jeremia — so muss immer wieder daran erinnert werden, dass das eigentliche Judenthum nach den Propheten und gegen die Propheten gegründet wurde. Sie zu Ehren des Jundenthums anführen, ist

*) Man vergl. jetzt namentlich das soeben erschienene, S. LXXI genannte Buch von E. Schrader, 1. Hälfte von H. Winkler, neu bearbeitet, S. 281 fg. Jedem, der es ernst meint mit der Ergründung der Beziehungen zwischen Juda und Babylon und überhaupt mit der Aufklärung in Bezug auf die wirkliche Geschichte Israels und Judas, sei dieses Werk als das unentbehrlichste und grundlegende warm empfohlen; es ist ein wahres Denkmal deutscher Wissenschaftlichkeit, Unermüdlichkeit, Scharfsinnigkeit und Freiheit — sowohl in dem (historischen und geographischen) von Winkler, wie in dem von Zimmern bearbeiteten, die Religion und die Sprache betreffenden Theil. Hier findet man alle wünschenswerthen Angaben über weitere Litteratur. Es hat mich namentlich gefreut, bestätigt zu finden, was ich S. 421 fg. (besonders 426 fg.) ausgeführt hatte: dass nämlich die Entstehung des eigentlichen Judenthums ohne die Losreissung vom Heimatboden nie hätte stattfinden können; die Vaterlandslosigkeit ist die Voraussetzung für eine solche abnorme Ausgeburt priesterlicher Willkür.

**) Vergl. *Grundlagen* S. 454.

ungefähr das selbe, als wollte ein Kanzelredner heute über Ernst Haeckel's *Welträthsel* predigen. Das aber gerade — dass das Alte Testament so reich und überreich an fremdesten Elementen ist — macht, dass es ist, was es ist. Wobei auch die eigenartige Zusammwerfung von Rassen, aus denen Israeliten und Juden hervorgingen, nicht übersehen werden darf. Vieles in der Geschichte dieser beiden Völker ist eine beständige Empörung gegen den Semitismus, und zwar gilt dies namentlich für die Glanzzeit*); und siegte auch dieser zuletzt — dank der Zerstörung Israel's und der babylonischen Unterstützung Juda's — so blieb doch in den heiligen Schriften dieser untergegangenen Völker alles durcheinander aufgespeichert. Die Männer, die nach der babylonischen Gefangenschaft das Judenthum gründeten, haben alles gethan, was menschenmöglich war, um die Bibel zu verderben und unverständlich zu machen; doch die Geschichte hatte hier Göttliches gewoben, und dieses Göttliche schimmert noch immer durch. — Wie der semitische Monotheismus auf das ganze geistige Leben eines Volkes verödend, es völlig auslöschend, wirkt, das ersehen wir aus der weiteren Geschichte Judäa's, — wie wir es später wieder einmal im Mohammedanismus erlebten; in letzterem Falle noch vollständiger, weil hier ein reinerer Semitismus gestaltet, wogegen der Jude zum grösseren Theile Syrier ist und auch amoritisches Blut in den Adern hat. Vor allem aber: was den Juden davor bewahrte, bis auf das Niveau des Mohammedanismus hinabzusinken, war, dass er seine Thora hatte, seine Thora voller nichtjüdischer Erinnerungen und nicht-monotheistischer Vorstellungen. Sie konnte man der neuen Hierarchie in Jerusalem zuliebe biegen und brechen und verstümmeln und interpoliren und verfälschen, soviel man wollte, das Wahre lässt sich nicht ganz ausrotten, es „zerschellt" weder an *ēl* noch an *Jahve*.

Für uns liegt der unvergängliche Werth des Alten Testaments darin, dass es sowohl gegen den Neomohammedanismus des Professor Delitzsch zeugt, wie gegen die Dogmen der Synagoge, die ins Christenthum eindrangen und unsere Religion vom ersten Tage an vergifteten. Wir können nicht neue „heilige Bücher" erfinden; das Buch aber, in dem unsere Altvordern gläubig nach Wahrheit suchten, dieses selbe Buch soll uns neue Wahrheit verkünden. In der Religion wie in der Politik muss man Opportunist sein. Noch nie wurde ein lebensfähiges Neues durch Zerstörung eines alten erzielt, sondern immer nur durch seine Umgestaltung. Und den wahren Werth der vergleichenden babylonisch-biblischen Forschungen, abgesehen von dem wissenschaftlich-historischen — ich rede in diesem

*) Ein unverfänglicher Zeuge, der rühmlichst bekannte jüdische Orientalist James Darmesteter, bezeugt in seinem Sammelwerke *Les prophètes d'Israel*, 1892, S. 270: *„Le Judaïsme* (und hierunter versteht er das Prophetenthum, was eine ebenso beliebte wie willkürliche Deutung ist) *est né dans un milieu sémitique, mais il est la réaction la plus absolue qu' il soit possible d'imaginer contre la religion, les moeurs, les traditions qui regnaient dans ce milieu"*; letztere haben bald gegen diese „Reaktion" gesiegt und sie für immer unterdrückt.

Augenblick nur von dem Werth für die Religion — haben wir darin zu erblicken, dass sie nach und nach uns lehren, das Alte Testament richtiger und besser und freier zu lesen. Dadurch wird ein Neues, eine wahre Erlösung der Religion vorbereitet. Unser Auge wird geöffnet, der Horizont erweitert sich. Weit entfernt, dass dieses grossartige Buch dadurch verlieren könnte, wird es — dessen bin ich überzeugt — ganz ungeheuer gewinnen. Dieses einzige Kunstwerk hat nichts von Vergleichen zu fürchten; nie werden wir seinesgleichen finden; die Natur bringt ein solches nicht zweimal hervor. Die Bibel selbst aber lernen wir jetzt erst richtig verstehen. Auch hier wieder kann uns Professor Delitzsch zu einer klaren Erkenntnis verhelfen, denn auch hier hat er es verstanden, mit mathematischer Genauigkeit das Gegentheil von dem zu sagen, was zu sagen war. Er meint nämlich (S. 44), indem die Forschung uns zeige, dass manches in der Bibel auf fremde Einflüsse zurückzuführen sei, würden wir dazu gelangen, die „rein menschlichen Vorstellungen auszuscheiden" und dadurch werde „die wahre Religion . . . . nur um so wahrer" werden. Ein schönes Programm: das Reinmenschliche aus der Religion ausscheiden! Das ist ja die ganz genaue Wiederholung des Programms, mit dem Hesekiel, Esra und die ganze Schaar fanatisierter Pfaffen und Zeloten ans Werk ging. Was sie begonnen und so traurig weit geführt haben, das sollen wir jetzt noch vollenden, und die „rein menschlichen Vorstellungen", die in dem Alten Testament wie durch ein Wunder erhalten sind, ausscheiden? Man sieht, wie Recht ich mit der Behauptung hatte, dass man uns auf diesem Wege schnurstracks zum Mohammedanismus in neuer Auflage führen will. Wir aber wollen es genau umgekehrt machen. Dass die Religion, an der die unsere — und sei es noch so äusserlich — anknüpft, eine historisch „gewordene" ist, bringt sie uns näher; der jüdische Priesterhochmuth mag unter dieser Aufdeckung der Wahrheit leiden, nicht aber der Werth der israelitischen Bücher; und die Entdeckung, dass es so viel Reinmenschliches im Alten Testament gibt, so viel mehr, als wir je vermuthet hatten, so ganz anders Gestaltetes und zu Deutendes, als die Blindheit von Jahrhunderten uns hatte ahnen lassen — das macht uns das Buch hundertmal theuerer, als es je zuvor uns war. Vers für Vers und Kapitel für Kapitel haben jene schauderhaften priesterlichen Redaktoren, und nach den Redaktoren die jüdischen Schriftausleger, und nach diesen die Generationen unserer christlichen Theologen das Alte Testament unzugänglich gemacht, verunstaltet, in sein Gegentheil verkehrt. Jetzt kam die babylonische Forschung, an der Professor Delitzsch — denn wir wollen ihm, was ihm zukommt, nicht vorenthalten — so glänzenden Antheil hat, und durch sie fallen uns die Schuppen von den Augen und wir lernen einsehen, dass dieses Buch noch weit mehr „fremdeste Elemente" enthält, als selbst Goethe es sich träumen liess, darunter viel „Reinmenschliches" und „Unsemitisches".

Ich möchte dem Leser ein einziges Beispiel geben, denn es handelt sich um gar wichtige Dinge, und wir dürfen auf einige Seiten Papier mehr oder weniger nicht sehen.

Ich mache meine Bibel auf und lese als ersten Vers des ersten Kapitels: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Nun weiss natürlich jeder sprachlich gebildete Theologe seit jeher, dass kein einziges Wort von dem allen im Text steht. Es steht nicht „im Anfang", es steht nicht „schuf", es steht nicht „Gott", es steht nicht (wenigstens nicht in unserem Sinne) „Himmel und Erde". Welcher Laie ahnt das aber? Man darf sagen, kein Dogma steht fester im Hirne jedes Gläubigen als das der Erschaffung der Welt aus Nichts, der sog. *creatio ex nihilo.* In mehreren Flugschriften, die gegen Delitzsch's *Babel und Bibel* von streng kirchlicher Seite erschienen sind, finde ich hervorgehoben, wie gross der Unterschied sei zwischen dem babylonischen Mythos, wo Gott aus dem Urmeer das obere Wasser (die Atmosphäre) und das Land ausscheidet, und dem Bericht des Alten Testaments, wo „der Schöpfergott, streng monotheistisch gedacht, durch sein Allmachtswort Himmel und Erde ins Dasein ruft" u. s. w. „Das", schreibt der eine Verfasser, „sagt uns das erste Blatt der Bibel."*) Ja, uns sagt es das; doch nur, weil die Exegetik der jüdischen Priester — dieser unvergleichlichsten Textverdreher, die es je gab — es so gewollt hat, nur, weil das enge, völlig materialistische, zu keiner Spekulation fähige semitische Hirn es sich so dachte und sich einbildete, mit dem augenfälligen Widersinn einer Entstehung der Materie aus Nichts etwas gesagt, ja die Existenz der Welt „erklärt" zu haben; und nur weil die christlichen Doktoren diese Interpretation als eine geheiligte überkamen und weiter darauf bauten. Gerade hier aber, in der üblichen Deutung dieser ersten Worte der Genesis, wurzelt jene Thatsache, die Renan zu gestehen zwingt: „semitischer Monotheismus ist der geborene Gegner aller echten Wissenschaft", und die Kant erklären lässt: „Ihr müsst zwischen Jahve, dem *deus ex machina*, und Gott, dem *deus ex anima*, wählen, für beide ist nebeneinander nicht Platz"; hier wurzelt also der nie beizulegende Widerstreit zwischen unserer Religion und und unserer Weltanschauung. Und doch mit Unrecht; denn der Text dieses Buches, das wir gewohnt sind, ein „heiliges" zu nennen, sagt das nicht und weiss nichts von der semitischen Erfindung einer *creatio ex nihilo.* Und da frage ich einen frommen Buchstabengläubigen — ich selber bin keiner, ich verehre aber, die es sind, und traue ihnen keine lügenhafte Sophistik in ihrer Beantwortung zu — ich frage: soll ich voraussetzen, dass der Heilige Geist nicht gewusst hat, was er sagen wollte? und dass jüdische Schriftdeuter aus der nachexilischen Zeit es besser verstanden haben? so dass ich diesen mehr glauben soll als Jenem?

*) Professor Dr. S. Oettli: *Der Kampf um Bibel und Babel,* S. 9 u. 17.

Was steht nun in Wirklichkeit geschrieben? Es ist nicht ganz leicht, es genau wiederzugeben, weil der verschiedene Geist der Sprachen dies fast unmöglich macht, man kann aber leicht bestimmen, was nicht gesagt ist.

Zunächst steht nicht „im Anfang"; man kann sich in jedem ausführlichen wissenschaftlichen Kommentar davon überzeugen. Was wir „im Anfang" nennen, also als Bezeichnung eines Uranfänglichen, wird hebräisch durch ein ganz anderes Wort ausgedrückt. Das Wort *berešîth* bedeutet „in der Anfangszeit", „damals als", „zuerst"; es wäre z. B. in einem Märchen anwendbar, wenn von Grossvater und Grossmutter die Rede ist. Es setzt geradezu eine vorangehende Zeit voraus. — Das zweite Wort, *barâ*, hat niemals den Sinn „schaffen" getragen. Es heisst (in den verschiedenen anderen semitischen Sprachen ebenso wie im Hebräischen) „auseinanderlegen", „auswickeln", „ausscheiden", „loslösen"; so z. B. wenn man einen chemischen Stoff in seine elementare Bestandtheile „zerlegt". Nirgendwo fand ich ein einzelnes Wort, das den Sinn genau wiedergegeben hätte, und kein Gelehrter konnte mir dazu verhelfen; doch das Gesagte genügt zu einer annähernd präzisen Vorstellung vom Begriffskreis des des Wortes *barâ* und zeigt, dass gerade so wie *berešîth* eine vorhandene Zeit, *barâ* ein vorhandenes Etwas voraussetzt. — Das dritte Wort ist nicht Gott, weder als *êl* noch als Jahve, sondern eine Mehrzahlbildung von häufiger Anwendung und ganz zweifelloser Bedeutung: *elôhîm*, die Dämonen. Dass die späteren Juden gemeint haben, überall, wo in ihrer Heiligen Schrift „die Dämonen" stehe, müsse Gott verstanden werden, ist anerkennenswerth; es ist aber unverantwortlich, dass wir Ungelehrte nie im Leben erfahren, im ersten Vers der Bibel stehe nicht „Gott" — der monotheistisahe Gedanke — sondern „die Dämonen" (im eigentlichen Sinne „die Schrecknisse"). — „Himmel und Erde" ist insofern auch durchaus falsch übersetzt, als wir uns unter „Erde" unseren Planeten denken, wogegen das hebräische *erez* das „Land" heisst, das feste, trockene Erdreich im Gegensatz zum Wasser und zur Atmosphäre; und *šamâyim* bedeutet nicht „Himmel" im Sinne des Sternenhimmels (die folgenden Verse würden ja allein genügen, dies darzuthun), sondern das als eine Art Kuppel auf die Erde aufgesetzt gedachte „Luftreich".*) — Und noch einen letzten Fehler weist unsere Uebersetzung auf, einen zwar kleinen, doch nicht geringfügigen: wir setzen nämlich nach den Worten „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde" einen Punkt, als wäre der Satz fertig, als wäre die erste und wichtigste Schöpfungsthat vollendet, obwohl das ganze Folgende uns hätte zeigen sollen, welche Gewalt dem Sinne hierdurch

*) Aehnlich heisst es in der *Völuspâ*, dem ersten Liede der älteren Edda, es habe einst ein Zeitalter gegeben, wo:

Nicht Erde fand sich noch Ueberhimmel.

geschieht. In Wirklichkeit ist dieser Satz nur gleichsam ein Titel, eine Vorverkündigung dessen, wovon im Folgenden die Rede sein soll, wie wir das auch sonst in naiven Erzählungen häufig finden. Also etwa: „Als zu Beginn die Dämonen das Erdreich und das Luftreich ausschieden" (nämlich aus dem „Urmeer" ausschieden, wie gleich darauf erklärt wird) . . . . da geschah folgendes; und nun setzt die Erzählung ein und meldet, wie zunächst die Finsterniss, die auf dem „Urmeer" oder Chaos lag — also auf dem schon vorhandenen, nur noch nicht auseinandergewickelten Stoff — durch Licht aufgehellt wurde, und sodann jene angekündigte Ausscheidung der „Feste" zwischen den oberen und unteren Wassern (nämlich des Luftreiches), und sodann der zweiten Feste, (nämlich des trockenen Erdreiches) — beides aus dem Urwasser, in welchem sie potentiell (d. h. der Möglichkeit nach) schon enthalten gewesen waren — durch Zerlegen und Auseinanderbreiten stattfand.

Das ist der wirkliche und genaue Sinn des ersten Verses der Genesis. Warum soll ich ihn den Rabbinern und den alten ignoranten Kirchenvätern zuliebe Wort für Wort zu etwas Anderem umdeuten? Dass wir aber jetzt im Stande sind und nach und nach immer vollständiger in den Stand gesetzt werden, das Alte Testament richtig zu verstehen, es rein menschlich und nicht mehr blos als künstlich-hierarchische Geschichtskonstruktion zu Ehren des Jahvevölkchens aufzufassen, das verdanken wir in erster Reihe den Arbeiten der Geschichts- und Sprachforscher. Das Alte Testament steckt voller Mythen; fast jedes Wort der ersten Verse der Genesis deutet auf eine mythische Vorstellung; das Meiste lernen wir aber jetzt erst verstehen; denn der Jude selber hatte gar kein Interesse für das Mythische und Metaphysische (siehe *Grundlagen* S. 398 fg.), so dass diese Dinge gleichsam gegen seinen Willen und ohne sein Wissen hineingekommen sind. Es ist alles fremdes Gut. Und doch ist es wahrscheinlich, dass wir die Schöpfungserzählung, die Sintfluthgeschichte und andere Mythen hier in reinerer Gestalt vorfinden als in den bisher bekannten babylonischen Fragmenten, nnd zwar aus einem sehr einfachen Grunde. Alles spricht nämlich dafür, dass die Ueberlieferung, die hier zu Grunde liegt, eine uralte ist, die Israel (nicht Juda!) in Kanaan kennen lernte, ausserdem mögeu wohl einige Züge aus einer frühesten Berührung der Hebräer mit Babylonien herdatieren, also aus der Zeit Hammurabi's;*) was wir dagegen aus Babylonien besitzen — so z. B. die vielgenannte Sintflutherzählung, auf die auch Delitzsch sich beruft (und die er S. 31 abbildet) — datiert erst von Assurbanipal (Sardanapal), circa um 650 vor Christo, ist also nur wenige Jahre älter als die babylonische Gefangenschaft, und vielleicht 2000 Jahre oder mehr jünger als die Ueberlieferung, die — wenn auch noch so verunstaltet — im Alten Testament aufbewahrt ist. Das darf

*) Vergl. namentlich Gunkel: *Genesis übersetzt und erklärt*, 1901, S. XLI und 118.

man beim Vergleich ja nicht übersehen, denn nicht zum geringsten Theil wird darin die grössere Schlichtheit und Reinheit der biblischen Züge begründet liegen. Wir dürfen nämlich bestimmt hoffen, je weiter wir zurückgehen, um so näher jenem nicht-semitischen Ursprung aller uns als „babylonisch" überlieferten Mythen zu treten, und nichts ist so geeignet wie das Alte Testament — jetzt, wo wir es verstehen lernen —, uns diesem Ziele entgegenzuführen. Denn die Thatsache, dass die jüdischen Priester für das Mythische nicht das geringste Verständniss besassen, macht, dass sie es zwar vielfach verstümmelten und möglichst ausschieden, die uralten Volkstraditionen aber nicht um- und ausbauten, wie das die gelehrte babylonische Hierarchie im Laufe ihrer vieltausendjährigen Herrschaft gewiss that, — uud letzteres ist es, was bis zur Unkenntlichkeit verunstaltet, wogegen wir in Genesis I und II fast Wort für Wort auf uralte Vorstellungen nicht-semitischer Völker zurückgeführt werden.

Goethe warnt uns: „einer neuen Wahrheit ist nichts schädlicher als ein alter Irrthum", und dazu kommt in diesem Falle der Umstand hinzu, dass — abgesehen von dem enormen Prozentsatz an Rassenjuden — ein grosser Theil unserer Semitisten und Assyriologen und wohl alle unsere wissenschaftlichen Bibelforscher Theologen sind; man weiss ja, wie schwer es ist, die Tonsur vollständig zuwachsen zu lassen, als wäre sie nie gewesen; selbst bei unseren freisinnigsten Exegeten trifft man Schritt für Schritt auf priesterliche Anschauungen und Voraussetzungen. Doch Tag muss es werden; gerade die Liebe und die hohe Werthschätzung der Bibel, die wir geerbt und mit der Muttermilch eingesogen haben, wird uns veranlassen, mit Begeisterung die Offenbarung der völlig neuen Bedeutung des Alten Testaments aufzufassen, und dadurch wird von heute auf morgen eine grosse Umwälzung stattfinden: eine Befreiung vom jüdischen Priestergesetz und seinem sterilen, Wissenschaft und Philosophie lahmlegenden Gottesbegriff durch die Bibel. Zwar werden wir nach wie vor uns hüten, mit Delitzsch im Alten Testament die Grundlagen unserer Weltanschauung zu suchen; doch wird kein vernünftig denkender Mensch es unterschätzen, wenn die Aussicht sich eröffnet, für die Religion unserer Väter eine neue, weitherzige, naturverwandte Grundlage zu gewinnen, eine Grundlage, die es uns endlich gestattet, zu einer wirklich harmonischen Weltanschauung zu gelangen, in der Wissen und Glauben eine Einheit bilden.

Ich habe in meinen *Grundlagen* die Religion der Juden als einen abstrakten Materialismus und ihren Jahve als einen ins Gedankliche übertragenen Götzen nachgewiesen.*) Manche gläubige Seele hat daran Anstoss genommen. Doch nun kommt ein römisch-katholischer Priester, der Abbé Hébert, Professor der Philosophie und bis vor Kurzem Direktor des Collège Fénelon in Paris, und schreibt einen Aufsatz, betitelt *„La*

*) Siehe S. 230 fg., 243 und den Exkurs S. 391 fg.; vergl. auch S. 931.

dernière Idole", der letzte Götze;*) und wer ist dieser Götze? Jahve. Diese Erkenntniss nimmt sich sogar viel härter bei dem Geistlichen aus als bei mir Weltkind; denn er tritt nicht von aussen, nicht vom weltgeschichtlichen Standpunkt heran, und kann also nicht entwirren, dass dieser uns aufgezwungene semitische Monotheismus ein unserem Geiste völlig Fremdes ist, sondern er geht von innen, von der christlichen Kirchenlehre aus und weist mit unerbittlicher Logik nach, dass der Gott, der hier gelehrt wird, „ein anthropomorphischer Götze" ist. Und wenn der gelehrte Abbé verlangt, dass wir fortan — statt dieses unerträglich engen Gottesbegriffes — „das Göttliche" *(le Divin au lieu de Dieu)* lehren, so ist hier wiederum sein Horizont leider kirchlich eingeengt, was ihn als einen revolutionären Zerstörer erscheinen lässt, wogegen ein allgemein geschichtlicher Ueberblick, wie ich ihn in diesem Buche versucht habe, ihm gezeigt hätte, dass das, was er will, nicht eine spitzfindige Unterscheidung zwischen *Dieu* und *le Divin* ist, sondern einfach unser arischer Monotheismus im Gegensatz zum semitischen und besonders zum jüdischen Monotheismus.

Der Leser dieses Buches weiss, dass wir zwischen einem Monotheismus aus Reichthum des Gemüthes und einem Monotheismus aus Armut des Gemüthes zu unterscheiden haben. Oberflächlich betrachtet, sehen die zwei Dinge ähnlich aus, sie sind aber gänzlich verschieden. Die erhabenste Verkörperung des ersteren war bisher die Vorstellung des Brahman, die reinste Verkörperung des letzteren der Allah des Mohammed. Niemand wird Mohammed und seinem Gottesbegriff Grösse absprechen; Jeder, der ein wenig die Geschichte Arabiens studirt, wird gestehen müssen, dass der Prophet durch ein Wunder der Willenskraft diesen unverbesserlichen Götzen- und Fetischanbetern jenes Minimum an reiner Religiosität geschenkt hat, das sie fähig waren aufzunehmen. Der Semit hat eben wenig Unterscheidungsgabe, er fliegt immer aus einem Extrem ins andere; ist Gott nicht eine mathematische Eins, eine an einem bestimmten Orte lokalisirte Person („zu Salem ist sein Gezelt und seine Wohnung zu Zion"), so sind gleich wieder die Dämonen da, die *Elôhim*. Wogegen man mit Bestimmtheit behaupten kann, dass es zu allen Zeiten die Neigung — oder wenn man will, der Instinkt — aller Indogermanen war, die reiche Welt des überall und in den verschiedensten Formen empfundenen Göttlichen auf ein Einheitliches zurückzuführen und als ein Einziges aufzufassen. Hier liegt aber ein so viel feineres Gedankengewebe zu Grunde als im semitischen Hirn, dass der Eine Gott nur aus den vielen Göttern — das heisst also organisch — aufgebaut werden kann, wogegen jene Reduzirung aller Götter auf einen einzigen Gott durch Ausscheidung der übrigen, wie sie im Alten Testament und bei Mohammed durchgeführt wird, für dieses höhere Denken gar keinen Sinn besitzt, da — wie unser Kant uns viel später lehrte, wo-

*) Revue *de Métaphysique et de Morale, Juillet* 1902.

nach wir aber von jeher gedacht und empfunden haben — Zahlen nur auf sinnliche, nicht auf übersinnliche Dinge gehen, und auch die Einheit nicht „zum Maasse" Gottes genommen werden kann.*) In der bekannten Allegorie des *Timäos* lässt Plato alle Götter im „Vater" (*πατήρ*) als Einheit aufgehen (37 C); das ist der „Allvater" der Germanen und mag als Hilfsvorstellung für das, was hier gemeint ist, dienen. Es ist das Eine Göttliche, das sich im Kosmos in tausenderlei Gestalten offenbart — nicht der Gott, der politische Voraussagen Propheten ins Ohr flüster; es ist das Göttliche, dessen Gerechtigkeit in der Ewigkeit seiner Naturgesetze eingeschlossen liegt — nicht der historisch thätige Gott, der dem einen Volk schenkt, was das andere erarbeitet hat; er ist der unerforschbare Gott, von dem man ausschliesslich in Gleichnissen reden kann — nicht der Gott, den es verboten ist „in irgend einem Gleichniss" zu verehren. Der semitische *ēl*, der Jahve der Juden, ist der Gott von phantasiearmen Naturblinden, wir dagegen sind naturtrunkene Schöpfer, und um uns von der Alleinheit des Göttlichen zu überzeugen, müssen unsere Augen und unser Sinn es auf allen Wegen, die sich vor uns aufthun, suchen, es in allen Gestalten erfassen und es denkend und bildend verherrlichen. Der semitische Monotheismus ist die Lehre von der Einzelhaftigkeit Gottes; der indogermanische Monotheismus ist die Lehre von der erst aus der Manigfaltigkeit sich ergebenden Einheit, von dem Eingeschlossensein des Alls und aller Zeitenfolgen in dem raum- und zeitlosen *actus purus* der Gottheit (wie Duns Scotus sich ausdrückt), die Lehre von der *unitas ineffabilis*.

Wie man sieht, der katholische Priester und der protestantische Laie — wir suchen beide das selbe: Befreiung aus dem religiösen Semitismus, Erlösung zu unserer eigenen Religion. Doch hat mich mein würdiger Mitstreiter in einem Punkte nicht befriedigt: er spricht von Gott und nennt Christus nicht. *Magis nobis manifestatur de Deo quid non est quam quid est,* klarer ist es uns, was Gott nicht ist, als was er ist — diese Worte des Thomas von Aquin citirt Hébert; ja, wenn nicht Christus gewesen wäre! Auch hier aber findet jenes „Umspinnen der Flüglein" statt, von dem Goethe uns sprach und das wir dann in Delitzsch's *Babel und Bibel* so genau kennen lernten. Christus wird uns ganz sachte geraubt. Nachdem Hammurabi uns den allein seligmachenden semitischen Monotheismus gelehrt hat, kommen die „gewaltigen Männer", die Propheten, und die „gottbegnadeten Sänger", die Psalmisten, und sie „leiten über zu Jesu Predigt" — so versichert uns Delitzsch, den ich nur darum noch ein letztes Mal citire, weil seine Broschüre vor mir liegt. Auch Mohammed spricht ähnlich von Christus; er ist ihm ein Prophet unter Propheten (siehe z. B. die 42. Sure des *Koran*). Das ist aber eben so falsch wie semitisch gedacht. Denn erstens war Christus kein Jude; das lässt sich ohne jede Möglichkeit einer Gegenrede historisch

*) Vergl. Brief an Johann Schultz von 25. November 1788.

nachweisen, und wer den historischen Standpunkt nicht anerkennt und die Geschlechtstafeln aus Matthäus und Lukas für authentisch hält, kommt auch nicht weiter, da diese auf Joseph führen, der ja für den Gläubigen nicht der Vater Christi ist. Zweitens aber, die ganze Bedeutung Christi liegt darin, dass in ihm das Göttliche Mensch wurde; und zu Gott können nicht Menschen „hinüberleiten", am allerwenigsten solche sehr menschliche Menschen wie David und die Propheten. Christus steht ausserhalb aller Geschichte, weil Gott ausserhalb aller Zeit steht. Es ist eine Blasphemie, ihn mit gekrönten Ehebrechern und Mördern und mit jenen politischen und priesterlichen Agitatoren auf eine Linie zu stellen, über die wir aus den babylonischen Forschungen so Eingehendes und Aufklärendes zu erfahren beginnen.*) Und was die angebliche „unlösbare Verknüpfung" des Neuen mit dem Alten Testament anbelangt, so verweise ich auf Paul de Lagarde, den Delitzsch so erfolgreich als phantasievollen Philologen sich nutzbar gemacht hat, der aber in einer ernsteren Stunde, nämlich in seinem herrlichen Aufsatz *Ueber das Verhältniss des deutschen Staates zu Theologie, Kirche und Religion, ein Versuch Nicht-Theologen zu orientiren*, diese geschichtliche Auffassung kurzweg als „Fetischismus" bezeichnet. Also neben dem Götzen den Fetisch!

Findet also dort — beim Alten Testament — die Befreiung ans dem Semitismus dadurch statt, dass wir immer mehr geschichtlich aufgeklärt werden und in Folge dessen jenes Buch immer grösser uud freier und reinmenschlicher aufzufassen lernen; so befreien wir uns hier — beim Neuen Testament — indem wir die historische Verknüpfung auf das verschwindend geringfügige Maass ihres wahren Wertes herabsetzen und die ganze Bedeutung des Evangeliums einzig in der Erscheinung des Göttlichen auf Erden erkennen lernen. „Alle das Gewissen belästigenden Religionssätze kommen uns von der Geschichte", sagt Kant;**) nicht das mythische Dogma drückt wie ein totes Gewicht, im Gegentheil, es wiegt federleicht, — sondern das historische Dogma ist es, welches wahre Religion zerstört. „Geschichtliche Religion" ist eine *contradictio in adjecto.*

Christus ist Gott: schon dieser Glaubenssatz der Kirchen sollte zeigen, dass für den jüdischen geschichtlichen Jahveglauben bei uns kein Platz ist. Doch wirklich verständlich und unmittelbar einleuchtend — reinmenschlich und unpriesterhaft — wird dieses Dogma erst werden, wenn wir gelernt haben, es umgekehrt zu fassen: Gott ist Christus. Denn von Gott gibt selbst ein Thomas von Aquin zu, wir wüssten nicht *quid est;* sage ich also „Christus ist Gott", so habe ich in Wirklichkeit wenig gesagt, denn ich habe das Bekannte durch Unbekanntes erläutern wollen. „*Il est bien*

*) Vergl. Winckler am zuletzt aufgeführten Ort, S 171 fg und *Die politische Entwickelung Babyloniens und Assyriens;* 1901, S. 17 fg; auch Grundlagen. S. 1015 fg.

**) Briefe 1, 325.

plus difficile de parler de Dieu que de l'homme" sagt Friedrich der Grosse. Wir besitzen kein Organ, um Transscendentes zu erfassen; das Menschliche dagegen, das können wir uns aneignen. Nun ist aber Gott Mensch geworden; wir wissen also jetzt *quid est.* Nur der Rationalist weiss es nicht; nur der im semitischen Wahngedanken an den Weltschöpfer Jahve Befangene quält sich unter tausend Widersprüchen und kann nie sein Denken und seinen Glauben zur Uebereinstimmung bringen — es sei denn durch Gewalt und innere Lüge. Der Germane aber, der aus jenem Alb erwachte, besitzt jetzt den Mythos und besitzt auch die Erfahrung — den Mythos von der Natur und dem göttlichen Weltbaumeister, die Erfahrung von Gott und dem Menschen; Gott als Manigfaltigkeit und Gott als Einheit; mit andern Worten, er besitzt das Zeitliche *sub specie aeternitatis* und das Ewige *sub specie oculorum;* beide reichen sich die Hand und bilden zusammen eine echte Religion, wie sie sein Herz begehrt und sein Geist erfordert. —

Von der Enthüllung religiöser Wandbilder Hans Thoma's in Heidelberg.

Am 16. November 1902 hat in Heidelberg ein Ereigniss stattgefunden, dem die Geschichte der Kunst unserer Tage eine hervorragende Wichtigkeit beilegen wird und das überdies einer eigenartigen Kulturbedeutung nicht entbehrt. Wenn in irgend welchen Kreisen dieser Bedeutung Verständniss entgegengebracht werden wird, so dürfte es in denjenigen der Leser dieser Zeitschrift sein, welchen durch des Meisters Tiefblick der Sinn erschlossen ist für innerste Beziehungen von Religion und Kunst, — in einer Zeit erschlossen, wo die schöpferische Bethätigung solcher Beziehung aus innerstem Bedürfniss heraus nur zu selten geworden ist. — Der, Bayreuth verbündete, grösste lebende Meister der Malerei hat ein Werk religiöser Kunst geschaffen, das echtestem Bayreuther Geiste seine Anregung und Entstehung verdankt. Von ihm sei hiermit der Bayreuther Gemeinde Kunde berichtet.

Hans Thoma vollendete für die alte gotische Peterskirche in der Universitätsstadt am Neckar zwei umfangreiche Wandbilder. Diese waren am genannten Tage bei einem feierlichen Festgottesdienste zum ersten Male der Gemeinde sichtbar. Die selben Mauern, die kühner Reformatoren deutsche Glaubensworte widerhallen liessen, weisen nur den bildlichen Ausdruck glaubenstiefen Empfindens eines deutschen Künstlers den Blicken der Andächtigen. Auf den Wänden zu Seiten des Chores, an den Enden der Nebenschiffe angebracht, fügen sie sich in überaus glücklicher Weise und monumentaler Wirkung der aufstrebenden gotischen Architektur ein, und zwar als Kompositionen von hoher Stilvollendung, die ihren Zweck: die Wände dekorativ und bedeutungsvoll zugleich zu beleben auf das Herrlichste erfüllen. Die neue Aufgabe, — eine so ungewohnte in unseren Tagen, hat in dem Meister, der bislang nur Tafelbilder malte, sofort eine neue Seite der Begabung glänzend an den Tag treten lassen: Hans Thoma schuf einen neuen, eigenen Stil monumentaler Wandmalerei.

Wie fast immer bei seinen Werken sind auch hier innerste seelische Vorgänge in Beziehung gesetzt zu Stimmungen der Natur. Wie irgend ein Künstler offenbart uns dieser stäts, dass tiefster menschlicher Seelengehalt und göttliches Wesen nicht etwas von dem Wesen und Geist Verschiedenes sei, welche die Natur, das gesammte Sein durchwehen. Da schauen wir hier auf dem einen Bilde in eine stürmische Nacht auf dem Meere: Wogen thürmen sich, und darin ringt, dem Untergang nahe, Petrus, Wolken ballen sich im Sturmeswehen, — und teilen sich wieder, um im sanften Lichtglanze zugleich mit Mond und Sternen Christus erscheinen zu lassen, der über den Wassern wandelnd wie aus Weltallsunendlichkeiten plötzlich in errettende und befreiende Nähe geschwebt zu sein scheint. „Seid getrost, ich bin es; fürchtet euch nicht!“ so rief der Heiland, nach Matthäus' Evangelientext, den Jüngern zu, die sich im Kahne vor dem Sturme und vor der gespensterhaften Erscheinung des Herrn in ihm ängstigten. Er ist es, seid getrost, — er ist es im Sturme der Elemente, er ist es in Schicksalsnöten, er ist es im All des unendlichen Seins, er der Göttliche. Und ist es nicht auch er auf dem anderen Bilde: in den Strahlen der aufgehenden Sonne, im Blühen entzückender Blumen, im ganzen Osterzauber der erlösten Natur? Er ist es, der durch die geöffnete Pforte von der duftigen Morgenlandschaft hinein in den Blumengarten getreten ist mit sanft wandelndem Schritt, vor Marien Magdalenen hin, die, von unsagbarem Weihezauber gerührt, hingesunken ist in Anbetung vor ihm. Er

aber wehrt mit der Hand feierlich ab und spricht milde: „Rühre mich nicht an!“ wie es bei Johannes geschrieben steht. Da blickt sie auf zu ihm, eine Thräne tritt ihr ins Auge; die aufgehende Morgensonne spiegelt sich im feuchten Glanze, und sie verliert sich in seligem, erlösendem, selbstvergessenem Schauen. Ueber alles Wollen und Begehren und alles Berühren hinaus hat sich der Glaube mit einem reinen Schauen zusammengefunden und ist so zur seligen Erlösungsgewissheit geworden.

Ist nicht der Glaubensinhalt germanischen Christenthums hier in diesen Bildern dargestellt? Wird uns nicht die Erinnerung an Bayreuther Parsifal-Klänge und Charfreitagszauber-Stimmung geweckt?

Ja, und in der That, sie sind ein Werk des Glaubens, diese in unserer Zeit einzig dastehenden Schöpfungen, und zwar echt Bayreuther Glaubens. Wer die Geschichte ihrer Entstehung kennt, weiss weshalb. Der Glaube eines tiefreligiösen Herzens und der Glaube kunstverehrender Begeisterung einerseits und der ausdrucksfähige Glaube eines schöpferischen Künstlerwesen andererseits. Ein tiefer Glaube war es, der dort in der stillen Heidelberger Kirche zu dem Worte des Heiles, das ihm gepredigt, auch das Bild in der künstlerisch gefassten Erscheinung zu schauen sich sehnte. Und dieser Glaube war zugleich ein Glaube an Meister Thoma und hatte innige Verehrung für seine Kunst. Aus dem Wunsche enstand ein Plan und dieser Plan ward dann, entgegen manchen Schwierigkeiten, die jetzt der Vergessenheit anheim fallen mögen, mit bewundernswerther Thatkraft, wie sie eben blos dem Glauben und der Begeisterung eigen ist, zur Ausführung gebracht. Die That ist gelungen, das Werk vollendet.

Eine würdige Feier folgte der Enthüllung, eine Feier, welcher, dem Charakter des Werkes entsprechend, von Bayreuth aus der Stempel ihrer Bedeutung aufgeprägt wurde. Eine hehre Gestalt war dazu aus der Festspielstadt erschienen: die Hüterin des Erbes von Bayreuth selbst. Die Leser dieser Blätter erkennen: in manigfacher Hinsicht ist diese, vielleicht bedeutungsvollste That in der bildenden Kunst unserer Tage, diese Schöpfung monumentaler religiöser Wandgemälde in jeglicher Beziehung eine Bayreuther That.

So durfte denn auch die Weihe von Seiten der anderen Kunst an jenem Tage nicht fehlen. Und auch hier hatte ein echt bayreuthisch Gesinnter eintreten können. Heidelberg nennt bekanntlich seit einer langen Reihe von Jahren einen der bedeutendsten Dirigenten, der im Bayreuther Geist thätig ist, sein Eigen: Professor Philipp Wolfrum. Die Kunst Liszt's besitzt an diesem überzeugungstreuesten und verständnissvollsten Anhänger einen ihrer gesinnungstüchtigsten lebenden Vorkämpfer. Diejenigen, welche sein Wirken mit kleinen Mitteln in Heidelberg beobachten, bedauern vielleicht nur, dass ihm noch kein weiteres Thätigkeitsfeld beschieden ist. Mit den Klängen des selten gehörten „Osteroratoriums“ Joh. Seb. Bach's verklärte er unseren Festgottesdienst. Kirchenrath Bassermann kündete die Worte des Evangeliums, die Bezug haben auf die Darstellungen der Bilder, und predigte dann in durchdachter Rede von dem Bilde Christi, das sich in die Herzen seiner Anhänger gedrückt hatte, das durch alle Zeiten hindurch von den reinen Spiegeln gläubiger Seelen wieder und immer wieder aufgefangen worden ist und sich so erhalten hat als ein Lebendiges und Wirkendes, und das nun hier aus eines grossen Künstlers Seele in ergreifender Darstellung an die Wände des Gotteshauses gespiegelt worden ist.

Die ganze Feier war eine sehr eindrucksvolle. Das Ereigniss mag manchem Theilnehmer den Glauben an die Wirksamkeit deutsch-christlicher Weltanschauung auch in unseren Tagen gefestigt und zugleich die Erkentniss gegeben haben, dass auch heute noch die bildende Kunst durch hohe Schöpfungen gewaltig zu werden

vermag, die Ausdruck einer tiefen Weltanschauung wie ehedem sind, sofern nur die Gelegenheit geboten wird. Man könnte es fast für ein Wunder halten, dass unserem Meister bei sonst so durchaus ungünstigen Zeitumständen eine solche Möglichkeit der Bethätigung verschafft wurde; ein Wunder, und doch kein Zufall: ist es doch im Grunde er selbst gewesen, der mit seiner Kunst den Glauben an sich geweckt hatte, den Glauben, der dann seinerseits die Kraft hatte, allen entgegentretenden Schwierigkeiten trotzend die That zu ermöglichen.

Es war, wie wenn ein starker Hauch aus den Zeiten Friedrichs des Weisen, Luthers und Dürers dieses Ereigniss durchweht hätte. Der edle badische Landesherr mit seiner hohen Gemahlin, der Erbgrossherzog und Prinz Max von Baden wohnten der Feier bei, desgleichen ein prinzliches Paar, welches, in Heidelberg lebend, das mit deutscher Kultur und Kunst so eng und bedeutsam verknüpfte Haus von Sachsen-Weimar repräsentierte. Die Kunst war durch weitere hervorragende Bayreuther vertreten; Humperdinck, Mottl waren erschienen. Kurz, es war in der That ein, in manigfacher Hinsicht, Bayreuthisches Ereigniss, das wir von Heidelberg aus zu melden haben: ein Werk im Bayreuther Geist ist geschaffen, eine That Bayreuther Glaubens ist geschehen, jenes Glaubens, der, wie in bedeutungsvoller Rede beim Festmahl jenes Tages ausgesprochen wurde, über allen trennenden Verschiedenheiten schwebt als innerlich einendes Element, aus dem alles Grosse einzig geboren werden kann.

Alfred Peltzer.

Die rechte Art, Musik zu hören.

Von Dr. **Heinrich Pudor.**

Man kann die Künste auf verschiedene Weise gruppiren; eine Art besteht darin, dass man sie in sichtbare und hörbare scheidet. Zu den sichtbaren Künsten gehört die Baukunst, die Bildnerei und die Malerei, zu den hörbaren die Dichtkunst und die Musik. Baukunst, Bildnerei und Malerei werden geschaut; Dichtkunst und Musik werden gehört. Daran, dass die Dichtkunst zu den hörbaren Künsten gehören soll, könnte zwar der eine oder der andere im ersten Augenblicke zweifeln, da die Gedichte gedruckt oder geschrieben und also vom Gesichtssinne aufgenommen werden. Indessen dient Druck und Schrift der Poesie nur zur Verbreitung und Ueberlieferung; der Zweck der Poesie bleibt stäts, dass sie gesprochen und gehört wird. Die homerischen Gedichte haben sich Jahrhunderte lang im Munde des Volkes erhalten. Und die Form, in die sich jedes Gedicht kleidet, also Vermaass, Allitteration, Rhythmus, Reim tritt vor das Ohr, nicht vor das Auge. Auch die Dichtkunst dient dem Ohre, sie wird gesprochen und gehört.

Ein sehr bemerkenswerther Unterschied zwischen den Gesichtskünsten und den Gehörskünsten besteht nun darin, dass bei jenen das ganze Kunstwerk in allen seinen Theilen zu gleicher Zeit gegeben ist, dass alle Theile zur selben Zeit vor uns stehen, während bei den Gehörskünsten die Theile des Kunstwerkes in der Zeit aufeinanderfolgen und der Hörer sich die Summe aller dieser Theile selbst bilden muss. Das Gemälde z. B. steht mit einem Male vor uns; das Ge-

dicht aber, oder gar das Epos, das Drama, entrollt sich während einer kürzeren oder längeren Zeit, ebenso das Lied, die Sonate, die Symphonie. Nun ist es natürlich leichter, ein Kunstwerk aufzunehmen, das in allen seinen Theilen mit einem Schlage vor uns steht, und uns alle diese Theile, einen neben dem andern, zu gleicher Zeit zeigt, als ein Kunstwerk, das während mehrer Stunden vor dem äusseren und inneren Ohre vorüberzieht. Es ist, nach diesem Maassstabe gemessen, offenbar leichter, die Kunst einer Venus von Milo aufzunehmen, als die Kunst des Goethe'schen Faust oder einer Beethoven'schen Symphonie. Der Genuss, die Aufnahme, die Rezeption ist bezüglich der Künste des Gehörsinnes eine ungleich schwierigere, als bezüglich des Gesichtsinnes.

Wir werden von der Schwierigkeit der Aufnahme der Künste des Gehörsinnes noch mehr überzeugt, wenn wir überlegen, wie sehr es gerade darauf ankommt, nicht nur diesen oder jenen Theil eines Kunstwerkes, sondern das Kunstwerk in allen seinen Theilen aufzunehmen. Denn es muss bei einem wirklichen Kunstwerk so sein, dass man nicht ein Wort, nicht einen Ton, fortnehmen oder hinzusetzen darf, ebenso wie man nicht aus einem Gebäude einen Stein herausnehmen darf. Bei einem wirklichen Kunstwerk erklärt ein Theil den andern und der eine Theil ohne den andern ist unverständlich; so ist es mit dem Drama sowohl als mit der Symphonie. Wie leicht ist es aber nun möglich, dass wir diese und jene Strophe überhören, dass wir diesen und jenen Takt nicht verstehen! Man bedenke nur, welche Anforderungen z. B. ein Bach'sches Oratorium oder eine Beethoven'sche Symphonie in dieser Beziehung an den Hörer stellt, wie schwer es ist, ein solches Kunstwerk wirklich zu verstehen.

Schon aus diesem Grunde müssen wir, wenn wir ein musikalisches Kunstwerk verstehen wollen, uns der grössten Aufmerksamkeit befleissigen, alle Zerstreuung fernzuhalten suchen, alle unsere Kräfte, all' unser Bewusstsein auf das Kunstwerk sammeln.

Nicht nur dass wir die musikalischen Gedanken überhaupt hören müssen — wir müssen sie auch einigermaassen behalten, um am Schlusse alle Theile aneinanderreihen, zusammenzählen, um das Ganze überblicken zu können. Wie aufmerksam müssen wir aber sein, wenn dies möglich werden soll! Wie sehr müssen wir uns dem Eindrucke hingeben, wenn er so auf uns einwirken soll, dass wir ihn andauernd im Gedächtnisse bewahren!

Es ist klar, dass unser moderner Konzertsaal sehr wenig dazu angethan ist, uns das Verständniss, uns die Aufnahme eines musikalischen Kunstwerkes zu erleichtern; denn wir werden durch so viel Nebendinge zerstreut, dass es uns nicht möglich ist, jeden Theil des Kunstwerkes aufzunehmen und schliesslich die Summe aller Theile zu bilden. Aber hierauf wollen wir erst später eingehen.

Die bisherige Betrachtung ergibt, dass wir, um ein musikalisches Kunstwerk wirklich verstehen zu können, uns der höchsten Aufmerksamkeit befleissigen müssen. Nun ist aber unser Bewusstsein so geartet, dass es, je mehr es sich mit einem Gegenstande beschäftigt, desto mehr alle anderen aus dem Auge verliert. Das Gesetz der Einheit ist das oberste Gesetz aller natürlichen und aller geistigen Entwicklung. Wir müssen, um alle Theile des musikalischen Kunstwerkes aufzunehmen, und um schliesslich die Summe aller Theile zu bilden, unser ganzes Bewusstsein auf die Musik sammeln; wir müssen, wie die Sprache es passend ausdrückt, ganz Ohr sein. Wir dürfen nicht an dies oder jenes denken, wir dürfen nicht während der Musik sehen, d. h. wirklich mit den Augen beobachten, betrachten, etwas ins Auge fassen, denn in ebensoweit würde alsdann unser Ohr unaufmerksam werden; die Musik würde, wie man zu sagen pflegt, zu diesem Ohre herein und zu jenem hinausgehen. Ebenso wie wir bei der Kunst des Gesichts-

sinnes die anderen Sinne, im Besonderen den Gehörsinn, unbeschäftigt lassen müssen, so bei der Kunst des Gehörsinnes, im Besonderen bei der Musik, den Gesichtssinn. Wir müssen hören, nicht sehen, wir müssen daran denken, dass die Musik etwas Hörbares, nicht etwas Sichtbares ist.

Ich führe hier die bekannte Stelle an aus Goethe's Wilhelm Meister: „Er pflegte daher eine Musik nicht anders, als mit geschlossenen Augen anzuhören, um sein ganzes Dasein auf den einzigen, reinen Genuss des Ohres zu konzentriren."

Und damit komme ich zu der Forderung, die an unsere Konzertsäle zu stellen ist, und zu der Beantwortung der Frage, welches die rechte Art ist, Musik zu hören.

Weil die Musik gehört, nicht gesehen wird, ist der Zuhörerraum, sobald die Musik beginnt, in möglichste Dunkelheit zu setzen. Es muss im Saale während der Musik gerade so wenig hell und so dunkel sein, dass man eben nur die Umrisse von Allem erkennen könnte, falls man sich Mühe geben würde. Jedenfalls muss das Auge eingeschläfert, das Ohr geweckt werden. Wenn man heute in einen Konzertsaal tritt, so ist es zuerst leidlich dunkel, dann wird der Gashahn etwas weiter aufgeschraubt, und wenn die Musik beginnt, ist es am hellsten. Es muss aber gerade umgekehrt sein. Wenn wir eben in den Saal treten, kann es noch hell sein, muss es hell sein; denn wir suchen unsere Plätze. Allmählich aber kann es dunkler werden, und wenn die Musik beginnt, muss jenes halbe Dunkel herrschen, das uns ermöglicht, unser ganzes Dasein, wie Goethe sagt, auf den einzigen reinen Genuss des Ohres zu konzentriren.

Weil die Musik gehört, nicht gesehen wird, brauchen die Musiker sich nicht sehen zu lassen, brauchen die Instrumente nicht gesehen zu werden. Der „Heerd" der Musik, sozusagen, muss unsichtbar gemacht werden, auf dass nicht etwa unsere Augen es sich einfallen lassen, zuzuschauen, wie die Töne erzeugt werden, wie die Saiten gerissen und gestrichen werden, wie auf dem Klavier gehämmert wird.

Vielleicht könnte nun der eine oder der andere meinen, wir dächten an etwas Aehnliches, wie an das Wagner'sche verdeckte Orchester. Indessen ist daran zu erinnern, dass Wagner das Orchester verdeckt wissen wollte, nicht damit der Zuhörer besser hören, sondern damit er besser sehen könne, nämlich die Bühne besser sehen könne. Es gibt einen kleinen Aufsatz Richard Wagner's betitelt „über die Bennung Musikdrama", der hierüber keinen Zweifel lässt. Dort heisst es: „Die Musik tönt, und was sie tönt, möget ihr dort auf der Bühne erschauen; dazu versammelte sie Euch: denn was sie ist, das könnt ihr stäts nur ahnen; und deshalb eröffnet sie Euren Blicken sich durch das „scenische Gleichniss". Und weiter heisst es — dass Wagner seine Dramen gern als ersichtlich gewordene Thaten der Musik bezeichnet hätte. Endlich heisst es in dem zweiten Aufsatz „Bayreuth" an einer Stelle, welche von der Unsichtbarmachung des Orchesters handelt: „Bei einer dramatischen Darstellung handelt es sich darum, das Sehen selbst zu einer genauen Wahrnehmung eines Bildes zu bestimmen, welches nur durch die gänzliche Ablenkung des Gesichtes von der Wahrnehmung jeder dazwischen liegenden Realität, wie sie dem technischen Apparate zur Hervorbringung des Bildes eigen ist, geschehen kann. Das Orchester war demnach, ohne es zu verdecken, in eine solche Tiefe zu verlegen, dass der Zuschauer über das selbe hinweg unmittelbar auf die Bühne blicke."

Alle drei Stellen zeigen also, dass Wagner das Orchester unsichtbar machte, damit man recht gut sehen könne; nach dem Obigen aber soll der Heerd der Musik unsichtbar sein, damit man möglichst wenig sehen, aber möglichst gut hören könne.

Für den Zuschauer wird, sobald das Halbdunkel im Konzertsaal eingetreten ist, sobald das äussere Schauen aufhören muss, das innere Schauen eintreten; er wird gleichsam die Töne in seinem Innern erschauen; sie werden auf dem Grunde seiner Seele Platz finden. Er ist nun mit sich allein: es stört ihn kein flackerndes Licht, kein Nebenan, kein „Ausser ihm" mehr; er schaut in sich, er schaut in sein Inneres, in das vermöge des Gehörs die Töne einziehen. Und nun kann er erst leben in der Musik, aufgehen in der Musik, ohne Rest — nun kann er erst die Musik verstehen. Jetzt ist auch erst das möglich, was die höchste Stufe des Musik-Hörens bezeichnet, nämlich ein derartiges Aufgehen des Hörers in der Musik, dass er sie gleichsam aufs Neue schafft und dadurch dem Schöpfer kongenial wird.

Es kommen weiter noch einige Geheimnisse der Rezeptionskunst hinzu, wenn man auf die rechte Art Musik hören will. Der Hörer muss, bevor er anfängt Musik zu hören, innerlich vollständig zur Ruhe gekommen sein. Ist er erregt, oder gar aufgeregt, schon bevor noch die ersten Töne erklingen, so wird er der Musik ganz fernstehen, sie wird bei ihm vorüberziehen, äusserlich, nicht innerlich, sie wird an ihn nicht rühren, und ihn nicht rühren. Denn die Musik ist ja nichts anderes als Empfindung; ist nun das Empfindungsleben des Hörers bewegt, noch ehe er die Musik gehört, so entsteht eine Verwirrung, eine Trübung, und niemals kommt eine Harmonie zu Stande. Das Verhältniss muss vielmehr so sein, dass der Hörer vor der Musik gewissermaassen empfindungslos ist, zwar überaus empfänglich, aber doch im Augenblick ohne Empfindung, ganz in Ruhe, — die Segel hängen schlaff herab, wenn sie auch bereit sind, jeden Augenblick vom Winde geschwellt zu werden. Und nun ertönt die Musik. Nun zieht sie ein in das Innere des Menschen. Nun streicht durch die zarten Fäden des Seelengewebes die Musik dahin. Nun bläht der Wind die Segel. Nun wird das Empfindungsleben angeregt. Nun werden die klingenden Empfindungen nachempfunden, die tönenden Gefühle nachgefühlt, nun schliesst das Verhältniss von Hörer und Musik zusammen zur Harmonie*).

Es sollen also alle, welche in die Nibelungen rasen und in die Konzertsäle hetzen, wissen, dass sie auf dem falschen Wege sind. Lieber noch sollten sie sich ins Theater oder ins Konzert tragen lassen, denn sie müssen körperlich, geistig und seelisch ganz in Ruhe sein. Sie dürfen gar nicht aktiv, sie müssen ganz passiv, ganz hingebend, empfänglich und empfindsam sein.

In einem Briefe an Zelter vom 21. Juli 1792 schreibt Goethe: „Wohl erinnerte ich mich bei dieser Gelegenheit an den guten Organisten von Berka; denn dort war mir zuerst bei vollkommener Gemüthsruhe und ohne äussere Zerstreuung ein Begriff von Eurem Grossmeister" — er meint Sebastian Bach — „geworden". Da gibt uns Goethe die beiden Bedingungen für den Musikgenuss: vollkommene Gemüthsruhe und Freisein von äusserer Zerstreuung — wie letzteres durch die Unsichtbarmachung des Heerdes der Musik und durch den halbdunkel gemachten Zuhörerraum zu ermöglichen ist.

Man kann mit Recht sagen, dass man nicht immer in Stimmung ist, Musik zu hören. Man ist nämlich nicht in Stimmung, sobald die Gefühle nicht ganz beschwichtigt sind, so lange nicht die Windstille der Gefühle eingetreten ist, also wenn man innerlich noch mit etwas beschäftigt ist, oder wenn man gar in Gemüths-

*) Es ist zu beachten, dass hier von der ästhetisch genossenen — s. z. s. objektiven — Musik, vorzüglich der Konzert-Musik, die Rede ist, nicht aber von der subjektiv mit der Bewegung verbundenen, diese selbst rhythmisch beseelenden Musik, wie Tanz und Marsch, welche gerade den erregtesten Momenten zum Ausdruck dient. (Vergl. Bücher „Arbeit und Rhythmus.") *v. W.*

erregung ist. Weil aber nach dem heftigsten Sturme immer die auffallendste Windstille eintritt, weil nach der heftigsten Gemüthserregung die Empfindungen zur grössten Ruhe kommen, deshalb ist man nach irgend einer überwundenen Krisis oder Katastrophe am empfänglichsten für Musik. Während der Katastrophe, während der Gemüthserregung ist man ganz unfähig zur Musik. Auch auf der Höhe des Tages, am Mittag, also zugleich auch auf der Höhe des Handelns, ist man wenig empfänglich für Musik: es liegt noch so viel vor Einem und man ist noch nicht zur Ruhe gekommen, man handelt noch, man schafft noch. Am empfänglichsten für Musik sollte man am frühen Morgen sein, sobald man erwacht ist; denn zum mindesten ist man dann am empfänglichsten und empfindsamsten; in der That kenne ich auch einen Komponisten, der, sobald er die Augen aufschlägt, direkt aus dem Bette an's Klavier geht. Indessen ist man am Morgen zu schaffensfreudig gestimmt, als dass man die Ruhe haben könnte, Musik zu hören. Man möchte aktiv, nicht passiv sein, man möchte handeln, nicht aufnehmen. Und ob jener Komponist am Morgen ebenso gern, als er selbst Musik macht, Musik anhören möchte, ist eine andere Frage. Am empfänglichsten für Musikgenuss ist man ohne Zweifel am Abend, zu allermeist zur Stunde der Dämmerung. Diejenige Tageszeit, zu der am seltensten Stürme und am öftesten Windstille herrscht, ist der Abend. So ist es auch mit dem menschlichen Empfindungsleben. Und darnach ist es ganz in der Ordnung, dass unsere Konzerte am Abend stattfinden. Unter den Jahreszeiten ist natürlich der Winter, wenn die Natur schläft, und über der Erde das weisse Tuch des Friedens ausgebreitet liegt, besonders geeignet für Musikgenuss, noch mehr aber vielleicht die Dämmerungsstunde des Jahres, der Spätherbst.

Aehnlich aber, wie man zu einer Zeit mehr als zu der anderen, wie man zu mancher Zeit gar nicht aufgelegt ist, Musik zu hören, ist auch die Beschaffenheit und die Masse des Anzuhörenden beschränkt. Man ist nicht immer in Stimmung den Beethoven'schen Trauermarsch zu hören. Hierher gehört auch die Frage der Zwischenaktmusik. Es gehört ein sehr feiner Geschmack, grosse Ueberlegung und grosse Kenntniss der Litteratur dazu, diejenige Musik richtig herauszufinden, welche zu dem angeregten Empfindungsleben des Zuschauers in Konsonanz, nicht in Dissonanz erklingen könnte.

Was die Masse des Anzuhörenden betrifft, so ist sie sehr weise zu beschränken. Wenn man als Hörer wirklich die Musik in sich erlebt und gleichsam noch einmal und auf's Neue schafft, ist es unmöglich, einen ganzen Sack voll Nummern an einem Abend zu hören. Es ist schon physisch unmöglich. Auch ist es kaum nöthig zu sagen, dass man z. B. den fast unmenschlichen, ungeheuren tiefen Inhalt einer IX. Symphonie nicht zwei Mal hintereinander durchleben kann. Vielleicht hat der Künstler, der es damit versuchte, geglaubt, das Publikum würde beim 2. Male besser verstehen. Doch heisst es hier entweder, oder: entweder der Hörer versteht beim ersten Anhören nicht Alles; dann gerade greift ihn das Anhören, das aufmerksame Anhören eines Riesenwerkes, wie der IX. Symphonie, so sehr an, dass er sie unmöglich noch einmal hören könnte. Oder aber der Hörer versteht schon beim ersten Anhören — er hat sich schon vorher damit bekannt gemacht — alles oder das Meiste; dann nimmt er einen so gewaltigen Inhalt in sich auf, dass er zum zweiten Anhören ebenfalls unfähig ist.

Auch das, was in den Symphoniekonzerten geboten wird, ist meistens zu viel. Eine Ouvertüre und zwei Symphonien, fast hintereinander gespielt, kann man an einem Abend nicht in sich aufnehmen. Eine Ouvertüre und eine Symphonie — das wäre gerade genug.

Was unsere Konzerte im Allgemeinen und im Besonderen unsere Solistenkonzerte betrifft, so hat sich allmählich als Ergebniss der einseitigen Betonung

des Reproduktiven herausgestellt, dass wir gemeinhin in die Konzerte gehen, nicht der betreffenden Musik wegen, welche gerade aufgeführt wird, sondern des Konzertgebers und der Konzertgeberin wegen. Gewöhnlich geht man nicht in ein Konzert, wenigstens in ein Solistenkonzert, weil diese oder jene Arie gesungen, diese oder jene Sonate gespielt wird, sondern man geht Sarasate's wegen zu Sarasate, der Sembrich wegen zur Sembrich, der Carenno wegen zur Carenno. Nun ginge es noch an, wenn man deswegen gerade zur Carenno ginge, weil sie diese oder jene Sonate, die man gern wieder einmal hören möchte, so gut spielt. Aber in dem richtigen Virtuosenkonzert verschwindet der Komponist, der schaffende Künstler, vollständig hinter dem aufführenden. Wir haben heute einen Personenkultus, der es uns als ganz natürlich erscheinen lässt, wenn durch alle Zeitungen Deutschlands die Nachricht geht, dass sich der Leipziger Opernsänger X. an der Netzhaut verletzt hat. Da fällt mir immer der Aufsatz in den Grenzboten ein „Das Tenoristenzeitalter". Wenn Birrenkoven die Influenza bekommt, erfährt es alle Welt. Aber Felix Dräsecke müsste einen starken Schlaganfall bekommen, ehe man es in Berlin zu wissen wünschte. Ist das nicht seltsam? Steht denn wirklich der ausführende Künstler über dem schöpferischen? Steht der Schauspieler über dem Dichter — der Sänger über dem Komponisten? Kürzlich sollen die enthusiasmirten Zuschauer wirklich einem Pianisten in Pesth die Pferde ausgespannt und sich selbst vorgespannt haben. Ist das erhört? Muss man nicht zum mindesten von Ungerechtigkeit sprechen, wenn man dann hört, dass neulich ein bedeutender Komponist Deutschland verlassen musste, weil er seinen Lebensunterhalt nicht mehr verdienen konnte? —

Die neue Ausgabe der deutschen „Renaissance".

So gewiss es ist, dass der eigentliche Schwerpunkt von Gobineau's weitumfassender Geistes- und Gedankenwelt weniger in den künstlerischen Leistungen des hervorragenden Mannes als vielmehr in seinem grossen Werke über die Ungleichheit der Menschenrassen beruht, so wenig ändert doch diese Thatsache etwas daran, dass wir auch in den poetischen Darbietungen Gobineau's die Offenbarungen eines erlauchten und einzigartigen Genius zu begrüssen haben. Es kann daher auch kaum verwundern, wenn es nicht das Hauptwerk des Denkers, sondern dasjenige des Dichters gewesen ist, das seinem Meister in Deutschland die Bahn gebrochen hat: mit seiner verdeutschten Renaissance hat der hochverdiente Vorkämpfer Gobineau's, Ludwig Schemann, zunächst in den Jahren 1891 bis 1894 für die Leser der Bayreuther Blätter dem Namen Gobineau einen Inhalt gegeben, unter der Fahne des gleichen Werkes hat sich die erste kleine Gobineau-Gemeinde gesammelt, und wiederum die Renaissance war es, die in dem bescheidenen Gewande der Reclamschen Bibliothek nicht lange danach auszog, um viele Hunderte für die Sache des normännischen Edelmanns zu gewinnen. So ist es denn nur die Erfüllung einer schönen Dankespflicht, wenn nunmehr, wo nach zehnjähriger Arbeit der gebührende Platz im Leben der Gegenwart für Gobineau erobert ist, die deutsche Fassung gerade dieses Werkes in einem neuen, seiner hohen Bedeutung entsprechenden Gewande erscheint. Langersehnt liegt diese

schöne Veröffentlichung des bedeutenden Trübner'schen Verlags in Strassburg nun endlich vor mir, in prächtigem Halbfranzband, auf starkem, weissem Papier mit schönen und klaren Lettern gedruckt. Und was noch erfreulicher ist: der Wert der neuen Ausgabe gegenüber der vorigen ist durch diese äusseren Vorzüge keineswegs erschöpft, sie bietet vielmehr auch einen neuen, im Einzelnen vielfach überarbeiteten und berichtigten Text dar. Mit peinlichster Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit hat der Uebersetzer seine Verdeutschung zu glätten und möglichst lebendig zu gestalten versucht, die kleinen Ecken und Kanten, die namentlich in den ersten Teilen der alten Fassung infolge zu weitgehender Aengstlichkeit gegenüber dem Original noch stehen geblieben waren, sind jetzt verschwunden, wodurch vor allem auch eine wesentlich grössere Gleichmässigkeit erzielt worden ist. Ich glaube, man kann Schemann nunmehr unbedenklich das beste Lob ertheilen, das man einem Uebersetzer spenden kann, nämlich dass er zwischen der unumgänglichen Gewissenhaftigkeit gegen den Urtext und der nicht minder notwendigen Rücksicht auf den Geist der eigenen Sprache den rechten Mittelweg trefflich gefunden hat.

Einen vollständigen Ueberblick über die Bedeutung von Schemanns Aenderungen wird nur derjenige gewinnen, der sich die Mühe nicht verdriessen lässt, die alte Ausgabe Zeile für Zeile unter Heranziehung des Originales mit der neuen zu vergleichen. Für uns mag hier ein Hinweis auf das Wesentlichste mit einer Anzahl von Stichproben genügen. Ausserordentlich zahlreich sind die Verbesserungen sprachlicher Art. Am auffallendsten, weil am häufigsten, wiederkehrend, ist dabei die Ersetzung des Relativs „welcher" durch „der". Dabei hat den Uebersetzer wohl weniger die Rücksicht auf pedantische Leipziger Wünsche als die richtige Erkenntniss geleitet, dass im Deutschen die gesprochene Rede mit dem „welcher" ausserordentlich sparsam umgeht und dieses daher, wo es im Dialog erscheint, leicht den Eindruck des Uebersetzten hervorruft; ganz richtig ist es dementsprechend auch in dem Briefe Lucrezia Borgia's an den Kardinal Bembo, der nicht nur den Ton eines Schriftstücks, sondern auch einer Uebertragung aus dem Lateinischen haben soll, erhalten geblieben. Leichter als der Deutsche hat ferner der Franzose den Relativsatz zur Hand: mit Recht wird daher aus der „Flamme, welche dahinschwindet" eine „schwindende Flamme", aus der Prinzessin „welche siebzehn Jahre alt ist" eine „siebzehnjährige", aus „das, womit ich beauftragt bin" „mein Auftrag" u. s. w. Anderwärts erscheint es umgekehrt wünschenswert, statt einer uns ungeläufigen französischen Konstruktion den Relativsatz einzuführen, z. B. statt „eine Beredsamkeit, würdig der Redner von Athen und Rom" zu setzen: „die der Redner von Athen und Rom würdig gewesen wäre"; ähnlich statt: „ich glaube, dass Raphael, an mir zu sehr nur das gewahrend und hochhaltend, was enden muss, nicht genügend an meine eigene Liebe denkt" besser: „indem er an mir zu sehr nur das gewahrt und hochhält". Steif wirkt oft auch das Futurum, wo der Deutsche das Präsens in gleicher Funktion vorzieht. So sagt Michelangelo nicht mehr: „wenn ich mich in Bologna nicht mehr wohl befinde, so werde ich nach Venedig gehen", sondern konversationsmässiger: „so gehe ich nach Venedig", Alexander VI. befiehlt dem Bosardi nicht: „Du wirst noch heute nach Konstantinopel aufbrechen", sondern „du brichst noch heute auf" u. dergl. m. Entsprechend auch statt: „Es würde besser sein abzuwarten" „Es wäre besser" etc. Fast regelmässig wird auch allzuenger Anschluss an die Vorlage jetzt vermieden, wo andernfalls eine im Deutschen ungewohnte Wiederholung oder ein Pleonasmus eintreten würde, z. B. heisst es statt „Wir, wir sind Italiener" nunmehr: „wir aber sind Italiener", statt: „ich wiederhole es Euch" einfach: „ich wiederhole Euch" etc. Aehnlich wird dann noch in zahlreichen anderen Fällen der französische

Eindruck vermieden, z. B. steht für: „Was die Dienstleistung anbelangt“ nunmehr: „Um auf die Dienstleistung zu kommen“, statt „Man gehorche“ „So gehorcht denn“, statt „Man rede mir nicht mehr von Unterhandeln“ „Kein Wort von Unterhandeln“, statt „Wollt Ihr, dass ich es eingestehe“ „Soll ich es eingestehen“, statt „wer ist das, der uns da ankommt“ „wer kommt uns denn da“, statt „Hände, die des Alters Schwäche bald zittern machen wird“ „Hände, die bald vor Altersschwäche zittern werden“, statt „Es lebe der König“ oder „Es lebe die Liebe“ besser „Hoch lebe der König“, „Die Liebe soll leben“. Auch das steife „Meiner Treu“ hat allerwärts vor „Wahrhaftig“, „Wahrlich, ja“, „Der Tausend“ weichen müssen. Wie hin und wieder schon in diesen Fällen, so zeigt sich auch anderwärts das Bestreben, den Sinn des Originals mit Hilfe alltäglicher Wendungen, treffender wiederzugeben, als blosse Uebersetzung es vermöchte. Die Schilderung des einen Offiziers von seinen Kriegs- und Liebesabenteuern unterbricht der andere mit den Worten: „Ein famoser Spass“ (früher: „Du belustigst mich“), im Zelte des Condottiere Anguillara heisst es nicht mehr: „Ich theile Euch mit, dass die Morella hier ist“, sondern „Denkt Euch, die Morella ist hier“, in der Kinderscene des *Savonarola* erscheint statt des gewundenen „Ich melde euch was“ das frische „Ich will Euch was erzählen“, und wenn früher der Florentiner Spiessbürger meinte: „Bruder Geronimo taugt nicht sonderlich viel“, so heisst es jetzt noch echter: „Mit Bruder Girolamo ist es nicht sonderlich weit her“, u. dgl. m. Aehnliches begegnet hin und wieder bei einzelnen Worten, die in wohlangebrachter Vergröberung erscheinen: seinem in Gyps arbeitenden Sohne wirft der alte Buonarroti vor, er habe seine Hände beständig „im Dreck“ (früher: „im Kote“), der wilde Bussprediger Savonarola nennt das Leben der Florentiner ein Leben „der Säue“ (früher: „der Schweine“); sehr hübsch redet auch der Reiterführer, der seinen besten Mann verloren, nicht mehr von seinem „Unglück“, sondern von seinem „Pech“. Auch sonst ist vielfach der einzelne Ausdruck treffender wiedergegeben: Savonarola sieht es nicht mehr als seine Sendung an, die Völker „aufzuklären“ — was schiefe Erinnerungen an's 18. Jahrhundert erweckt — sondern sie zu „erleuchten“, ein Wort, das dank seiner ganz besonderen theologischen Färbung hier trefflich am Platze ist und dem Sinne des französischen „éclairer“ wohl entspricht; wenn weiter ebenfalls Savonarola früher in visionärer Stimmung die Gestalten des Vaterlandes und des Glaubens „betrachtete“ (contempler), so „schaut“ er sie jetzt; im Französischen kann man ein Gemälde „beendigen“ (terminer), im Deutschen „vollendet“ man es; unter den „Leidenden“ (malingreux), denen der Florentiner Prediger die Güter der Kirche ausliefern will, denken wir uns nichts Bestimmtes: sie sind mit Recht durch „Arme und Kranke“ ersetzt. Einverstanden kann man auch damit sein, dass die „Chevauxlegers“ und „Gendarmen“, die nur zu leicht fatale Erinnerungen an grüne Uniformen wachrufen, durch „Reitersleute“ und „Reiter“ ersetzt sind oder wenn die deutschen Landsknechte, dem Original zum Trotz, statt eines lutherischen „Psalms“ einen entsprechenden „Choral“ singen. Sehr zufrieden bin ich auch damit, dass das Kästchen, welches Franz I. bisher mit dem Zeitungsausdruck „hochfein“ (frz. très-galant) belegte, nunmehr „wunderhübsch“ geworden ist. Endlich sei noch auf einige wenige Fälle verwiesen, in denen der Text bisher missverständlich oder gar unzutreffend wiedergegeben war. So früher: „solltet ihr euch selbst in Spanier verwandeln (tourner Espagnols), die Wege sind euch versperrt“, jetzt: „solltet ihr selbst auf spanisch entwischen wollen“; oder: „Sie sollen in vier Theile zerstückt und in den verschiedenen Strassen der Stadt etwas (quelque chose) angehakt werden“, wofür in der neuen Fassung: „Sie sollen geviertheilt und in den verschiedenen Strassen der Stadt ein Theil angehakt werden“; seltsam war

die frühere Drohung Don Micheles an die Diener und Soldaten, die den kranken Cesare Borgia transportieren sollen: „Den ersten, der strauchelt (bronche), schlage ich auf der Stelle tot", trefflich dafür nunmehr: „Den ersten, der muckst." So noch der oder jene Fall mehr.

Sehr vielfach war, zum guten Theil im Gegensatz zu Gobineau selbst, der in derartigen Dingen mit genialer Sorglosigkeit verfahren ist, an der alten Ausgabe hinsichtlich italienischer Ausdrücke, Oertlichkeiten, Persönlichkeiten zu ändern. Auch hier ist Schemann mit wohlberechtigter und dankenswerter Energie vorgegangen. Kleine Unrichtigkeiten wie „Santo Nazaro" und „San Agostino", wo umgekehrt „San Nazaro" und „Sant' Agostino" geschrieben werden musste, sind beseitigt, desgleichen das häufige französische „de" in Eigennamen, wo jetzt, je nach dem es sich um örtliche oder väterliche Herkunft handelt, „da" und „di" eingesetzt sind. Wenn von Venedig die Rede ist, wollen wir nicht vom „Zeughaus" und vom „Glockenthurm", sondern (wie im Original) vom „Arsenal" und „Campanile" hören, mit denen wir ganz feste Vorstellungen verbinden; „Sankt Aposteln" erinnernt uns an Köln, erst bei „Santi Apostoli" taucht das Bild Roms vor uns auf. Ein „Podestà" (auch Gobineau behält das Wort bei) ist kein „Bürgermeister", sondern ein Statthalter der Republik in den venezianischen Städten der Terra ferma, auch hier ist daher der fremde Ausdruck mit Recht wieder hergestellt worden. Besonders haben sich aber die Eigennamen starke Eingriffe gefallen lassen müssen: Savonarola, bei Gobineau Gérôme genannt, hat statt des spanischen „Geronimo" seinen richtigen italienischen Vornamen „Girolamo" erhalten, die weitverbreitete und auch von Gobineau angewandte unrichtige Form „Buonarotti" ist allerwärts in „Buonarroti" geändert, aus Coleone (Gobineau) ist Colleoni geworden, die venezianischen und florentinischen Patriziergeschlechter der Querini und Rucellai (Gobineau: Quirini und Ruccellai) haben ihre richtigen Namen erhalten, der räthselhafte Maler Beruguetta entpuppt sich erst durch seine Verwandlung in Berruguete als ein spanischer Meister, der in der That nach Michelangelos Florentiner Schlachtkarton gezeichnet hat. Dass die Venezianer mit dem Kriege von Chiozza (Gobineau) den Kampf mit den Genuesen meinen, die sich 1379—1380 in dem nahen Chioggia mitten in den Lagunen festgesetzt hatten, ist mir auch erst durch die Berichtigung des Namens klar geworden, und die neben Mestre berühmteste, seit den Tagen der Eisenbahn in Vergessenheit gerathene letzte Festland-Station vor Venedig, heisst nicht mehr Fusino, sondern richtig Fusina. Selbst solche Kleinigkeiten, wie die Schreibung Lionardo statt Leonardo, Raffael statt Raphael möchte ich nicht missen, da sie den Eindruck des Echten und somit des Lebendigen erhöhen. Und da wohl auch berechtigte Eindeutschungen Anspruch auf Lob erheben dürfen, sei darauf hingewiesen, dass der Kirchenfürst aus dem Wallis der neben Julius II. erscheint, nicht mehr ein Bischof von Sion, sondern von Sitten ist und statt des sagenhaften Renaud von Montauban aus den Haimonskindern, der uns in seinem französischen Gewande fremd anmutet, der wohlbekannte Reinold von Montalban genannt wird. Nur in einem einzigen Punkte ist mir Schemann in der Aenderung des früheren Textes nicht weit genug gegangen. In dem Gespräch zwischen dem alten Tizian und Aretino ist die Rede von der Ausmalung einer „Chapelle de Saint-Nicolas des Frères Mineurs." Dafür hatte die alte Ausgabe „die Minoritenkapelle von San Niccolo" — sicher unrichtig, da „Saint-Nicolas des Frères Mineurs" ohne Zweifel einen Begriff bildet. Das erkennt auch die neue Fassung an, indem sie schreibt „die Kapelle von San Niccolò dei Frari". Ich hatte Schemann unter der Hand vorgeschlagen, „San Niccolò dei Mendicoli" einzusetzen und bedauere auch noch, dass dies nicht geschehen ist, denn eine Kirche dieses Namens besteht wirklich im äussersten Westen Venedigs,

unweit von San Sebastiano, und die „Frères Mineurs“ sind doch ohne Zweifel „Mendicoli“, Bettelmönche. Die Kirche ist zwar keineswegs von Tizian, sondern durchweg von Nachfolgern Paolo Veroneses ausgemalt, aber von wesentlich älterer Gründung, sodass man ohne Bedenken auf sie verweisen könnte. Freilich könnte Schemann für sich anführen, dass Gobineau, der gerade hier mit der Zeit sehr frei verfährt — Paris Bordone, der als jugendlicher Rival des greisen Tizian erscheint, war in Wahrheit keine anderthalb Jahrzehnte jünger als dieser — auch bei der Angabe des Orts lediglich seiner Phantasie gefolgt sei und auf ein nicht vorhandenes Lokal verwiesen habe. Immerhin wäre dies aber gegenüber seinem sonstigen Verfahren eine auffallende Ausnahme.

Leider muss ich schliesslich auch noch auf ein bedauerliches Druckversehen — allerdings das einzige, das mir aufgefallen ist — aufmerksam machen. Auf Seite 57 der alten Ausgabe begegnet in dem Gespräch zwischen Alexander dem VI. und Bosardi zweimal kurz hintereinander die kurze Rede: „Ja, allerheiligster Vater“; der Setzer des neuen Drucks ist hier (Seite 23) von der ersten Stelle auf die zweite abgeirrt, wodurch nicht nur fünf Zeilen ausgefallen sind, sondern auch der Sinn des Folgenden eine leichte Trübung erfahren hat: was nunmehr scheinbar vom Sultan Bajazet gilt, bezieht sich im rechten Zusammenhang auf dessen Grossvezier. Zum Ersatz dafür erscheinen dagegen anderwärts (neue Ausgabe Seite 220) einige wichtige Zeilen, die früher (Seite 268) versehentlich ausgefallen waren.

Dass solche ganz vereinzelte Kleinigkeiten, wie die letzterwähnten, zu geringen Ausstellungen Anlass geben, ändert natürlich nichts an dem hervorragenden Werthe von Schemanns Arbeit. Die oben beigebrachten Proben seiner Aenderungen, die, wie ich wiederhole, nicht einmal alle typischen Fälle, geschweige denn alle Einzelheiten in Rücksicht ziehen, genügen hoffentlich, um ein annäherndes Bild nicht nur von der Sorgfalt, sondern vor allem auch von der Treffsicherheit des gereiften Uebersetzers zu geben, dem wir für seine Arbeit den wärmsten Dank schulden. Die Reclamsche Ausgabe, die wir durchaus nicht unterschätzen wollen, mag ruhig ihre Aufgabe weiter erfüllen; wer sich aber neben ihr noch die Trübnersche anschafft — und das sind hoffentlich recht viele — wird damit nicht nur ein schöneres, sondern auch ein vollendeteres Buch erwerben.

Jena, Weihnachten 1902. **Rudolf Schlösser.**

Bayreuth und Draussen.

Richard Wagner-Stipendien-Stiftung.

Abrechnung für das Jahr 1901/02.

a) Grundstock-Conto.

Stand am 1. Oktober	ℳ	94 186.19
Ergebniss eines unter dem Protektorate der Frau Gräfin von Bülow, Excellenz, am 14. März 1902 veranstalteten Konzerts	„	900.—
Diverse Spenden	„	4 965.60
Stand am 1. Oktober 1902	ℳ	100 051.79

b) Vermächtniss der Frau Anna von der Osten.

Stand am 1. Oktober 1901	ℳ	703.50
Zinsen auf Stipendien-Conto verbucht	„	—.—
Stand am 1. Oktober 1902	ℳ	703.50

c) Vermächtniss des Herrn General-Musikdirektors H. Levi.

Stand am 1. Oktober 1901	ℳ	1 525.80
Zinsen auf Stipendien-Conto verbucht	„	—.—
Stand am 1. Oktober 1902	ℳ	1 525.80.

d) Bernhard Loeser-Stiftung.

Zuwendung der Frau Commerzienrath Loeser	ℳ	600.—
Zinsen auf Stipendien-Conto verbucht	„	—.—
Stand am 1. Oktober 1902	ℳ	600.—

e) Stipendien-Conto.

Stand am 1. Oktober 1901	ℳ	1 157.66

Einnahmen:

1) Ueberweisung der Zentralleitung des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins	„	1 880.—
2) Diverse Spenden	„	2 294.25
3) Zinsen der Conti a—e	„	4 003.15
	ℳ	9 335.06

Ausgaben:

1) 321 Eintrittskarten an 123 Personen	ℳ	6 420.—	
2) Beitrag zu den Reise- und Aufenthaltskosten an 51 Personen	„	2 705.—	
		„	9 125.—
Stand am 1. Oktober 1902		ℳ	210.06

f) Zusammenstellung.

a) Grundstock-Conto	ℳ	100 051.79
b) Vermächtniss der Frau von der Osten	„	703.50
c) „ des Herrn Hermann Levi	„	1 525.80
d) Bernhard Loeser-Stiftung	„	600.—
e) Stipendien-Conto	„	210.06
Gesammt-Vermögen am 1. Oktober 1902	ℳ	103 091.15

g) Verzeichniss der Spenden.

(Reihenfolge nach Eingang.)

	ℳ
Miss C. R. Benedict, Cooperstown	213.40
Herr Professor L. Schemann, Freiburg i./B.	10.05
„ Staatsrath Glasenapp, Riga	53.75
„ Thomas Knorr, München	100.—
„ Professor Haenel, Stuttgart	10.—
„ „ Max Glasenapp, Riga	11.25
Mitglieder des Richard Wagner-Vereins, Riga	30.—
Herr A. v. Krüdener, Wohlfahrtslinde (Livland)	10.75
„ Fr. Hofmann, Graz	60.58
„ Kammerherr M. v. Rosenberg, Cannes	40.30
„ N. N., Bremen	50.—
„ N. N., Göttingen	40.—
„ Charles Dowdeswell, London	204.—
Frau Mathilde Wesendonck, Berlin	1000.—
Herr Professor Dr. Golther, Rostock	90.—
„ Dr. Delbrück, Bremen	20.—
Mrs. Hamilton-Ogilvy, Prestonkirk	10.—
Herr Hermann Boehler, Plauen	10.—
„ stud. Arno Voigt, Jena	10.—
Fräulein Lina Denzinger, München	5.—
Uebertrag ℳ	1779.08

	ℳ
Uebertrag ℳ	1779.08
Herr Dr. Gustav Wittmer, Altmorschen	1.—
Herr Georges Khnopff, München	80.—
Ungenannt d. d. Zentralleitung d. A. R. W.-V.	40.46
Richard Wagner-Verein, Plauen i./V.	100.—
„ „ „ Darmstadt	105.—
Herzogl. Hoftheater, Coburg	102.20
Herr Dr. ph. R. Petsch, Würzburg (Ergebniss eines Vortrages über die Meistersinger).	51.60
Herr Dr. B.	20.—
Kgl. Hoftheater Stuttgart	20.—
Herr Professor Dr. Sternfeld, Berlin	10.—
Heidelberger Freunde	23.05
Herr F. Adelung, St. Petersburg	500.—
„ Fritz Hoffmann, Bamberg	100.—
Mrs. G. Schirmer, Dresden	100.—
Baronin Fries, Meran	40.—
Herr Ad. vom Rath, Berlin	100 —
Frau Elise Küchler-Genth, Frankfurt a./M.	100.—
Wiener Gedenktafel-Comité	577.46
Verwaltungsrath d. Bühnenfestspiele	3210.—
ℳ	7259.85

Den hochverehrten Gönnern der Stiftung sei auch von dieser Stelle aus nochmals herzlichst gedankt.

Bayreuth, 1. Oktober 1902.

Die Verwaltung.

(gez.) Max Gross.

Bei der Redaktion der „Bayreuther Blätter"

sind seitdem noch folgende Spenden eingegangen:

Von Herrn Professor Dr. W. Golther, Rostock, als Erträgniss eines Mörike-Wolf-Abends	ℳ	40.—
„ Herrn Buchbindermeister Christian Küfner, Bayreuth, zur Jubiläums-Spende	„	4.—
„ Fräulein Lina Denzinger, München	„	5.—
„ Fräulein Emma Heider, Wien	„	4.—
„ Herrn Musikdirektor A. Labitzky, Asch, Ueberschuss des Mitgliedsbeitrags	„	1.90
„ Fräulein Elfriede Hintzke, Liegnitz	„	2.—
„ Mrs. Hamilton Ogiloy, Prestonkirk	„	10.—
„ Herrn Professor L. Schemann, Freiburg i. B.	„	10.—
	ℳ	76.90

Bayreuth, 1. Januar 1903.

Hans Paul Freiherr von Wolzogen.

Caritas!

Bei dieser Gelegenheit möchte noch zu erwähnen sein, dass als Weihnachts-Spenden zur Caritas-Casse bisher 8 Beiträge, zusammen ℳ 72, eingegangen sind, so dass eine stärkere Bethätigung, bei einem jährlichen Mindestbedarf von ℳ 150, auch noch im neuen Jahre lebhaft zu wünschen bleibt. Den gütigen Gebern aber sei herzlicher Dank gesagt!

Neue Vereine.

Der Richard Wagner-Verein zu Hamburg, der hier bisher als ein kleiner Zweigverein des Allg. Richard Wagner-Vereins bestand, begründete sich am Donnerstag, dem 27. November, neu als selbständiger Richard Wagner-Verein zu Hamburg. Herr Dr. Swet aus Altona gab zunächst einen Ueberblick über die Geschichte des Zweigvereins, der sich gebildet hatte, nachdem ein ehemals grosser und blühender Hamburger Richard Wagner-Verein entschlafen war. Es soll nun noch einmal der Versuch unternommen werden, nach dem Beispiele anderer Städte, in etwas grösserem Maassstabe einen Zusammenschluss der Verehrer Wagners herbei zu führen. Die Vereinsabende sollen in einen litterarhistorischen und einen musikalischen Theil zerfallen, mit Zwei- und Vierhändig-Spielen, vielleicht auch mit Gesang. Auf diese Ausführungen folgten die musikalischen Darbietungen des Abends: das Vorspiel der „Meistersinger“ (Herr Schadendorf), Vorspiel zu „Parsifal“, Liebestod und Verklärung aus „Tristan“ (vierhändig auf zwei Klavieren, Fräulein Rachals und Herr Wiengren) und als Gesangsvorträge „Schmerzen“ und „Träume“ (Fräulein Rachals) und „Blick ich umher“ (Herr Wiengreen). Es zeichneten sich 20 Damen und Herren als neue Mitglieder in die Vereinsliste ein.

Stuttgart. Am Geburtstag Luthers und Schillers ist in Stuttgart ein Wagner-Verein begründet worden, wenn auch noch kein „Wagner-Verein“ im gebräuchlichen Sinne des Wortes; es ist zunächst nur ein kleiner Kreis von gleichgesinnten Männern, der sich *Wagner-Bund* nennt und der sich die Aufgabe gestellt hat, im Streben nach einer vertieften Welt- und Kunstanschauung diese eben aus den Werken, Schriften und der Versenkung in die Persönlichkeit unseres Meisters sich zu gewinnen. Der Hauptnachdruck soll auf die Kenntniss der „gesammelten Schriften“ gelegt werden. Vorbild ist die Thätigkeit des Ak. Wagner-Vereins in Heidelberg unter Leitung des Herrn Professor H. Thode.

Aus den Vereinen.

Berlin-Potsdam. W.-V. 17. 11. 2. Unter der Leitung des Herrn Siegmund von Hausegger und unter Mitwirkung des Fräulein Käthe Ravoth, des Herrn Baptist Hofmann, kgl. Hof-Opernsängers, und Dr. Ludwig Wüllner, der verstärkten Philharmonischen Kapelle, des Lehrerinnen-Gesangvereins (Dirigent Max Werner), der Akademischen Liedertafel (Dirigent Adolf Schulze) und des Herrn Arthur Egidi (Orgel): *Faust-Ouvertüre,* Hausegger, 5 Gesänge für vier Männerstimmen (Gedichte von K. F. Meyer, D. v. Liliencron, G. Keller), Liszt, Dante-Symphonie, *Tannhäuser* aus dem dritten Aufzug. — 4. I. 3. W.-V. Berlin: Stücke a. d. *„Feen“*, dem *„Fliegenden Holländer“* und *„Rheingold“*. (Herr Dr. Briesemeister, Herr Rich. Könnecke, Frau Götze, Fräulein Ravoth, Fräulein Suessna.

Darmstadt. W.-V. 62. Vereins-Abend. 6. 10. 2. Weber-Abend unter Mitwirkung der Frau M. Balser-Landmann, des Herrn H. Reinhardt (Gesang), Herrn Riechers (Klarinette), Herrn Dr. W. Nagel und Professor A. Mendelssohn (Klavier): Euryanthe I, 8., Grand Duo-concertant pour Pianoforte et Clarinette, Klage, Drei Lieder für Sopran, Grand Concerto pour Pianoforte op. 32, die Temperamente beim Verluste der Geliebten, Concert für Klarinette Op. 73, Zwei Lieder für Baryton, Vier Lieder für Sopran. — 63. Vereins-Abend. 22. 10. Lisztfeier, unter Mitwirkung des Frl. Frieda Kwast-Hodapp, Grossherzogl. hessischer Kammervirtuosin, und des Herrn Professor James Kwast: Werke von Mozart, Liszt (H-moll-Sonate, Concerto pathétique, Nocturno, Feux follets) und Kwast. — 64. Vereins-Abend. 15. 11. Vortrag des Fräulein Dr. Ella Mensch über den „Ring.“ — 65. Vereins-Abend. 17. 11. Willem de Haan-Abend, unter Mitwirkung des Komponisten, der Hof-Opernsängerin Fräulein Hermine Kapust, Fräulein Clara Rödiger, Frau Cilla Tolli des Herrn Opernsängers J. Tyssen, des Herrn Professor A. Mendelssohn und der aktiven Mitglieder des Musikvereins: 18 Lieder und 7 Klavierstücke von W. de Haan. — 66. Vereins-Abend. 13. 12. Beethoven-Abend des Darmstädter Streichquartetts (Herren Mehmel, Spohr, Senfft, Weyer) unter Mitwirkung des Fräulein Agnes Leydhecker a. Berlin: Quartette C-moll op. 18, 4 und Es-dur op. 127, 3 Schottische Lieder und 4 Lieder. — 67. Vereins Abend. 15. 12. Deutscher Liederabend von Fräulein Therese Behr aus Berlin: Lieder von Behr, Brahms, A. Mendelssohn, Schnabel, Schubert, Schumann, Strauss, Wolf. — 68. Vereins-Abend. 19. 1. 3. Schubert-Abend, 26 Lieder, ges. von Herrn L. Wüllner. Der Verein zählt 318 Mitglieder. —

Grossenhain i. S. W.-V. Im Jahre 1902 fanden 4 Konzerte statt, am 17. 1., 25. 2., 26. 9., 28. 11., in welchen zur Ausführung kamen: Werke von Bach, Beethoven, Brahms, Brückler, Chopin, Cornelius, Davidoff, Franz, Göhler, Grieg, Haydn, Herrmann, Liszt,

Löwe, Mozart, Paderewski, Popper, Raff, Rubinstein, Schubert, Schumann, Volkmann, Wolf und: *Wolframs Anrede, Wotan's Abschied, die Blumenaue, Siegmund's Lenzeslied, Gralserzählung,* unter Mitwirkung von Fräulein Kath. Hiller, Louise Klasen, Anni Krull, Hof-Opernsängerin Minni Nast, Franziska Schäfer, Natalie von Ziegler, Herren Walther Bachmann, Dr. A. v. Bary, S. Hansen, J. Höpfl, W. Klasen, J. Kratina, Kapellmeister H. Kutschbach, Arthur Stenz.

Plauen. W.-V. I. Konzert 29. 10. unter Mitwirkung des Fräulein Teresita Careño-Tagliapetra und der städtischen Kapelle von Chemnitz (Kapellmeister Max Pohle): Orchesterwerke von Beethoven (A-dur-Symphonie), Liszt (Tasso und Pester Karneval), Klavierwerke von Rubinstein und Schubert. — II Konzert 17. 11., unter Mitwirkung des Fräulein Sanna van Rhyn und des Plauener Stadtorchesters (Herr Werner): Orchesterwerke von Götz, Hartmann, Saint-Saëns und der *Kaisermarsch,* Lieder von Bocquet, Grieg, Strauss und Wolf. — III. Konzert 27. 11., unter Mitwirkung des Herrn Dr. Ludwig Wüllner und des Pianisten Herrn Coenrad v. Bos aus Berlin: Lieder von Brahms, Schubert, Schumann, Strauss, Wolf, Klaviersoli von Chopin, Mozart, Rachmaninoff u. A. — Die Mitgliederzahl ist 620. Zu Weihnachten kamen wiederum 28 Exemplare der *„Gesammelten Schriften"* zur Verloosung. Dieses schöne Beispiel sollte mehr Nachahmung finden, zumal sich jetzt durch die Herausgabe des einen Bandes *„ausgewählter Schriften"* die Verbreitung der für unsere Vereinsmitglieder wichtigsten Schriften auf diesem Wege noch erleichtert! —

Wien. Ak. W.-V. 1. 12., unter Mitwirkung des Fräulein Kerndl, der Frau Elizza von der Hofoper, des Herrn Ferdinand Jaeger, Herrn Kolbenschlag (Harfe), Herold (Violine) und des Herrn Dirigenten Foll: Werke von Bruckner (Kyrie), C. Franck, Löwe, Strauss, Thuille, Weber, Wolf. —

Ausserhalb der Vereine.

Bayreuth. Unter der Betheiligung der Bayreuther Künstler: Frau Luise Geller-Wolter, Frau Marie Knüpfer und Herrn Paul Knüpfer aus Berlin, sowie des Herrn Oskar Noë aus Leipzig, des Chores des Musikvereins, des Nürnberger Philharmonischen Orchesters, und des Herrn Dr. Schmidt aus Bayreuth (Orgel), fand am 14. 12. in der hiesigen Stadtkirche eine von Herrn Professor Julius Kniese geleitete echt Bayreuther Aufführung von Bach's Weihnachts-Oratorium statt. —

Darmstadt. Die „Darmstädter Zeitung" erzählt, dass sich das gesammte Personal eines dortigen Geschäftshauses auf das Anerbieten der Wahl eines Vergnügens von Seite des aus seiner Sommererholung heimgekehrten Chefs sich den Besuch einer Vorstellung der *„Meistersinger"* im Hoftheater erbeten habe; was als ein hübscher Zug hier mitgetheilt werden möge.

Helsingfors. Am 20. 11. ward in dem neuen finnischen Nationaltheater für dramatische Kunst ein Konzert zum Besten der Nothleidenden gegeben. Darüber wird uns gemeldet: „Zum ersten Mal ertönte in den neuen Räumen Gesang, und zwar war es *Senta's Ballade,* von Frau Maikki Jaernefeld mit Begleitung des philharmonischen Orchesters vorgetragen. Unter dem überwältigenden Eindrucke empfanden es die das ganze Haus füllenden Anwesenden, wie jetzt erst durch die Töne aus des deutschen Meisters nordischem Werke des kleinen Finnenvolkes nationale Kunststätte die echte und rechte Weihe erhalten habe." —

Rostock. Ein Mörike-Wolf-Abend fand hier zum Besten der Stipendien-Stiftung statt. (Siehe Bericht der Stiftungsverwaltung, Zusatz.)

Zur statistischen Beilage.

Da es sich im Laufe der Zeit gezeigt hat, dass unsere Statistik fast ausschliesslich für die Leser der Bayreuther Blätter veröffentlicht wird, so wird fürderhin der Inhalt auf Dasjenige beschränkt werden, was für diese wissenswerth ist.

Berichtigung.

Auf den litterarischen Anzeigen Nr. 143 ist zu berichtigen, dass die Aufsätze von M. Arend, Bayreuth 1902 in Nr. 9 der „Blätter für Haus- und Kirchenmusik" und „In eigener Sache" in Nr. 39 der „Neuen Zeitschrift für Musik" zu finden sind. —

Zusendung.

Parsifal im Konzert.

Der schönste Beweis der Verehrung für grosse Meister, welche nicht mehr auf Erden wandeln um selbst ihre aus reiner Liebe geschaffenen Werke zu vertheidigen, besteht sicherlich darin, dass man an ihnen kein Sacrileg begehen lässt durch irgendwelche Entstellung ihrer Form oder eine Darstellungsweise, die der von ihrem Schöpfer gedachten nicht entspricht. Gibt es nun heute schon nicht mehr soviel lebendige Pietät für den grossen Todten in Bayreuth, dass der Wille Richard Wagners von allen Denen, die er mit seiner Kunst zur Bewunderung gezwungen hat, wirklich geachtet werde?

Diese Gedanken drängten sich mir auf, als ich vernahm, dass die Gesellschaft zur Förderung der Tonkunst in Amsterdam am 20. Dezember eine vollständige Wiedergabe des „Parsifal“ in Konzertform veranstaltet habe. Nehmen wir an, die Mitglieder jener Gesellschaft haben die letzte Schöpfung, den Schwanengesang Wagners, in der That aus reinem Enthusiasmus für das Werk ausgeführt: aber, haben sie damit, unbewusst, nicht gegen den ausdrücklich ausgesprochenen Willen Richard Wagners gehandelt? Niemals hätte er bei seinen Lebzeiten eine solche Ausführung geduldet; hatte er doch ganz bestimmt diejenigen Bruchstücke des „Parsifal“ festgestellt, welche im Konzert gegeben werden könnten. Dies sind: das Vorspiel mit dem Schluss des Werkes — der Charfreitagszauber — die erste Verwandlungsmusik mit der Gralsfeier und der Klage des Amfortas. Wenn Eines der dramatischen Werke des Bayreuther Meisters mehr als jedes andere die Atmosphäre der Scene bedarf, so ist es dieses vor Allen mystische Gedicht des „Parsifal.“ Ruft Euch doch die ergreifenden poetischen Situationen des Dramas ins Gedächtniss und fragt Euch, ob es möglich sei, den musikalischen Theil von der Handlung zu trennen? Musik, Dichtung, Mimik, Scene, sie alle, durch den Willen des Meisters harmonisch verbunden, bilden einen vollkommenen Akkord, von welchem nichts genommen werden kann, ohne dass das ganze Werk darunter litte. Gewiss, die Musik spielt dabei eine sehr bedeutende Rolle; aber ihre Bedeutung erreicht ihre Höhe doch erst mittels des ganzen Aufgebotes der dramatischen Elemente. Mit Einem Worte: „Parsifal“ ist durchaus kein „Oratorium“, noch weniger eine „Symphonie“, sondern ein „Weihefestspiel“, welches den erhabenen Glanz der Scene erfordert. Deshalb macht uns seine vollständige Ausführung in der Form des Konzertes beinahe den Eindruck eines Verrathes (pourrait ressembler à une trahison).

Paris. **Hugues Imbert.**

(Rédacteur en chef du „Guide musical.“)

Erklärung.

Wir Unterzeichnete, die wir der Ehre theilhaftig waren, den Umgang des Meisters zu geniessen und seine Absicht (abgesehen von seiner öffentlichen Erklärung, sein Werk Parsifal einzig und ausschliesslich in Bayreuth aufgeführt wissen zu wollen) genau kennen, protestiren hiermit gegen die in Amsterdam stattgehabte Gesammtaufführung des Bühnenweihfestspieles als gegen ein Unternehmen, das im Widerspruch steht zu dem Willen des Meisters und eine Verletzung seiner Kunst bedeutet, insofern, als ein Bühnenwerk in der Form eines Oratoriums zur Konzertaufführung gebracht ward.

Karl Klindworth. Hans Richter. Adolf von Gross. Emil Heckel. Felix Mottl. Franz Fischer. C. Fr. Glasenapp. H. P. Frhr. von Wolzogen. Engelbert Humperdinck. Julius Kniese.

Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.
Im Verlage des Herausgebers.
Druck v. Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

IV—VI.

Der ehret die Heiligen recht in Gott, der da anschauet in ihnen Gottes Werk und Gnade und durch solche Betrachtung bewegt wird und zerrinnet in eine süsse Liebe zu Gott, dass er so grosse Gaben ihnen verliehen hat. (Luther.)

Jede echte Erzeugung der Kunst ist unabhängig, mächtiger als der Künstler selbst, und kehrt durch ihre Erscheinung zum Göttlichen zurück und hängt nur darin mit dem Menschen zusammen, dass sie Zeugniss gibt von der Vermittelung des Göttlichen in ihm.
(Ludwig van Beethoven.)

Wenn der denkende Geschichtsforscher mit Betrübniss bemerken muss, dass Wahrheit so wenig als Glück einen dauerhaften Sitz auf der Erde gewinnen könne, da dieses mit manchem Unheil, jene mit manchem Irrthum beständig abzuwechseln hat: so ist es ihm desto erfreulicher zu sehen, wenn die Wahrheit auch in Zeiten, wo sie nicht durchdringen kann, nur gleichsam eine Protestation einlegt, um ihre Rechte, wo nicht zu behaupten, doch zu verwahren. (Goethe.)

Siegfried.

Predigt am Sonntag dem 2. März 1902.

Von Pastor A. H. Gillot in Petersburg.

Eine Welt des Lobes voll! Wie ein Jubelhymnus soll es jetzt auch ziehen durch unsere Seelen in dieser heiligen, feierlichen Stunde, da wir wiederum zusammengekommen sind, um zu reden über Hohes, Schönes und Grosses, dessen es so viel doch im Leben gibt, wenn wir es nur finden, sehen und fassen wollen, hinwegschauend über das Kleine und Niedrige, das im Alltagsdasein so oft sich hemmend breit macht und wie Bleigewichte an den Schwingen unseres freien Emporstrebens haftet.

Gieb, Gott, dass wir uns vollkommen bewusst werden, dass gerade dieses Streben eine lebendige Kraft ist, die nicht unterdrückt werden soll und darf, sondern die uns Dir näher bringen muss, auf dass wir den Stämpel Deines Geistes dem Leben aufdrücken, und, gesegnet von Dir, zum Segen werden allen denen, die mit uns sind. Gieb, dass dieses Leben dann ein Tempel werde, wo Loblieder erschallen und durch die offenen Thüren hinaus-

strömen in die Welt, und dass dann alle, die sie hören, mit einstimmen in den Gesang, ein Jeder mit seinem eigenen Liede und doch die allgemeine Harmonie nicht störend, sondern in Wahrheit vollendend. Denn Du willst es ja, dass Jeder, wenn er sein Leben auslebt, nach seiner Eigenart, nur sorge, dass das heilige Feuer nicht erkalte oder gar verlösche.

Gieb nur, dass es nicht stille werde in unseren Wohnungen und dass auch in uns selbst nicht die starre Ruhe des Todes einziehe, denn sonst würden wir untreu Dir und dem, wozu Du uns berufen.

Davor behüte uns, Gott. Amen.

Text: Wachet auf ihr, die ihr schlaft!
(Pauli Ephes. V. 14.)

Nicht will ich heute reden zu Euch, meine Freunde, von solchen, zu denen das Wort dringt: wachet auf! nicht von den Schlafenden, die auferstehen sollen von den Todten. Ich will reden von dem, der weckt, dessen Stimme ist, wie die des Rufenden, stark und gewaltig. Ich löse damit ein Versprechen ein, welches ich einmal gab, zu predigen von Siegfried, dem starken Helden, der siegend den Frieden gibt, dem Helden der germanischen Sage, welcher Brünnhilde wachküsst.

Ein alter Mythos also wird uns führen. Ihr wisst, wie ich sie liebe, diese alten Mythen, die Erzählungen von den Göttern, Abbild und Vorbild der Menschen, wie sie gelebt haben und geliebt und gelitten, wie wir, wie sie sich gefreut und gerungen und gekämpft haben, wie wir. Mythen: Prediger sind sie mir. Nicht solche, die ihre Weisheit aus Büchern schöpfen, Prediger, wie die alten Propheten, mitten im Leben stehend, hoch das Haupt, hörend was andere Menschen nicht hören, Stimmen überall — im Waldweben, im Wellenrauschen, im Sonnenleuchten, im Sturmesbrausen, im Blumenlächeln — Propheten, deren Wort stille macht, wie wenn jemand in einen Tempel tritt.

Prediger, wie die alten Barden, die da tranken aus der frischen Quelle des Lebens und sangen ihr Lied — ihr Lied — welches die Jungfrau still in sich hineinlachen und den Helden aufspringen liess in zwingender Lebenskraft.

Ein wunderbarer Zauber liegt über diesen Mythen. Wie im Frühfrühling Mondschein auf der Erde. Schweigen überall. Aber ein Schweigen — beredt, wie wenn ein rosiges Kind ruht an der Mutterbrust, still vor sich hinlächelnd, als stände es am Eingange einer unbekannten Welt. Der Geheimnisse voll ist sie. Niemand weiss, welche Wunder sie birgt, Vielleicht ein Paradies, voll lachender Blumen — vielleicht ein Tempel, wo Choräle hindurchziehen, wie Priester, in weisse Kleider gehüllt — vielleicht

eine Halle voll Waffengeklirr — vielleicht ein Winkel, wo Mutter Märchen erzählt. Aber immer so schön, so zauberhaft schön. Wodurch?

Mir scheint, deshalb, weil das, was sie sagen, nicht erdacht, nicht erfunden, sondern erlebt ist. Und wir leben mit.

Kennt Ihr ein schöneres Bild für den blühenden Frühling, als die Jungfrau, die spielt auf blumiger Wiese, unbewusst der dunkelen Gewalt, die in der Tiefe lauert? Zieht nicht Wehmuth ein in unsere Herzen, wenn die Mutter-Erde wandert, weinend die blühende Schönheit sucht, die sie liebte? Fühlen wir nicht mit? Grüssen wir nicht von ganzem Herzen den strahlenden Sonnengott, der alles sieht und alles heilt: auch die weinende Erde.

Und dann werden die Mythen Sagen, die Götter werden Helden. Aber was die Götter gethan, ist auch Aufgabe der Helden. Sie auch befreien Jungfrauen und erlösen und reinigen die Erde und versöhnen. Dann auch fangen wir an zu verstehen, dass „alles Vergängliche nur ein Gleichniss" ist, dass vielleicht auch unser die Lebensaufgabe der Helden, dass auch wir gerufen werden zu befreien, zu erlösen, zu wecken, zu rufen: wachet auf! wachet auf! — Nein, wach zu küssen eine schlafende Brünnhilde.

Endlich kommen die Dichter unserer Zeit und die Künstler und alle die von Gott Begnadeten. Und sie wandern in dieser Zauberwelt und beugen sich unter dem Bann der göttlichen Schönheit, lassen sich berühren von dem Zauberstab und schreiten hinein in die Welt, die Paradies ist und Tempel und Waffenhalle und Märchenwinkel. Nicht um das Selbe zu erzählen, was andere vor ihnen erzählt haben. Im Waldweben und im Wellenrauschen und im Sonnenleuchten und im Sturmesbrausen hören sie andere Stimmen, andere Lieder; sie bauen ihre eigenen Tempel, in welchen sie dienen — sie Priester — wie hohe Thürme ragen bis in den Himmel, von wo sie lugen, in die weite, weite Ferne, so weit, wie kein anderes schaut — nur ein von Gott Begnadeter. Und wenn sie singen, dann wissen wir, wenn wir auch ganz anders denken und ganz anders fühlen, dass Schönes, Göttliches zu uns kommt, dass sie auch Prediger sind, wie Propheten, Sänger wie Barden, trinkend aus frisch sprudelnden Quellen des Lebens.

Und ich möchte Euch sagen, was ich empfand, als ich in der vergangenen Woche an der Hand des Dichters, — der Tonkünstler, des Tonkünstlers, — der Dichter, eintreten durfte in den rauschenden Zauberwald der Töne, wo Siegfried sein Lied sang und Brünnhilde schlief, bis der starke Held kam, dessen Kuss war wie die Stimme des Rufenden: wache auf!

In meiner Weise will ich Euch erzählen, was ich hörte, was ich sah, was ich gedacht habe.

Eine göttliche Jungfrau war sie, diese Brünnhilde. Tochter des grossen Himmelsgottes und der Erde. Walküre war sie, führte aus, was die Gott-

heit wollte, führte heim nach Walhall, die gekämpft und gerungen. Wille des Gottes, ihres Vaters.

Aber eben deshalb, weil sie Tochter der Erde ist, neigt ihr Herz zu den Kindern der Erde. Liebevoll schützt sie den ringenden Helden selbst gegen den ungerecht waltenden Gott. Grosses Mitleid zwingt sie und schützend steht sie zur Seite der leidenden Frau. Selbst Bild der Menschheit, ringt sie mit dem zürnenden Gott. Und dieser in seinem Zorn spricht über sie seinen Zauber und sie versinkt in tiefen Schlummer.

Um sie herum die lodernde Lohe. Auf ihrem Haupt ruht der Helm, ihren Leib umpanzert die Brünne, ganz bedeckt ist sie von ihrem Schilde. So wird sie schlafen, bis ihr Retter kommt. Wer ist nun der streitbare Held, der die Schlafende weckt? Wer ist es, der schreitet durch lodernde Flammen zu erlösen, zu befreien die Zaubergebundene?

Wer ist es, dessen Stimme die Stimme des Rufenden? Und mir schien, nie hörte ich ein schöneres Lied, als das Lied von Siegfried, dem Helden. Ein Halbgott er, ein Prediger auch. Ein versiegeltes Buch — der Mythos. Als das Siegel gebrochen, schien mir nie Schöneres gedacht, als was hier in alten Runen geschrieben. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniss! Ich sah den Sohn des Menschen, kommend auf Wolken des Himmels — ein Sieger, ein Friedensbringer, ein Wecker. Ihr wollet ihn kennen, den Helden, der wachruft?

Nicht, wie Gelehrte ihn beschreiben, sondern wie Dichterpropheten ihn stellen in die Mitte der Menschheit. Höret! So soll er sein!

Zwischen Zwergen wandert er. Er — hoch, wie eine Ceder des Libanons, emporragend über kleines Gesträuch. Zwischen Zwergen wächst er auf — ein missgestaltetes Geschlecht, — er, strahlend von Schönheit.

Zwerge, an die Erde gebunden sind sie, in der Erde graben sie. Er schaut lachend hinweg über das unfreie Kleine. In ihrer Mitte lebend — sich bewusst, dass er nicht zu ihnen gehört.

Nach Gold späht seine Umgebung. Gold — das ruht in der Erde. Gold, das Macht gibt zu fesseln, das Sclaven macht. Gold, das Zauberspuk treibt und immer neues Gold schafft, das wieder Fesseln schmiedet — Stärke des lichtscheuen Gesindels. Er — spottet dessen, was aus der Erde ist. Sein der Wald, wo die Freiheit wohnt, wo Himmelsworte flüstern durch rauschende Blätter, leuchtend heruntersteigen an ragenden Stämmen, worein sie heilige Runen graben, Runen des Lichts, die lachend wandern auf der Erde und tiefe Schatten sonnig umrändern.

Den Zwergen — die Fessel, sein die Sehnsucht, die hinaustreibt zu suchen, was hoch ist und gross.

Höret das jauchzende Lied von Siegfried, dem Helden: nichts fürchten darf er, nicht Dunkelheit und lodernde Flamme, nicht Kleinheit, nicht Drachen.

Wandern muss er seine eigenen Wege, der Held, der wecken wird.

Nichts wird er nehmen von Anderen, selbst muss er es schmieden, das Schwert des Helden. So selbstbewusst, unverletzlich im Bewusstsein seiner Kraft, wandert er seine Wege. Nichts darf, nichts kann ihn aufhalten. Der Selbstbewusste ist auch seines Zieles sich bewusst. Und der Selbstbewusste und Zielbewusste, rastlos wird er getrieben, bis er sie gefunden, die schlafende Walküre — er, ruhig in der Rastlosigkeit. Und wenn er sie gefunden, sie — die Schlafende, er — der Wecker, dann wird er wegnehmen den Schild, worunter das Leben verborgen ist; wegnehmen den Helm, der schwer drückt auf das strahlende Haupt, der verhindert zu schauen in weite Fernen; durchschneiden wird er den engen Panzer, der verhindert frei zu atmen. Aber auch dann noch wird nicht aufwachen, was schläft. Auch so wird der siegreiche Held die schlafende Jungfrau nicht wecken. Noch ist das Zauberwort nicht gesprochen, das den Zauber bricht.

Dann beugt sich der Held einer ungekannten Macht — er küsst die Schlafende, und siegend über Schlaf und Tod, singt die Liebe, die alles kann, ihr heiliges Lied.

So soll er sein, der Held, der ruft:

Wachet auf! —
Selbstbewusst,
zielbewusst,
rastlos, aber ruhig,
ein Gerufener, der ruft,
ein Wacher, der weckt,
ein Unbesiegbarer — sich beugend der Liebe.

Ein Prediger wird er dann uns, predigend unsere Lebensaufgabe.

So sollst du sein: selbstbewusst und zielbewusst, rastlos und ruhig — gerufen und rufend — wach und weckend — siegend durch die Allgewalt der Liebe.

Es versteht sich beinahe von selbst, meine Freunde, dass, wenn wir so reden von Dem, der weckt, der erlöst, von dem Helden, der hoch hinausragt über alles Kleine und rettet durch Liebe, wir allererst denken an unseren Jesum. Doch denke ich daran nicht zuallererst. Es kommt mir vor, dass in so errungener Kenntniss Jesu zu viel Theorie steckt, es ist darin zu viel Erdachtes, Erfundenes, zu wenig Erlebtes.

Es ist damit, wie wenn wir von der Menschheit reden. Wir haben von dieser Menschheit, o so viel gelesen! Wir kennen sie durch und durch. Ihre Geschichte, ihr Streben, ihr Leiden. Aber den Menschen, den kennen wir gewöhnlich sehr wenig. Oder auch so. Von anderen Menschen wissen wir alles. Was in ihrer Seele vorgeht, ist uns nicht unbekannt. Uns selbst aber kennen wir sehr wenig. Doch scheint es mir, wir müssten

bei uns selbst anfangen. Lassen wir uns doch einen Augenblick führen von dem alten Mythos. Erzählt er auch vielleicht dieses? — Wer nie etwas wachgeküsst hat in seinem Leben, wer nie in sich gefühlt hat einen Hauch der Sehnsucht, die hinweist auf einen Königssohn, der Dornröschen wachküsst, so dass alles um ihn herum aufblüht und lacht und singt, wer alles um sich herum ruhig schlafen lässt, der kann vielleicht schön reden über die Allmacht der Liebe, aber er versteht sie nicht, weil er sie nicht erlebt hat, in keiner Form. Er versteht nicht, wie die „Mutter" eine Macht ist, die schützt, was droht verloren zu gehen, und rettet, was sterben will; er versteht nicht, wie lange, lange nach ihrem Tode Mutteraugen in uns wachrufen können, was schläft und nicht schlafen darf; er versteht nicht, wie der Händedruck eines Freundes Erlösung sein kann aus unlöslichen Banden. — Nein, nein, wer nie etwas wachgeküsst hat, der versteht nicht den Mythos von Siegfried — und der versteht auch unseren Jesum nicht. Und so ist's mit dem ganzen Mythos.

Siegfried ist für, o so Viele, nur eine rhetorische Figur — erlebe ihn und er ist Bild, Gleichniss, Prediger.

Wer nie selbst den Schild gehoben hat der Tradition der Vergangenheit, der schwer das blühende Leben bedrückt, wer nie weggenommen hat den Helm, der schwer drückt auf das denkende Haupt, wer nie auch nur auf eine Weise versucht hat einen Panzer zu lösen, der einen Menschen verhindert frei zu atmen, der versteht auch alles Andere nicht — nicht was es heisst: von Sehnsucht getrieben zu wandeln durch Flammen, die uns trennen vom Höchsten und Besten; nicht, was das heisst: schlagen zu müssen und lachend zu schlagen Drachengewalt, die haust in dunkelen Höhlen und nichts hat als Gold; nicht, was das heisst: sich führen zu lassen von Waldvöglein, die hoch in den Gipfeln der Bäume ihre Lieder singen, so unverständlich den meisten, so Offenbarung den Starken —: ihm wird nie predigen — wisst ihr es noch? — das Waldweben, das Wellenrauschen, das Sonnenleuchten und das Sturmesbrausen. Der weiss nicht, was das heisst: rastlos seine Wege zu wandern, und doch ruhig.

Gross, hoch inmitten der Kleinheit, bis unser Lebenszweck erreicht.

Grosses, Hohes schauend, wo unsere Umgebung nur Kleines, Irdisches, Niedriges sieht.

Aber wer irgend etwas davon erlebt hat, der versteht unseren Siegfried, der weiss, dass seine Lebensaufgabe die unsere sein kann — sein muss. „Selbstbewusst sein" — predigt dann der alte Mythos, sich bewusst sein seines Werthes, sich bewusst sein, dass wir zu gross sind für Zwergenleben, zu Hohes in uns tragen, um Missgestaltung und Hässliches zu lieben.

„Selbstbewusst" — sich bewusst sein seiner Kraft, sich bewusst sein, dass unser Wollen ein Können werden kann, werden muss.

Nichts Unbegreifliches, nichts was Philosophen nur begreifen können, liegt darin, meine Freunde.

Es bedeutet einfach dieses, dass wir etwas sind und darum Anderen etwas sein können, dass wir in uns haben etwas, das werth ist gegeben und werth empfangen zu werden; es ist dieses, dass wir wissen, dass unser Leben so gewesen bis jetzt, dass irgend Jemand in der Stille von uns sagt: Dein Pulsschlag ist mein Leben! Dein Herzklopfen ist mein Glück! Deine Gedanken sind meine Welt! Und dessen bewusst sein, dass wir, so gebend, immer Schöneres empfangen und durch Geben so reich werden, so köstlich reich — unser Leben so kostbar schön.

„Selbstbewusst" — in der Ueberzeugung, dass, wenn das Leben unsere Kraft brechen will, wir uns selbst das Schwert schmieden können, womit wir von neuem kämpfen sollen.

Solche Menschen, die wandern ihre Wege als Helden, unbeirrt, unbekümmert, was die Welt will; sie hören nur das Waldvöglein singen hoch oben, was sie predigen; sie hören nur, was da droben ist. Sie wandern ihre Wege zielbewusst. Und das Ziel?

Ihr kennt es ja, meine Freunde, es ist kein Anderes, als: wachzuküssen. Versteht ihr? Das heisst — unsere Kraft umsetzen in Liebe.

Wachküssen, weil das Leben schöner ist als der Schlaf.

Zielbewusst, rastlos und ruhig. Nicht uns mitreissen lassen durch Strömungen des Tages, aber auch nicht sie gering achten, wissend — und in dem Wissen ruhig, — dass es eine Unterströmung des Lebens gibt und dass das Ringen der Menschen vergeblich sein kann, dass aber kein Mensch umsonst gerungen hat; dass wir irren können, aber dass nur der irrt, der strebt.

Rastlos und ruhig, das heisst — Steuermann sein, der nicht in dem Hafen liegen bleibt, weil hoch die Wellen und tief der Abgrund, sondern hinaussteuert in's offene Meer, immer suchend das ferne Land in Sturm und Unwetter, klar das Auge, fest die Hand — Siegfried.

Hastig — aber nie überhastet, jagend, aber nie gejagt, eilend, aber nie stossend.

So sind die Gerufenen von Gott. Schönes sollen sie schaffen, Göttliches sollen sie wirken.

Propheten sind sie, gerufen und wachrufend; Waldweben verstehen sie und singen das Lied des freien Waldes; Wellenrauschen verstehen sie und singen das Lied des Stromes, der die Unendlichkeit sucht des Meeres; Sonnenleuchten sind sie und singen das Lied des Lichts; das Brausen des Sturmes verstehen sie und singen das Lied des ringenden Helden.

Gerufen und Andere rufend — zu schaffen in sich und in den Herzen der Menschen eine Welt mit lachendem Himmel und leuchtendem Meere, mit unendlichen Steppen und unmessbaren Tiefen, eine Welt, wo das Geheimnisvolle einen Namen hat — Gott.

Gerufen und rufend — geweckt aus dem Schlaf, — weckend, was schläft — wachet auf! stehet auf!

Ein siegender Held — siegend durch Liebe, die alles kann, durch Sieg Frieden bringend — gleich unserem Jesu.

So meine ich es: als Jesus gestorben war, erschien er — wie man es sagte — nach seinem Tode. Doch ihn sahen nur die, die ihn sehr liebten.

Und auch jetzt ist es so. Wenn wir uns das Leben anschauen, so können wir oft Jesus sehen und zwar da, wo etwas, das sterben sollte, liebevoll zum Leben geweckt wird.

Ein Sohn verliess das Haus seiner Eltern und verlor sich selbst; er sank immer tiefer und tiefer, bis an einem Abend er wieder zurückkam zum Elternhause. Und da kam ihm auf der Schwelle seine Mutter entgegen und umschlang ihn mit ihren Armen und küsste ihn über das ganze Gesicht — küsste ihn rein . . . . . rein. Und hinter ihr stand Jesus — hier konnte man ihn sehen.

Als ein dramatischer Dichter das letzte Wort der tragischen Geschichte eines verlorenen Lebens schrieb, da stand hinter ihm Jesus und sagte: „Gerettet!“ — und da konnte man Jesus sehen.

Und wenn die Engelchöre darauf verkünden, dass sie erlösen können, was „strebend sich bemüht“, so steht Jesus hinter ihnen, und man kann ihn sehen.

Wollen auch wir Jesus sehen? Nun, dann wissen wir ja, was wir dafür zu thun haben: zu wandern, rastlos weiter, und wachzuküssen, was schläft. Weckendes Leben! Siegendes Licht! Siegfried!

Richard Wagner an Ottomar Beta.

Geehrter Herr!

Sie zweifeln wohl nicht an der grossen Theilnahme, mit welcher ich Ihre Abhandlung gelesen habe? Sie ziehen hervor und führen aus, was ich bisher vergeblich in dieser Weise in Buchform vollbracht zu sehen wünschte.

Einen Rath für die Herausgabe erwarten Sie von mir nicht. Ich musste mir einen kleinen Leipziger Anfänger im Musikhandel herausgreifen um einen willigen und zugleich nicht schamlos betrügenden Verleger für meine Schriften zu haben: natürlich kann ich diesem nicht zumuthen, von seiner Basis, dem Musikhandel, soweit abzuschweifen.

In Betreff der Widmung Ihrer Schrift an mich habe ich Ihnen zu sagen, dass diese mich, der ich mit den Juden durchaus fertig bin, sehr erfreuen, meine Freunde aber, welche mit den Juden noch nicht fertig sind, sehr betrüben würde; sie haben in Betreff dieser Angelegenheit bereits grosse Noth meinetwegen ausgestanden und würden jetzt mit Entsetzen sehen, dass für sie der gleiche Tanz wieder eröffnet sei. Verfahren Sie im Uebrigen ganz nach Gutdünken. In meinem durch die ewigen Buchdruckerstrikes so lange verzögerten 8. Bande werden Sie erfahren, dass ich zaglos auf meinen Standpunkte verbleibe. Das Widerwärtige ist nur, dass, mischen Sie meinen Namen in Ihre Angelegenheit, hierin sogleich das Mittel zur Ablenkung der öffentlichen Theilnahme von dem eigentlichen Gegenstande unserer schönen Presse an die Hand gegeben wird. Da werden Sie soviel vom Bayreuther Opern-Schwindel u. s. w. zu hören bekommen, dass schliesslich Alles darin sich verflacht. Ich wünsche fast lieber, Sie widmeten Ihre Schrift Bismarck, den Weg hierfür finden Sie vielleicht durch Bücher auf, dem Sie nur mitzutheilen hätten, dass dieser Rath Ihnen von mir käme.

Im Uebrigen wünsche ich Ihr Alter zu wissen.

Auch möchte ich Sie bitten, Ihr zum Drucke vorbereitetes Manuskript mir zuvor und zwar durchschossen, zuzustellen, da es mir vorkommt, dass ich Sie hier und da auf etwas aufmerksam machen könnte, was Ihnen einer Abänderung nicht unwerth dünken möchte, z. B. Julian Schmidt als Autorität dürfte nicht ganz ungefährlich sein, vielleicht selbst der „herrliche Riehl“ der in vielem sehr richtig geleitet sein kann, in Vielem aber auch sich als sehr seicht bewährt. Doch meine ich nicht eigentlich diese Persönlichkeiten und was ich meine, würden Sie dann erfahren und nach Ihrem Urtheil darüber entscheiden.

Mit den herzlichsten Wünschen für ihr Wohlergehen

Ihr ergebener

Bayreuth, 18. Mai 1873. Richard Wagner.

Die Ursachen der geistigen Wohnungsnoth in Deutschland.

(Einiges über „Bodenreform“ und Kultur.)

Von Ottomar Beta.

I.

Bodenfragen waren für uns Deutsche noch bis vor Kurzem eine *Terra incognita*, wenn nicht *prohibita*. Adolf Wahrmund hat nun bei den Lesern der „Bayr. Blätter“ das Eis gebrochen. In seinem Aufsatz „Zur Besinnung und Besonnenheit“ schliesst er mit den folgenden Worten:

„Der Leitstern der Herzen und Köpfe im Kampfe für die abendländische Kultur-Gemeinschaft, ein Doppelgestirn, das um den auf Leid und Lehrgemeinschaft weisenden Pol des Gemeinheils aller Menschen kreist — muss sein: Erhaltung des Bodens unter den Füssen der Nationen als ihrer Heim- und Werkstätte im staatlichen Verband und Erhaltung der durch das Christenthum in nahezu zweitausendjährigem Kampfe errungenen Freiheit der Person.“

Das sind hehre Worte, und mancher Leser hat gewiss dabei an Henry George gedacht, vielleicht auch an seine Jünger vom Bunde für „Bodenreform“ und sich gesagt: diese Leute sind also die Wiedereroberer eines gesunden Bodens für die Erhaltung unserer durch Bodenwucher gefährdeten Kultur.

Freilich erwähnt Wahrmund dieser Namen nicht. Er begnügt sich damit auf Hentschels „Varuna“ und auf mein Buch „Deutschlands Verjüngung“ hinzuweisen. Und nachdem ich vor dreissig Jahren durch den Meister Richard Wagner in meinen Bestrebungen ermuntert, ja sogar durch ihn, L. Bucher und Rodbertus veranlasst wurde, dem Fürsten Bismarck meine Schrift: „Darwin, Deutschland und die Juden“ zu widmen, so lag es nahe, dass ich die Erlaubniss erhielt, in diesen Blättern die Anregungen und Hinweise unseres Wiener Lehrers und Freundes weiter zu verfolgen.*) Freilich sehr viel mehr als tangentiale Aphorismen kann auch ich bei dieser Gelegenheit nicht geben. Es handelt sich um nichts weniger als um die Wiederfundamentirung, den Auf- und Ausbau unserer christlich germanischen Weltanschauung. Und dieser Aufgabe kann man auch in einem ausgedehnten Aufsatz nicht gerecht werden.

„Bodenreform“ ist ein ödes Wort. Und so wenig wie man den Geist einer Sprache anklagen kann für jeden in ihr geschriebenen unorthographischen Brief oder gar den Geist des Christenthums für die Greuel

*) Der Brief Wagner's ist diesem Aufsatze voraufgestellt worden. Zum Theil war er bisher abgedruckt in Heft 7 S. 313 von des Verfassers Schrift: „Deutschlands Verjüngung“. (Anm. d. Red.)

der Inquisition, so wenig darf man diese Reformbewegung verantwortlich machen für jede Forderung, die vielleicht nur darauf berechnet ist, sie auszubeuten, sie zu diskreditiren oder auf ein todtes Gleis zu lenken. Die Feinde unserer Kultur bedienen sich, um solche Zwecke zu erreichen, einer *Mimicry*, welche über alles hinausgeht, was im ganzen Reiche der Natur durch Darwin erschaut wurde. Sie wird ebenso unbewusst geübt und bleibt auch ebenso unbeargwöhnt.

So verworren aber auch noch die Meinungen der grossen Masse des Volkes gerade im Hinblick auf diese Reform sein mögen, das hat man doch bereits erkannt und es ist durch allerlei Gesetzentwürfe schon anerkannt worden, dass die Sozialreform ohne die des Bodenrechts untergrundlos sein würde. Nur leider sucht man diese Rechtsreform, welche eine durchaus qualitative ist, noch immer durch quantitative Mittel und Mittelchen zu erreichen.

Die Anfänge zu derjenigen Bewegung, welche gegenwärtig so viele Geister beschäftigt, liegen weit zurück; aber die zwingende Nothwendigkeit, den letzten Folgen der Anwendung römischer Rechtsgrundsätze auf den Grundbesitz zu steuern, ist doch erst neuerdings deutlich und unausweislich zu Tage getreten. Noch der Entwurf zu einem Bürgerlichen Gesetzbuche für das deutsche Reich stand mit beiden Füssen auf dem Boden des römischen Rechts, ja, dieses Gesetzbuch vollzog erst die letzten Konsequenzen der Mobilisation. Aber hier angelangt, beginnt auch die Umkehr. Gegen die Stimme des einen Rechtsanwalt Katz, der von ungeheuren Verlusten am Nationalvermögen sprach, beschloss der Kongress der Juristen in Stettin 1889, den schnöden Grundsatz „Kauf bricht Miethe", zu verwerfen. Damit wurde auch das römische Recht als das allein gerechte verworfen. Jedermann atmete erleichtert auf, trotzdem einer weiteren ungeheuerlichen Steigerung der Bodenwerthe dadurch allerdings vorgebeugt wurde. Der Rückzug aus der Region fremder Rechtsverhältnisse begann und nimmt nun immermehr einen fluchtartigen Charakter an.

Dabei werfen sich nun viele Führer auf und weisen jeder nach einer anderen Richtung. Wie die 10,000 Griechen einst laut aufjubelten, als sie das freie Meer wieder vor Augen sahen, so rufen die Stamm, Samter, Oppenheimer, Flürschheim etc.: „Freiland!" oder *„Single tax"* oder Erbbaurecht, (Herr Rechtsanwalt Berg verlangte dessen Ertheilung sogar „auf ewig"), Aufkauf des Bodens durch Staat und Gemeinden u. s. w. Die Gemässigteren wollen das Rentenprinzip des achtundvierziger Revolutions-Ministers Rodbertus aller Reform zu Grunde legen. Und hieran schliessen sich die verschiedenen Gesetzentwürfe zur Einführung des Rentenguts, dessen neuester den Namen von Miquel trägt. Diesem hat man nun auch schon das englische resp. deutsche Anerbenrecht, verbunden mit dem Zeitpachtrecht für die Miterben, hinzugefügt. Wieder andere folgen der Anregung, das unverschuldbare und unveräusserbare Familiengut zur

Grundlage der Gesetzgebung zu machen und eine Reihe angesehener Reichstagsmitglieder der konservativen Parteien und des Centrums haben dieser Meinung Bethätigung gegeben. Sie haben den „Reichs-Heimstätten-Gesetzentwurf" des Königlich Preussischen Kammerherrn K. v. Riepenhausen-Crangen im Reichstage eingebracht. Der grosse Stratege und Generalfeldmarschall Graf von Moltke war unter den Zeichnern dieses Entwurfes weder der letzte noch der geringste. In der Presse wüthete gleichzeitig der Kampf um den Fideikommissstempel. Die Konservativen verlangten dessen völlige Aufhebung, da er die Festlegung des Grund und Bodens gegen die Verschuldung auf dem Wege des Realkredits erschwert. Die Liberalen wiederum erhoben den Vorwurf, dass dieser Stempel zu Unrecht hie und da nicht bezahlt worden und dass noch immer zehn Prozent des Grund und Bodens durch fideikommissarische Festlegungen dem Verkehr entzogen wären. Sie betonen ihr altes Prinzip, welches mit dem des Herrn Katz übereinstimmt, immer auf's neue, und so überzeugt wie jemals, dass man den Handel, das „Kaufgeschäft", den „Waarenkredit", also die Lombardirung oder Verpfändung, die sich an den Besitz und die beliebige Veräusserung des persönlichen Grundeigenthums knüpft, nicht erschweren dürfe. „Uebergebt nur diese zehn Prozent des Bodens, der vor Verschuldung noch geschützt ist, auch noch dem Verkehr", so rufen sie unablässig in den meistgelesenen und auch von den Regierungen am meisten — wie der glatte Jacob vom blinden Isaak — bevorzugten Blättern, „dann wird alles gut werden!"

Das ist ein beachtenswerther *„Calvus"*, wie die Logik solche Schlussfolgerungen nennt. Aber er ist nicht völlig sinnlos. Denn die Gerechtigkeit und das Staatsinteresse verlangen, dass das gesammte Vaterland nicht blos einzelne Enclaven, ein geschlossenes Majorat bilden solle, an dem Jedermann, das ganze Volk in Stadt und Land seinen billigen Anteil habe. Und man erinnert sich dabei unwillkürlich an Siegfrieds Methode, sein zerbrochenes Schwert zu schweissen — aus Spähnen — nicht aus Stücken.

Die Liberalen weigern sich, Gründe zu erblicken, dass zwischen persönlichem Besitz und sogenanntem „Realbesitz", zwischen Waaren aller Art und dieser einen besonderen unvermehrbaren und nur einmal vorhandenen Waare, dem Grund und Boden, irgend ein Unterschied in der gesetzgeberischen Behandlung eintreten solle und müsse. Auch die „Immobiliarsache" sei blos eine „Sache" und es schädige das Gemeinwohl, wenn man der Immobilität dieser Sache gesetzgeberisch Rechnung trüge. Sie, die sogenannten Fortschrittler, spielen also auf dieser Anabasis geradezu die Nachzügler oder Marodeure.

Mitteninne zwischen all' diesen einander widersprechenden Leuten bewegt sich als *tertius gaudens* die „Sozialdemokratie". Sie ist moralisch gedeckt. Sie hat ja die Verstaatlichung aller Betriebe und Be-

triebsmittel, also auch des Grund und Bodens, ebenso entschieden und unterscheidungslos wie die Liberalen deren Verprivatisierung auf ihre Fahne geschrieben. Darin, in der Unterscheidungslosigkeit sind diese beiden Heerhaufen, welche die Masse der städtischen Bevölkerung ausmachen, einander geistig verwandt. Und sie werden sich voraussichtlich denen vereint gegenüberstellen, welche das eine vom andern eigenartig trennen und auch gesetzgeberisch zweckentsprechend verschieden behandeln wollen. Ja, nach ihren neuesten Emanationen, zu welchem sie sich durch das Vorgehen der Deutsch- und Christlich-Sozialen veranlasst sahen, z. B. nach dem dicken Kautsky'schen Buch zu urtheilen, haben sie es schon gethan. Unter dem Regime des allgemeinen und gleichen Wahlrechts ist dies ein Umstand, der einer Reform hinderlich werden und es denen leicht machen könnte, welche bestrebt sind, ihr Unkraut in den Weizen zu säen. Die Flurscheim, Arons etc. vom „Bund für Bodenreform" befanden sich denn auch in engster Fühlung mit der Sozialdemokratie.

II.

Wahrlich ein buntes Bild, zu dessen Entwirrung es der „Makroskopie" bedarf, welche der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" bei dem Durchschnittsmenschen vermisste, um so mehr, je binnenländischer und scholastischer dieser sich entwickelt hat. An alles legt dieser im Kadaver des alten römischen Reichs erwachsene und von Jugend auf mit römischen Rechtsbegriffen übernährte Zentral-Europäer oder Kontinentale den Maasstab seines kleinen Ichs und seines ausschliesslich persönlichen Interesses und der Kleinkinderstubenpolitik. Er zankt sich, um bei unserm Bilde von der Anabasis zu bleiben, mit seinem Vor- und Hintermann, mit seinem Unteroffizier und schimpft mit allen gemeinsam auf den Feldherrn, der längst den Rückzug befohlen hat.

Ja, — das muss empathisch gesagt werden — der Befehl wurde gegeben mit weithin vernehmlicher Stimme und verhallte. Kaiser Friedrich, schon als Kronprinz, verlangte gelegentlich der Kongresse der Steuer- und Wirthschaftsreformer und der deutschen Landwirthe im Jahre 1878, als der Bismarck'sche Kornzollgedanke zuerst Wurzel fasste, die Unverschuldbarkeit des deutschen Bodens. Und es ist geradezu eine Ungeheuerlichkeit — eine der vielen unserer Zeit, — dass diese monumentale Thatsache nicht einen monumentalen Ausdruck erhielt, sondern von der gesammten deutschen Presse, der liberalen sowohl wie der Bleichröder-Presse, (welche letztere allein über hundert namhafte Blätter umfasste) einfach oder vielmehr nicht einfach, sondern bis auf den heutigen Tag frenetisch todgeschwiegen wurde und wird. Das Seltsamste ist aber, dass auch die wenigen Blätter, die damals und heute noch ausserhalb dieser beiden Kategorien standen und stehen, falls es solche geben sollte, sich dieser Thatsache gegenüber damals stumm verhielten und sich ihrer auch

heute noch nicht erinnern — nicht einmal die „bodenreformischen“ Blätter *ex officio*, die des Bundes der Landwirthe etc.

Was dem allem zu Grunde liegt und wie das alles so hat kommen müssen, das weiss der „Schollenidiot“ so wenig, wie er sich einer Mitschuld an der Verfahrenheit des grossen Heerzuges bewusst ist, der aus diesen Verhältnissen herausdrängt. Und auch wir schreiben ihm keine solche zu. Auf dem Wege des unbeschränkten, auch auf den Grundbesitz ausgedehnten römischen Privatrechts, welches unserm Selbst- und Ichgefühl entsprach, haben wir das Gemeingefühl eingebüsst und sind in eine ungeheuerliche Bodenverschuldung gerathen, die sich jährlich ziemlich genau mit dem Anwachsen unserer Bevölkerung um ca. 1200 Mark pro Kopf steigert. Jede Generation hat ihre Privatschulden in Grundschulden verwandelt und sie der nächsten aufgebürdet. Das gemeinsame Gut ist von jeder Generation der folgenden vermindert überlassen worden. Jeder einsichtsvolle Mensch sagt sich, das könne unmöglich, trotz des noch immer über diese Dinge hinwegtäuschenden Anwachsens von Industrie und Verkehr, gut enden. Ja, ein Berliner Professor hat sogar bereits eine Einschränkung unserer — Kindererzeugung als Abhilfemittel z. B. der Wohnungsnoth empfohlen!

Nun — ich glaube unsere Nation wird jenes andere Mittel — die vom Kaiser Friedrich befohlene Umkehr — diesem Drasticum vorziehen, welches uns so sehr gallisch anmuthet und doch schon durch Heraklit, wie ich dem Hentschel'schen Buche „Varuna“ entnehme, seinen Thebanern angerathen wurde, und zwar um genau der selben Zwecke willen. Eine Umkehr kann zunächst nur darin bestehen, dass dieser Prozess der Realbelastung aufgehoben und eine Entschuldung eingeleitet werde. Dass diese mit der solonischen Seisachthie eine gewisse Aehnlichkeit hat, ist höchst beachtenswerth.

Die gesammte alte Kulturwelt ist zu gewissen Zeiten zur Entschuldung geschritten. Die allerheiligsten Embleme des Gottes Terminus, dem sonst selbst Jupiter wich, die Grenzsteine, auf welchen die Schulden der „Besitzer“ eingemeisselt waren, wurden ausgerottet. Ja, noch mehr, das mosaische Recht erhebt die Entschuldung sogar zur gottgebotenen Institution. Dieses Recht kannte die Verschuldung und die Entschuldung als eine periodische Thätigkeit des volkswirthschaftlichen Werdens und Sich-Entwickelns an, welche sich von Halljahr zu Halljahr erstreckte. Es war das Kind einer ausserordentlich alten Kultur, der ägyptischen oder nach neueren Forschungen vielleicht der babylonischen. Jedenfalls haben die Kulturvölker der Vorzeit genau den selben „Kampf ums Recht“ schon durchgemacht, dem wir jetzt gegenüberstehen. Und das Ergebniss dieses Kampfes findet im mosaischen Recht, das auch Christus endlich zu erfüllen kam, einen Ausdruck, der noch völlig missverstanden in Kirche und Schule ignorirt und trotzdem vielleicht für uns endgültig ist. Es war das Recht

der Befreiung aus der Erstarrung. Heraklit und Drako machten dem Solon Platz und zwar im mosaischen Recht nicht einmal nur, wie im alten Athen, sondern dauernd. Und es scheint mir sich von selbst zu verstehen, dass wir von diesem Gesichtspunkte aus auch die verschiedenen Gesetzentwürfe und Reformpläne zu beurtheilen haben, welche auch in unserer Zeit immer gedrängter an die Oberfläche des Tages treten. Führen sie zur Erstarrung oder wird in ihnen das Gesetz der Entwickelung, des periodischen Lebens anerkannt? Immer werden wir uns, gleichviel von welcher Seite sie uns entgegentreten, für diejenigen zu entscheiden haben, welche in der Entschuldung eine Fortsetzung der Melioration und der Güterverbesserung, eine Hebung der Volkskraft und nationalen Produktionsfähigkeit anerkennen. Und immer werden wir uns mit vorsichtiger Kühle denen gegenüber zu verhalten haben, welche die grosse Umkehr unserer Zeit aus quietistischen und anderen heillosen Gelüsten zu hemmen oder gar aus solchen des Mammonismus und der Fremdherrschaft sie in falsche Bahnen zu leiten suchen.

Solche Dinge waren und sie werden wieder sein. Die Menschheit soll sich in ihrem Drange des rechten Weges stäts bewusst sein. Gut. Aber sieht sie, wohin sie taumelt? Würden, wenn dies der Fall wäre, Krisen, Krache, Kriege, Revolutionen, ja, Zerfall und allgemeine Versumpfung nöthig sein, um sie zu belehren und vereinzelt auf den rechten Weg zu führen? Wer ihn nicht findet, der geht zu Grunde. Der höchste Richter hält daran ebenso fest, wie der irdische, dass vor ihm Unkenntniss der Weltgesetze nicht als Entschuldigung gilt. Und mit Grauen müssen wir uns gestehen, dass auch heute noch trotz aller Lehren der Neuzeit und aller Analogien der Geschichte selbst sogenannte Kulturvölker — die vielleicht nur Arbeitervölker sind —, genau den selben Prozess durchmachen, ahnungslos von Fest zu Fest taumelnd bis zum „Abgrund des Verderbens."

Die Frage ist nun zunächst, in wie fern kann bei uns in diesem Falle von einer Unkenntniss die Rede sein?

Bereits im Jahre 1878 hat, wie ich schon sagte, auf Anregung des damaligen Kronprinzen und späteren Kaisers Friedrich, und wie die Berichte erweisen, nicht ganz ohne mein Zuthun, der Kongress der Steuer- und Wirthschaftsreformer und der deutschen Landwirthe in Berlin die Unverschuldbarkeit des vaterländischen Grund und Bodens zum Prinzip erhoben. Er wollte und konnte sich damit für die Kornzollbeschlüsse reinigen. Die Bodenverschuldung hat trotzdem seither um jährlich etwa eine Milliarde zugenommen, sodass wir zur Zeit ca. 80 Milliarden Grundschulden oder „Restkaufgelder" verzinsen, die sich aus den Erträgnissen des Bodens nimmer decken lassen, weil sie nur dem Handel und Wucher mit dem Boden ihre Entstehung, sagen wir ihre Eintragung ins Grundbuch verdanken. Woran liegt es, dass unser Volk diesem ungeheuerlichen Vorgange nach wie vor stumpfsinnig gegenübersteht? Gilt auch für die Völker,

besonders für uns der ironische Satz: Der Weg zur Hölle ist mit guten Vorsätzen gepflastert?

Sagen wir es heraus: Solche Reformen sind nicht möglich auf dem Wege der *Generatio aequivoca* oder Parthenogenesis. Alle Faktoren, Hoch und Niedrig, Regierer und Regierte, noch mehr Charakter und Intelligenz müssen daran zusammenarbeiten. Die Natur verschwendet Völker wie Individuen und verweist ihre Entstehung und Fortexistenz auf die engsten Wege. Und uns ist ein fürchterliches Hinderniss bereitet. Die lebendige Macht hat sich mit der toten der *vis inertia* vereinigt und droht uns zu zermalmen.

Das bestehende Recht des freien Gebrauchs des Grundbesitzes, der Erdoberfläche, die für uns die Grundlage des Raums ist, ist römisch, besser byzantinisch. Es schliesst auch den Missbrauch ein, das *jus abutendi dominii*, und es macht diejenigen zu Herren im Lande, die vor keinem Missbrauch zurückschrecken, diejenigen aber zu Sklaven, welche an den blossen, guten Gebrauch als Produzenten gebunden sind. Und diese wieder sind es, die an das zu handhabende Recht mit allen ihren Sinnen gebunden, jenen Missbrauch leicht aus den Augen verlieren, so etwa wie der Schiffsmaschinist den Kurs des Kapitains. Wie wäre es sonst möglich, dass nicht bloss die Anregung Kaiser Friedrichs vergessen wurde, sondern dass auch ein jüngster autoritativer Schritt, der Erlass des preussischen Landwirthschaftsministers von Podbielski zum Zwecke der Entschuldung, wenn auch nur des ländlichen Grundbesitzes, über leidige Zollfragen, von denen, welche die nächsten dazu wären, ihn als eine rettende That zu bejubeln, so völlig ignorirt — ja, höhnisch zurückgewiesen werden konnte!

Es ist nicht anders. Ganzen Völkern fehlt das Gefühl für die wirthschaftliche Bewegung, in welcher sich die Gesammtheit befindet, etwa ebenso wie für die Bewegung der Erde. Die Erde durchfliegt im Laufe eines Jahres die ungeheure Strecke um die Sonne; aber der Mensch spürt es so wenig, wie die tägliche Umdrehung; nur am Wechsel der Tageszeiten und der Jahreszeiten erfährt er deren Wirkung. Und es hat Jahrtausende gedauert, ehe er sich über die Ursachen dieser Wandlungen Klarheit verschaffte. Ja, er hat denen zugejubelt, welche den Pionieren auf diesem Erkenntnisswege den Kreuzes- und Feuertod bereiteten.

Wahrlich, das ist eine fürchterliche Thatsache, und noch fürchterlicher ist es, dass sie jetzt — wenn auch in der scheinbar gelinderen Form des „Boycotts“ — ihre Analogie auf dem Boden derjenigen Fragen findet, die uns hier beschäftigen. Wir haben Acht und Bann wie im Mittelalter, nur dass deren jetzige Handhaber in den Reihen der Kredithierarchie und ihrer Presse und auf allen Gebieten des geistigen Lebens unserer Nation, also vornehmlich auch auf der Bühne, zu suchen sind.

Acht und Bann! Ich selber kann ein Lied davon singen und habe es in „Deutschlands Verjüngung“, welches zum Theil ein biographisches Werk ist, gethan. Ehedem bestand diese Einrichtung, um zu verhindern, dass die Menschheit sich aus der Geistesknechtschaft befreie. Und sehr viel anders ist es bei uns auch heute noch nicht. Der Vorgang, der sich jetzt auf dem Boden der Wirthschaftserkenntniss fast unbemerkt abspielt, gleicht ziemlich genau demjenigen, der sich auf dem Gebiet der Naturerkenntniss bereits vollzog.

Wie lange ist es her, dass die Kulturmenschheit die Jahreszeiten richtig deutet? Nun, was wir Jahreszeiten nennen, auf wirthschaftlichem Boden sind es die Krisen, der Wandel der fetten und mageren Jahre.

Wie statt des grünen Laubwerkes nun Schnee und Eis die Gefilde und Wälder überdeckt, so mahnen uns die Wandlungen im Wirthschaftsleben dass wir uns bewegen, dass auf die Jahre des Gedeihens die des Zerfalls folgen; auf die des Aufschwungs und des Freihandels die des Schutzzolls und der Verschuldung. Wo ehedem froher Enthusiasmus für das Reich geherrscht, da dehnt sich jetzt in breiten Schichten die Sozialdemokratie. Wo ehedem der Genuss des Realkredits die Landwirthschaft und die Gewerbe belebte, da spürt man jetzt nichts als die Obliegenheit, Kapitalien zu verzinsen, welche die Väter verpufft haben. So wandelt sich der Sommer in den starren Winter; aber die an die Scholle gefesselten, in ihrem engen Berufskreise aufgehenden Menschen nehmen diese Wandlung in der wirthschaftlichen Welt ebenso als eine Naturnothwendigkeit hin, wie die der Jahreszeiten. Und wie die Menschen sich gegen den Frost und die Unbill der Witterung Heerd und Haus errichten, so hoffen sie die Folgen der Realverschuldung durch den Schutzzoll und durch Exportprämien zu überwinden. Sie bedenken nur eines nicht, dass der Frühling sich ohne menschliches Zuthun erneuert, während die wirthschaftliche Regeneration an unsere Initiative und unsere Einsicht gebunden ist. Wo diese fehlen, da wirkt das alte Uebel vernichtend und sich steigernd weiter. Die Produktion trägt alle Gefahr der Unternehmung, der Bodenwucherer, d. h. der Realkredithierarch [oder was man die „goldene Internationale“ nennt, die sich durch die Eintragung an erster Stelle im Grundbuch das unbedingte Vorrecht, die Priorität erschlich, wie Jakob die Erstgeburt und den Segen Isaaks] geniesst alle Sicherheit und alle Vortheile dieser „Priorität“. Die Wenigen wurden bevorrechtet oder privilegirt, die grossen Massen des Volks — und damit der Staat selbst — entrechtet. Der sesshafte Mensch aber kann sich noch immer nicht denken, dass dieser Rechtszustand ebenso ungerecht wie gemeingefährlich wäre und fragt verwundert, ob denn eine Aenderung dieser Rechtsverhältnisse nöthig, ja auch nur möglich wäre?

Die Menschheit besitzt eben einen Beharrungszustand kaum anders als die Materie selbst. Und man fühlt sich nicht in der Lage bei diesem

Bekenntniss etwa die Elemente, welche ich in „Deutschlands Verjüngung“ als das Nékton des Wirthschaftsgetriebes kennzeichne, auszunehmen. Von ihnen gilt vielmehr der sehr krasse Satz des Napoleon: „Sie sind Schweine, welche man mit Gold mästet.“ Und schlimm genug, dass sie es waren, die dem grossen Staatsmanne Bismarck als die langgesuchten „gesättigten Existenzen“ vorschwebten. Sie sind vielmehr nimmersatte Existenzen oder solche, die wie Fafner auf ihren Schätzen schlafen wollen. Die Elemente müssen entfesselt werden, um sie zu bewegen. So war es immer. Die Welt konnte alt und greis werden, gewaltige Reiche konnten entstehen und vergehen, ehe diese an der Krippe verharrende Menscheit auch nur daran dachte, sich über die Ausdehnung und den Umfang dieser kleinen Erde Gewissheit zu verschaffen. Und ebenso leben ganze Völker selbstgefällig in einem Rechtselemente dahin, in welchem sie nothwendigerweise zur Verkümmerung und Entartung gelangen müssen, obwohl sie es in der Hand haben, gedeihliche Bedingungen des Daseins um sich her zu schaffen, und obwohl es ihnen angesichts des Gedeihens anderer Völker in anderen zuträglicheren Rechtselementen, wenn sie nur Augen und Ohren öffnen wollten, an Vorbildern nicht fehlt. So bestätigen diese Völker im furchtbarsten Lapidarstil der Geschichte den elendesten aller Gemeinplätze: „Der Mensch ist ein Gewohnheitsthier.“

Solch' träges Verharren in gleichviel wie beschaffenen Zuständen hat uns Deutschen besonders in früheren Jahrhunderten bereits schwere Nachtheile gebracht, hat die Entwickelung des deutschen Geistes gehemmt und unseres doch immerhin in erster Linie begabten und zur Kultur berufenen Volkes Horizont auf unheilvolle Weise eingeengt. Man umgab diesen trägen Geisteszustand mit der Gloriole des Konservatismus, und leider war der ihm entgegenstehende Liberalismus ganz dazu angethan, uns zu veranlassen, jener Gloriole einen falschen Werth beizulegen. Ja, man darf sagen, die Extreme beider Richtungen arbeiteten gemeinsam daran, die Geister zu verwirren, abzustumpfen und sie im Beharrungszustande zu erhalten. Die Folgen sind noch nicht verwunden. Im Gegentheil, sie zeigen sich heute erst in ihrer vollen Schwere, durch die allgemeine bestehende Unfähigkeit, von der Geschichte abgesehen, auch nur das Wesen und den Werth der Institutionen anderer zeitgenössischer Völker richtig zu würdigen und sie als ebensoviele Waffen im wirthschaftlichen Wettstreite zu erkennen, wie wir solche im politischen Kampfe ums Dasein aus Noth schon, *coûte que coûte*, uns zu sichern wissen.

Nicht minder blind sind wir gegen die Zustände daheim. Wir erkennen nicht das Wesen und die verderbliche Wirkung, geschweige denn den Urgrund der doch so ungeheuerlichen und steigenden Verschuldung unseres Bodens, d. h. unseres Volkes, denn beide sind als solche nicht von einander zu trennen. Sie beruht auf einem Zwange, der durch die blosse

Existenz des Realkredits gegeben ist. Das ist der Kern der Erkenntniss. Und wie weit wir von diesem noch entfernt sind, geht schon daraus hervor, dass unsere konservativen Parteien mit den Liberalen und mit manchen bureaukratischen Kreisen noch immer darin so ziemlich eines Sinnes sind, dass der Realkredit nicht beseitigt und eingeschränkt, sondern noch immer, etwa auf dem Wege des Erbbaurechts, erweitert werden müsse. Herr v. Podbielski macht augenscheinlich hiervon eine merkwürdige Ausnahme. Möge es ihm nicht ebenso gehen wie dem Grafen Caprivi, nachdem dieser die Verwegenheit hatte zu sagen: „Wir müssen abschreiben!“

Hat man irgendwo im verflossenen „Sanden-Prozess“ gehört, dass Angeklagte, Richter, Sachverständige oder Zeugen in der bestmöglichen Verwerthung der durch diese oder irgend welche andere „bevorrechtete“ (privilegirte) Hypothekenbank auf Aktien *nolens volens* besessenen Grundstücke ein Haar gefunden hätten? Der sträfliche Begriff des Wuchers fand und findet auf den Bodenwucher keine Anwendung. Und doch ist dies gerade der Wucher in seiner fürchterlichsten Form. Man ahnt gar nicht, bis zu welchem Grade der Willfährigkeit, jeden Zins zu zahlen, die blosse Angst, den kleinen, in einer Art von Schollenidiotismus befangenen Grundbesitzer treibt, er könnte durch eine Hypothekenkündigung um Haus und Hof gebracht werden. Was ist ihm schrecklicher als der Gedanke, er und die Seinen könnten angesichts des Gesindes und der Gemeindegenossen zu Landstreichern erniedrigt werden? „Jörn Uhl“ gibt uns ein Bild davon. Und ganz ebenso ist es auf städtischem Boden mit der Miethe. Denken wir nur an die kleinen Ladeninhaber, die ihr Geschäft mühsam emporgebracht haben und nun gesteigert werden und die alles verlieren, wenn sie „exmittirt“ werden oder auch nur „ziehen“ müssen. Aber wir sehen von diesen städtischen Analogismen ab. Unter dem bestehenden Erb- und Besitzrecht ist ein Grad der Verschuldung, der die Möglichkeit der Subhastation stäts in nächster Bereitschaft hält, überall vorhanden. Die blosse Existenz des Realkredits, auch ohne die erbrechtliche Verschärfung des Verschuldungszwanges, musste bis zu dieser Grenze der Verschuldung führen. Jede Missernte, die doch alle Jahr hie und da eintritt, ein Viehsterben, ein Brandunglück, eine Krankheit, eine städtische Geschäftskrisis zwingt den durch kein öffentliches Recht geschützten „Besitzer“ aus der Realkreditkrippe zu fressen. Er ist an sie gleichsam gefesselt, nicht anders als ein Stück Vieh im Stalle. So wie er nicht mehr „eintragen“ lassen kann, ist er auch überhaupt kreditlos. Nicht ihm, sondern dem Grund und Boden wird unter römischem Besitzrecht das widerwillig gegewährte und mit Provisionen, Damnis, Zinsvorwegnahme und Cedirung der Priorität belastete Darlehen ertheilt. Der kontinentale Grundbesitz ist in dieser Hinsicht schlimmer daran als der kaum emanzipirte Negersklave Amerikas, den doch das Heimstättenrecht beschirmt.

III.

Dieses amerikanische Heimstättenrecht ist ausserordentlich illustrativ. Es ist eine Nachbildung des seit 1835 in Texas bestehenden und hat sich unter der Konkurrenz der Einzelstaaten über die ganze Union ausgebreitet. Es ist *„the great attraction,"* ähnlich wie in England *„the housing of the poor,"* worin alle Regierungen mit einander wetteifern.

Die aus der alten Welt Vertriebenen erinnerten sich der Umstände und Verhältnisse, welche Anlass gaben, dass sie dort Haus und Hof verloren. Sie suchten dieser Gefahr in ihrem neuen Heimsitze zu begegnen. Auch suchte der Staat Texas die Anziehungskraft seiner Territorien für die Einwanderung dadurch zu erhöhen, dass er dem Urbarmacher und Beackerer des Landes einen Schutz gegen Nothjahre und den sich dann schimmelartig entwickelnden Wucher bereitete. Es erwies sich, dass das Heimstättenrecht in Texas eine Anziehung ausübte, der man in den altbesiedelten Staaten eine Gegenzugkraft entgegenstellen musste. Es gibt jetzt keinen Staat der Union mehr, der nicht in irgend einer Form dieses Recht bei sich eingeführt hätte. Und der Vorgang erregt die frohe Hoffnung, dass auch die deutschen Einzelstaaten, zu deren Legislatur die Bodenfragen gehören, noch einmal in gleicher Weise mit einander wetteifern werden, um ihre Bürger sicher zu stellen gegen Enteignung und Proletarisirung und zugleich den Boden des Vaterlandes gegen Alienierung.

Die Union hatte nämlich zu dieser eigenartigen Heimstättengesetzgebung noch andere Gründe. Das englische Kapital hatte sich der Spekulationsobjekte in der neuen Welt ebenso wie in der alten bereits im ausgedehnten Maasse bemächtigt. Ein Bericht des Justizausschusses im Repräsentantenhause weiss darüber Haarsträubendes zu erzählen. Dem Ausschusse lag eine Bill vor, welche die Erwerbung von Land in den Vereinigten Staaten durch Ausländer verbietet und jetzigen fremden Besitzern die Pflicht auferlegt, binnen zehn Jahren ihr Eigenthum zu veräussern oder das amerikanische Bürgerrecht zu erwerben. In dem Bericht sagt der Ausschuss, dass sich bereits mehr als 21 Millionen Acres im Besitze von Ausländern befänden. Ein englisches Syndikat in Texas besitzt 3 Millionen Acres, ein anderes in Florida 2 Millionen, ein drittes in Mississippi 1,800,000 Acres. Bei dem Erwerbe ist gegen keine bestehende Bestimmung verstossen worden. Um jedoch weiteren Erwerbungen dieser Art sowohl wegen der Abnahme der noch vorhandenen öffentlichen Ländereien, wie auch wegen der angeblichen Ungehörigkeit des „Landlordsystems" zu verhindern, wurde vom Justizausschusse empfohlen, alles Land zur Heimstätte umzuwandeln, soweit es nicht schon ohnehin als Reservat von Staatswegen kulturellen Zwecken zugewendet war.

Die Volkswirthschaftslehre leidet unter den selben Irrtümern wie etwa die Medizin, namentlich die Pharmakotherapie: die Heilmittel sind selten dem eigentlichen Wesen der Krankheit angemessen. Die Ueberlegung

macht an einem bestimmten Punkte Halt und getraut sich aus Achtung vor den Traditionen, den Schulmeinungen und dem Bestehenden nicht weiter zu gehen, auch wenn dieses Bestehende das Chaos wäre, aus dem nur Besseres, nichts Schlechteres hervorgehen kann. Selbst die vergleichende Rechtswissenschaft hat uns nicht den Muth zum Ziehen von einschneidenden Folgerungen gegeben, um so weniger, da unsere Rechtsauffassungen vor den Insitutionen anderer Völker versagen. Unsere Wissenschaft steht „wie die Kuh vorm neuen Thor".

Sonst würden wir sehen, dass die selben Gründe, welche in den Vereinigten Staaten Amerikas zur Heimstättengesetzgebung führten, auch bei uns zu Hause wirksam sein sollten, wenn unsere Wahrnehmung im passiven und aktiven Sinne nicht vollständig eingerostet wäre.

Noch weit einschneidender ist das Vorbild Englands, wo ich als Kind lernte, was hier selbst die Alten noch nicht hören wollen. Am liebsten werden solche Beispiele aus fremden Ländern, als weit hergeholt, für uns nicht passend oder einfach nach dem Maasstabe der bei uns hergebrachten Rechtsnormen abgethan. So z. B. der Umstand, dass die Riesenstadt London — soweit sie nicht seit der Zeit Elisabeths den Guilden unterstellt ist —, nur dreien Grundeigenthümern „gehöre", während schon das kleine Berlin solcher Grundbesitzer ca. 30,000 zählt. „Das ist ja haarsträubend, schreit man mich an, eine solche Häufung des Eigenthums in den Händen von ein Paar hochnäsigen Aristokraten auch noch uns als Muster vorhalten zu wollen!" Aber dass die Grundrente in London kaum den dreihundertsten Teil der Berliner Grundrente beträgt, wird gar nicht angehört. „Um so schlimmer!" ruft man mir zu. „Im Grund und Boden liegt unser Reichthum! Armes Volk, dieses englische!" Dass dort nur 5, bei uns 50 Einwohner auf ein Haus kommen, bleibt unbeachtet. Und der selbe Mann, der soeben auf unsere verwünschten Hauswirthe, Bauschwindler, Spekulanten, Boden-, Mieths- und Brodwucherer schimpfte, schwärmt dann für noch grössere Vertheilung des Bodens. Er soll noch mehr Leuten gehören. Der Staat soll alles aufkaufen und parzelliren.

Dieses Wort „gehören" ist aber überall sonst ausser unter römischen Rechtsnormen völlig ungehörig. Der Boden Englands „gehört" in diesem Sinne überhaupt Niemandem. In dem „Gehören", auf diesen Besitz angewendet, der für uns der Raum ist, liegt eben das Uebel. Es ist die Quelle aller der grossen Leiden unserer Zeit, und diese können nur durch eine qualitative Läuterung dieses Rechtsbegriffes gehoben werden.

Offenbar würde die Frage in ihrer Gesammtheit auch die der Alienirung, also dass sich fremdes Kapital in unserem Boden festlegt und dass wir Englands Geldreserven auf solche Weise verzinsen müssen, damit gelöst, dass ein öffentliches Recht dem Missbrauche privater Rechte Schranken setzt. Auch das Landlordsystem nimmt dann ein ganz anderes Gesicht an, wie England beweist. Dort gibt es kein *personal property* am Boden.

Personal- und Realbesitz werden streng getrennt behandelt, auch der grosse „Landhalter" (*Landholder*) könnte — selbst wenn er wollte — gar keinen Bodenwucher, auch nicht auf dem Pachtwege treiben. Denn nach vielen ähnlichen Gesetzen geht der Boden in letzter Instanz, auch der der Peers nach der *Appropriation clause of the Loial Governement Bill 1894* ohne Kauf nach Bedarf in die Nutzniessung der Gemeinden über. Diese treten einfach in die bestehenden Pachtverträge ein. Land und Stadt haben den Genuss am vaterländischen Boden ähnlich wie die alten Deutschen an ihrem Markgenossenschaftsbesitz. Und aus dem Adeligen, welchen Freeman *„the curse of the Continent"* nennt, ist ein „Peer" geworden, ein Träger öffentlicher Verwaltungspflichten. Dabei zeigt es sich, dass Grossbritannien mit dem Landlordsystem auf der Basis des *Entail*, das heisst der Unverschuldbarkeit und des billigen Pachtsystems, das durch Gebrauch geheiligt, zu öffentlichem Recht besteht, sehr gut auskommt. Nicht so Irland, wo eine gleiche Billigkeit zwischen den einander hassenden Rassen nicht geübt wird. Diese Rassenfrage ist eben ein „vergessener Faktor der Volkswirthschaft". *)

England erkennt nur die Krone als alleinige Besitzerin des Grund und Bodens an. Man behauptet, dies wäre nur eine „Fiktion". Ja, was ist denn das für ein Ding? Eine Macht so stark wie irgend ein physisches Imponderabil. Und dieses insbesondere ist so mächtig wie andere Fiktionen auch, vor denen die gesammte Menschheit sich beugt. Vor dieser Fiktion beugt sich — uns unbegreiflich — das gesammte, auf seine persönliche Freiheit doch so stolze Volk Englands. Und wahrlich nicht ohne Grund. Denn durch diesen einen Satz bleibt dem Gesammtvolke die Priorität auf das Gesammtvaterland erhalten und bleiben beide vorm Realverschuldungszwange bewahrt. Aehnlich wie wir unserer drakonischen Heeresverfassung unsere politische Macht verdanken, verdankt England der Agrarverfassung seine wirthschaftliche Ueberlegenheit. Es wurde kraft deren wirthschaftlich und danach auch finanziell und zuletzt auch — trotz seiner „splendiden Isolation" — politisch weltbeherrschend. Es erhob sein Land zum Heiligthum im Sinne des biblischen Gebots (3. Mose 25, V. 23) und damit zum Asyl, so dass jetzt die 70,000 russischen Juden anstatt das Land „einzunehmen" wie einst Kanaan und zur Zeit auch Deutschland, sich selbst in Whitechapel ganz freiwillig ein Ghetto errichteten. Auf biblischem oder deutschem, sagen wir nationalem Rechtsboden erlahmen eben die „punischen Künste".

Und wenn es trotzdem auch in England „mächtige" Juden gibt, so haben sie trotzdem die Wurzeln ihrer Macht auf kontinentalem, römischem Recht unterworfenem Boden. In England bleiben selbst die Rothschilds *„foreign bankers"*.

*) Dies ist der Untertitel meiner schon erwähnten Broschüre: „Darwin, Deutschland und die Juden."

England hat keinen Realkredit, es beschränkt sich auf den Personal- und Waarenkredit (wobei wir bemerken, dass auch Häuser Waare sind, nicht aber der Boden, auf dem sie errichtet werden). England zwang dadurch das Kapital in aller Welt zur Solidarität mit seinen spezifischen Interessen. Und zwar dient auch das nicht englische Kapital diesen Interessen ähnlich wie überall auch das Meer seinem Handel. Das labile Wasser des Lebens, welches überall sein Niveau sucht, und das labile Element, welches wir Kapital nennen, bieten ausserordentliche Analogien dar. Kurz gesagt: jeder Pfennig, der anderswo unter der Form des Realkredits angelegt wird, dient dazu, die Konkurrenzfähigkeit Englands in Handel und Schifffahrt zu erhöhen.

Gehen wir nun zu den Antipoden Englands, den wirthschaftlichen Gegenfüsslern der Angelsachsen, zu den Russen. Da haben wir den „Mir", d. h. das unverpfändbare, wenigstens unveräusserliche Gemeineigenthum, auf welches der Russe stolz ist wie Antäus auf seine Mutter Erde. Mit dieser Institution will er die Welt erobern und verjüngen. So sagt Aksakoff, so sagt sogar Alexander Herzen. Ja, selbst dieser Emanzipator, so berichtet in ihren Memoiren Frl. von Meysenbug, vertheidigte diese Institution gegenüber den rothen Internationalen, die sich in London um ihn schaarten. Der „Mir" machte ihn zum Aristokraten gegenüber diesen Jakobinern.

Gehen wir weiter. Die uralten Kulturreiche Ostafrikas, China und Japan, sind Feudalstaaten, gleichfalls mit unverpfändbarem Besitz. Unsere Kolonie Kiautschou ist desshalb eine Pachtkolonie und hierin geradezu vorbildlich, soweit nicht deutscher Fiskalismus diese gesunde Grundlage überwuchert. China aber widersteht — indem es sich weigert, seinen Boden zu mobilisiren, ihn unter römisches Fremdrecht zu stellen und zu „alieniren", dem gesammten bewaffneten Europa, ganz wie der schon erwähnte Antäus dem Herkules. Auch das deutsche Reich ist kraft dieses Rechts in Kiautschou Chinas Vasall.

Aber selbst in dem römisch gewesenen kontinentalen Europa stehen wir in Bezug auf unsre Agrargesetzgebung vielfach weit zurück. Da haben wir Rumänien, welches seinen bäuerlichen Grundbesitz gegen alle Verschuldung verschloss; Serbien, welches keinen persönlichen sondern nur Familienbesitz kennt, ein Seitenstück zu dem „Mir" der verwandten Russen; Oesterreich, welches das Anerbenrecht eingeführt hat, um nicht durch Auszahlung von Erbtheilen den Grundbesitz bei jedem Erbgange mit neuen Schulden zu belasten. Selbst in Frankreich hat der *Code civil* einen Zustand geschaffen, der, wenn auch nach anderer Seite hin und keineswegs vorbildlich, von unserm System des *laisser faire* wesentlich abweicht, denn bekanntlich verfügt dieses Rechtsexsudat vertrackter Jakobinergehirne und eifersüchtiger Tyrannen, die alles Stabile ruiniren wollten, wie Napoleon selbst sagte, die gleiche Theilbarkeit des Grundbesitzes unter sämmtliche Erben. Fast überall also tritt uns ein Rechtszustand entgegen, der den

Grund und Boden aus dem Gebiete des privaten und persönlichen in das des öffentlichen Rechts erhebt und, ausser in Frankreich, der Ueberparzellirung, Verschuldung und was hinzugefügt werden muss, überall ausser in Frankreich, der mit der Ueberparzellirung Hand in Hand gehenden Entvölkerung Dämme entgegensetzt.

Nur in Deutschland ist das anders. Hier herrscht das *jus abutendi*, der Missbrauch ohne Schranken, ohne Wahl. Unser nationalstes und heiligstes, wirthschaftlich wichtigstes Gut ist vogelfrei und den ärgsten Missbräuchen Thür und Thor sperrangelweit geöffnet. Mehr noch, das Volk wird gezwungen, durch das Thor der Verschuldung zu gehen wie unter das Caudinische Joch, um nur überhaupt eines theuren und dürftigen Kredits theilhaft zu werden, nachdem es sich seines Personalkredits nicht nur sondern auch der Fähigkeit der eigenen Kapitalbildung entäussert hat. Und was das schlimmste dabei ist, dieser furchtbare Uebelstand, der das ganze werkthätige Volk trifft, dient am letzten Ende dazu, es zu spalten, zu verhetzen, den Arbeiter gegen den Unternehmer, den kleinen gegen den Grossgrundbesitzer, den Städter gegen den Ackerbauer, den Miether gegen den Wirth, den Proletarier gegen den scheinbar Besitzenden.

IV.

Der Vorwand zu solcher Verhetzung aller sozialen Faktoren gegen einander ist leicht gefunden, denn neben dem Verschuldungszwange besteht der Zwang zur Immoralität.

Hier geht einer hin und verspielt eine grosse, seine persönliche Verfügung überschreitende Summe, die er als Kavalier bis zum Mittag des nächsten Tages bezahlen oder sich todtschiessen muss. Was thut er, wenn er z. B. Grundbesitzer oder als Offizier der Sohn eines solchen ist? Er fährt zu seinem Bankier oder Advokaten und sagt: „Ich brauche sofort diese und jene Gelder und verpfände dafür meinen Besitz, oder mein Erbtheil.“ Zwar ist das Grundstück bereits von der Väter Zeiten her mit angeerbten Schulden oder doch durch Auszahlungen an allerlei Miterben zwangsweise hoch belastet, aber gegen hohen Zins und nicht geringes Damno gelingt es dem Bankier oder dem Advokaten dennoch eine weitere Hypothek oder einen Wechsel, der eventuell die Zwangseintragung zur Folge hat, noch zu placiren und die Spielschuld des Eigenthümers oder Erben jenes Grundstücks mit dem Erlöse daraus zu begleichen.

Was aus den Leuten, den Arbeitern, aus der Konkurrenzfähigkeit z. B. auf dem Kornmarkte solcher überschuldeter Grundstücke wird, danach hat Niemand das Recht zu fragen.

Noch mehr! Hier sind gegen Gesetz und gute Sitte besondere Banken privilegirt worden, um den doch nun einmal nöthigen Realkredit zu vermitteln. Worin diese Vermittelung besteht, das haben wir aus dem Sanden-

Prozess zur Genüge erfahren. Spekulation und Wucher, Ausbeutung der Bauhandwerker durch Strohmänner etc. etc., so heisst diese Vermittelung.

Diese Aktienbanken sind Schöpfungen der Hochfinanz, deren Geld sich in diesen Anlagen mit ca. 20% verzinst. Denn sie sind berechtigt, für Mk. 10,000,000 Aktienkapital Mk. 200,000,000 Pfandbriefe zu verkaufen, sofern sie diese nur mit Hypotheken decken. Wie sie sich diese Deckung verschaffen, das ist ihre Sache. Sie ist vielfach ebenso hypothetisch wie hypothekarisch. Auch dies hat uns der Sanden-Prozess gezeigt.

Sowenig wie sich irgendwer ohne auszuwandern dem hydraulischen Druck des Bodenwuchers entziehen kann, sowenig entgeht er der moralischen Durchseuchung, die in seinem Gefolge entsteht. Nicht einmal der überzeugte „Bodenreformer" macht eine Ausnahme. Er wird Bodenspekulant und Wucherer wider Willen. Das Recht zieht ihn in seine Sphäre hinab. Selbst ein ausgezeichnetes Ehrenmitglied des „Bundes für Bodenreform" muss mit seinem Villengrundstück, das ihm durch Miethskasernen im N. W. Berlins „eingebaut" wurde, (denn auch unsere sog. Bauordnungen gleichen nur zu sehr den Potemkinschen Dörfern) *nolens volens* „wuchern". Heute kommt Herr Goldberger und bietet ihm eine halbe, morgen Herr Goldschmidt, ein bekannter, allerdings im ganzen Sandenprozess ungenannt gebliebener Agent der „Preussischen", und bietet ihm dreiviertel Millionen dafür, übermorgen Herr Goldmann, Unterhändler für den Postfiskus, und bietet ihm eine ganze. Ja, sagt sich der Herr Professor: soll ich diesen so kostbaren Besitz verschenken? Er wartet und wuchert. Und die Angebote steigen und steigen. Warum denn auch nicht? Die gebotenen oder geforderten und zugestandenen Summen brauchen ja nicht bezahlt zu werden. Mein Gott, nein! Das ist ja eben das Bezaubernde an diesem wundervollen System. Sie werden eingetragen — in's Grundbuch und Ehrenbuch des deutschen Volkes. Und je höher sie sind, um so mehr Schand- — Pardon! — Pfandbriefe kann die *ad hoc* bevorrechtete Bank dafür verkaufen. Wurde nicht das Wollanck'sche Terrain in Pankow bei Berlin von der „Pommerschen" in der Subhastation für nominell 3 Millionen erworben, dann sofort auf 30 Millionen Werth „taxirt" und mit 21 Millionen bepfandbrieft? Und alles das unter Staatsaufsicht! Man ernenne tausend Redner und lasse unter solchen Rechtszuständen das Prinzip der Billigkeit erläutern und verherrlichen — das was man in England *„Equity"* nennt, als integrirenden Bestandtheil des Rechts — das dort über allem Recht *(law)* steht und alles Recht durchdringt, ja im Bodenrecht allein gültig ist. Es hilft nichts, wenn das Prinzip des Lebens im Rechte fehlt. Der unmittelbare Gewinn wiegt schwerer, ähnlich wie der kleine Finger dem Auge grösser scheint als das ganze Weltall — er muss nur nah genug sein. Und die Anschauung des Volkes ist nun einmal ganz dem Gesetz der Unmittelbarkeit und der Schwere unterworfen. Also an einem solchen moralischen Halt, am Herkommen fehlt es bei uns, durch welches die

Rechtspflege sich aus dem Kerker der Obligationen emporheben könnte in das Reich der Billigkeit. Das Gebot: „Und so übervortheile Niemand seinen Nächsten", existirt nicht. Ja, man fühlt sich verleitet, den für einen in England, wo jenes Gebot allerdings ins Volksgefühl übergegangen ist, aufgewachsenen Menschen geradezu niederschmetternden Satz aufzustellen: In einem Lande, dessen Boden unter römischem Recht mobilisirt worden ist, gibt es keinen Gerechten — keinen Gentleman, so wenig wie einst in Sodom und Gomorra. Es kann keinen geben. Selbst die Regierenden müssen als Vertreter ausgedehntester fiskalischer Interessen an der Gepflogenheit sich betheiligen, die das Recht ihnen vorschreibt und innerhalb dessen für das Lebenselement der Billigkeit kein Raum ist.

Wir schwärmen für Pasteur, Lister, Koch, welche die Wirkung der Mikroben auf die Volksgesundheit nachwiesen. Sind denn aber die Folgen des geschilderten durchaus herkömmlichen, ja uns aufgezwungenen Missbrauchs mit dem Raum, (denn das ist die erste und vornehmste Eigenart des Grund und Bodens, seine kosmische, dass er für uns den Raum bedeutet, nein, mehr, dass er auch unsere Zeit umfasst) weniger schädlich als die der Mikroben? Ist dieser Missbrauch weniger polizeiwidrig als die einer mangelnden Einzäunung von Wildgehegen, weniger anfechtbar als die Anlage eines die Vorfluth beeinträchtigenden Fischteiches, welche doch nur die nächste Nachbarschaft und auch diese nur in einzelnen Fällen belästigt? O, nein! Die Folgen dieses Missbrauchs, also in erster Linie der Abwälzung von persönlichen Schulden auf den bei uns allerdings ebenfalls nur als persönliches Gut geltenden Grundbesitz — eine Fiktion weit toller als die in England geltende — sind für die Familie des Besitzers und in der Ausdehnung, wie dieser Missbrauch bei uns stattfindet, für die gesammte Nation in dem Maasse verderblich, dass wir insgesammt in einem Schuldensumpfe leben und dass das Volk, die Gesellschaft, der Staat, das Reich darüber sichtbarlich — wenn auch freilich nur Wenigen sichtbar — zu Grunde gehen. Zunächst leiden die Arbeiter. Ich kenne ein Gut, auf welchem die sogenannten Häusler seit Jahren in erbärmlichen, baufälligen Hütten wohnen müssen, weil jeder Pfennig, den die Kornerernte, den die Viehzucht, den die Brauerei, die Molkerei, die Schafschur auf diesem Gute einbringen, sofort an die Hypothekenbanken abgeliefert werden muss. An eine wirklich ausgiebige Bebauung, auch des Ackers, ist auf diesem Gute gar nicht zu denken, da mit Meliorationen an allen Ecken und Enden gespart wird. Der Raubbau ist in Permanenz. Der Lohn ist der geringste, das Deputat wird herabgemindert. Selbst das Stroh für ein Nachtlager ist oft nicht vorhanden, weil die Vorräthe durch nothgedrungene Verkäufe geschmälert, kaum für's Vieh reichen. Und dieses geht, da es Eigenthum ist, natürlich vor. Wer wundert sich da noch über die Landflucht der Arbeiter? Dass sie dann bei dieser Flucht aus dem Regen in die Traufe kommen, können diese armen Leute freilich nicht wissen. Sie können es

nicht wissen — ja die Herren Statistiker wussten es bis vor Kurzem nicht einmal, dass das ausgedehnte Gebiet des flachen Landes nur ein Drittel der nationalen Grundschuld trägt, das enge Gebiet der Städte, also die Industrie, dagegen zwei Drittel, jetzt wohl schon 60 Milliarden. Sie kommen in die Schattenregion der lex Heintze, wo die Heiligkeit des Geschlechtes geopfert wird um die Miethe zusammenzubringen und der grossen Export-Konfektion billige Stückarbeit zu liefern. Doch genug davon. Die moralischen Werthe, die wir diesem Moloch des persönlichen Grundbesitzes opfern, entziehen sich jeglicher Schätzung.

Nach wie vor aber sagt man, was geht uns, was geht das Land, was geht die Regierung, was geht den Reichstag Alles dies an?! Lasst doch den „Kavalier" sich ruiniren. Andere Leute werden seinen Besitz erstehen und die Wirthschaft mit bessern Mitteln und in besserer Weise fortführen. Nur keine Eingriffe in das Privatrecht, in die freie Verfügbarkeit des Grundbesitzes! Selbst Minister der Krone haben noch vor Kurzem in diesem Sinne sich ereifert. Mögen die Arbeiter hungern und frieren, auswandern oder auf städtischem Boden verlumpen und zu Verbrechern werden, mögen die Söhne, Töchter, die Wittwe dieses Kavaliers verkommen, was geht uns das an!

Ja, wer sind wir denn?

Wir sind doch eben die Söhne und Töchter, die Wittwen und Waisen, die Arbeiter und Anbefohlenen solcher Besitzer, oder wir sind ihnen doch als Mitbürger so innig verbunden, dass wir ihr Elend als das unsere empfinden. Und wenn wir diese Empfindung verleugnen, so trifft uns eben auch die Strafe mit, welche über solche Herzenshärtigkeit verhängt ist, vom Himmel selbst, vor dem die Trägheit des Herzens als eine Todsünde gilt und vor dem die Blindheit des Intellekts für die Logik der Thatsachen keine Entschuldigung ist, so wenig wie vor dem irdischen Richter die Unkenntniss der Gesetze.

V.

In welcher Weise vollzieht sich dieses Verhängniss resp. jenes vielberufene Gelangen der Güter in potentere Hände?

Die Güteraufkäufer und Ausschlächter gehen unter die Agrarier und fordern die allerhöchsten Kornzölle; sie verlangen, dass die Bewohner dieses Landes und alles Vieh im Lande auf die kargen Erträge dieses Landes beschränkt werden. Sie fordern „Schutz der nationalen Arbeit", um die Erträge — d. h. die Geld- nicht die Ernteerträge — der verschuldeten Güter zu heben und somit die hohen Güterpreise oder doch die hohe Schuldbelastung der Güter zu rechtfertigen. Sie nennen das Hebung des Realkredits. Die Arbeiter aber gehen in Schaaren unter die Sozialdemokraten, um der Fahne ihrer Ausbeuter selbst, der Singer und Genossen, nachzulaufen. Das ist die erste und allen bereits vor Augen stehende Folge

dieser sündhaften „Freiheit“, welche dem Grundbesitzer gestattet, seine persönlichen Verbindlichkeiten auf den Grund und Boden und damit auf die Arbeiter und auf die Allgemeinheit und auf die folgenden Generationen auf sein eigen Fleisch und Blut abzuwälzen, nicht anders als wie der äthiopische Urmensch, der seine Kinder in die Sklaverei verkauft.

Nun redete man in Juristenkreisen von maasslosen Verlusten am Volksvermögen, wenn der Grundsatz des neuen Entwurfs eines bürgerlichen Rechts für das deutsche Reich: „Kauf bricht Miethe,“ nicht Gesetz würde. Dies war wenigstens, wie schon erwähnt, die Ansicht des Rechtsanwalts Katz. Diese Folgerung erschien denn aber doch selbst den Juristen auf dem Stettiner Kongresse gar zu ungeheuerlich. Sie entschlossen sich, viele jedenfalls, ähnlich dem Herrn Professor Irmer gelegentlich der lex Adikes, „mit schwerem Herzen“, den Grundsatz „Kauf bricht Miethe“ zu verwerfen und damit dem römischen Rechte, welches nur den Einzigen und sein Eigenthum anerkennt, eine Schranke zu setzen, wie sie Friedrich der Grosse im preussischen Landrecht bereits vorgezeichnet hatte. „Grund und Boden,“ sagte damals Professor Gierke, „ist doch zur Benutzung da, nicht zum Kaufen und Verkaufen“, d. h. zum Schachern und Spekuliren und Schuldenmachen. Und er behielt ausnahmsweise Recht.

Nun will ich aber hier gleich einschalten, dass und warum jener Herr Rechtsanwalt Katz die wahre Sachlage auf den Kopf stellte.

Nicht ärmer sondern reicher wird die Nation um jeden Pfennig, den es an seinem Grund und Boden erspart.

Da kämen wir denn zunächst zu der Frage der Kapitalbildung.

Eine Nation, welche siegreich durch den Werth ihrer Leistungen auf allen Gebieten Ueberschüsse reichlich zu erzielen vermag, wird, sofern ihr diese Ueberschüsse ihrer Produktion nur ungeschmälert verbleiben, grosse Ersparnisse machen können. Diese Ueberschüsse werden sich als Guthaben in Depositen-, Giro- und Genossenschaftsbanken sammeln, sie werden in Konsols oder im Auslande zur Anlage gelangen und ihr einen guten Zinsgenuss sichern. Eine solche Nation wird reich und kapitalkräftig dastehen und sich aus eigenen Mitteln und aus erster Hand eines billigen Geschäfts- und Unternehmerkredits erfreuen. Sie wird mit Checks auf vorhandenes, nicht mit Wechseln auf noch erhofftes Geld, also zinslos und billig, ohne fürchten zu müssen, den Diskont zu beeinträchtigen, ihren Umsatz vollziehen können. Die Voraussetzung ist, wie gesagt, dass eine solche Nation sich im Genuss ihrer Ueberschüsse befindet, dass ihr diese nicht auf irgend eine Weise geraubt werden.

Diese Voraussetzung ist in Deutschland durch die Mobilisation zerstört worden. Seitdem unterliegt das deutsche Volk einem System der Ausbeutung durch Zwangsverschuldung und Bodenwucher, welche jede Kapitalbildung in erster Hand und daher auch jeden Kredit aus erster Hand ja,

fast jeden billigen Personalkredit überhaupt verhindert und annähernd unmöglich macht.

Kapital aus zweiter Hand muss sich, wie wohl leicht begreiflich, stäts vor dem aus erster Hand zurückziehen, weil es, und zwar in unserm Falle mindestens um den Zins der Pfandbriefe vorbelastet und deshalb zu theuer ist. Es besteht hier dasselbe Verhältniss, wie wenn ein Miether dem Hausherrn in seinem eigenen Hause Konkurrenz machen wollte. Der Hausherr wohnt miethsfrei und unterdrückt ihn, oder treibt ihn durch Miethssteigerung aus seiner Werkstätte, seinem Laden, seinem Betriebe hinaus. Und thatsächlich wohnen wir in unserem eigenen Vaterlande, lediglich infolge der Mobilisation, nicht anders als nur zur Miethe, nämlich bei dem durch diese Maassregel statt Gottes zur Allmacht eingesetzten internationalen Kapital, resp. dem Bodenhändler und Bodenwucherer, der bei jedem meist zwangsweise herbeigeführten „Umsatz" der Grundstücke im stäts sich steigernden Preise des Grund und Bodens und dessen hypothekarischer Vorbelastung die Ueberschüsse unserer Betriebe, auch schon die Zukunfts-Ueberschüsse, nach Möglichkeit, wenn nicht nach Willkür, an sich reisst. — Das nennt dann der bevorrechtete Bankier „escomptiren" und die Welt hält das für eine verdienstvolle Beschäftigung. Man bekommt dafür Titel und Orden und nur selten einmal, ein Goi, auch ein wenig Gefängniss. Unsere Hypothekengläubiger sind unsere Wirthe und diese Gläubiger sind die neuerdings sogar eng verbündeten Mächte: England und Juda.

Durch die Mobilisation unserer Existenzgrundlagen haben wir uns in ihre Hand gegeben. In die Hand Englands, weil es sich nie dem römischen Recht ergab und deshalb seinen Grund und Boden unter deutschem Recht unverschuldbar und inalienirbar sich erhielt und also auch seiner Produktionsüberschüsse zur Bildung eines eigenen und deshalb billigen Kapitals in erster Hand sich erfreut; in die Hand jenes vaterlandslosen Handelsvolkes, weil es überall den Markt und alles, was auf den Markt kommt — also auch unsern mobilisirten Boden — möglichst monopolistisch seinen wucherischen Geschäftsmaximen unterwirft.

Bei jeder Krisis, bei jedem erschöpfenden Erbgang nach römischem Recht fällt infolge der Subhastationsordnung (Ordnung! Ordnung — alles Ordnung, meine Herrschaften!) der Grund und Boden an Juda (das mit billigem englischen Gelde arbeitet) zurück, sei es durch Zwangsversteigerung oder durch freihändige Veräusserung zum Zweck der Ausschüttung der Erbschaftsmasse. Und dieses ist dann in der Lage, uns im Interesse seines Geldgebers (also Englands) zu steigern. Es erhöht den Preis des Grundstücks durch Ausschlachtung und Eintragungen an erster Stelle, die von dem unglücklichen neuen Erwerber als bevorrechtete Schuld mit übernommen werden muss. Die enorm hohen Zinsen müssen wir aus den Ueberschüssen unserer Produktion begleichen. Dieser Hypothekenzins also ist die Form, in der wir die Miethe an England und Juda entrichten. Natürlich können

die auf solche Weise im Preise der Grundstücke vorweggenommenen Ueberschüsse nun nicht erspart werden und zur Bildung eines eigenen Kapitals dienen. Sie gehen an Juda dahin und unser Unternehmerthum muss sie sich von Juda unter nochmaligem unerhörten Wucher zurückborgen. Es wird also doppelt belastet und kämpft schwer unter dem Ansturm der Konkurrenz Englands und neuerdings auch Amerikas. Bewunderungswürdig nur, dass es noch nicht erlag. Aber schon pocht die goldene Hand schwerer als je eine bleierne und eiserne an unsere wurmstichigen Thore. Wir sehen unsere ureigensten Schöpfungen, z. B. die Handelsflotte, die Kolonieen, durch die Uebermacht des reichlichen und billigen ausländischen Kapitals gefährdet — welches ursprünglich unser war!

Zwar wird auch in diesem Falle nichts so heiss gegessen, wie es gekocht wird; aber weit schlimmeres ist schon geschehen! Hunderte und aberhunderte von Millionen, wenn nicht Milliarden, fremden englischen Geldes — das ursprünglich unser war — sind in deutschen Grundstücken angelegt, in Leipzig allein z. B. über 250 Millionen. Die Grundkapitalien der privilegirten Hypothekenbanken auf Aktien, ja der Reichsbank selbst sind englisches — d. h. uns vorher entzogenes — Geld, uns entzogen, weil es den Ueberschüssen unserer Produktion entstammt —. So geben wir unseren vaterländischen Grund und Boden dazu her, dem englischen Kapitalsystem als zinstragendes (wie wir früher ausführten, vielfach sich mit 20% verzinsendes) Anlagekapital für seine Reserve zu dienen; denn die baare Reserve Englands ist bekanntlich ausserordentlich geringfügig. Wozu auch Metall aufspeichern? Sicherer als in den Kellern der Bank von England und obenein zinstragend ruht das uns entzogene Geld ja in der Priorität auf unserm Grund und Boden.*) Und da wundert man sich, wenn wir

*) Durch die hauptstädtischen Zeitungen geht zuweilen unter demjenigen Börsentheile, der sich „Berliner Baumarkt“ nennt, eine harmlos hingenommene Notiz, so z. B. vom 25. Juni 1890:

„Unter dem Namen „*The Berlin Freehold Trust Co. Limited*“ hat sich am Dienstag, wie der Confektionär mittheilt, in London eine Aktiengesellschaft mit einem Aktienkapital von 300,000 Pfd. Sterl. konstiutirt. Dieselbe übernimmt das hier im Bau begriffene grosse Grundstück, Hausvogteiplatz Nr. 8 und 9 (Ecke Mohrenstrasse), ferner das neugebaute Grundstück Burgstrasse Nr. 1 (Alte Post), ferner das bisher der Königstädtischen Baugesellschaft gehörige Viktoria-Theater. Die auf diesen Häusern ruhenden Hypotheken werden theilweise in Prioritätsaktien umgewandelt. Ferner sind in London die Kontrakte unterzeichnet worden, welche gestatten, auf dem, dem neuen Reichstagsgebäude gegenüberliegenden fiskalischen Grundstücke, welches einerseits von der Sommerstrasse, andererseits von dem Reichstagsufer begrenzt wird, ein neues grosses Aktienhôtel zu erbauen. An der Spitze beider Unternehmungen stehen angesehendste englische Firmen, die das nöthige Kapital bereits vollständig zur Verfügung gestellt haben.“

Einige ähnliche Gesellschaften existiren ja bereits, die den Zweck haben, fremdes Kapital auf die römische Fettweide der kontinentalen Städte zu locken. Der Fiskus selbst sorgt dafür, dass das Fremdkapital „Raum“ findet. Er wirft Botanische Gärten, Schönholzer Forste etc. auf eben diesen Baumarkt. Und das ist ein sehr umworbenes Gebiet. Im

statt kapitalkräftiger, mit jeder Unternehmung und mit jeder neuen Anstrengung in Wirklichkeit immer ärmer werden, nämlich immer tiefer in das hypothekarische Schuldjoch versinken, und wenn unser sogenanntes Kapital, auf dem Wege der Pfandbriefausgabe von den Hypothekenbanken gesammelt, mit ca. 4% vorbelastet, sich nicht gegenüber dem englischen aus erster Hand dem Unternehmerthum zur Verfügung stehenden Kapital behaupten und bewähren kann, und zwar nicht einmal auf unserem eigenen Grund und Boden.

Es beruht auf Täuschung, wenn man uns sagt, dass ja England auf der Grundlage seines deutschen Rechts noch tiefer in der Wohnungsmisere stecke als wir. Man baut in England Häuser wie bei uns Laubenkolonien. Der Boden dazu wird nur verpachtet und die Häuser sind fast ausnahmslos mit einem Garten versehen und nur für eine Familie berechnet. Trotzdem sind die Wohnungen kaum ein Drittel so theuer, selbst in London, wie in Berlin. Wenn auch in London trotzdem eine Wohnungsmisere besteht, so hat diese andere Gründe und ist auch weit leichter zu bewältigen. Eine Bodenspekulation liegt ihr jedenfalls weder zu Grunde, noch einer Linderung durch Häuserbau im Wege. Der Umstand allein, dass London insbesondere das Asyl und der Zufluchtsort für die ganze Welt abgibt, lässt auch dort die Wohnungsnoth stäts auf's neue entstehen. Es suchen dort über eine Million wracker Existenzen des Auslandes ein Unter- und Auskommen. So wanderten allein 70,000 Juden aus Russland während der letzten Jahrzehnte dorthin aus. Dieses Ostviertel ist die Müllgrube Londons, Englands, nein, der Welt. Und es ist kennzeichnend für die Nörgler, die vor fremden Thüren kehren, dass sie uns England nur aus dieser Müllgrubenperspektive erblicken lassen wollen. Jedenfalls ist es falsch, wie es stäts in ermüdender Weise und mit der Absicht zu ermüden geschieht, immer wieder die Misere des Londoner Ostviertels als ein Argument für die Güte unserer Bodengesetzgebung anzuführen. Dort ist mit dem Aufwande wenigen

---

Berliner Norden finden z. B sogar Rotterdamer Millionen eine hohe Verzinsung. Dass das römische Recht also durch Legalisirung fingirter Werthe die Bewucherung unseres Volkes durch kapitalkräftigere Völker, kurz die Alienierung des Bodens zur Folge hat, ist durch die Möglichkeit der Entstehung solcher Gesellschaften erwiesen.

Ich kann nur hinzufügen, dass ein bleicher Schrecken durch ganz England gehen würde, wenn man in deutschen Blättern etwa läse, dass sich ein „Trust", ein Syndikat deutscher Unternehmer gebildet hätte, um die Londoner durch ihren Grund und Boden zu bewuchern.

Dass diese Werthe aber keine realen sind, ist leicht ersichtlich. Eine einzige Anordnung seitens der Baupolizei, die auf rein administrativem Wege geschieht, kann diese Werthe um eine Milliarde reduziren, ebenso wie eine Fahrlässigkeit der Baupolizei bei Einführung des jetzigen ungesunden Kasernenstils mit engen Höfen, schwindsüchtig emporstrebenden Stockwerken, diese Werthe auf Kosten der Gesundheit der grossstädtischen Bevölkerung entstehen liess oder wenigstens um Milliarden vermehrte. Eine grössere Strenge würde sie wieder vergehen lassen. Sie sind ein Geschenk polizeilicher Willkür!

Geldes geholfen. Bei uns aber würde alles Geld der Welt die Misere nicht lindern, sondern lediglich den Wucherpreis des Bodens und damit die Theuerung unserer Kapitalbildung noch erhöhen, wie dies auf polnischem Boden geschieht.

VI.

Nicht weniger schlimm als die materielle, ist die geistige Wohnungsnoth, der unser Volk durch die Mobilisation ausgesetzt wird. Sie sollte uns in diesen Blättern vornehmlich beschäftigen.

Der Zustand des Verfalls, in den wir auch in Theaterangelegenheiten hineingeraten sind, ist neuerdings öfter geschildert worden. Die Klagen werden laut und lauter, dass wir nur noch jüdische Theaterdirektoren und, neben einigen Geduldeten, fast nur noch jüdische Theaterdichter haben. Es wird dies der deutschen Indolenz und Gleichgültigkeit in Sachen geistiger Repräsentation zugeschrieben, einer Fühllosigkeit, die z. B. einen Lortzing kaltblütigst verhungern liess. Den Schaden haben wir jedenfalls vor Augen. Und sehr viel wäre schon durch die Erkenntniss gewonnen, dass auch auf diesem Gebiet die gebratenen Tauben uns nicht in's Maul fliegen, dass auch hier der Spruch der Alten sich bewahrheitet: *nil sine magno labore Dii dedunt mortalibus.* Selbst das Ererbte muss erworben werden, damit es sich erhalte. Will das deutsche Volk eine deutsche Bühne haben, so sorge es dafür, dass auch deutsch empfindende Dichter noch zu Wort kommen können. Der Indifferentismus ist indessen schwerlich die letzte Ursache dieses Verfalls. Denn die Kunst und auch ihr Träger ist eine Art von Epiphyte, wie die Orchidee. Sie sind überall da und schlagen Wurzel, wo sich ihnen das Erdreich darbietet und wo sie nicht künstlich ausgerottet werden.

Hic et ubique. Wir haben auf allen Gebieten des Lebens das selbe Bild vor Augen. Wir sehen einen schmutzigen (moralisch noch schmutzigeren) Hausirer über die Grenze schlenkern, für den absolut nichts spricht, weder in ihm noch in uns. Wir sehen, dass er, der nur unseren Abscheu erregt, trotzdem vor unseren Augen wächst. Nach wenigen Jahren ist er reich und mächtig, nach einer Generation ist er angesehen, vielleicht sogar baronisirt. Seine Kinder werden unsere Juristen und Aerzte, warum nicht also auch unsere Dichter und Theaterdirektoren? Alles das geschieht in dem selben Geist, der von vornherein schon unseren Abscheu erregte. Trotzdem beugen wir uns vor dem Zugereisten, preisen ihn, wählen ihn, ja wir danken ihm — Bettler im Geist und an Beutel — für seine Wohlthaten und weisen ihm den Ehrenplatz an in unserer Geschichte, natürlich auch in unserer Litteraturgeschichte.

Trotzdem wir ahnen und laut klagen, dass uns Unrecht geschehen ist, dass wir ausgeplündert worden sind, dass wir subjektiv nach wie vor den selben Ekel vor dieser schleichenden Gestalt empfinden, wie am ersten Tag, etablirt sie sich als Herrscher unter uns.

Wir wollen einmal von den politischen Folgen absehen, die dieses Anwachsen der Fremdmacht auf deutschem Boden haben muss. Es kulminirt in der Verheissung: „Du sollst ihre Könige ausrotten unter dem Himmel," nämlich die der sesshaften Völker, die das Grundgesetz der Sesshaftigkeit und Gottes Gebote vergessen. Beschränken wir uns auf die sozialen Folgen, die doch selbst dem äussersten Stumpfsinn nicht mehr entgehen können.

Mit Grauen sehen wir, dass uns nichts mehr gelingt, dass wir die Rolle des Edom spielen, gegenüber den schlauen Söhnen Jakobs, dass wir ganz in ihre Macht gegeben sind, dass dieser Fremdling das Monopol der Kreditgewährung, der absoluten Sicherheitsstellung sich anmaast, dass wir alles Risiko allein tragen, dass wir wie auf allen Gebieten der Unternehmung, auch für unsere Geisteswerke, unsere Dichtungen und Dramen, ja für jeden unserer Gedanken bei ihm unterwürdigst betteln müssen, wenn wir es nicht erleben wollen, dass sie ungehört verhallen und in der Wiege erdrosselt werden.

Noch schlimmer, wir sehen, dass unsere Werke vom schlauen Jakob aufgegriffen, ihres ethischen Gehaltes beraubt, dass sie in ihr Gegentheil umgekehrt werden, und dass sie erst dann, mit Spott und Hohn gegen alles, was uns lieb und theuer und heilig ist, beladen und mit falschem Flitter behangen, vor's Volk gestellt werden.*)

Der Raum im Geiste ist uns verschlossen worden ebenso wie der Raum in der materiellen Welt. Wir haben ihn nach allen Richtungen hin für unendlich gehalten und nicht gesorgt. Wir sehen nun, dass wir trotz dieser Unendlichkeit des Raumes an die Schuldscholle gebannt sind, dass wir vor verschlossenen Thüren geistig und körperlich darben müssen und in Nöthen aller Art verkümmern; wir und unsere Kinder und Kindeskinder. Die selbe Wohnungsnoth, die uns körperlich ausmergelt, droht auch unserem Geist. Auch unsere Geisteskinder irren heimathlos umher.

Unsere materiellen Güter verfallen dem Executor, dem Subhastationsrichter oder wie einst die der Egypter unter Josefs Regime dem Fiskus, in dessen Hand sie verkümmern oder zu noch erhöhtem Wucher — im Namen des Staates — gegen uns verwendet werden. Auch unsere geistigen Güter verfallen einer Enteignungs-Industrie, die ebenso unerbittlich arbeitet, wie die juridische.

Das alles sehen wir, es ist der gleichsam „normale" Zustand, in den wir hineingeboren werden, aus dem scheinbar nichts uns erlösen kann. Gegen die Entsetzlichkeiten dieses Zustandes sind wir stumpf geworden

*) Bitte den geehrten Leser hierüber die betreffenden Stellen in meinem Buche „Deutschlands Verjüngung" nachlesen zu wollen, insbesondere Seite 8—15, 243, 259, 301, 373, 441 und 498.

und blind gegen seine Gefahren. Noch mehr gegen seine Ursachen. Wir müssen ihn niederhalten, den Geist der Tiefe, so lautet der Rathschlag der Staatsweisen. Damit schneiden sie sich selbst die Kraft ab, die aus den Wurzeln zur Krone dringen soll. Und der Baum verdorrt zusehends unter der Last gleissenden, aber schmarotzenden Laubes.

Zwar ruft man eben dieses Volkes Hilfe an. Sein Geist soll erwachen und umgehen und Wunderwerke verrichten, z. B. auf dem Boden der Kolonialpolitik, des Flottenenthusiasmus, des Alldeutsch- und Ostdeutschthums in Polen; aber die Kolonien werden in fremde Kost gegeben und die Flotte muss mit Anleihen gebaut werden, die auf fremden Börsen, ja, sogar in New-York untergebracht werden müssen und obenein zu höheren Prozenten, als man sie dem eigenen Volk gewährt.

Und ähnlich treten Männer auf, die vom deutschen Volk die Schaffung einer deutschen Bühne neben der jüdischen fordern. Gleichsam auf dem Wege der *Generatio aequivoca* soll ein neuer Geist entstehen. Ausschweifende Pläne werden gefasst und Jeder hat seine eigene Idee. Von einer organisirten Wiedereroberung der bestehenden Bühne daheim aber wollen diese Reformatoren nichts wissen. Nun weise ich auf die Genossenschaft hin, welche zur Zeit in Berlin das „Schillertheater" geschaffen und zum „Volkstheater" umgewandelt hat. Es geschah unter jüdischer Initiative und Leitung. Warum? Sollte so etwas nicht auch ohne jüdische Hilfe möglich sein? In Wien besteht eine solche Bühne auf nichtjüdischer Basis, nämlich das Stadttheater. Allerdings sagt man, dass sie aus den Gleisen nicht herauskann, in denen sich das Geschäft bewegt, weil es isolirt ist. Das ist wie bei einer Zeitung, die zuerst nur Zeitung ist, wie Stahl von der „Kreuzzeitung" sagte, und dann erst Tendenzblatt. Auch reicht eine solche Bühne nicht aus, um der deutschen Dichtung Nahrung zu geben. Dazu gehören die Tantièmen der Gesammtbühne.

Aber es kommt noch ein zweites Moment hinzu. Das deutsche Volk ist hineingestellt in eine fremde Welt undeutschen Rechts, in der es sichtlich der Verkümmerung entgegensiecht. Es ist wirthschaftlich geschwächt und benachtheiligt, während Juda in diesem, ihm und seinem Geist angepassten Rechtselemente gedeiht und überwuchert. Will das deutsche Volk für seinen Geist auf deutschem Boden, und überall in seinen grösseren Städten wieder eine Stätte finden, so muss dies auch im Geiste deutschen Rechts geschehen. Und dazu bietet eben der Verein, die Genossenschaft, die besten Grundlagen dar — vor allen Dingen den Kredit. Denn zum Errichten von Bühnen gehört Geld, und Kredit ist Geld.

All' meine Ausführungen (in dem von Professor Ad. Wahrmund mehrfach besprochenen Werk „Deutschlands Verjüngung") gehen davon aus, dass die Solidarität der Standes-, Berufs-, Orts- oder Volksgenossen im weitesten Sinn des Wortes die einzig gesunde Grundlage allen Kredits ist.

Ja, sie ist, wie neuerliche Vorkommnisse beweisen, sogar die letzte Zuflucht missleiteter Realkreditinstitute, obenein solcher unter staatlicher Aufsicht. Diese solidarische Grundlage weise ich auch der deutschen Bühne zu, welche den bestehenden jüdischen Provinztheatern Konkurrenz machen soll. Richard Wagner, auch hierin Bahnbrecher und Meister, hat uns in seinem Bayreuther Theater gezeigt, was aus einem solchen Unternehmen werden kann. In jeder grösseren Stadt soll sich eine Genossenschaft bilden, doch nicht um das in seiner Art einzige Bayreuth zu multipliziren, das sind undeutsche Praktiken, die keine Ehrfurcht kennen, sondern einfach um den jüdischen Pächtern und Direktoren die bestehenden Theater aus der Hand zu nehmen oder aber ein neues Unternehmen in's Werk zu setzen, gleichsam ein Barackentheater, in dem geeignete Gesellschaften sich aus der Volksmitte heraus bilden, oder in der bewährte Wandertruppen, wie in alter Zeit, gastiren könnten. Jeder grössere Saal ist dazu gut, wenn die stehenden Bühnen sich solchen Unternehmungen verschliessen sollten. Diese zu belagern, sie auszuhungern mit billiger und guter Bühnenkost und Poesie, die von Juda geduldete Afterpoesie überflüssig zu machen, das ist die Aufgabe solcher Volkstheater. An deren Gedeihen würden dann die Genossen selbst das grösste Interesse haben und dieses, das solidarische Interesse, würde solchen Unternehmungen dann auch den nöthigen Zuspruch gewährleisten. Danach würde sich dann auch eine dramatische Produktion erheben, die von jüdischem Geist unbeeinflusst, dem deutschen Geist wieder frisches Blut zuführen könnte. Praktische, loyale, verständnissvolle, deutsche Männer gibt es überall und an solchen Institutionen könnten sie sich auch zu neuer Thatkraft emporranken. Denn die Thatkraft ist erst eine Frucht der Bethätigung. Ohne solche Gelegenheit muss auch die willigste Kraft sehr bald einrosten und in Stagnation verkommen.

Ich bin zu dieser Anregung hingeleitet worden durch den Anblick des Gedeihens, den allerlei Genossenschaften, Gesellschaften und auch „Vereine“ gewähren, welche öffentliche Vergnügungen in ihren Dienst ziehen. Es sind die Erträgnisse von Theater-Aufführungen und sonstigen Vergnügungen, denen unsere Press- und allerlei andere Berufsvereine den grösseren Theil ihres recht ansehnlichen Vermögens verdanken, vor allen Dingen die Bühnengenossenschaft selbst, der Verein „Berliner Presse“, die Wiener „Concordia“ etc. Warum sollten solche ganz natürlichen und ergiebig fliessenden Quellen nicht auch unserer Volkssache so gut wie jeder andern dienlich sein?

Nun noch ein hartes Wort. Die Erfahrung mit dem „Fiskus“, der alle seine Kinder allmählich erdrosselt und nach bestehendem römischen Recht, das auch ihm die Normen gibt, ärger ausbeutet, als der schlimmste Wucherer, spricht gegen die blosse Verstaatlichung der Theater. Was wir wünschen, ist, dass der Deutsche sich wieder wohl fühle in seiner Haut, in seinem Heim und auch in seiner eigensten Heimath. Dass ihm

dazu ein verstaatlichtes Theater verhelfen könnte, darf ich mir zu bezweifeln erlauben. Auch brauchen wir Stücke intimeren Inhaltes und freieren Blickes, als sie die verstaatlichte Bühne zeitigen und dulden könnte und würde. Unsere geistige Atmosphäre ist die Freiheit. Da aber der römische Rechtsstaat *eo ipso* Polizeistaat ist, so würde das höchste der Gefühle in einem verstaatlichten Theater in Militärfrommheit erlahmen. Die purpurne Verbrämung mit etwas Loyalitätsjubel würde uns dafür nicht schadlos halten, so loyal wir selbst auch empfinden. Denn unsere Absicht ist, auch mit Hilfe der Bühne dem Gang der Dinge Einhalt zu thun, der damit enden muss, dass „unsere Könige ausgerottet werden unter dem Himmel."

Die Hofbühne zeitigt solche Dramen nicht, wie wir und, wenn sie es nur wüssten, unsere Könige selbst sie brauchen.

Ein derber Schwank mit kräftigen Scherzen auf Kosten derer, die jetzt solche Scherze auf Kosten alles dessen, was deutsch ist, sich zu leisten das Monopol geniessen, wird vorläufig hierzu am dienlichsten sein. Hans Sachs steht uns hierbei vor Augen, so wenig wir auch gerade das Schustergewerbe vor allen Dingen begünstigen wollen. Nur ausschliessen wollen wir auch dieses nicht. Wie die höchsten Bäume klein anfangen, so kann auch eine solche Institution aus kleinen Anfängen sich entwickeln und überall billig Wurzel fassen. Dann, darauf kann man sich verlassen, wird auch der deutsche Geist, wie er sich in Schiller und Göthe manifestirte, auf's neue emporspriessen, wenn ihm erst wieder Raum geschafft wird, wo er Wurzel zu fassen vermag, während er jetzt nichts vor sich sieht, als jüdischen Karst.

Die materielle Welt ist's, in der wir leben, in der auch die holdesten Blumen erblühen. Diese materielle Welt ist uns durch Hingabe der Priorität, die biblische „Erstgeburt", nach römischem Recht unter den Füssen fortgezogen worden; nur indem wir uns auf den Boden der Solidarität stellen, welche deutsch ist, uns also vergenossenschaften, können wir sie wieder erobern, ebenso wie die Grundlagen des deutschen Rechtes selbst.

Die Millionen an Tantièmen, die jetzt in fremde Taschen fliessen, gehören deutschen Dichtern. Die zehnfach höheren Beträge, welche jetzt den Pflegern des Undeutschen und Unsittlichen, den jüdischen Theaterunternehmern, zugute kommen, gehören der deutschen Genossenschaft, der Solidarität des deutschen Volkes. Auch das Schärflein selbst des Aermsten muss ihr zugute kommen, das jetzt in Schnaps und Bier fruchtlos dahinfliesst.

Nun kommt aber nichts von allein. Der Anregung und dem Weckruf muss die That folgen.

Man vereinige sich in deutschen Städten zur Aufführung eines guten, von der jüdischen Bühnenhierarchie zurückgewiesenen Stückes. Es braucht ja nicht gerade eins von Schnitzler zu sein. Man bitte um Hergabe des

Rathhaussaales oder miethe einen andern. Man wird ihn zehn gegen eins — sehr billig erhalten, denn der Wirth sieht auf's Geschäft und das liegt im Verschleiss der Getränke. Und vom Judendurst allein kann er nicht leben. Hat man den Saal und das Stück, zur Noth ein lokales von einem mit den nächstliegenden Verhältnissen vertrauten Humoristen und Satiriker, und hat man sich mit der Polizei auseinandergesetzt, so dass auch ihrerseits einer öffentlichen Belustigung nichts im Wege steht, so mache man es wie Faust. Nur keine grossen Bündel, keinen Kothurn, keine Dekorationen von „bewährter" Künstlerhand! Der Geist ist die Hauptsache, jener Geist, der aus den Shakespeare'schen Dramen sprach, die in einer Art von Circus aufgeführt wurden und wo eine Tafel ankündigte: Wald, Schlucht, Strasse, Saal, Zimmer. Denn man hat einen Zweck im Auge, der alles Aeusserlichen entrathen kann. Gute Dichter und Sprecher, gute Darstellung und gute, und wenn nicht gute in akademischem Sinne, so doch zweckentsprechende Stücke, auf diese kommt's an. Von Virtuosenthum mit halbem Antheil an der Bruttoeinnahme, von Heroinenthum mit Roben für 10000 ℳ muss bei diesem Unternehmen möglichst abgesehen werden. Wirkliche Schauspielkunst aber wird dadurch keinen Schaden leiden. Was ist denn der Zweck der Schauspiel-Bühne, wenigstens nach Shakespeare, wie er ihn in seinem Meisterwerk, dem „Hamlet", darlegt? Die Bühne soll der Gesellschaft den Spiegel vorhalten, nicht einen wirklichen, der ihre Kostüme, ihre Kommoden, ihr Räuspern und Spucken reflektirt, sondern ihre Moral, ihre geistigen Maniren, ihre Unnatur, ihre Abirrung und Entartung, ihre Baalsopfer, ihre Judenfurcht und Heidenangst, ihre Illoyalität, ihre Heuchelei, ihren Lippendienst, ihre Abgötterei und ihre Herzenshärtigkeit. Daneben soll sie uns den gesund empfindenden Menschen zeigen, der dieser verlotterten Gesellschaft immer wieder auf die Beine hilft, den gesunden Menschenverstand, der es wieder gut macht, was sie mit Toben und Tosen verdarb.

Nun, und ist dieser Zweck heutzutage nicht schon erreicht, wenn man nur das Wesentliche vor die Augen stellt? jene fürchterliche und doch auch zugleich so überaus lächerliche Macht und Herrschaft undeutschen Geistes, dem zu erliegen wir bedroht sind? Wir brauchen einen einfachen Spiegel im Sinne Hamlets, und dieser ist billig, während der Zauber- und Vexirspiegel in unseres Bedrohers Hand immerhin ein sehr kostspieliger ist. Auch der Geist, der uns durch unsere Schwächen und Laster beherrscht, die er reizt, lockt und grosszieht, hat seine Schwächen. Er bietet und braucht Glanz und Luxus um die Lüge zu verbrämen und den faustischen Geist des Germanen in ein Meer des Wahns zu versenken. Die Wahrheit ist einfach. Wir wollen Selbsterkenntniss, Besinnung und Besonnenheit wieder herstellen, die durch Fremde uns geraubt worden sind.

Fremdherrschaft beherrscht uns Dank unserer eigenen Schwächen — diese also müssen gezeigt werden, die Schwächen namentlich unseres Rechts-

systems, welches den deutschen Geist und alles, was er auf der Schuldscholle mit Genie, Fleiss und Ausdauer auferbaut, der „Priorität“ um unverschuldeter Unglücksfälle willen zum Opfer bringt. Wie er blindwüthend die blühenden Betriebe auf dem Wege der Subhastation zerstört, um dem drakonischen Gebot des Obligationenrechts und dem erschlichenen Vorrecht der Priorität zu genügen. Diese würde ich in erster Linie der Beachtung solcher volksthümlichen Schilderer unserer Zustände empfehlen. Denn hieran vornehmlich siechen wir dahin. Das römische Recht ist das Schächtmesser in der Hand des typischen Shylock unserer Tage.

Die deutsche Produktion an Dramen ist ja bekanntlich sehr gross — trotzdem sie von den jüdischen Direktoren und Agenten wahrlich keine Ermunterung erfährt. Unter den 800 bis 1000 Stücken, die man in einem Jahre den Herren Löwen-, Rosen- Blumenthal einreichte und die bei Seite geschoben wurden, damit zur Jahrhundertwende eine blasse Nachäffung der „Fledermaus“ von Meilhac und Halevy, die schon selbst aus anständiger Leute abgelegten Hosen neue Mützen machten, und daneben die „*Madame de chez Maxim*“ das Publikum ergötzen konnten, mag vielleicht keins diesem Recept entsprechen. Sie waren ja alle für die Herren Löwen-, Rosen- und Blumenthal geschrieben, auf deren Geschmack und deren Duldung angewiesen und berechnet. Aber da sind sie als Zeugen deutscher Produktionsfähigkeit auch auf diesem Gebiet. Alle Entmuthigungen der letzten fünfzig Jahre hat diese Zeugungskraft in deutschen Herzen nicht völlig vernichten können. Gebt dieser Fähigkeit, diesem Drange eine ihr angemessene Richtung und sie wird dann erst wahrhaft fruchtbar sich erweisen. Schafft eine deutsche Bühne auf der breiten Grundlage allgemeinster Solidarität, und deutsche Poesie, deutsche Hellsichtigkeit werden sich wieder regen, deutscher Humor wird auf's neue erwachen. Eine Bühnenflora, wie sie früher bestand, und im deutschen Volksstück, der guten alten Posse von Raimund, Angely, Holtei, selbst noch Weihrauch die Herzen erquickte, wird auf's neue und vielleicht sogar überraschend emporschiessen wie die Blumen im Mai, sobald nur in diesen frostigen Winter unseres Missvergnügens wieder germanische Sommerluft hineinweht.

Die Lebensfragen des Volkes sind zuerst und allein Raumfragen. Klagt nicht schon Mephisto über „das Licht, das nun der Mutter Nacht den alten Rang — den Raum ihr streitig macht“? Dies stolze Licht, es haftet an Körpern, sagen wir Körperschaften. Auch wäre jawohl auf den zahllosen bestehenden Bühnen Raum genug; aber eben nicht für uns. Wir haben uns diesen Raum verscherzt, wie Esau seine Erstgeburt für ein Linsengericht. Nun wohl! Raum! Man schaffe Raum! Nicht im Fernen und Weiten, sondern daheim, in jeder grösseren Stadt. Und die Triebkraft des deutschen Volkes wird das Uebrige thun, die Triebkraft, die sich in Energie und festem Willen äussert.

VII.

Die Maxime ist einfach. Bei allem, was man vornimmt, umgehe man den Raumkredit, d. h. den Realkredit, denn in dessen Monopolisirung besteht Judas Macht. Um dies auszuführen bedurfte ich einer so langen Vorrede. Man ziehe sich — wenn man das Recht vorläufig nicht reformiren kann und will — auf den solidarischen, d. h. genossenschaftlichen Kredit zurück, wie es Raiffeisen uns auf anderem Boden schon vorgemacht hat. Auf dieser Basis verschaffe man sich die Einnahmen, die jetzt Anderen zufliessen, vorläufig also nur den der Schaulust entspringenden Obolus der Theatergänger. Das ist um so wichtiger, da mit der materiellen Kräftigung auch die geistige und moralische Hand in Hand geht. Und auf solche Weise erquickt und mit neuer Zuversicht ausgerüstet, kann man weiter sehen und die Herrschaft zurückgewinnen im eigenen Hause. Wo ein Wille, da ist ein Weg. Man muss wollen, sonst verfällt man dem fürchterlichen Schächtmesser in Shylocks Hand.

Die germanische Welt ist von einem Gefühl tiefen Unbehagens erfüllt, das nach Ausdruck sucht. Eine Sehnsucht ist es, die das Herz der germanischen Welt erfüllt, die Sehnsucht nach etwas Verlorenem. Nicht für alle nimmt die Vorstellung von dem Verlorenen die gleiche Form an. Mancher sucht die Entfremdung nur in höfischen Sphären. Mancher glaubt mit der Anweisung: „Und drischt und drischt und drischt“ sei alles abgethan, sobald sie nur in die That übertragen werde.

Aber es ist nur leeres Stroh, was da gedroschen wird. Das Thier sitzt wie Faust's Pudel hinterm Ofen „ganz ruhig und grinst uns an“. „Wir sind nicht in der Türkei, Herr Graf.“ Und wir fügen hinzu, „Zum Glück nicht!“

Für alle aber wird die eine Folge dieses Verlustes in gleicher Weise erkennbar. Jeder fühlt in seinem Herzen die Entfremdung vom Vaterland und von dem vaterländischen Geiste, der wir unterliegen. Sie kommt einem Verbanntsein sehr nahe. Noch sind wir innerhalb seiner Grenzen zwar in gewissem Sinne heimathberechtigt, aber die Herrschaft, die Macht, das Vermögen sind in andere Hände hinübergeglitten, in die des Fremden. Man gab ihm die Gleichberechtigung in allen Dingen, und: Mobilisation, also vollständiger Freihandel auch in den Grundlagen unserer Existenz und des Staates selbst, wurde die Devise des das Volk beherrschenden Liberalismus. Man forderte Freiheit des Grundbesitzes, ohne die Folgen zu bedenken, welche lauten: Schuldknechtschaft des Grundbesitzes in erster und damit auch des Staates und des gesammten Volkes in letzter Linie.

Der Grund und Boden hatte bis dahin unter öffentlichem Recht gestanden, zum Theil als Almende und Gemeineigenthum der Dorf- und Stadtgemeinden, zum Theil als Fideikommiss, als Eigenthum der Familien und Stämme. Privatacker gab es bei den Germanen nicht, wie Tacitus erzählt. Wie in dem von dem Revolutionszeitalter wenig berührten England noch

heute, gab es auch bei unseren Vorfahren kein eigentliches Privateigenthum an Grund und Boden. Es gab ein weitgehendes Nutzungsrecht, das allen wirthschaftlichen Erfordernissen genügte und besonders der billigen Kapitalbildung in erster Hand zuträglich war. Die Priorität gehörte der Gemeinschaft, wenn nicht wie in England der Krone. Alles Liegende war Lehen oder Almende, also durchweg anvertrautes Gut und musste ungeschmälert von den Vätern auf die Kinder übergehen.

Man weiss, wie nach den Freiheitskriegen und in der Zeit der „Aufklärung" dann für die Freiheit des Eigenthums geschwärmt, geredet und geschrieben wurde. Der Enthusiasmus auf der einen, die Resignation auf der anderen Seite sind nur durch den Umstand zu erklären, dass durch jahrhundertelanges Nagen juridischer Ratten, die man in England mit Feuer und Schwert vertilgte, die wohlthätigen Schranken des Lehnsverbandes zwischen Hoch und Niedrig, welcher das ganze Volk umfasste und es vor Verarmung sicherte, längst durchbrochen worden waren. Die Bauernkriege waren die Folge davon. Aber es bestanden doch noch immer genug Rechtsüberlieferungen und Gemeindebesitzthümer, um den verschiedenen wirthschaftlichen Verbänden und Einzelbetrieben einigen Halt zu geben. Die Revolution räumte nun auch mit diesen vollends auf und die Folge hiervon war dann die ungemilderte „Kapitalwirthschaft". Diese aber — ohne jene Schranken und Sicherheit — bedeutet stäts und überall das Selbe: Fremdherrschaft, und diese wieder ist gleichbedeutend mit der Herrschaft der goldenen Internationale.

Nun liegt die gesammte sesshafte Welt vor ihr auf den Knien. Die Heimath, das Vaterland unter unsern Füssen ist ihnen verpfändet worden, damit der Umsatz, der Handel in diesem unschätzbaren und einzigartigen Gut, dem Raum, sich vollziehen könne. Dadurch entstand die Geld- und Kreditnoth, die uns überwältigt wie eine Sündfluth, während unsere Vorfahren so viel Kredit, wie sie brauchten, auch ohne solche Verpfändung ihrer Existenzgrundlagen genossen. Damals waren sie Herren im Lande, jetzt ist es der Fremdling mit dem Shylockschein in der Tasche. Und das Bewusstsein dieser Fremdherrschaft ist es, welches uns nun das Dasein zur Last gemacht hat und das in hunderten von Formen Ausdruck gewinnt, bei einem so, beim andern so, bei allen in gleicher Weise subjektiv als Antisemitismus.

Im Grunde genommen, was ist es, dies Gefühl des Fremdenhasses, oder „Antisemitismus", als eine Sehnsucht nach der Heimath, deren sicheren Besitz sich das sesshafte Volk verscherzte. Es geschah zur Zeit wirthschaftlicher Depressionen, nach grossen, schweren Kriegen, als wir heimkehrten müde und hungrig wie Esau von der Jagd. Es geschah im Uebermuth, denn wir sagten uns, ebenso wie Esau: „Siehe, ich muss ja doch sterben! Wozu also dient mir die Erstgeburt?"

An Kinder und Enkel dachten wir nicht. Und für diese Todsünde werden wir nun gezüchtigt, zuvor mit Geisseln, jetzt mit Skorpionen.

Denn auch unsere geistige Selbständigkeit ist uns genommen worden, auch unser Geist schleppt sich nun in schweren Sklavenketten dahin

Und wir haben es vergessen, dass wir alles, was wir brauchten, mit billigen Mitteln hätten haben können, wenn wir nur billig gegen einander hätten sein wollen. Haben wir doch in England ein Volk vor Augen, das ohne solche Verpfändung und Verscherzung der Heimatscholle, ohne Realkredit, gross und reich, frei, ja (wie Manche meinen) bis zum Uebermuthe frech geworden. Denn unter Blinden ist auch der Einäugige König. Er fühlt sich allein in *splendid isolation* in einer gedemüthigten, dem römischen Fremdrecht unterworfenen Welt, die wohl grollen, toben, schimpfen kann, aber nie wagen wird, ihm in den Arm zu fallen. Juda ist in der That, trotz Japans, zurzeit Englands einziger und wirklicher Verbündeter und dient ihm als Vermittler bei der hypothekarischen Anlage seiner enormen Reserve und sonstigen vortheilhaften Unterbringung seines aus erster Hand stammenden und deshalb billigen Kapitals.

Wenn etwas das Gefühl des Unbehagens noch erhöhen konnte, das uns die Fremdherrschaft auf unserem Heimathboden einflösste, so waren es die jüngsten Vorkommnisse, die England mit Juda im Bunde zeigten und gegen die Freiheit des Burenvolkes gerichtet waren.

Das ist die Erklärung jener merkwürdigen Erscheinung der letzten Jahre, die uns unser eignes Leid über dem des fremden Volkes von Viehzüchtern in Südafrika vergessen liess.

„Der Jude schafft Antizipationen", sagt Goethe im „Faust" die verderblichste Form dieser „vorweggenommenen Werthe" ist der Realkredit. Er wirkt weit schlimmer als Alkohol, unsäglich erniedrigend. Wie in diesem der Naturmensch, so sinkt unter seinem Fluch der sogenannte „arische Edelmensch" in's Edomthum hinab. Wenn es also eine Wahrheit werden soll, dass die Welt noch einmal genesen werde durch deutsches Wesen, so besinnen wir selbst uns zunächst einmal auf dieses Wesen. Es verleiht nicht — es verlangt Würde und das römische Recht ist mit solcher Würde unvereinbar.

Mehr als je sehnen wir uns nun heraus aus diesen Irrsalen, aus dieser Schwäche, aus diesem Schweben in der Luft, aus dieser Haltlosigkeit von Volk und Staat auf verpfändeter Heimathscholle. Wir haben Heimweh, nicht nach einem andern, aber nach dem alten Vaterlande, wo der fremde Geist nicht herrschte, weil das Recht noch nicht vollends entartet, nach seinen Wünschen zurechtgestutzt war. Möchten doch alle Deutschdenkenden diesen einen Grund unserer Hilflosigkeit gegen Judas und auch Englands unheimliche Macht erkennen, die sich doch nur auf unserer uns selbst bereiteten Ohnmacht aufbaut; dann würden sich bald Mittel und Wege finden, mit geeinter Kraft die alten Sicherungen und das alte Vaterland wieder herzustellen.

„Aeusserlich begrenzt — innerlich grenzenlos."

Gedanken im Anschluss an einen Gedanken.

Von Hans von Wolzogen.

I.

Vom deutschen Grundgesetz.

Unser Kaiser hat seinen Reden mehrfach den obengenannten Gegensatz der Begriffe derart eingeflochten, dass er der Aufmerksamkeit nicht entgehen konnte. Das Aufmerken allein genügt aber nicht. Soll es nun zu weiterem Nachsinnen führen, so wird es ihm förderlich sein, wenn es beim Vernehmen der Worte bereits so aufmerkte, als hörte es Bekanntes, — wenn also das Aufmerken schon ein sich Erinnern einschloss.

Der sehr grosse Leserkreis, welcher sich um Chamberlain's Werk „Die Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" gebildet hat, müsste dieses Vortheils sich erfreuen; denn jeder nicht allzuflüchtige Leser kann gewiss nicht an jener Stelle unachtsam vorbeigegangen sein, wo das fesselnde Buch die eindrucksvollen Worte als ein Zitat von Goethe bringt. Wer dann ernstlich angeregt in seinem Goethe selber nachsuchte, mochte erst recht erkennen, wie viel er dem Wiederentdecker des Ausspruchs zu verdanken hatte.

Unter „Nachträgliches" zu den „Sprüchen in Prosa", angeschlossen an diejenigen, welche Naturwissenschaftliches betreffen, steht ein längerer Absatz, der einen heutigen Leser zunächst durch den alten Leibnitzischen Begriff der „Monas" etwas ängstlich und zweifelhaft machen könnte, ob da wohl für einen schlichten deutschen Verstand etwas Rechtes zu holen sein möge? Doch solche Gedanken muss man vor Goethe allemal zu Hause lassen! Liest man bei ihm auch Leibnitz oder Spinoza, so heisst das niemals etwas Anderes als Goethe.

So lese man auch an dieser Stelle nur ruhig weiter. Auf den ersten Satz: — „Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, ist das Leben, die rotirende Bewegung der Monas um sich selbst u. s. w." — folgt der zweite, der vollständig also lautet: „Die zweite Gunst der von oben wirkenden Wesen ist das Erlebte, das Gewahrwerden, das Eingreifen der lebendigen beweglichen Monas in die Umgebungen der Aussenwelt wodurch sie sich erst selbst als innerlich Grenzenloses, als äusserlich Begrenztes gewahr wird."

Chamberlain benutzt dieses versteckte und vergessene Goethewort in seinem VIII. Kapitel, über den „Staat", als er dort auf den Gegensatz zwischen der römischen Universalmonarchie und dem germanischen Nationalismus eingehen will. (S. 663 ff.) Er setzt sofort für die befremdende „Monas" die uns vertrautere „Individualität" ein, welche Goethe „äusserlich begrenzt, innerlich grenzenlos" nenne, und erklärt mit Recht, dass damit

ein Grundgesetz alles geistigen Lebens überhaupt ausgesprochen sei. „Für das menschliche Individuum heisst äusserlich begrenzt soviel als Persönlichkeit, innerlich grenzenlos soviel wie Freiheit; für das Volk ebenfalls."

Auf die Volks- und Staatsverhältnisse zielt er in diesem Falle hin, und fährt daher fort: „Ohne die äussere Begrenzung kann die innere Grenzenlosigkeit nicht statthaben, wird dagegen äussere Unbegrenztheit erstrebt, so wird die Grenze innerlich gezogen werden müssen"; und dafür hat er dann das grösste geschichtlich-politische Beispiel bei der Hand: „Dies letztere ist die Formel des neurömischen kirchlichen Imperiums: innerlich begrenzt, äusserlich grenzenlos."

Also bildet das — wenn wir kurz so sagen wollen — „römische Gesetz" den geraden Gegensatz zu dem Grundgesetz alles geistigen Lebens, ist an sich ein Widersinn, eine geistige Unnatur. Das spricht auch aus den Forderungen, welche jenes Gesetz — nach Chamberlain's weiteren Worten — an das Individuum stellt: „Opfere mir deine menschliche Persönlichkeit, und ich schenke dir einen Antheil an der Göttlichkeit! Opfere mir deine Freiheit, und ich schaffe dir ein Reich, welches die ganze Erde umfasst! Opfere mir dein Urtheil, und ich offenbare dir die absolute Wahrheit! Opfere mir die Zeit, und ich schenke dir die Ewigkeit!"

Scheinbar wird da für das Opfern des Begrenzten das Grenzenlose versprochen. Allein, ohne jenes Begrenzte, ohne Persönlichkeit, Urtheil, Zeit, kann ja für den individuellen Menschen überhaupt „das innerlich Grenzenlose nicht statthaben". Es muss ihm statt dessen erst von Aussen, als ein äusserlich Grenzenloses zugeführt werden. Was, nach Goethe, Gott ihm selbst zu Eigen gegeben hat, was zu seiner „Individualität" gehört, seine Innerlichkeit, seine Freiheit, wird ihm abgesprochen und genommen, um es zu ersetzen durch eine grandios klingende Lohnzahlung der Kirche. Gott selbst müsste es darnach aufgeben, sich durch die begrenzten Lebensformen der Persönlichkeiten, nach dem Vorbilde des Heilands, kundzugeben; denn er soll allein in der Repräsentation des Grenzenlosen, in der Kirche, zur Offenbarung vor der Welt gelangen.

Das Streben nach dem Grenzenlosen ist gleichfalls ein allgemeine Gesetz, „ein ebenso grosses", sagt Chamberlain, wie die Beschränkung es ist; „in's Unbegrenzte muss der Mensch hinaus, seine Natur erfordert es gebieterisch", aber: „um dies zu können, muss er sich begrenzen". „Nur in der Gestalt des äusserlich scharf Begrenzten, keinem andern Menschen Gleichen, das Gesetz seines besonderen Sinns sichtbar zur Schau Tragenden, tritt uns die hervorragende Persönlichkeit entgegen. Nur als streng begrenzte individuelle Erscheinung offenbart uns das Genie die grenzenlose Welt seines Innern."

Von der Persönlichkeit zum Genie ist der erste Schritt menschlicher Grösse; der zweite führt, innerhalb der menschlichen Welt, zum Göttlichen selbst: von dem Genie zum Heiland. „Ich möchte wissen," fragt Chamber-

lain, „wo man mehr als bei dem Anblick des Gekreuzigten berechtigt wäre auszurufen: äusserlich begrenzt, innerlich grenzenlos?!“

Hier steht der grösste Gegensatz zum römischen Gesetz im heiligsten Bilde uns vor Augen. Je weniger bei uns dieses Bild lebendig ist, je schwächer in uns das Bewusstsein des innerlich Grenzenlosen, das religiöse und evangelische Bewusstsein geworden ist, um so mehr droht uns die wachsende Macht des feindlichen, widernatürlichen Gesetzes, und nicht nur von Rom allein. Denn „die Ideen des unbegrenzten Absolutismus regen sich noch mächtig in unserer Mitte, sowohl innerhalb des altgeheiligten Rahmens der römischen Kirche, wie auch ausserhalb; und wenn wir sie am Werke sehen — ob als Jesuitismus oder als Sozialismus — als philosophische Doktrin oder als industrielles Monopol — da müssen wir erkennen: das äusserlich Grenzenlose fordert das Doppelopfer der Persönlichkeit und der Freiheit“.

II.

Von deutscher Geschichte alter Zeit.

Der Universalmonarchie, dem Imperialismus und Absolutismus, als dem äusserlich Grenzenlosen, ward der Nationalismus gegenüber gestellt. Wie jenes Prinzip durch Rom vertreten ward und noch ist, so kam dieses mit den Germanen in die Kultur- und Weltgeschichte hinein. War also in Jenem der Widersinn und die Unnatur zu erkennen gewesen, so muss man die Germanen als die eigentlichen Träger der Wahrheit, als die Erfüller des „Grundgesetzes alles geistigen Lebens“ begrüssen. Sie brachten es nicht nur mit sich, sie verkörperten es selber: in ihnen erblickt man das äusserlich Begrenzte, welches ein innerlich Grenzenloses ermöglicht und lebensfähig macht.

Kein Wunder dann, dass auch der Geschichtsforscher, wenn er überhaupt sein Augenmerk auf die Rassenwesen richtete, mit dem philosopischen Betrachter der Dinge übereinstimmen musste in der besonderen Werthschätzung der arisch-germanischen Rasse, als der Edelrasse in der Kulturgeschichte der Menschheit. Sie hat die Fähigkeit, als solche sich zu beweisen, aus jener Grundbegabung ihres Wesens empfangen, welche in der entscheidenden Eigenschaft des menschlichen Wesens überhaupt bestand.

Wenn einst Richard Wagner als diese Eigenschaft die „Fähigkeit zum bewussten Leiden“ bezeichnete, so ist damit im Grunde nichts Anderes ausgesagt. Gerade in dem bewussten Leiden des Menschen äussert sich nicht nur die natürliche Empfindung von etwas äusserlich Begrenztem, welche uns allen persönlichen Schmerz verursacht, sondern zugleich das grenzenlose Mitleiden, welches in den Tiefen unseres Innern uns verbindet mit allen Lebens- und Leidensgenossen des Daseins, und welches selber seine noch tieferen Wurzeln in dem innerlich Grenzenlosen unseres mora-

lischen Wesens, unseres „intelligiblen Charakters", unserer Freiheit hat. Es ist also auch gewiss nicht zufällig, dass gerade der deutsche Geist es gewesen, der in seiner denkenden Beziehung zur Welt bis zu der Tiefe dieser philosophischen Erkenntniss, des Kant-Schopenhauer'schen Idealismus vorgedrungen ist.

Doch bevor die Germanen auf ihrer Weltwanderung soweit kommen konnten, mussten sie eine weite, oft genug wüste Geschichte durchleben und durchleiden, innerhalb welcher sie dann ihre Eigenart immer von Neuem gegen die drohenden Gefahren und feindlichen Mächte des römischen Wesens zu vertheidigen und zu sichern hatten.

Es ist dabei wie ein Gesetz dieser ihrer Geschichte zu beobachten, dass sie, offenbar mit einem gewissen angeborenen Ungeschick für das äussere Dasein, für die „Welt", in einen stäten Wechsel geriethen zwischen den beiden Prinzipien, dem eigenen und dem fremden, indem bei ihnen bald der Individualismus bis zum Egoismus, bald der Idealismus bis zum Universalismus sich verirrte. Ersteres geschah, wenn das äusserlich Begrenzte sich derart steigerte, dass das innerlich Grenzenlose keine Macht mehr behielt; letzteres, wenn das innerlich Grenzenlose sein Machtbereich so ausdehnte, dass die äusserliche Begrenzung davor hinschwand. Mit dem deutschen Trotz, wie mit dem deutschen Traum, verstand aber der feindliche Geist der wälschen List und der wälschen Nüchternheit immer ausnehmend gut sein Spiel. —

Will man die erste Erscheinung eines Wesens symbolisch nehmen für das Gesetz seines Lebens, so könnte man gleich in Urgermanien eine verkehrte Welt erblicken; denn gewiss ist ein äusserlich Grenzenloses die Heimath unserer Ahnen gewesen, nämlich der deutsche Urwald oder auch die Haide, innerhalb deren, wo sich Quell und Wiese fand, dann die innerliche Begrenzung der Einzelhöfe, der Einöden, sich herstellte. Jedoch dies wäre nur erst selbst eine rein äusserliche Auffassung, womit man bei dem germanischen Wesen niemals auskommt.

In der That, sucht man sich in die Seele jener unserer ersten waldheimischen Ahnen zu versenken, aus welcher ihre ersten Gottesgedanken hervorgegangen sind, so wird man gerade im Gegentheil den „Wald" als von bestimmend innerlicher Bedeutung für sie erkennen. Er ist das Heiligthum, darinnen sie die Gottheit nicht nur verehrten, sondern gegenwärtig glaubten, ein äusserlich gar nicht als Eigenthum anzusprechender und abzumessender, dafür aber durchaus innerlicher Besitz, ein seelischer Inbegriff alles Heiligen und Heimischen, eine Widerspiegelung nur des innerlich Grenzenlosen, der eigensten Waldnatur des germanischen Wesens selbst, die noch heute sich meldet, wenn unser Herz höher schlägt und das Lied uns aus der Seele strömt beim einsamen oder geselligen Betreten von Haide und Hain.

Dieses innerlich Grenzenlose, dieses heilige Waldgefühl der deutschen Seele, darin sie alle, die trotzigen Einzelmänner, einig waren, das begrenzte sich dann äusserlich nach den verschiedenen Situationen, in welchen die Familie, das Geschlecht, der Stamm, die entsprechende einzelne Stätte ihres Lebens sich gewannen, worin also die urgermanischen Waldnaturen bestimmte Hofbesitzer und Schollenbewohner wurden. Mit einem Worte: bei den Urgermanen spielt der Wald die Rolle des innerlichen, geistigen, ja metaphysischen Elementes: Haus und Hof aber bildet die äusserliche Begrenztheit, das Persönliche und das Geschichtliche. —

Aus dieser ersten Waldheimath dringen die Germanen in die Welt hinaus. Ihnen fehlt noch jeder Gesammtname, jedes grosse Volksbewusstsein. Sie erscheinen ganz nur erst in der Begrenztheit der Stämme, die sich in ihren Kämpfen unter einander und mit der fremden Weltmacht mehr und mehr noch erst bestimmen und gestalten. Am äusserlich Begrenzten dieser Art ersehen sich die Grenzenlosen, die Römer des Imperiums, ihren Vortheil. Vom innerlich Grenzenlosen des wunderlichen neuen Gegners bemerken sie vorerst noch nichts als wiederum das Aeusserliche: dass er in anscheinend grenzenloser Menge immer von Neuem, eine unerschöpfliche Kraft des Lebens und Willens, aus seinem unabmessbar dunklen Urwalde hervorquillt.

Doch aber erfährt Rom das Geheimniss jenes Wesens an sich selbst. In das morsch gewordene Imperium dringt ein frischer, schöpferischer, wenn auch noch nicht gestaltender, ein unkünstlerischer, aber dafür urkräftiger, werdegewaltiger Geist, der aus anderer Sphäre stammen musste als aus der des äusseren Absoluten, der grossen Gleichmacherei von Oben und Aussen her: wohl ein Geist des Blutes, aber der nicht nur mehr Familien und Stämme bildete, der vielmehr ganze Völker von Innen her umbildete, dergestalt, dass am Ende der alten Zeit das grenzenlose Imperium ein völlig verändertes Ansehen zeigte.

Mit dem Nationalismus war der Individualismus in die römische Welt gekommen und gab nun allen Dingen und Erscheinungen einen neuen Stämpel. Damit aber geriethen zunächst auch alle Dinge und Erscheinungen in ein grosses Schwanken. Was sich neu bildete, fühlt germanisch, strebt nach möglichst unbegrenzter Stammesfreiheit, sucht die Freiheit überhaupt im Individuellen, am Stärksten natürlich in den neuen deutschen Stämmen selbst; und da ist es dann die Kaisermacht des grossen Karl, welche dem gegenüber eine nothwendige Beschränkung, das Begrenzte, zur dominirenden Geltung zu bringen trachtet.

Dieses Verhältniss wechselt, sobald der Gegensatz, das römische Wesen, in der Form der Kirche gegen das Germanenthum sich geltend macht. In der Kirche hat sich das mit dem germanischen Wesen urverwandte christliche, das reinste innerlich Grenzenlose, in's römisch Aeusserliche verkehrt.

Dem gegenüber reichten als Macht die individuellen Freiheiten deutscher Stämme und italischer Städte nicht aus. Wo Alles auf das Gebiet der äusserlichen Mächte hinausgespielt ward, selbst das Heiligste und Innerlichste, — da musste auch der Vertreter des gesammten Deutschthums, der Kaiser, aus seinem Beruf als begrenzende Macht in den einer gleichfalls grenzenlosen, imperialistischen, universellen übertreten. Jetzt also war der Kaiser „römisch" geworden, wie sein Titel; die Stämme dagegen suchen ihren Charakter in ihrer Begrenzung ihm gegenüber zu behaupten.

Dabei ist jedoch ein innerer Widerspruch nicht zu übersehen, den unser Gefühl unmittelbar empfindet, wenn wir etwa in unserem Geiste uns das Bild vorstellen, wie Friedrich Rothbart vor Heinrich dem Löwen kniet. Der Welfe müsste unsere Sympathien haben; denn dem äusserlich Grenzenosen der Kaiserpolitik gegenüber vertritt er anscheinend das deutsche Interesse, den Individualismus des äusserlich Begrenzten, des Stammes, den heimathgetreuen Niedersachsen gegen den Rivalen Roms um die Weltmacht, als welcher die Deutschen sich selbst entfremdet. Und doch fühlen wir ganz anders, nicht nur, weil wir einen mitleidlosen Menschen oder einen ungehorsamen Vasallen vor uns sähen: uns ist das grössere Deutschthum trotz allem äusseren Anschein doch immerdar auf der Waiblingsseite.

Warum das? — Im Gegensatz zu Rom ward zwar der Waibling selbst „römisch", aber er blieb Idealist. Das innerlich Grenzenlose verkehrte sich bei ihm nicht nur einfach, wie in der Kirche, zum äusserlich Grenzenlosen, welches gesetzmässig die innerliche Begrenztheit forderte. Vielmehr ist es im Grunde doch selbst ein innerlich grenzenloser Trieb, die seelische Kraft des Germanenthums, was sich in der Kaiserpolitik die Weltmacht erkämpfen will. Diese ganze grosse Politik bleibt doch ein echter, majestätischer Schwabenstreich! Der führt weit über Rom hinweg — nach dem heiligen Lande und in den Tod, — an den das deutsche Volk nicht glaubt.

Auf der andern Seite bleibt am Welfenthum, obwohl es das deutsche Stammesbewusstsein vertritt, der Charakter des Egoismus, eine an sich undeutsche innerliche Begrenztheit, bedenklich haften. Diese liess es ganz im Widerspruch gegen seinen nationalen Beruf zum Verbündeten Roms gegen das Kaiserthum werden, und zwar nicht nur, weil Rom jede Schwäche des Andern von jeher für sich auszunützen wusste, sondern vielleicht auch schon deshalb, weil der Welf seiner eigenen Abstammung nach gar kein Sachse, ja kein Deutscher, vielmehr Italiäner war, sodass wälsch und welfisch seither einen sinnvollen Stabreim bilden.

Wäre es anders gewesen, so hätte Friedrich wohl nicht vergebens gekniet; und wäre im Staufer selbst der römische Imperialbegriff nicht nur ein Wahn gewesen, mit dem das innere Wesen, der ideale Trieb in ihm, niemals sich glatt und völlig vereinigen liess: so wäre das Staufergeschlecht nicht in dieser Weise untergegangen, hätte das Kaiserthum kein tragisches

Ende gefunden. Aber es war besser, es war deutscher also! Es hat das nothwendige Opfer der innerlichen Begrenzung nicht gebracht; darum musste es dem äusserlich Grenzenlosen erliegen.

Eine neue äussere Begrenzung hatte nunmehr einzutreten, damit das unverlorene innerlich Grenzenlose in Deutschland wieder seinen natürlichen Ausdruck fände. Damit kommen wir aber aus dem eigentlichen Mittelalter in die Anfänge der neueren Zeit.

III.

Von deutscher Geschichte neuerer Zeit.

Aus dem Walde trat der Deutsche, ein jugendlich stürmischer Eroberer, in die Welt hinaus. Das Kaiserthum übernimmt den Gedanken des Weltimperiums und geht im Kampfe um die Macht zu Grunde. Besorgt und bedachtsam zieht der Deutsche vor solchem Schicksal seiner Grossen sich in die Städte zurück. Aus der alten Stammesbegrenzung wird eine Stadtbegrenzung. Heilig ist nicht mehr der gotterfüllte Wald, sondern das „Weichbild", die durch Weihbilder äusserlich bezeichnete Grenze. Die Mauern der Stadt erheben sich dem freien Lande gegenüber deutlichst und wirklichst als das Begrenzte an und für sich. Die ganze neuere Zeit wird durch die Stadt beherrscht; an ihr vollzieht sich weiterhin der Wandel und Wechsel der Begriffe bis zur verkehrten, widerspruchsvollen Erscheinung der modernen „Welt"-„Stadt". —

In den alten Städten selbst führte in Zünften und Gilden, im strengen Unterschiede zwischen Bürgern und Nichtbürgern, das Gesetz der äusseren Begrenzung seine gesunde Herrschaft. Die Gefahren, die auch einer solchen drohen, sind einerseits das Philisterium, welches die Begrenzung von Aussen auf das Innerliche überträgt, andererseits der Egoismus, welcher im Interesse des materiellen Wohles, in wachsendem Handel und Wandel, das äusserlich Begrenzte wiederum sprengt. Die Gegenmacht gegen beide Gefahren ist allein jenes innerlich Grenzenlose, die eigentlich geistige Potenz des Deutschthums. Das geistige Leben, welches sich ehedem in der Begrenztheit der Burg oder des Klosters entwickelt hatte, während draussen die Klingen sangen, fand jetzt in den Städten, ihrer intimen Art gemäss, seine sichere Stätte.

Auf dem künstlerischen Gebiete wird dieses geistige Leben allerdings durch das Philisterium bald mehr noch beschränkt als geschützt; wie der Meistergesang es verräth. Oder es verdankt seine Blüthe gerade dem wachsenden Vermögen der Handelsegoismen; davon die bildende Kunst glänzendes Zeugniss ablegt. Hiergegen bringt es als religiöse Bewegung

des deutschen Bürgerthums die grösste Kulturmacht aller Zeiten zu neuer und freier Geltung. Die deutsche Stadt wird zum Heerde der Reformation.

Es ist in Worten nicht auszusagen, gleich wie es erst nach Jahrhunderten in entsprechenden Werken sich zum vollen Ausdruck gebracht hat: welche Bedeutung die Evangelisation der Städte für das innerlich Grenzenlose des deutschen Wesens in allen künftigen Nöthen und äusserlichen Begrenzungen gehabt hat! Der Uebertritt der Fürsten war eine äussere Nothwendigkeit, ein politischer Akt, auch wenn er aus innerlichster Ueberzeugung der Persönlichkeit hervorging und daraus seine sittliche Kraft gewann. Erst das evangelische Volk bot den Lebensboden dar für alle erhabenen Erscheinungen jener innerlichen Macht, die wir gern den deutschen Idealismus nennen, und die für unser nationales Wesen die Wahrheit und die Freiheit bedeutet. —

Begrenzt nach Aussen, grenzenlos im Innern: so sehen wir das Bild der Reformation vor uns; und ebenso erweist sich uns der evangelische Geist in der deutschen Stadt. Sollte deren äussere Bedeutung danach für lange gebrochen, ihre innere scheinbar ihr ganz geraubt werden, so trägt in diesem Falle — und das ist tröstlich — nicht der Egoismus, sondern das Philisterium die grössere Schuld. Dieses verspürt man in dem trüben Geiste, welcher das innerlich Grenzenlose der religiösen Bewegung allzubald wiederum einschränkte in die engen Grenzen des Konfessionalismus. Eine deutsche Untugend, die wie eine uralte Waldscheu und Einödliebe immer wieder durchbricht! Indem sie glaubt, der üppigen römischen Weltmacht gegenüber die Tugend der bescheidenen, schlichten Wahrhaftigkeit zu vertreten, gibt sie ihre heilige Sache in unseliger Schwächung der inneren Kraft an die Uebermacht des äusserlich Grenzenlosen preis.

Nie schwebte deutsches Wesen in schwererer Gefahr. Denn jene äussere Uebermacht setzt es nun rücksichtslos durch, die ihr eigenthümliche innerliche Begrenztheit dem deutschen Geiste in den weitesten Strecken der südlichen und östlichen Lande durch die jesuitische Gegenreformation wieder aufzuerlegen, in welchen allen bereits dem innerlich Grenzenlosen durch die Evangelisation die Stätte hoffnungsvoll bereitet war. Was dann noch an Kraft in den verringerten protestantischen Kreisen übrig geblieben, verbrauchte sich im verzweifelten und blutigen Ringen wider die feindliche Gewalt, nicht nur 30 Jahre, sondern zwei Jahrhunderte lang, von den Tagen Schmalkaldens bis zu denen Mindens.

In solchem kriegerischen Strudel und Sturz der Mächte konnte die einzelne Stadt nicht viel mehr bedeuten. Magdeburgs Schicksal ist typisch. Es entwickelte sich dafür eine neue äussere Begrenzung in dem Territorialfürstenthum. Hierdurch ward — äusserlich — gerettet, was noch zu retten war. Aber nach wie vor blieb dennoch die Stadt, die kleine Residenz oder der grössere Landesmittelpunkt, wo der fürstliche Schutz des Friedens

nun waltete, die Kulturstätte für jede neue geistige Bewegung und Thätigkeit.

Johann Sebastian Bach weiht zuerst den kleinen Fürstenhof Weimars zum Asyl deutscher Genialität, — wogegen er dann freilich im grösseren Leipzig das alte Philisterium der Stadtgewalten arg genug zu schmecken bekommt. — Der Pietismus gewinnt in Halle, der Universitätserbin Wittenbergs, unter dem gnädigen Schutze des frommen ersten Friedrich Wilhelm, Gelegenheit zur praktischen Bethätigung, zum vorbildlichen Kulturwerk von moralischem Werthe, wie ihn Francke's edle Stiftungen repräsentiren. — Und wenn auch in französischer Sprache und mit hannöverischem Schliff, auch nicht ohne eine bedenkliche Tendenz in's äusserlich Universelle hinein, trifft der Erfinder des „Monas" und mit ihm die deutsche Philosophie im Charlottenburger Schlosse hochschätzende Aufnahme bei Preussens erster Königin. — Der Weg von da führt in 100 Jahren zu Kant, welcher die eng begrenzenden Mauern der Preussischen Krönungsstadt kaum je überschritt, innerhalb deren er dem innerlich Grenzenlosen des deutschen Geistes den genialsten philosophischen Ausdruck geben sollte. —

Wieder 100 Jahre später! Wie hat sich Alles verkehrt: an Stelle der Philosophie waltet in unserem Geistesleben der Materialismus, in unserem politischen der Industrialismus! Dass bei uns Deutschen eigentlich nur der „Winkel" produktiv sei, dies Wagnerische Wort scheint seine Bedeutung eingebüsst zu haben gegenüber der gewaltigen modernen Produktion und — „Ueberproduktion", auf dem Gebiete der Technik, der Industrie, des Handels. Vielmehr möchte man sagen, es habe damit mehr und mehr eine „Entwinkelung" des deutschen Volkes, Landes und Wesens stattgefunden. Ja, selbst das sogenannte „freie Land", wohin man sich oft aus der beengenden Stadt flüchten mochte, seitdem man nicht mehr aus dem Lande in die bergenden Mauern der Städte floh: auch dieses verlor nachgerade seinen Vorzug der „stillen Winkel", da sich an jedem Wasser, wie einst die alten Germanen an jedem Quell, bald eine Fabrik etablirte („Pfister's Mühle" von Wilhelm Raabe!); während andererseits wiederum die neuen grossen Industriestädte das freie Land entvölkerten und in ihren massenhaften Arbeiterschaaren, welche nun das eigentliche „Volk", schier äusserlich grenzenlos, vorzustellen sich bewusst wurden, den Nährboden und das Fundament schufen für den so allmählich aus den Weltstädten hervorwachsenden Weltstaat der Zukunft, den „sozialistischen" Staat. —

IV.

Von deutscher Zukunft.

Wir hörten schon, wie Chamberlain sowohl den modernen Sozialismus, als auch die industriellen Monopole, miteinreihte unter die für unsere Zeit charakteristischen Vertretungen der alten deutschfeindlichen Macht des Universalismus, des äusserlich Grenzenlosen, welches die innerliche Begrenzung, die „Bornirtheit", immerdar fordert und wenn nöthig gewaltsam durchsetzt. Das ist in der That das Signum unserer Gegenwart. Sie geht überall, mit den Rauchsäulen der Fabriken, auf den Wassern der Meere, in den Theorien der Zukunftspolitiker, bei den Realisten wie bei den „Idealisten" dieser Tage, in's äusserlich Grenzenlose, und das edele Ureigene des deutschen Geistes geht darüber verloren — — —

Wirklich verloren? — Wenn es ein Grenzenloses ist, so ist es ein Ewiges, und das kann nicht verloren gehen. Aber es ist zurückgedrängt, geringeschätzt, vergessen; es zählt nicht mit zu den Mächten der Zeit.

Das Philisterium besiegt zu haben, rühmt sich der herrschende Egoismus und schwillt aus seiner innerlichen Begrenztheit zum Universaldespoten der Welt heran. Da erhebt sich nun überall gegen diese Despotie der Entartung und der fremden Art der alte germanische Idealismus; gegen das moderne Weltimperium, welches ein Emporium ist, regt sich der Sondergeist des Nationalismus. Auch er aber ist schon vom Geiste der Zeit berührt und befleckt. Er sieht die Welt vor sich nur noch mit den Augen des Begehrens an. Je mehr die Nation, im Wettstreit mit den Nationen, an Kraft gewinnt, wird sie sich ihrer selbst als werdender „Macht" bewusst. Ziel und Ideal der Macht ist aber heutzutage: Weltmacht. Der Universalismus hat Alles so stark angefressen, dass jede gesunde äussere Begrenzung nun ringsum offen steht um das Innerliche preiszugeben und selbst in's Grenzenlose überzufliessen. Daher die grenzenlosen Einbildungen auch kleinster Nationalitäten, ungermanischen Stammes, nichts Geringeres als eine „Edelrasse" und zur Kulturmacht mit Weltsprache berufen zu sein.

Verkennen wir jedoch nicht, dass überall, wo wirklich edel beanlagte Volksgeister sich derart national regen und erregen, doch auch ein ursprünglicher Idealismus, ein Adelsgeist, mit im Spiele ist. Ja, ohne die geistige Jdee von der Edelrasse, von der heiligen Macht des Stammes und Volkes, wäre auch diejenige Kraft gar nimmer vorhanden, welche sich derart nun verirren kann, unter der verdunkelnden Obherrschaft der Universalität, gegen die sie doch stäts ankämpfen möchte, um Licht und Luft zu gewinnen. Das innerlich Grenzenlose träumt — phantasirt — fiebert; aber es ist noch vorhanden.

Verächtlich blickte die siegreich vordringende Naturwissenschaft auf die Philosophie, die Physik auf die Metaphysik zurück, und stolz nannte sie die kühne Welterobrerin der Gegenwart, die Technik, ihre gehorsame

Tochter. Aber weder die Eine noch die Andere wären denkbar gewesen und hätten einen Gedanken gehabt ohne die grosse Vorarbeit des philosophischen deutschen Geistes. In jeder Erfindung und Entdeckung der Neuzeit wirkt nicht nur etwa „nach", sondern immerdar „mit", eine grenzenlose Kraft, deren Erhaltungsgesetz ja zu den höchsten Errungenschaften der Wissenschaft gehört. Das ist die Kraft des Geistigen, des Innerlichen, die nicht erlischt, wie oft sie sich auch in andere, äussere Kräfte umsetzen mag. Es ist die Kraft des selben germanischen Wesens, das sich im Gehirne eines Kant zum ersten Male völlig selbstbewusst ward, seine Grenzen und seine Unbegrenztheit kritisch erkannte und logisch bezeichnen konnte. Es ist nur seitdem, wie nach einer allzustarken Anstrengung, wieder unbewusst geworden, und unbewusst irrt es nun in den Dampfwolken und auf den Dampferrouten unserer modernen Kulturpioniere mit umher und in's äusserlich Grenzenlose hinaus. —

Der deutsche Kaiser hat für die unerschöpfliche Volkskraft, welche gleichsam der Blutzeuge jener ewigen Innenkraft ist, das äusserlich Begrenzte der kontinentalen Existenz kühn durchbrochen. Er hat ihr ein weites, schönes, „brusterweiterndes" Gebiet zur freien Thätigkeit jenseits der Meere erschlossen. Man könnte meinen: wieder sei da das äusserlich Grenzenlose zur Kaisermacht geworden, und in ihrem Schutze vertrete das Volkswesen doch nur noch das innerlich Begrenzte der rein materiellen, merkantilen Tendenzen. Die Weltpolitik ist Handelspolitik. Aber es soll dabei nicht bleiben; es braucht dabei nicht zu bleiben, ja, es darf dabei nicht bleiben, wenn nicht auch Deutschland an seiner eigenen Macht zu Grunde gehen soll, während es doch die ewige Gabe mitbekam, einer ganz anderen Macht, der inneren Wahrheit und Freiheit, zur geistigen Weltherrschaft zu verhelfen. Dafür muss noch viel Unbewusstes in Bewusstsein umgesetzt werden. Es gibt viel Arbeit, schwere Arbeit, aber schöne Arbeit: an der Seele des Volkes. —

Zu den letzten Mahnungen, welche Richard Wagner vor 20 Jahren seinem Volke hinterlassen, gehört das Wort, „dass von einer blossen Auswanderung wenig zu erwarten sei, wenn im Mutterschoosse der alten Heimath selbst eine geistig sittliche Neugeburt nicht vorangegangen sei." Auch dies war nichts Anderes als eine Zurückverweisung auf Goethe'sche Weisheit in den „Wanderjahren."

Jüngst nun ward uns von einem Kenner Afrikas warnend vorgehalten, welche Gefahren der christlich-germanischen Kulturmission drohten, wenn auch wir Deutsche uns von dem Vorbilde des britischen Imperialismus verführen liessen. Göttlicher hatte es Luther genannt: „Ackerwerk zu mehren und Kaufmannschaft zu meiden." So hatten die Buren, streng aber vernünftig, die Kaffern zur körperlich und moralisch gesunden Agrararbeit angehalten. Wird aber der dunkle Welttheil von mächtigeren und moderneren Nationen nur als Feld und Objekt spekulirender Handelsinteressen

betrachtet — bringt man der schwarzen Bevölkerung, anstatt eines neuen Lebens, den drohenden Tod, sei es durch die ergiebigere Einführung des Alkohols, sei es durch die — dem Besitzer — bequemere Arbeit in den Gruben: eine solche Politik des universal gewordenen Egoismus werde — so meint jener Kenner — bei einem jähen Rückschlag der noch widerstandsfähigeren und leicht aufgereizten Elemente unter fanatisch-religiöser Leitung einmal den Verlust dieses ganzen grossen christlichen Missionsgebietes an den Mohammedanismus zur Folge haben. —

Das christlich-arische Europa, wenn es dies beides mit Bewusstsein wäre, dürfte und würde nicht anders kolonisiren, als indem es Geist von seinem besten Geiste mit über die Meere nähme und als neuen Lebenstrieb und Kultursamen dem fruchtbaren Boden dieser Zukunftslande einpflanzte. Dann hätten seine Schöpfungen wirklich Wurzeln; denn alle Wurzeln der Dinge reichen in das Metaphysische. Dann wäre das äusserlich Grenzenlose der Weltpolitik nach Aussen hin wiederum begrenzt durch die moralisch-vernünftigen Forderungen jenes Innerlichen selbst, welches als wahrhaft beseelende und treibende Kraft die moderne Völkerwanderung zum rechten Ziele leiten würde. Jede Kolonie, in welcher dergestalt deutscher Geist eine neue Heimath fände, stellte alsdann das alte urechte Verhältniss germanischen Wesens wieder her: äusserlich begrenzt, innerlich grenzenlos.

Dazu aber ist die Vorbedingung eben die innere Neugeburt des deutschen Geistes im Vaterlande selbst. Man würde daran verzweifeln können, wenn nicht ein Gesetz zu beobachten wäre: jede Uebertreibung nach einer bestimmten Seite hin ruft selber ihr Correctiv hervor. Gegen den Universalismus erhob sich der Nationalismus. In jenem war der Sozialismus miteingeschlossen gewesen; in diesem wirkte der Egoismus verderblich. Nun tritt wiederum der Sozialismus dem Egoismus entgegen; d. h. einer ursprünglich idealen Tendenz, welche, innerlich begrenzt geworden, in's äusserlich Grenzenlose sich verirrte: der deutsch gewordene Idealismus des Gemeingefühls, welcher aus dem äusserlich Grenzenlosen, Universalistischen, umgekehrt wiederum auf seinen innerlich grenzenlosen, idealen Gehalt sich besinnt und nach Aussen sich vernünftig begrenzen lernt.

Dieser neue Sozialismus, der die innerpolitische Arbeit der Zukunft für den deutschen Geist zu leisten haben würde, ist demnach äusserlich begrenzt durch seine deutsche Art und begrenzt wiederum dadurch alle undeutschen Verirrungen, sowohl des liberalen wie des sozialistischen Geistes. Das innerlich Grenzenlose aber, was ihn einzig zur Erfüllung seiner grossen Aufgabe befähigen kann, als welche eine wesentlich moralische und allgemein menschliche ist, und wozu Deutschland nun allen Völkern das Vorbild zu geben berufen erscheint: das ist, soweit wir uns in der Welt des Idealen umschauen mögen, und kann kein anderes sein als ein religiöses Element. —

Christlich-sozial — nicht nur mehr als ein begrenzter Parteibegriff, sondern als anerkannte leitende Idee aller inneren Politik, — das bezeichnet demnach auch für diese die Rückkehr zu jenem idealen Urverhältniss, das zugleich das Grundgesetz alles geistigen Lebens und echtdeutsch ist.

Unser Kaiser ward einst als „Arbeiterkaiser" gefeiert. Dass er ein sozialer Kaiser sein muss, ist das Gebot der Geschichte. Die neue Kaisermacht, welche die Gegensätze auszugleichen hat, wird auch jenen Wandel des Sozialismus aus dem Internationalen zum Deutschen, aus dem äusserlich Grenzenlosen zum Begrenzten, die reale Organisation also des idealen Correctivs gegen den Egoismus, vor Allem durchzusetzen und zu vertreten haben.

Das geht nicht ohne Christenthum. Ganz mit Recht ertönte vom Kaiserthrone der Ruf: „mehr Religion in's Volk!" Aber der Lebensquell muss von Innen kommen, für die Lebenssphäre allerdings zugleich auch von Aussen gesorgt werden. Wirkt Beides ineinander, ein sozialer Kaiser und ein christliches Volk, und wird dabei stätig und streng bewusst abgewehrt von beiden Seiten, was für das Innere und das Aeussere das Feindselige und Fremde ist, so erwächst daraus einst wohl noch die lebendige Einheit eines neuen deutschen Staats. Aber auch nur daraus; denn nur dort ist für uns so Wahrheit wie Freiheit. —

Was dem germanischen Urvolke der heilige Wald gewesen, sei uns in Zukunft das Christenthum; was ihm sein Haus und Hof gewesen, sei uns unser Vaterland in seiner Kaiserhut, heilig auch dies! — Von solchem Heimathgrunde aus vermag der deutsche Geist die Welt zu gewinnen, ohne seine Seele zu verlieren, im friedlichen Kulturwerke seiner geistigen Mission auf Erden, als der berufene Vertreter und bewusste Verkünder des grossen Gesetzes alles geistigen Lebens: äusserlich begrenzt — innerlich grenzenlos! —

V.

Von deutscher Philosophie.

In der Geschichte unseres Volkes sahen wir das uns eingeborene Gesetz des geistigen Lebens oft ins Schwanken gerathen und durch Vertauschung seiner Theile in seinen Gegensatz sich verkehren. Man könnte fast in Zweifel verfallen über die Giltigkeit des Gesetzes für unseren Volksgeist, wenn man nicht die Möglichkeit hätte, aus dem äusseren auf das innere Leben zurückzugehen. Was in der Geschichte schwankt, steht fest in deutscher Philosophie, Kunst und Religiosität. Hier finden wir stäts den sicheren Maassstab wieder für alles, was wahrhaft deutsch ist. Hier gewinnt das innerlich Grenzenlose, äusserlich Begrenzte seinen reinsten Aus-

druck und wird sein Gegensatz mit Entschiedenheit als fremdartig abgewiesen.

Was ist das innerlich Grenzenlose, daher auch dem begrenzten Verstande ganz Unbegreifliche, anders als das Metaphysische selbst? Sinne und Verstand erfassen nur das Begrenzte der Erscheinungswelt, also des Physischen. Aber die Unendlichkeit der Linie, auf der alles physisch Begrenzte sich bewegt, genügt dem deutschen Geiste nie: er strebt nach der Unendlichkeit der Tiefe. Er sucht den Inhalt aller Formen, das Wesen aller Erscheinungen. Es lebt in ihm ein angeborenes Gefühl davon, dass mit dem Begreifen alles einzelnen Begreiflichen das Ganze noch nicht begriffen ist. Auch die blossen „Begriffe", soviel er auf sie gibt, befriedigen ihn noch nicht, als wäre in ihnen schon das Uebersinnliche gewonnen; da sie doch alle nur Abstractionen des Sinnlichen, nur Begrenztheiten, nicht Ausdruck des Grenzenlosen selber sind. „Nenn's Glück, Herz, Liebe, Gott, ich habe keinen Namen dafür: Gefühl ist alles!" Und das Gefühl ist im Herzen, das Grenzenlose im Innern des Menschen. Dahinein versenkt sich der deutsche Geist; sucht und findet endlich seine ewigen Werthe, das „Ding an sich" aller Erscheinungen, seinen Gott.

Wir erkennen in der Kant'schen Philosophie den ersten vollkommenen geistigen Ausdruck des deutschen Denkens. In ihr ist jenes Grundgesetz eine That des Bewusstseins geworden. Hinter der Welt der Erscheinungen, welche wir durch die *a priori* uns eigenthümlichen Formen unseres Verstandes — Zeit, Raum und Ursächlichkeit —, also als das äusserlich Begrenzte, erkennen — deren Räthsel alle die Wissenschaft lösen mag, und sie selber bleibt doch ein Räthsel, die von allen Wundern durch das logische Denken entvölkert werden mag, und sie selber bleibt doch ein Wunder —: hinter ihr birgt sich die eigentliche Wahrheit der Dinge, das Metaphysische, das innerlich Grenzenlose, eben Kant's „Ding an sich".

In jedem Menschen wiederholt sich das Bild, das Gesetz der ganzen Welt. Er ist äusserlich begrenzte Erscheinung, Persönlichkeit; innerlich grenzenloses Ding an sich. Er ist nicht nur ein individueller Mensch, sondern auch ein „intelligibler". Er ist unfrei, an die Kette der Ursächlichkeit gelegt, in seinem Erscheinungsdasein; er ist aber zugleich frei in seinem Wesensdasein, in seinem Antheil an dem Grenzenlosen, das wir das Göttliche nennen.

Die deutsche Moral, welche der Preusse Kant in einen „kategorischen Imperativ" fasste, wurzelt durchaus in dieser Erkenntniss, in diesem selben Grundgesetz. Man kann darüber nichts besseres lesen als Paul Deussen's Rede über den „kategorischen Imperativ". (Kiel und Leipzig, Lipsius & Tischer.) Moralität ist Selbstlosigkeit, d. i. nicht nur Lösung vom Selbst, sondern gelöstes, freies Selbst. Diese Ueberwindung, Verneinung des Egoismus bereitet dem moralischen Menschen nicht Unlust, sondern Freude, ja, sie gewährt ihm das höchste Glück, den Frieden der Seele, im Mit-

gefühl und Einklang mit seinen Mitgeschöpfen. Was da erfreut wird, ist aber eben nicht der äusserlich begrenzte, individuelle Mensch — der ist nur Subjekt für die Objekte seiner Freude, seines Mitleids, seiner Liebe —: vielmehr der intelligible Mensch, das höhere Selbst, ein ganz anderes „Ego" als jenes, woher der Begriff des Egoismus abgezogen ist. Es ist das Ding an sich im Menschen, das innerlich Grenzenlose. Die Freiheit des Willens ist nur diesem eigen; denn alle Freiheit und Wahrheit beruht nur im Metaphysischen.

Schopenhauer hat ausgeführt, was Kant in Grundbegriffe zu fassen verstand. Er hat es ausgeführt auf dem Wege des deutschen Geistes. Wo Kant die Grenzen aufrichtete, wies uns Schopenhauer in's Grenzenlose, Innerliche selbst und nannte es: den Willen. „Die Welt als Wille und Vorstellung" ist nun nichts anderes als der alte urdeutsche Gegensatz, der kürzeste und klarste philosophische Ausdruck für das Grundgesetz unseres geistigen Lebens: „innerlich grenzenlos, äusserlich begrenzt". Die Welt als Vorstellung wird verstört durch einen blinden Willen, der das Metaphysische, also sich selbst nicht erkennt; der erleuchtete Wille, der sich selbst erkennt, ist die Quelle aller Kraft für jedes Gute, Schöne und Grosse. Die Erleuchtung des Willens ist ein Werk jenes menschlichen Genius, der im Metaphysischen heimisch ist. Möge uns dieser Genius niemals aussterben!

Ob unser philosophisches Denken über diese Erkenntniss je hinauskommen werde? Das ist gar nicht zu fragen. Es darf nicht darüber hinauskommen, wenn es deutsch bleiben will. Es kann nur innerhalb dieser an sich unendlichen geistigen Welt andere Ausdrucksweisen finden; denn jede Zeit spricht und versteht eine andere Sprache. Es muss auch alle neuen Erkenntnisse aus der unendlichen Welt des Begrenzten, der Erscheinungswelt, immer neu einreihen in jene geistige Welt und an alle moralischen Fragen der Zeit den Maassstab der ewigen Wahrheit legen. Immer werden so dem innerlich Grenzenlosen, äusserlich, neue Grenzen zu ziehen sein. Das Denken findet kein Ende der Arbeit. Heil uns aber, dass wir für die Arbeit unseres Denkens die rechte Werkstatt, die rechten Meister gefunden haben. Wer von ihnen weicht, verliert gar leicht mit seinem Deutschthum auch den Verstand! —

VI.

Von deutscher Kunst früherer Zeit.

Was die Philosophie nur wenigen, abstrakten Denkens fähigen Geistern zu sagen vermag, das bietet sich in der Kunst der Phantasie und Empfindung Vieler dar. In ihr erscheint ein unendlicher Inhalt, das Seelenleben des Menschen, begrenzt durch die äussere Form. „Vergebens werden un-

gebundene Geister nach der Vollendung reiner Höhe streben; wer Grosses will, muss sich zusammenraffen, in der Beschränkung zeigt sich erst der Meister." Das ist das äusserlich Begrenzte, welches aber ein innerlich Grenzenloses, davon es gefordert wird, nothwendig voraussetzt. Blosse Form ist noch keine Kunst, sowenig wie blosse Begriffe Philosophie wären. Setzt die Form dem Inhalt seine Grenzen, so hat sie doch nicht das Recht ihn zu beschränken; vielmehr gibt seine eigene Grösse und Kraft das Maass an, in welchem die Form sich als meisterlich zu bewähren hat.

Undeutsch ist es, in ein äusserlich Grenzenloses sich zu verlieren, assyrisch-babylonische Riesentempel zu erbauen, indische Vielgliederkolosse zu errichten, römische Massenbewegungen zu arrangiren. Deutsche Kunst hat solche Uebertreibung in's Aeussere nicht nöthig: nicht durch äusserliches Uebermaass braucht sie das Unendliche zu symbolisiren, das ihr selber innewohnend sich seine eigenen idealen Symbole schafft. Ebensowenig entspricht es deutscher Kunst, dass ein reiner Formalismus in ihr herrschend werde, da vielmehr der Inhalt ihr so sehr die Hauptsache bleibt, dass er oft die Form zu zersprengen drängt, doch nur um eine neue, ihm angemessene sich zu gewinnen. —

Wir sind durch Henry Thode darauf aufmerksam gemacht worden, wie der grosse Dürer in seinen Bildern und Zeichnungen einen so mächtigen, so tiefen Inhalt, eben den ganzen Inhalt des deutschen Wesens, auszusprechen versucht habe, dass die Ausdrucksformen der bildenden Kunst selbst ihm, ihrem grössten Meister, nicht völlig Genüge leisten konnten. Doch aber gehört es gerade zu dem Bewundernswerthesten seiner Künstlerschaft, mit welchem wiederum echtdeutschen Fleisse er die Ausbildung der Technik, die Ausführung der Form, also die Begrenzung des Grenzenlosen, sich hat angelegen sein lassen, dergestalt, dass die Meister der idealen Formenkunst Wälschlands in erschrecktem Staunen davor standen.

Dies war deutsch. Die gebietende Macht bleibt der Inhalt, das geistig-seelische Was, welchem die entsprechende Form, das ihm eigenthümliche Maass, das Wie, zu gewinnen, Aufgabe des Künstlers ist. Wer diese löst, ist der Meister. Nichts also von einem *art pour l'art!* Immer nur Kunst als Ausdruck!

Um jedoch das rechte Verhältniss zu finden zwischen Inhalt und Form, muss auch die rechte Kunst gefunden werden. Diejenige Kunst nun, welche einzig dem innerlich Grenzenlosen des deutschen Wesens den voll entsprechenden Ausdruck verschaffen konnte, war die Musik. In der Geschichte der deutschen Musik erkennt man die zunehmende Herausbildung der künstlerischen Begrenzung des Grenzenlosen, der wahrhaft meisterlichen „Beschränkung" Goethes. —

Als eine formale Kunst war das, was in der Musik für Kunst gelten durfte, dem deutschen Geiste von der Fremde her überkommen. Nun

blicken wir gleich auf unseren ersten grossen Propheten: auf Bach! Welch einen Inhalt hat er zu geben, welch einen grenzenlos ewigen Werth, wahrlich den Inbegriff alles deutschen Wesens und aller deutschen Kunst! Den galt es nun zu begrenzen, damit er sich zu einem deutlichen Ausdruck bringe, eine Sprache gewinne. Zu dieser äusseren Begrenzung wandte der unvergleichliche Meister die ganze, von ihm zu höchster Fähigkeit entwickelte Kunst der Formen an. Es hat lange gedauert, bis der sich selbst entfremdete deutsche Blick hinter dem Gewande den Menschen, im Leibe die Seele, in der Erscheinung das Ding an sich erkannte.

Gewissermaassen zu wundervoller Deutlichkeit zerlegt hatte Bach doch schon die beiden Theile des deutschen Grundgesetzes in seinem künstlerischen Lehrbuche, dem „Wohltemperirten Klavier", wo die Präludien gleichsam das innerlich Grenzenlose frei austönen lassen, wogegen die nachfolgende Fuge das äusserlich Begrenzte zur Herrschaft bringt. Wenden wir uns dann aber zu den grossen „Passionen": da finden wir sie Beide zum vollkommenen Kunstwerk verschmolzen, doch so, dass sie kaum zu unterscheiden sind. Denn ein Grenzenloses ist da nicht nur die Musik, welche sich die Grenzen setzt durch die Form der heiligen Geschichte in epischen Handlungs- und lyrischen Empfindungsmomenten: ebensowohl ist es auch in dieser Geschichte, in der Passion des Heilands selbst enthalten, und die Musik ist es hinwiederum, welche diesem ewigen Inhalte die wechselnd abgetheilte Fassung gibt. Zu einem klaren, bestimmten Verhältnisse konnte es erst kommen, als gleichwerthige Künste zu der freien Geistesschöpfung des Dramas sich verbanden.

Die stille echtdeutsche Kunst eines Bach, welche, gleichwie später der Königsberger Denker, im begrenzten Winkel einer Welt innerlicher Unendlichkeiten ihre eigene Sprache schuf, ward zu ihrer Zeit weit überstrahlt durch die glänzende Erscheinung der wälschen fremdsprachigen Oper. Darin sieht man so recht ein typisches Beispiel des undeutschen Wesens. In's äusserlich Grenzenlose spielt sich da der Drang nach dem Effekt, derart dass heute noch mit dem Begriff der „Oper" der des „Pompes" selbst dann noch verbunden geglaubt wird, wenn es sich schon garnicht mehr um Oper, sondern um Drama handelt. Jenes äusserlich Maasslose, dem wir auch das kunstertödtende grosse „Opernhaus" verdanken, verbarg nicht nur, es erforderte geradezu einen Inhalt, der keiner war, jenes Voltaire'sche Allzudumme, das sich nicht sagen, nur singen liess. Selbst wenn ernstere Tendenzen edler Meister den Inhalt der Oper in höhere Sphären zu heben suchten, musste eine gewisse Begrenzung des Innerlichen, eine Beschränkung der seelischen Bewegung, eine Vereinfachung bis wieder zur Versimpelung des Geistigen stattfinden, welche doch von der Ausdrucksfähigkeit der Musik schon lange überholt gewesen wäre. Was bei Gluck noch eine schöne Harmonie, einen Styl ergeben konnte, fällt bei dem soviel reicheren Mozart (Don Juan), dem soviel tieferen Beethoven (Fidelio), dem soviel

deutscheren Weber (Euryanthe) bereits zu peinlicher Wirkung auseinander. Die Sprache des innerlich Grenzenlosen, die Musik, war schon in das alte Prachtgebäude der Oper eingedrungen, aber das innerlich Begrenzte hatte sie aus dem dramatischen Inhalte noch nicht verdrängen können. Man stand da nicht auf ganz deutschem sicheren Boden. Es blieb ein Schwanken, ein Zweifel, was eigentlich das Aussen und das Innen sei?

Das war anders bei der sogenannten „absoluten Musik"! Sie hatte sich für ihren grenzenlosen Inhalt lange Zeit mit der äusserlichen Begrenzung durch die veredelte Tanzform geholfen, und sie konnte das getrost. Denn in ihren grossen deutschen Meistern Haydn, Mozart, Beethoven hatte der Inhalt selbst mehr und mehr die Form vom Innern heraus über die der Sonate zu der der Symphonie erweitert und damit auch ihr den Charakter jener Freiheit verliehen, der ihm, der Musik selber, wesentlich ist. Endlich aber verlangte die befreite Musik, wie einst die gebundene Bach's, nach einer mehr als nur äusserlich formalen Begrenzung, nach einer ihr innerlich ebenbürtigen geistigen Form.

Der deutsche Geist hatte inzwischen gelernt, das Metaphysische nicht mehr nur im Religiösen zu suchen, wohl aber mit religiöser Andacht überall als das Gleiche zu finden, wo seelisches Leben nach einem Ausdrucke seiner Freiheit rang. Nicht die Welt der Innerlichkeit an sich, vielmehr eine Welt von Innerlichkeiten hatte sich ihm aufgethan; die ganze unendlich reiche Seelenwelt Goethe's ward die Welt der neuen deutschen Kunst. Demgemäss bereicherte sich auch das innere Ausdrucksbedürfniss der Kunst der Seele selbst, der Musik, und sie bedurfte dafür eines entsprechend grösseren Maasses ihrer Ausdrucksformen, ihrer sinnlichen Erscheinung.

Bach hatte das Wort für seine Weise in dem Leiden des Heilands gefunden; Beethoven fand es in der Schillerischen Hymne an die Freude, die Freude der brüderlichen Menschheit. Doch Beides ist tief verwandt. Das innerlich Grenzenlose der Musik begrenzt sich durch die Poesie, aber nicht als durch blosse Worte, die den blossen Pinsel- und Griffelstrichen bildender Kunst etwa gleichen würden, sondern durch selbst ein Innerliches, den Ausdruck wahrhaftigen Seelenlebens in Lust und Leid, durch ein geistig-künstlerisches Element, welches wie die Musik selber reif geworden ist, einem vollendeten Drama zum Ausdruck zu dienen.

Was bei Beethoven in der IX. Symphonie zuletzt als Chorlied die äussere Begrenzung des innerlichen Grenzenlosen seiner Musik bildete, das ist im musikalischen Drama durchweg die Gesammterscheinung der gesungenen Handlung als „ersichtlich gewordene That der Musik". Wohl ist die Musik innerhalb der Erscheinung des Kunstwerks nur auch ein Mittel des Ausdrucks zum Zwecke des Dramas; und doch bleibt sie dabei die eigentliche Ausdrucksquelle, die Seele, das Innerliche des Dramas, und mit dem Drama setzt ihr der Meister des Kunstwerkes die Begrenzung, die Fassung, welche jene Quelle erfordert, um uns zuströmen, uns tränken

zu können. Das Drama drückt sich in seiner Sprache aus; das aber ist die Sprache seiner Heimath und seiner Seele. „Woher der Fahrt? Wie deine Art?“ Die immer noch geheimnissvolle Antwort auf die uns unverbotene Frage gibt die Musik.

Wer nun noch, nach alter Operngewohnheit, ein äusserlich Grenzenloses, ein Maassloses oder doch Uebermässiges, in der Erscheinung dieses neuen Dramas zu erblicken glaubt, der übersieht vor lauter Sehen den Inhalt, der sich darin zum Ausdruck bringt. Begriffe er diesen grenzenlosen Inhalt als eines Dramas, das die ganze Welt der Musik in sich fasst, er würde staunen müssen über das Maass, über die meisterliche Beschränkung des Ausdrucks, die eine solche vordem unerhörte Fülle und Tiefe des Inhalts zur ersichtlichen That werden liess. Was wir als innerlich Grenzenloses erkannten im deutschen Geiste, in seiner Geschichte, seiner Philosophie, auch schon in der reformatorischen Bewegung seines Glaubens, und dazu alle die durch Goethes sonnenklares Dichterauge aus aller Welt gewonnene sympathetische Bereicherung seiner Seele: dies ward Musik, und diese Musik erscheint uns nun als Drama.

VII.

Von deutscher Kunst unserer Zeit.

Was auf dem Gebiete der Geschichte in den Doppelbegriff des „Christlich-Sozialen“, auf dem der Philosophie in jenen der „Welt als Wille und Vorstellung“ sich fassen liess, das Selbe tritt in der Kunst vor uns hin, und wieder als Doppelbegriff: als das „musikalische Drama.“ Es ist überall nichts Anderes als das grosse deutsche Grundgesetz. Im Wagnerischen Kunstwerke erscheint das vollkommenste künstlerische Symbol dieses gegensätzlichen Gesetzes: die „unendliche Melodie“ der Musik begrenzt durch das feste Gefüge der dramatischen Dichtung.

Man muss nur diesen Begriff der „unendlichen Melodie“ richtig verstehen. Es ist damit keine Form der Musik, sondern die Seele des Dramas gemeint. Wagner selbst hat sie mit der Melodie des Waldes verglichen. Der urgermanische Wald, der uns bereits als ein geheimnissvolles Metaphysicum der Volksseele gelten durfte, kehrt hier in der neuen Kunst des deutschen Geistes wieder. Die Melodie als Ausdruck dagegen ist nicht unendlich, kann nicht unendlich, nicht grenzenlos sein — „äusserlich grenzenlos“, also undeutsch —! Sie empfängt vielmehr in jedem Augenblicke ihre Form aus dem Drama. Das melodische Element ist immer vorhanden, wie der unendliche Wald um die Einzelhöfe der Urgermanen, darin sie mit ihren Göttern leben und hausen. Es ist die Voraussetzung zum Dasein als begrenzter Lebenserscheinung. Es erfordert aber, „um stattzuhaben,“ die melodische Form, die Begrenzung durch das Bild der Gebärde, durch das Wort der Sprache. —

Wer dies Verhältniss nicht recht beachtet oder begreift, könnte versucht sein, dem „Tristan“ vorzuwerfen: in ihm sei doch das Grenzenlose auch in das Aeussere, in die Form hinüber gerathen, sowohl was die Musik, als auch was die Handlung beträfe. Das Seelendrama hat hier jedenfalls die äusserste Grenze seiner Möglichkeit erreicht. Aber eine Grenze hat es doch, und diese gerade ist um so mehr beachtenswerth, als überall so Unendliches dabei zu sagen war: die Unendlichkeit der Liebe, die zwar äusserlich begrenzt durch das Leben und all seinen Wahn und sein Weh, einzig durch den Tod wieder in das volle Grenzenlose des Unbewussten „endlos — ewig — einbewusst“ aufzugehen strebt.

Mit welcher meisterlichen Kunst ist nun dieses Unendlichkeitsstreben in dichterische Form gefasst! Geradeso wie das Symbol der Liebesmacht selbst, der Trank, zu einem dramatischen Motive verdichtet ward, so dass auch in ihm das Grenzenlose seiner Urbedeutung begrenzt erscheint durch seinen besonderen Zweck, als Todestrank im Augenblick entscheidend zu wirken und Ursache einer Wirkung, also Einzelmoment in der Erscheinungswelt zu werden. „Maasslos“ erscheint das Drama gerade, weil es einem so Grenzenlosen die zugemessenen Grenzen setzt; d. h. es ist in diesem Werke ein so weiter Horizont, dass er sich ausdehnt bis über die Tiefen des Todes und s. z. s. zwei Hemisphären, Tag und Nacht, zugleich umfasst. Wer dies nicht mit dem Dichter zu umfassen vermag, verliert den Maassstab und versinkt im Meer der Musik. Aber man gewöhne den Blick an die grossen Maasse, indem man die Fesselungen in diesem Drama des gewaltigsten Freiheitsdranges besonnen in's Auge fasse.

Zwingender Wahn der Rache und der Ehre im Gegenspiel legt dem innerlich Grenzenlosen im I. Akt die dramatische Fessel an. Im II. Akt ist es die poetische Fessel der durchgeführten Form des „Tagesgesprächs,“ eines Wortspieles grössten Styles, wodurch eine der innerlich grenzenlosesten Liebesscenen äusserlich in einen Wechsel von epischen und lyrischen Ausdrucksformen zu künstlerischer Klarheit und Schönheit eingegrenzt, das Maasslose durchweg auf's Feinste gemessen sich zeigt. Dieser II. Akt ist das auffallendste Beispiel der Begrenzung der Musik durch die Poesie; doch auch noch im III. Akte, der uns in die Tiefen des Todes selber blicken lässt, und damit zugleich in die Geheimnisse der Geburt: da sehen wir sogar die scenische Fesselung vor uns, die äussere, ja äusserste Gebundenheit des ganzen unerhörten inneren Vorganges an Eine Person und dieser Person an das Siechbett und Sterbelager, die aus der Unendlichkeit des Unbewussten auf einen letzten Augenblick noch wieder erwacht, um „das Licht zu hören“, Isolden zu schauen, Grenzenloses in der Gestalt zu erfassen. Ja wohl auch hier durchweg Alles: „innerlich grenzenlos, äusserlich begrenzt“, und niemals das Gegentheil. —

Doch hat man dem selben „Tristan“, der übrigens immer ein Unicum in aller Kunst bleiben wird, auch bereits bald vorgeworfen, bald nach-

gerühmt, dass er „Schopenhauerische Philosophie“ enthalte. Kein Zweifel: Metaphysik enthält er, wie jedes grosse Kunstwerk, als innersten Gehalt. Es ist ein Gehalt von solcher Art, dass er Musik werden musste, um Drama werden zu können. Da es nun deutsche Metaphysik, nämlich die eines Deutschen ist, so wird man nicht gut anders können, als dass man, wenn man sie allein, vom Kunstwerk abgezogen, in Begriffe zu fassen suchen will, diese der Kant-Schopenhauerischen Philosophie, eben der deutschen Weltanschauung, wird entnehmen müssen. In solchem Sinne, aber nicht, als ob der Dichter hätte philosophiren wollen, darf man sagen: das Kunstwerk enthält einen metaphysischen Inhalt in eine künstlerische Form gefasst. Das bedeutet aber auch nur wieder: ein innerlich Grenzenloses äusserlich begrenzt.

Das Selbe gilt dann auch von den beiden anderen grossen Werken des reifen Meisters von Bayreuth, vom „Ring“ und vom „Parsifal.“ Sagte doch Wagner selbst einmal von dem metaphysischen Gehalt des „Ringes“: er habe sich in diesem Werke die Wahrheit über die Welt eingestanden; und nachdem er die Philosophie Schopenhauers kennen gelernt, gestand er: sie habe ihn zwar nichts eigentlich Neues bringen können, aber nun erst habe er selbst seinen Wotan — als Verkörperung des Willens zum Leben — völlig verstanden. Die Tragödie dieses Willens zum Leben ist der „Ring“ und dadurch wird er zur Welttragödie. Das Objekt des Willens symbolisirt sich im Golde, im Ringe, im Horte. Unendliches will der Wille — Leben! — aber blind, getäuscht, wahnvoll sucht er es nur im Aeusseren, im Begrenzenden, im Fesselnden und Leblosen. Das „Welterbe“, das dem Besitzer des Ringes verheissen wird, ist so recht der Inbegriff des äusserlich Grenzenlosen. Wer sich diesem undeutschen Ziele verschwört, — zum „Nibelung“ wird —: der muss die Liebe, das innerlich Grenzenlose, preisgeben, und ist selbst an das innerlich Begrenzte, an seinen Egoismus, an seinen Wahn, seine Blindheit, seine Blendung gebunden: ein Opfer der Mächte, welche im ewig Begrenzten, in der Erdentiefe, als dunkle Nebel-Zwerge „tagen“ und Tarnkappen wirken für Sonnensöhne!

Diesem Weltbilde des Heidnisch-Undeutschen gegenüber erscheint dann im „Parsifal“ das Idealbild des christlich-deutschen Geistes. Wir wissen aus Wagners Schrift über die „Wibelungen“, wie er schon vor der Vollendung des „Ringes“ und lange vor dem „Parsifal“ aus deutscher Sage und Geschichte sich den Uebergang des Hortes in den Gral gedeutet hat, dem heutzutage, ausserhalb der Kunst, die Gegenbewegung vom Gral zum Horte zurück gefolgt ist. Das Objekt des Willens im „Parsifal“ ist nicht mehr ein materielles Gut zur Befriedigung des Egoismus, sondern ein ideales, worin das höhere Selbst seine Lebenssphäre wiederfindet. Das innerlich Grenzenlose der selbstlosen Liebe, des Heilandswesens, begrenzt sich, wie das heilige Blut in der edlen Schale, durch die pflichtbewusste ritterliche Glaubensgenossenschaft im Tempelraum des Grales. Jene Liebe,

welche einst am Schlusse des „Ringes“ als Gegensatz zum nibelungischen Welterbe, als Brünnhildens Erbe an die Welt, verkündet ward: „Selig in Lust und Leid“, das wahrhaft innerlich Grenzenlose des deutschen Glaubens: „selig im Glauben, selig in Liebe!“, dieses höchste Gut des Menschenwesens ist symbolisirt in dem an die Stelle des Hortes getretenen heiligen Gral. Davon sagt wieder ein Goethe-Wort: „Das Bild des Unendlichen lebt in uns als Liebe.“

Damit ist dann auch der Inhalt des künstlerischen Werkes, das Metaphysische, zu einem religiösen Inhalt geworden. Nicht der begrenzte Stoff, sondern der grenzenlose Inhalt ist im Bühnenweih-Festspiele christlich-religiös. Nicht also das Aeusserliche, sondern das Innerliche ist das Grenzenlose. Das Begrenzte aber ist vollendetes Kunstwerk. Wir erleben in diesem letzten grossen deutschen Kunstwerke ein Idealbeispiel deutscher Religiosität. —

VIII.

Vom deutschen Glauben.

In Kunst, Philosophie und Geschichte, überall trafen wir auf das religiöse Element. Das Metaphysische, soll es anders aus einem blossen Begriffe des Unbegreiflichen zu einer wirklichen Lebensquelle werden, so muss es sich kundthun, in uns selbst, als das Religiöse. Dieses „innerlich Grenzenlose“ verstehen wir nach dem evangelischen Worte als das „Himmelreich inwendig in uns“.

Heutige Schriftkritik belehrt uns zwar, der Wortlaut bedeute: das Himmelreich ist „unter Euch“ — „in Eurer Mitte“ — „bei Euch gegenwärtig“, also: Christi Erscheinung auf Erden. Doch wie es zugleich davon heisst, es komme nicht mit äusserlichen Gebärden und sei nicht hier noch dort — weder ein räumliches noch ein zeitliches Reich —: so ist es auch nicht nur auf die Erscheinung Christi in Zeit und Raum begrenzt, sondern es bedeutet das, was in ihr erscheint, das überzeitlich-ausserräumliche ewige Wesen Christi. Dies ist, was wir das „Innerliche“ nennen, weil wir nur durch unser Innerliches dazu einen Zugang haben. Verinnerlichung ist demgemäss auch der ganze Inbegriff der frohen Botschaft, des Neuen Testamentes. Mit dem Heiland erschien Dasjenige unter uns, was in uns ist, wenn Er in uns ist, und „wir sahen Seine Herrlichkeit als eine Herrlichkeit des eingeborenen Sohnes vom Vater voller Gnade und Wahrheit“.

Diese einfache christliche Religiosität hat im Verlauf der Zeiten und in den verschiedenen Räumen der Erde mancherlei äussere Formen angenommen, worin sich jenes innerlich Grenzenlose für den menschlichen

Verstand immer wieder äusserlich, als Vorstellung, zu begrenzen suchte. Im Grunde aller „Ketzerei" erkennt man den Drang der Innerlichkeit, zu ihrem Ausdrucksrechte zu kommen, wenn die äusserliche Begrenzung ihr irgendwie zu einer Beschränkung ihres Wesens ward. Die folgerichtigste, schärfste Durchführung des Widergesetzes: „innerlich begrenzt — äusserlich grenzenlos" war uns gleich anfangs in der römischen Universalkirche gezeigt worden, welche an Stelle des Dranges zum Ausdruck den Zwang der Formen gesetzt hatte. Dagegen die gewaltigste, weil aus der vollen Kraft und ganzen Tiefe der Innerlichkeit selbst hervorgebrochene, aus einer Sehnsucht zu einem Willen erstarkte und gereifte religiöse Bewegung, in welcher das innerlich Grenzenlose und das äusserlich Begrenzte nach deutscher Art wieder ihr lebensfähiges und fruchtbares Gleichgewicht fanden: das war die Reformation Luthers. Sie ist die grosse, nie wieder aufzuhebende Emanzipation des germanischen Geistes vom römischen Wesen, der Lebensquell aller Zukunft des deutschen Volkes. —

Luther nun fand die Begrenzung des Grenzenlosen, die Fassung des Unfasslichen, im „Worte" Gottes. Er gab dem deutschen Volke die Bibel. Jede ehrliche Bibelkritik muss durchaus zu unterscheiden wissen zwischen dem, was darin das Grenzenlose, der Geist, und was das Begrenzte, der „Buchstab" ist. Alles, was noch zur Art des „Gesetzes", zur alten jüdischen Unart gehört, das ist Buchstab. Was zur Art des Evangeliums gehört, ist Geist des Wortes.

Um diese Unterscheidung zu treffen, um überhaupt zu erkennen, was „Evangelium" sei, dazu bedarf es aber des Glaubens. Mit dem Glauben an das Grenzenlose, aus diesem Glauben, das Begrenzte recht zu erkennen, zu fassen und zu formen: das ist vor Allem die Aufgabe des deutschen Geistes. Er hat ja das Kriterium in sich eingeboren; denn er theilt den Besitz des innerlich Grenzenlosen mit dem Christenthum, wie Rom den des äusserlich Grenzenlosen mit dem heidnischen Imperium. Irrungen kommen erst dazwischen, wenn undeutscher Geist mitarbeitet, der von sich selbst nicht loszukommen vermag, auch nicht mit Hilfe der Religion.

Wer die „evangelische Freiheit" dem Evangelium selbst gegenüber nur als ein Philologe auffasst, mit der „freien Kritik" allein sich begnügt, der erreicht überhaupt das Evangelium nie, der bleibt im Bereich des äusserlich Begrenzten haften, das er sich in's Grenzenlose erweitert denkt. Viel zu viel wird die „Freiheit des Christenmenschen", davon Luther sprach, verwechselt mit irgendwelchen weltlichen Freiheiten, die immer nach Aussen gehen, aber nicht von Innen kommen. Auch die Kritik muss ihre äussere Schrankenlosigkeit begrenzen dadurch, dass sie sich der innerlichen Grenzenlosigkeit ihres Objektes bewusst bleibt. Sonst geräth sie selbst in's undeutsche Wesen, unter's römische Gesetz. Es brauchen nicht just Bilderstürmer und Bauernkriege zu sein; Professorenkriege sind oft nicht geringere Zeugnisse für solche deutsche Selbstvergesslichkeit.

Weder die moderne Reformbewegung im Katholizismus, noch die liberale Richtung im Protestantismus werden zu einem Ziele gelangen, werden gegen feindliche Mächte etwas ausrichten können, wenn sie nicht getrieben und erfüllt sind von einer wirklich religiösen Kraft, wie Luther von seinem Glauben. Es ist ein traurig Ding, Grenzen verrücken und bestimmen zu wollen, ohne des Unbegrenzten mächtig zu sein, nicht mächtig von Aussen, als durch „Gesetz", sondern im Innerlichsten, als evangelischer Christ.

„Habe ich nicht Gewalt als ein Papst, so habe ich doch Gewalt als ein Christ" sagte Luther. Und ein ander Wort: „Sie sprechen, der Papst sei der Herr der Welt; das ist erlogen, denn Christus, dessen Statthalter und Amtmann er sich rühmt, sagt vor Pilatus: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt"; es kann kein Statthalter weiter regieren als sein Herr".

Hier haben wir die Umkehr der Verinnerlichung zur Veräusserlichung vor Augen. An Stelle des Einen Wortes Gottes, wie es Luther hier anführt, und welches alles sagt — welches der Seele ihre Freiheit gibt, weil es selbst aus dem Reiche der Freiheit stammt —: da tritt in Rom die Fülle der Gesetze, welche die Freiheit der Seele beschränken, damit nur die Gesetzesmacht als solche unbeschränkt herrsche. „Christlicher Glaube" sagt Luther, „kann wohl bestehen, ohne des Papstes unerträgliche Gesetze; er kann nicht wohl bestehen, es seien denn der römischen Gesetze weniger oder keine". Wir dürfen keine äussere Begrenzung dulden, welche eine innere zur Folge hat, wie wir kein äusserlich Grenzenloses achten können, das dem innerlichen Schaden bringt. Das ist evangelische Freiheit, die Befreiungsthat der Reformation.

Jetzt haben wir auch Antwort auf die Frage: was bedeutet das „Wort", welches die Reformation an Stelle der Gesetze gestellt hat? Wort ist lautgewordener Begriff, also gewiss Begrenzung. Aber hier ist nichts mehr äusserlich zu fassen, auch nicht das Aeussere. Alles auf dem Gebiete der Religion ist geistiger, innerlicher Art. Deuten wir das Wort auf eine „Lehre", machen wir ein „Dogma" daraus, ein Gleichnis, ein Symbol — gleichviel: es ist immerdar nur in Verstandesform gefasste Erkenntniss vom Wesen Christi. Was aber ist dies Wesen anders als das in Menschengestalt erschienene Göttliche? Das Idealbild des begrenzten Grenzenlosen selbst!

So hat sich das menschgewordene Göttliche dem menschlichen Verständnisse im dreifältigen Worte offenbart, indem es sich nannte: Gott — das Licht, Gott — den Geist, Gott — die Liebe. In Seinem Lichte erkennen wir nur Seinen Geist als die Liebe, Seine Liebe, ewige Liebe. In Christi Gestalt ist diese Liebe selbst Erscheinung geworden. In Christi Persönlichkeit haben wir die äusserliche Begrenzung des innerlich Grenzenlosen, das lebendige „Wort" Gottes, als heiliges Objekt unseres Glaubens.

Christus sagte: „Suchet in der Schrift, denn ihr meint, ihr habt das ewige Leben darinnen, und sie ist es, die von mir zeuget. Ihr aber

wollt nicht zu mir kommen, dass ihr das Leben haben möchtet. Ich kenne euch, dass ihr nicht Gottes Liebe in euch habt." (Joh. 5., 39 ff.)

Luther sagte: „Die Seele hat kein ander Ding, weder im Himmel noch auf Erden, darin sie lebe, fromm, frei, und Christ sei, denn das heilige Evangelium, das Wort Gottes von Christo geprediget, wie er selbst sagt: „Ich bin das Leben und die Auferstehung; wer da glaubet an mich, der lebet ewiglich!"

Wir sehen: das „Wort" führt unmittelbar hinein in das Wesen des Heilands und damit in's innerlich Grenzenlose. Der Sohn lässt uns den Vater erkennen. Dieser Weg vom Sohn zum Vater ist ein ganz direkter Weg; er ist die einfache Aeusserung einer innerlich bewegenden Kraft, und diese Kraft ist der Glaube. Der Glaube begreift in der Persönlichkeit Christi das Heilandswesen und erschliesst damit der menschlichen Seele das inwendige Himmelreich der göttlichen Liebe. „Wer den Gottesworten im rechten Glauben anhanget, dessen Seele wird mit Ihm vereinigt, so ganz und gar, dass alle Tugenden des Wortes auch der Seele eigen werden, und also durch den Glauben die Seele von dem Gottesworte heilig, gerecht, wahrhaft, friedsam, frei und aller Güte voll, ein wahrhaftig Kind Gottes wird." —

Ist so der Glaube, an ein Objekt gebunden, ein bestimmter Weg, besser: eine zusammengefasste Kraft der Erkenntniss und des Ausdrucks für die ihrem Wesen nach unfassbare Liebe, so mag er in diesem Sinne uns als das heilig Begrenzte gelten zu dem ewig Grenzenlosen, doch immer nur als in der lebendigen, freien Sphäre des Geistes. Was objektiv Christi Person in der Erscheinungswelt war, ist subjektiv der christliche Glaube in der Vorstellungswelt. —

Nun ist aber Liebe nicht allein Objekt des Glaubens, sondern zugleich auch des Glaubens „ersichtlich werdende" That. Luther sagt: „Also fliesst aus dem Glauben die Liebe und Lust zu Gott, und aus der Liebe ein freies, williges und fröhliches Leben, dem Nächsten umsonst zu dienen!"

Solch ein Doppelverhältniss braucht uns nicht mehr Wunder zu nehmen. Kennen wir es doch schon gut aus der deutschen Kunst. Wie da die Musik der „grenzenlose" Inhalt des Dramas, zugleich aber Mittel seines „begrenzten" Ausdruckes ist, so ist die Liebe einerseits — nach Innen — der metaphysische, göttliche Inhalt des Glaubens, andererseits — nach Aussen — das sittliche, menschliche Ausdrucksmittel seiner Wirksamkeit auf die Welt. Hierin beruht jene wunderbar nahe Verwandtschaft der Musik mit der Religion, dass in beiden das Grenzenlose so Wesen wie Sprache ist; daher auch schon Luther sagen konnte: „die Musik ist die einige Sache, so nächst dem Worte Gottes billig soll gerühmet werden." Und daher, nicht nur als eine Verschönerung und ein Phantasiespiel, gehört die Musik in den Gottesdienst. —

Der beste Gottesdienst, in der Kunst wie im Leben, sind immerdar die ersichtlichen Thaten des Glaubens. Auch der grösste Glaubensheld, Luther, sagt: „Obwohl der Mensch inwendig durch den Glauben genugsam gerechtfertigt ist und Alles hat, was er haben soll, so bleibt er doch in diesem leiblichen Leben auf Erden und muss seinen eigenen Leib regieren und mit Leuten umgehen.“ Der Glaube erfasst also die Liebe und erzeugt mit ihr Liebesthaten. Nach dem Vorbilde Christi. So wird das Grenzenlose begrenzt in der Religion.

Man werfe doch dem Protestantismus nicht die Begrenztheit seiner Religiosität vor; er hat doch jenes Grenzenlose, das Innerliche des Glaubens bis heute gerettet, darinnen als im Wesen ihrer Religion sich alle wahren Christenseelen finden dürfen und sollen, mögen sie sonst protestantisch oder katholisch sein: hier haben sie ihre Freiheit, und die verdanken sie Luthers Glaubenskraft.

Der Jude, der auf das goldene Zeitalter noch wartet, mag höhnisch auf das geschichtliche Christenthum blicken und fragen: „Was hat denn Euer Messias erreicht? Hat er nicht nur Zwietracht, Kampf und Verwirrung in die Welt gebracht? Wo ist nun Euer Friedensreich?“ Dem lasst uns getrosten Muthes erwidern können: „Nicht draussen bei Euch! Nicht in Raum und Zeit! Inwendig in uns! Als das innerlich Grenzenlose, das Ihr nicht anerkennt. Das habt Ihr verurtheilt und verworfen — nicht nur das Opfer Eurer Pharisäer und Schriftgelehrten vor 1900 Jahren — sondern das Wesen des Göttlichen selbst, das wir glauben.“

Dieses Wesen hat sich auch nach Aussen hin beglaubigt durch alle Jahrhunderte. Ueberall, in Geschichte, Philosophie und Kunst, sehen wir den Quell ewiger Liebe sich ergiessen in die edlen Gefässe einzelner Persönlichkeiten, Gotteshelden, und in ihnen und durch sie wiederum verbreiten sich die heiligen Lebenswasser durch alle Welt menschlicher Seelen. Was so im Einzelnen geschieht, das vollzieht sich auch im Ganzen und Grossen. Das grenzenlos Innerliche der christlichen Religion vereinigt sich mit dem äusserlich Begrenzten der deutschen Art in Kunst, Denken und Handeln zum lebendigen Inbegriff deutschen Glaubens. Bewahren wir Beides in Treuen einig, so werden wir „Kinder Gottes“ sein, wie wir in die Welt gesandt worden sind, ein Jeder an seiner Stelle: „zu wirken des Heilands Werke.“

„Des Heilands — Werke“: innerlich grenzenlos — äusserlich begrenzt.

Am 13. Februar 1903.

Feldmarschall Graf Roon.

Zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages.

(30. April 1803.)

Zum hundertsten Male erneut sich am 30. April dieses Jahres der Tag, an dem auf dem kleinen Gute Pleushagen am stillen Ostseestrande Albrecht von Roon das Licht der Welt erblickte, der berufen sein sollte, mit anderen Grossen mitzubauen an dem stolzen Bau der neuen deutschen Einheit, der nach seines grossen Kaisers Wort „das Schwert geschärft hat", mit dem dieser seine Einigungskriege führen konnte, dem auch das Verdienst gebührt, dass Bismarck schliesslich an die entscheidende Stelle berufen wurde. So wird er im Gedächtniss des deutschen Volkes unter den Paladinen des ersten deutschen Kaisers mit Bismarck und Moltke zusammen für immer das leuchtende Dreigestirn bilden. Mögen aber auch seine Thaten für alle Zeiten seinen Namen in das Buch der Geschichte eingetragen haben, sie sollen es nicht sein, an die wir heute in erster Linie denken wollen, nein, es ist das Bild des treuen deutschen Mannes, das vor unsern Augen steht, und das wir dem deutschen Volke zeigen möchten.

„Echt und recht in Rath und That", das war der Wahlspruch, den Kaiser Wilhelm dem Wappen gab, als er Roon in den Grafenstand erhob, und schöner und tiefer konnte Niemand die Lauterkeit und Reinheit seines Innern bezeichnen. Diese Eigenschaften sind es auch gewesen, die ihn auf all seinen schwierigen Wegen begleiteten und ihn nie von dem einmal als richtig Erkannten abirren liessen. Sie ruhten auf dem festen Grunde tiefen christlichen Glaubens, der seiner Ueberzeugung und seinem Handeln die Stütze wurde, die ihn auch in den schwersten Tagen nicht verliess.

Wie so viele unserer grossen Männer, die dem deutschen Volke Führer in herrlicher Zeit wurden, hatte auch Roon eine entbehrungsreiche Jugend. Im Alter von acht Jahren verlor er seinen Vater, und das Gut ging in der schweren Zeit der Franzosenherrschaft der Familie verloren. Im Hause der Grossmutter zu Alt-Damm bei Stettin erlebte er die Schrecknisse der Belagerung durch Preussen und Schweden, und wie der Knabe mit einem Besenstiel, an dem ein Bajonnet befestigt war, das kleine Besitzthum seiner Grossmutter gegen plündernde Franzosen schützte, so brachte diese, mitten unter den Feinden, am Geburtstage ihres Königs, dem 3. August, vom Balkon ihrer Wohnung diesem ein Hoch aus mit einem Glase Wein, den sie sich von ihrem letzten Gelde gekauft hatte. Sie selbst erlag den Aufregungen jener Tage, in die Seele des Knaben aber legten jene Eindrücke den tiefen Ernst, der ein Grundzug seines Wesens lebenslang blieb.

Mit seinen kargen Mitteln musste er sich auch weiter in seinen jungen Jahren als Offizier manche Entbehrung auferlegen, aber wie er schon im Kadettenkorps durch seinen Fleiss und Eifer einen Platz auf der Ehrentafel gefunden hatte, so wandte er sich nun den Wissenschaften zu, insbesondere der Geographie, in deren Lehrbüchern das von ihm verfasste, der sogenannte „Kleine Roon", lange eine hervorragende Stelle einnahm. Dem Besuche der Kriegsakademie folgte eine Thätigkeit als Lehrer am Kadettenkorps, dann das Kommando zum Generalstabe und die Versetzung in diesen. Seine Theilnahme an der Niederwerfung des ba-

dischen Aufstandes führte zur Bekanntschaft mit dem Prinzen von Preussen, die für Roons Zukunft entscheidend werden sollte. Das Vertrauen des Prinzen zu Roon war so gross, dass er ihm die militärische Erziehung seines Sohnes, des Prinzen Friedrich Wilhelm, anvertrauen wollte, und schon bei dieser Gelegenheit sehen wir Roon einen Freimuth und eine Charakterfestigkeit entwickeln, die nicht Viele in seiner Lage gezeigt haben möchten. „Unser Vertrauen ist unbedingt auf Sie gefallen — schrieb der Prinz — und ich brauche natürlich Ihnen kein Bild von Ihnen selbst zu entwerfen, um den Grund dieses Vertrauens zu rechtfertigen. Ich vertraue auf Ihre Bereitwilligkeit, die in wahrer Vaterlandsliebe wurzeln wird, bedenkend, wie Sie durch die Führung meines Sohnes die Wohlfahrt von Millionen begründen werden." Mit ähnlichen Worten wandte sich die Prinzessin an Roon, und was antwortete dieser? „Die Stellung, welche mir zugedacht, erfordert jedenfalls einen ehrlichen Mann, und als solcher werde ich antworten", so beginnt er und setzt dann freimüthig auseinander, wie er sich nach ernster Prüfung nicht dafür geeignet halten müsse, da seine Weltanschauung nicht mit der augenblicklich herrschenden übereinstimme, und wie er als erste Bedingung verlangen müsse, dass die Erziehung des jungen Prinzen entfernt vom Hofe und seinen Einflüssen stattfinde. Fest und bestimmt schliesst er: „Ich kann nicht anders." Der Prinz konnte dieser Anschauung nicht beitreten, musste die Bedingung daher ablehnen, ist aber weit entfernt, über diese Offenheit zu zürnen, sondern dankt Roon mit den Worten: „Empfangen Sie unsern Dank für Ihre Offenheit, die Sie uns nur noch werther macht und Ihnen unsere Achtung sichert."

Die Denkschrift, die Roon auf Wunsch des Prinzen im Sommer 1858 über die Preussischen Heeresverhältnisse aufsetzte, gab dem Prinzen, mit dessen eigenen Anschauungen, die er einst selbst dem Frankfurter Parlament vorgelegt hatte, die darin enthaltenen Ansichten zum grossen Theil übereinstimmten, die Veranlassung, ihn im nächsten Jahre zum Kriegsminister zu ernennen, da eine gänzliche Neuordnung des Preussischen Heeres nicht mehr aufzuschieben war. Nicht die Einzelheiten dieser im Wesentlichen nach den in der Denkschrift enthaltenen Gedanken durchgeführten Neuordnung interessiren uns hier, sondern nur der Umstand, wie Roon darin die Erziehung des Volkes in Waffen in allen Anordnungen anstrebt und Offiziere wie Mannschaften zu ihrem hohen Berufe der Vertheidigung des Vaterlandes in geistiger und sittlicher Beziehung vorbereiten will. „Das Heer immer fester zu stählen — so bezeichnete er selbst später einmal die Aufgabe, die er sich stellte —, die vaterländische Waffenschule immer zweckmässiger und lebensfähiger zu gestalten, durch eine unübertroffene Organisation der gesammten Volkskraft für den Krieg dem Vaterlande den Frieden zu sichern, diesem Ziele nahe und näher zu kommen, war mein Streben."

Nun kamen für Roon jene Jahre des Kampfes gegen Hass und Verblendung, in dem ihn nur die feste Ueberzeugung, das Rechte zu wollen, und das Vertrauen auf Gottes Hilfe aufrecht erhielten. „Meine Bereitwilligkeit — schrieb er bei Antritt seines schweren Amtes — ist eine tief seufzende, die sich der Schwere einer scheinbar unlöslichen Aufgabe und der Gefahren des nicht unwahrscheinlichen Schiffbruchs wohl bewusst ist. Ehrgeiz und Habgier wirken dabei, so viel ich weiss, nicht mit; ein Menschenkind meiner Art kann gar nicht anders als mit Gottes Hilfe auch das Schwerste und Gefährlichste versuchen, wenn es sich um das Wichtigste und Höchste handelt, was es in eines Mannes Lebensberuf gibt: um die politische Gesundheit seines Vaterlandes." Niemals aber hielt er auch jetzt seine Meinung zurück, auch nicht seinem Könige gegenüber, wenn er auf rechter Bahn zu sein glaubte. Mit der selben Offenheit, mit der er einst seine Bedingungen für die Erziehung des Prinzen Friedrich Wilhelm gestellt hatte,

warnte er auch den König bei politischen Meinungsverschiedenheiten. „Sie haben sich geirrt — schrieb er ihm — nicht in den Zielen, die Sie wollten, sondern in den Werkzeugen, mit denen Sie jenen Zielen zustrebten. Sie wählten Rathgeber, welche zwar die lautesten, aber keineswegs die berechtigten Stimmen im Lande für sich hatten", und wie damals dankte ihm der König wieder: „Es gebührt Ihnen für Ihren Freimuth mein aufrichtigster Dank für ewige Zeiten." Ruhig und unbeirrt ging er so stäts seines Weges, auch seinem grossen Freunde Bismarck gegenüber, der einst auf sein Drängen hin berufen worden, wahrte er seine Selbständigkeit. „Mir liegt sehr viel an einmüthigem Wirken und Streben mit Ihnen — schrieb er in spätern Jahren einmal an ihn —, gegen Sie meine alternden Kräfte zu versuchen, dazu bin ich weder thöricht noch selbstsüchtig genug. Aber ich kann nicht dulden, wenn Sie mich in voller Verkennung meiner Natur rücksichtslos oder gar wie einen renitenten oder säumigen Untergebenen zu behandeln versuchen sollten, der ich nie war, noch bin, noch sein werde."

Viele äussere Ehren wurden Roon zu Theil, der Feldmarschallstab, die Erhebung in den Grafenstand, die höchsten Orden Europas. Mit tiefem Dank nahm er wohl die Gnadenbezeugungen seines Königs hin, aber sein Herz hing nicht an diesen äusseren Ehren. „Du weist — schrieb er bei solcher Gelegenheit an seine Frau —, wie wenig ich mir aus Ordenszeichen mache, sie sind ein nothwendiges Uebel." Rührend ist es zu sehen, wie König Wilhelm auch hier, wie immer, zu danken verstand. „Empfangen Sie nochmals meinen tiefgefühlten Dank für Alles — schrieb er an Roon, nachdem die Heeresneuordnung durchgeführt war —, was Sie in acht Jahren mit Hintansetzung Ihrer Gesundheit geleistet haben, um das so nöthige Ziel zu erreichen"; am Abend nach der Kapitulation von Sedan hielt er jenen berühmten Trinkspruch auf seine drei Paladine, und wieder dankte er seinem verdienten Minister, als 1873 die durch den Krieg als nothwendig erkannte Neuordnung durchgeführt war, mit den Worten: „Bei der nunmehr erfolgten Vergrösserung des Heeres ist es wiederum Ihr Werk gewesen, dieselbe in kürzester Zeit ins Leben zu rufen." Aber dafür hielt Roon auch auf seinem Posten aus, bis seine Kräfte versagten, er hat sie in der That wie Wenige im Dienste seines Königs und Vaterlandes aufgezehrt.

Die selbe Treue aber, die er seinem königlichen Herrn bewies, bewahrte er auch seinen Freunden. Trotz mancher Uneinigkeit knüpfte ihn vor Allem ein festes Band an Bismarck, und immer wieder gab er in herzlicher Weise diesen Empfindungen Ausdruck, wenn einmal politische Meinungsverschiedenheiten sich dazwischen drängten. „Sie kennen mich hinlänglich — schrieb er bei solcher Gelegenheit einmal an Bismarck —, um zu wissen, dass ich das apostolische Wort „Einer trage des andern Last" gern immer beachten möchte. Aber ich bin auch nur ein schwacher Mensch, der es über sein Vermögen findet, wenn er von solchen, die er besonders hoch hält und von Herzen lieb hat, verkannt wird und sich misshandelt glaubt. Daher müssen Sie auch mit mir Nachsicht haben." Und nicht nur mit Bismarck, auch mit andern Männern, vor allem mit Perthes in Bonn und Moritz v. Blankenburg verknüpfte ihn ein fester Freundschaftsbund, und der Briefwechsel mit Perthes lässt uns einen tiefen Blick in dieses schöne Verhältniss thun. Gerade in der Zeit des Konfliktes ist ihm des Freundes Zuspruch ein Bedürfuiss geworden. So schreibt er 1861: „Bitte, mir recht bald wieder einige freundliche Zeilen zu gönnen. Auf meinem Isolirschemel wirkt Freundes-Zuspruch wie sanfte elektrische Schläge, heilend und stärkend", und im nächsten Jahre: „Vergeblich habe ich in dieser Zeit nach einigen herzstärkenden Worten von Ihnen ausgeblickt." Als dann der treue Freund heimgegangen war, schrieb Roon an die Wittwe: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn

entschlafen, wie dieser treue reine Mensch, der in Liebe alle Welt auf dem redlichen Herzen trug und auch mich vielmehr geliebt hat, als ich es verdient, der mich verstanden, wie kein Mann sonst, wenn er auch von liebreicher Ueberschätzung meiner nicht frei war."

Neben der Freundschaft zu solchen Männern aber war es das innige und herzliche Verhältniss zu seiner Familie, zu seiner Frau und seinen Kindern, aus dem er in schwerer Zeit immer wieder neue Kraft sog. Aus dem Pfarrhause zu Gross Tinz in Schlesien hatte er sich die liebliche, jugendliche Tochter des Pfarrers Rogge als Gattin geholt, und in treuer Gemeinschaft ist er mit ihr seinen Lebensweg gegangen. Wenn er fern von ihr sein musste, begleiteten ihn die Gedanken an sie und die Sehnsucht nach ihr, der er so oft in seinen Briefen rührenden Ausdruck gegeben hat. Als er in Italien weilt, schreibt er an ihrem Geburtstag an sie: „Dein Bild war mir besonders nahe, als ich in der Frühe allein den Glockenthurm von Sankt Markus bestieg und mein Auge schweifen liess über Meer und Land, Ebene und Hochgebirge — ein wundervolles Bild —, und mein Herz schwoll mir bei dem Gedanken an meine Theuren jenseits der Schneeberge und an Dich, meine Geliebteste, die Du meiner heute mit besonderer Liebe und Wärme gedenken mochtest." Aus dem Feldzug in Baden 1849 schreibt er: „Ach Anna, wie schön ist dieses Land, könnte ich es Dir doch zeigen", und in den Tagen vor Weihnachten 1870 in Versailles sucht er vergeblich ein Weihnachtsgeschenk für sie zu erhalten. Mit gleicher Liebe hing er an seinen Kindern. Bis aufs Tiefste erschütterte ihn der frühe Tod seines jüngsten Sohnes: „Der Schlag trifft mich niederschmetternd, erschütternd bis in die tiefsten Lebenswurzeln." Noch einmal musste er einen Sohn hergeben, am Tage von Sedan, wo dieser als Batteriechef der Gardeartillerie die Todeswunde empfing. Aber das Bewusstsein, für die grosse Sache des Vaterlandes ihn hingegeben zu haben, hob ihn darüber hinweg: „Wo so viel Grosses und Ueberwältigendes vorgeht, da kann der Kummer des Einzelnen nicht der Grundton des männlichen Daseins werden. Aber wund wird eine Stelle meines Herzens noch lange bleiben" schrieb er damals an Blanckenburg und später: „Wenn mir in einsamer Stunde die Trauer um meinen braven Jungen in die Kehle steigt, so ist blos mein dürres Alter schuld, dass mir das Wasser nicht aus den Augen läuft."

Nicht zuletzt war es endlich der tiefe unerschütterliche Christenglaube, der ihn alles Schwere tragen liess. Früh schon, als er noch mitten in grossem Schaffen stand, überkam ihn oft die Sehnsucht nach der ewigen Heimath. „Mir ist sehr abendlich zu Sinne — schrieb er schon 1867 an Blanckenburg aus Lugano, wo er Erholung suchte —; die Sehnsucht nach Ruhe erfüllt alle Tiefen meines Herzens und erhält in der Müdigkeit des alten kranken Leibes täglich, stündlich neue Anlässe und Verstärkung. So schlafen gehen wie Freund Perthes, — ja, wer das erst fertig gebracht hätte! Das ist das Eine, das Erste was noth thut!" So hatte er schon früher, 1864, an Perthes geschrieben: „Wie eitel sind alle Wünsche gegen das eine wahrhafte Ziel aller Erdenhoffnung: das selige gläubige Ende der Wallfahrt." Immer wieder klingt dieser Ton in seinen Briefen an. „Es kommt nicht darauf an — schrieb er 1875 an seine Gattin — das Gehäuse zu konserviren, in dem unsere Seele hienieden wohnt, sondern vielmehr dessen unsterbliche Bewohnerin heil und rein in die ewigen Hütten zu retten." So auch nach dem Heldentode des Sohnes: „Unser Sohn ist uns vorausgegangen, was ist das weiter! Und sein Abgang aus dieser Zeitlichkeit war ehrenreich, seine Sterbestunde sanft und selig."

In den Tagen seiner schwersten Kämpfe im öffentlichen Leben stellt er immer wieder den Erfolg in Gottes Hand. „Gott allein kann helfen — schreibt er

schon 1848 — , die allgemeine Rathlosigkeit stösst die Menschheit erst mit der Nase darauf, wo sie allein Hilfe suchen und finden kann", und dann in der Konfliktszeit: „Ich bete oft und recht herzlich um unverminderte Zuversicht. Der kleine David hatte nur Kieselsteine und ein tapferes Herz. Gott ist es, der den Sieg giebt." Während der grossen Kriege bittet er die Seinen, recht herzlich zu beten, und nach den grossen Erfolgen hat er nur Dank gegen Gott. Und auch denen, die auf den Höhen des Lebens wandeln, legt er dies ans Herz. Als er seinem früheren Zögling, dem Prinzen Friedrich Karl, zum 50. Geburtstage Glück wünscht, da erfleht er nur „reichen Segen Gottes für Ihr innerliches Herzensleben, für die Gewinnung des inneren Friedens, ohne welchen aller Ruhm und aller Glanz des Daseins nur ein Schimmer ist, der uns weder zeitlich zu befriedigen noch ewiglich zu beseligen vermag." Und in diesem festen Christenglauben ist er auch nach Empfang des heiligen Abendmahls hinübergegangen mit dem Spruch, den er vor seinem Ende öfter wiederholte: „Es ist in keinem andern Heil, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben, darinnen sie sollen selig werden."

Ein deutscher Mann mit tapferm, unverzagtem Sinn und treuem Herzen hat Albrecht von Roon in schweren Zeiten Preussens und Deutschlands Grösse mitbegründen helfen. So wird auch das deutsche Volk ihn nicht vergessen, ihn und seinen Wahlspruch:

Echt und recht in Rath und That!

von Bremen.

Nietzsche und Rohde.*)

Der Briefwechsel umfasst die Jahre 1867—1887, wird aber von 1876 an sehr spärlich. Nietzsches Abfall und Wandlung bereiteten Rohde grossen Schmerz, er verfolgt das Schicksal des Freundes nur mehr noch wie das eines theuren, unheilbar und rettungslos Kranken, mit tiefer Theilnahme und unerloschener Liebe, aber auch mit entschiedenem Widerspruch gegen die neuen Ansichten des Jugendfreundes, mit dem er solange im Fühlen und Denken eins gewesen war. Als Berufsgenossen hatten sich Rohde und Nietzsche gefunden. Und diese Freundschaft ward unendlich vertieft und geadelt, als Schopenhauer und Richard Wagner ihre Führer zu gemeinsamer Welt- und Kunstanschauung wurden. Nietzsche wandte sich bald aus seinen philologischen Anfängen zur Philosophie, Rohde blieb seinem Beruf treu und schuf später im „griechischen Roman" und in der „Psyche" zwei Meisterwerke, die weit über den Kreis der klassischen Philologie hinausgreifen und in mustergiltiger Weise Aufgaben der vergleichenden Litteratur- und Religionsgeschichte aufgreifen und lösen. Rohde führte ein stilles Gelehrtenleben, dessen Verlauf sein Fachgenosse und Nachfolger im Amt vor Kurzem gründlich und trefflich geschildert hat.**) Er wusste sich zu beschränken, war treu und echt und betätigte auch in seinem beruflichen Wirken Bayreuther Geist. Er verstand es,

*) Friedrich Nietzsches gesammelte Briefe II, Briefwechsel mit Erwin Rohde. 2. Aufl. Berlin, Schuster & Loeffler 1902. 8° XXVIII, 628 Seiten.

**) *O. Crusius*, Erwin Rohde, ein biographischer Versuch. Mit einem Bildniss und einer Auswahl von Aphorismen und Tagebuchblättern Rohdes. Tübingen und Leipzig, J. C. B. Mohr 1902. 8° VI, 296 S. Vgl. meine Anzeige in Lohmeyers deutscher Monatsschrift II, 1902 S. 115/7.

seine künstlerischen und philosophischen Anlagen und Neigungen in vollen Einklang mit seinen philologischen Arbeiten zu bringen, während Nietzsche keinen Ausgleich fand.

Für uns sind vornehmlich die Stellen*) aus dem Briefwechsel wichtig, wo Bayreuth erörtert wird. Und dieser Gedanke steht beherrschend im Mittelpunkt, sobald er einmal ins Bewusstsein der Freunde aufgetaucht war. Zuerst ist noch viel von persönlichen und gelehrten Dingen die Rede, d. h. vom äusseren Lebenslauf, hernach fast nur noch von Welt- und Lebensanschauung, vom tiefsten Grund und Wesen des Daseins. Schopenhauer waltet gleich im ersten Brief der Freundschaft, Rohde sendet Nietzsche „das Bild des genialen Mannes, dessen Lehren wir es doch vorzüglich verdanken, dass wir in allen Hauptsachen so ausnehmend harmonisch gestimmt waren.“ Und wie einen tief ergreifenden Scheidegruss schickt der bereits abtrünnige Nietzsche 1877 eine Wagnerbüste an Rohde, der darauf schreibt: „der Wagnerkopf ist bereits aufgestellt und mir stäts vor Augen, eine fortwährende Erquickung mit seinen in jedem Zuge festen und bedeutenden und stolzen Linien. Mich dünkt, ein kleinlicher Gedanke, wie er sonst sich leicht genug einschleicht, kann in solcher Gegenwart gar keine Wurzel schlagen. Und so soll dieses Bild mich an ihn zugleich und an dich, mein Freund, erinnern, immerfort, und wie eine reine stärkende Luft mich reinigen und die Brust mir heben.“ Am 9. Dezember 1868 schreibt Nietzsche: „Wagner, wie ich ihn jetzt kenne, ist die leibhaftigste Illustration dessen, was Schopenhauer ein Genie nennt.“ Sehr schön schreibt Rohde in seinem Tagebuch (Crusius S. 231) einmal vom Genie: „‚Das unterscheidet Götter von Menschen, dass viele Wellen *vor* jenen wandeln; uns hebt die Welle, verschlingt die Welle, und wir versinken.‘ Unübertrefflich! Aber auch uns Arme hebt, in glücklichsten Stunden, im Genusse seiner Kunstwerke, der *Genius* (der künstlerische wie der philosophische) mit feurigen Armen aus dem ewigen Meere empor: dann sehen wir, selig unbewegt, das herrliche Schauspiel dieses Wellenspieles, von Noth und Angst befreit, „*vor uns wandeln*:“ in solchen Momenten sind wir wie die Götter! Und solche höchste Wohlthäter sollten wir nicht heroisch verehren?! . . .“ Und er erwidert Nietzsche am 23. Dezember 1868: „und schon, dass solche Genien existieren, unter uns wandeln oder gewandelt haben, gibt dem Leben Halt. Bloss der Gedanke an die Existenz, das innere Leben eines Goethe und Beethoven, Schopenhauer erquickt und stärkt. Darum begrüsse auch ich mit Jauchzen den neu erkannten Göttersohn, der hienieden Richard Wagner heisst. So reines und ganzes Streben ist wie ein leuchtender Stern am finstern Himmel.“ Jetzt wird der Bayreuther Gedanke auch die allerwichtigste persönliche Angelegenheit der Freunde. Nietzsche tritt mit aller Thatkraft für die Verwirklichung ein, ja er will sogar sein Amt aufgeben, um im deutschen Vaterlande Wanderprediger für die Festspiele zu werden: „es muss eben jeder thun was seine Pflicht ist, und im Collisionsfalle, was seine Pflicht *mehr* ist.“

Dass die Freunde mit solchen Gesinnungen immer mehr vereinsamten, war nur natürlich. In allen Briefen klingt die Trauer über die Freundesfeindin, die böse Ferne wieder. Beide standen unter den Philologen überhaupt und unter ihren Amtsgenossen in Basel und Kiel allein, ja fremd und gleichgiltig, nicht etwa aus geistigem Hochmuth, sondern weil sie in ihrer weiteren und näheren Umgebung kein Verständniss fanden für das, was ihr Herz bewegte, für Bayreuth. Rohde verkehrt mit den Kieler Professoren aufs freundschaftlichste, aber findet, „dass

*) Alle wichtigen auf Wagner bezüglichen Stellen aus *Nietzsches* Briefen sind in der *Musik*, II. Jahrgang erster Quartalband S. 83 ff. u. 193 ff. ausgehoben.

zwischen diesen trefflichen Männern und mir im tiefsten Grunde eine so totale Differenz in allem Letzten und Bestimmenden bestand, dass man im Grunde mit fast allen weiten Begriffsbezeichnungen ganz verschiedenartige Dinge meinte." Und Nietzsche fühlt sich unter den Baslern „im Ganzen ohne jedes Bedürfniss mich mit ihnen näher abzugeben, aber auch ohne allen Neid. Allmählig gewöhnen sich die Leute auch daran, mich allein zu lassen, nicht ohne ein Gefühl des Bedauerns — denn sie glauben, ich werde mich so nicht in Basel wohl fühlen und amüsieren." Mit der „Geburt der Tragödie" begann der Streit zwischen Nietzsche und der Zunft. Die Briefe eröffnen einen genauen Einblick in die damaligen Zustände und geben einen lebendigen Hintergrund zum Verständnisse des Meisterbriefes (Schriften 9, 350 ff.). Rohde stand Nietzsche treulich zur Seite. Mit welchen Mitteln gegen Nietzsche gekämpft wurde, beweist zur Genüge der Umstand, dass Basel derart in Verruf kam, dass in einigen Semestern die philologischen Zuhörer ganz ausblieben. Nietzsche war ja in Amt und Würden und insofern immerhin einigermaassen gesichert. Rohde aber war noch ausserordentlicher Professor und wagte daher sehr viel, seine ganze Zukunft, indem er muthig für Nietzsche eintrat. Prächtig schreibt Nietzsche am 12. April 1872: „herzliche und grosse Freude hast du mir gemacht, als du an Wagner den Brief abschicktest. Wir haben nun einmal für das Beste und Edelste, was wir wollen, keinen andern Patronus: weshalb ihm von Rechtswegen alles als Opfergabe zukommt, was auf unserem eigenen Ackerlande wächst." Ahnungsbang aber wirkt sein Ausruf am 12. Mai 1872: „wann willst du in Bayreuth eintreffen? Ach es ist wirklich unglaublich, was wir erleben! Und zusammen! Wenn ich mir dächte, dass wir in so wesentlichen Dingen uns nicht verstünden! Was würde mir fehlen!" Und am 25. Oktober 1872 dankt er Rohde: „ich sehe, was du in deiner Freundesthat für mich, für Wagner gethan hast!" Es handelt sich hier nicht um beliebige gelehrte Fehde, vielmehr um die geistige Gesammtauffassung eines Problems, ja einer ganzen Wissenschaft. Der Geist, der aus Nietzsches philologischen Schriften zum Entsetzen der Zunft sprach, wirkt geläutert und vertieft in Rohdes Arbeiten fort. Diese Jugendstürme sind auch für die Wissenschaft fruchtbar geworden.

Mit Nietzsches Gesundheit ward es immer schlechter und in banger Ahnung schreibt er am 5. Februar 1875: „mitunter zweifele ich fast daran, ob ich diese heiss und allzulange ersehnten Freudenfeste wirklich aushalten werde." Den Proben von 1875 musste er fern bleiben. Rohde aber schreibt hoffnungsfroh am 2. Juli 1876: „wie sehne ich mich nach Bayreuth, dem einzigen Ort der Welt, wo ich mich und meine Leiden, und zugleich die Philologie und alle Wagnerei, und diese fatale akademische Dunstluft, völlig loswerden und in ein wonnereiches Meer ganz eintauchen kann!"

Die Bayreuther Blätter begegnen bei Nietzsche schon am 21. November 1872 als „die von Wagner und mir längst geplante periodische Zeitschrift, in der, praktisch, durch Beispiel, die Möglichkeit einer hochgesinnten und durchaus fürnehmen, wahrhaft belehrenden Kulturzeitung bewiesen werden soll." Zur Mitarbeit Nietzsches kam es freilich nicht mehr. Rohde gab nur eine unbestimmte Zusage und schreibt am 15. Februar 1878: „ich kann mir freilich keinerlei Vorstellung machen, in welcher Art und Form man dort auftreten könnte. Das erste Heft macht einen trüben Eindruck: auch aus Wagners Worten klingt mir tiefe Muthlosigkeit entgegen." Mit der ‚Religion der Griechen', dem Hauptteil der Heidelberger Prorektoratsrede, kam er schliesslich aber doch noch in die Blätter (1895, 209 ff.).

Höchst seltsam kündigt sich Nietzsches Wandlung an. Da gilt ihm plötzlich Siegfried Lipiner als „ein veritables Genie" (S. 538), und Paul Rée spielt bei der ‚Umwerthung' offenbar auch eine grosse und verdächtige Rolle (S. 545

und 549). Bei der ‚Umwerthung' treten doch schliesslich immer mehr semitische ‚Werthe' an Stelle der ursprünglich klar und hell erschauten deutschen Ideale. Rohde schreibt, als ‚Menschliches, Allzumenschliches' erschien, am 16. Juni 1878: „kann man denn so seine Seele ausziehen und eine andere dafür annehmen? Statt Nietzsche nun plötzlich Rée werden? ich stehe noch immer erstaunt vor diesem Mirakel und kann darüber weder froh sein noch irgend eine bestimmte Meinung haben: denn ich begreife es noch nicht so recht." Und am 22. Dezember 1879: „Ich denke zurück an alle die Stunden und Tage, die wir im Schatten Wagners miteinander zugebracht haben; ich denke immer an dich, wenn ich die besten und reinsten und folgenreichsten Momente meiner Jugend mir ins Gedächtniss heraufsteigen lasse. Ich kann dich nie verlieren, mögest du die fernsten Gedankengebirge erklettern. Ich sollte dich trösten in all deinen Qualen: aber ich kann nichts andres sagen, als dass ich aus deinen neuesten Büchern bei aller Beruhigung des Geistes, die sie mittheilen, eine fortwährende Mitqual gewinne." Die letzten Briefe werden immer allgemeiner, die Freunde hatten sich nichts mehr zu sagen. Ja Nietzsche bittet sogar einmal Rohde, nach Zusendung eines Buches nicht mehr zu schreiben (S. 565). Beim Zarathustra rühmt Rohde Form und Sprache: „gewiss darum schuf sich Plato seinen Sokrates und so du nun Deinen Zarathustra." Nietzsche fühlt freilich auch hier eine schwermüthige Frage, als ob Rohde sagen wollte: „wie ist es nur möglich, dass wir so wenig noch gemein haben und wie in verschiedenen Welten leben! Und einstmals — —". Dann erklärt er: „ich bilde mir ein, mit diesem Zarathustra die deutsche Sprache zu ihrer Vollendung gebracht zu haben. Es war, nach Luther und Goethe, noch ein dritter Schritt zu thun . . . Mein Stil ist ein Tanz!"

Frau Förster schildert S. XXVII. den Eindruck, den die Nachricht von Rohdes Tod auf ihren kranken Bruder machte: „er sah mich lange mit grossen traurigen Augen an: Rohde tot? ach! sagte er leise und bewegt, dann wandte er schweigend und in tiefen Gedanken das Haupt, eine grosse Thräne rollte langsam über seine schmale Wange herab. Gedachte er jener fernen glücklichen Zeiten, die uns diese Briefe so deutlich vor Augen führen? — —" Ganz ebenso sass Nietzsche auch einmal am See bei Triebschen (vgl. Chamberlain, Richard Wagner, kleine Ausgabe S. 20/1).

Fritz Schöll hat die Briefe mit sachlichen Anmerkungen und einem sorgfältigen Namenverzeichniss versehen. Er und Frau Förster schrieben ein Vorwort. In den Briefen, namentlich in denen Rohdes, ist manches weggelassen, mit Rücksicht auf noch lebende Fachgenossen. Aber es sind offenbar nur unwesentliche rein philologische Dinge und persönliche Bemerkungen und Urtheile, die weggeblieben. Ein persönliches, tief schmerzliches Erlebniss Rohdes wurde ausgeschaltet. Aber ein Brief über den Tristan ist in der Anmerkung S. 610 aus dieser Zeit mitgetheilt: „Tristan hat mich viel zu persönlich erschüttert. Vielleicht war es doch so recht; ich fühlte den ungeheuren Pulsschlag der sehnenden Leidenschaft ganz unmittelbar mit; nichts schien mir überschwänglich, nichts verstiegen. Und welche Töne! Gewiss gibt es in der Welt keine andere Musik von solcher Nothwendigkeit: meine Seele sang unmittelbar mit in diesem tönenden Meeresrauschen der strömenden Empfindung. Da ist nichts von künstlich-künstlerischer Willkür, die solchem dämonischen Zwange gegenüber Einem fast frech erscheinen muss. Die Wirkung im Ganzen war aber zu heftig für mich; diese ungeheure Ausbeutung des Gefühls reisst den Mitfühlenden ganz aus der Menschenwelt hinweg, ein wahrer Todesrausch trägt ihn hinüber in jenes dämmernde Reich, wo die Liebe ohne Ende wohnt und darbt; mit einem wahren Krampf muss er sich wieder in die Tageswelt der Menschen zurück rücken . . . . . Noch

tönt mir, vor allen andern Erinnerungen, der Anfang des Vorspiels zum dritten Akt (die 5 ersten Töne) immer im Herzen nach: er kommt mir vor, wie ein langgezogenes tieftönendes Glockenläuten, das allem Glück und allem tröstlichen Licht der Erde zu Nacht und Grabe läutet; es ist furchtbar traurig! . . . . ich fühlte beim Fortgehen gestern recht tief, wie ich den Dichter dieses wunderbaren Gedichtes im innersten Grunde liebe; wüsste ich sonst nichts von ihm: mit wem man so etwas erlebt hat, den muss man wohl lieben."

Ein bestimmter äusserer Anlass für Nietzsches Abfall ist in den Briefen nicht erwähnt. Die Herausgeber bemühen sich aber vergeblich, die Meinungsverschiedenheit über Wagner als verhältnissmässig nebensächlich bei der Trennung Rohdes von Nietzsche hinzustellen. Dieser Versuch ist denn doch arg sophistisch! Schopenhauer und Wagner „erhöhten" nicht etwa bloss die Freundschaft Nietzsches und Rohdes, vielmehr sie begründeten, weihten und beseelten diesen Bund. Und als Nietzsche „seine Seele auszog", da war er von Rohde, der treulich seine Seele wahrte, geschieden. Eine so hehre Freundschaft beruht doch nicht bloss auf persönlichem Wohlgefallen und Berufsgemeinschaft, sondern auf gemeinsamen überpersönlichen Zielen, auf Liebe und Glauben! Wer den Glauben aufgibt, verliert den Freund, der dem einstigen Genossen nur noch mitleidsvolle Theilnahme widmen kann. Und daran liess es Rohde auch nicht fehlen. Dass Nietzsche durch Umwerthung seiner ethischen Werthe von Schopenhauer und Wagner los kam, ist in seiner geistigen Entwicklung begründet und verständlich. Dass ihm dieser Schritt schwer fiel, ist natürlich. Aber das psychologische Rätsel liegt nur in der Art, wie er mit abstossender Trivialität und grenzenloser Flachheit, mit den albernsten, sich selbst aufhebenden Widersprüchen und Behauptungen und mit Verletzung des gewöhnlichsten Anstandes Wagner angriff. Diese niedere Gesinnung lässt sich nur aus geistiger Krankheit und Umnachtung nothdürftig entschuldigen, oder wir müssten schliessen, der so vornehme Nietzsche war im Grunde eine unedle Seele, die sich und Rohde jahrelang mit wunderhehren Idealen und unvergleichlich gehaltreichen und klaren Schriften schamlos täuschte und belog! Wenn er im Brief vom 21. Mai 1887 (S. 580) wegen Taine in maasslos gereiztem Ton auf Rohde losfährt, so vergisst sein armer kranker Kopf, dass er sich selbst damit verurtheilt. Wie hätte ihm vom selben Standpunkt Rohde auf den ‚Fall Wagner' erwidern müssen!? Mit tiefster Verachtung solcher zumal in der Oeffentlichkeit niederträchtigen Kampfesweise.

Mit Recht schreibt Rohde (bei Crusius S. 168 Anm. 3): „Sein Verhalten zu Wagner in den letzten Zeiten zeigt, dass wirklich längst etwas krank war in ihm: denn sicher wäre ihm in diesem Falle diese Art des Kampfes unmöglich gewesen, nach seiner ganzen Natur." So vernichtet Nietzsche selber jedes tiefe Mitgefühl für den erschütternden Vorgang, dass er eine Weltanschauung, die das Glück und die Hoffnung seiner Jugend war, neuen Erkenntnissen aufopfern musste. Es fehlt dem Seelenkampf selbst alle Hoheit und Weihe.

Wer uns Nietzsches Seelenleben wahrheitsgetreu schildern und erklären will, darf also nicht dabei stehen bleiben, dass er zeigt, wie ein neuer Wahn den alten ablöste und aufhob; sondern er muss uns vornehmlich darüber belehren, warum Nietzsche diesen ernsten inneren Vorgang nur so würdelos, gemein und geschmacklos zu äussern vermochte. „Welches Unholds List liegt hier verhohlen?"

Auf die gegen Schemann und mich gerichteten Bemerkungen Schölls (S. XV/XVI) erwidere ich, dass ich natürlich nicht in Nietzsches thörichter Einbildung über seine Komponistenfähigkeit, deren krankhaft lächerliche Ueberspanntheit aus Stellen, wie denen in der Neuen deutschen Rundschau 1901 Seite 618 deutlich genug hervorgeht, den ersten Grund für seinen Abfall von Wagner sehe. Die „unschuldige

Freude“ wird krankhaft in dem Augenblick, wo sie sich am Grössten misst und bekundet eine geistige Störung, die alle Maassstäbe verlor. Nietzsches musikalische Selbstverherrlichung ist nur ein Anzeichen davon, dass ihm die gesunde Empfindung und Urteilskraft schon frühe zeitweilig getrübt, ja ganz abhanden gekommen war. Nietzsche war doch zweifellos nicht so dumm und lächerlich eitel, wie er sich in seinen musikalischen Urtheilen nach dem Abfall gelegentlich gibt.

Nietzsche ist uns verehrungswürdig als hochgesinnter, furchtloser Vorkämpfer für den Bayreuther Gedanken. So erscheint er in den Briefen bis 1877, so lebt er einzig im Andenken seines Freundes Erwin Rohde, dessen wahrhaft edle Persönlichkeit eine wohlthuende Ergänzung zu Nietzsche ist. Schade, dass wir von Rohde keine eigentlichen Wagnerschriften besitzen uud dass von einem vielbewunderten Ringvortrag, von dem mir Crusius schreibt, leider nichts erhalten ist. In Rohde lebte das bessere Teil von Nietzsche ungetrübt und unverdorben fort.

Rostock. **Wolfgang Golther.**

„Der Kern der Wagnerfrage.“

(Museumskunst oder Bühne der Lebenden.)

Die Flugschrift, die Paul Marsop unter diesem Titel in die Welt sandte, hat ihres sehr radikalen Inhalts wegen Aufsehen erregt. „Man beschränke sich im Konzertsaale darauf, das Andenken der klassischen Meister pietätvoll zu ehren, gebe auch ein und ein andermal jüngeren, ernst vorwärts strebenden deutschen Tonsetzern Gelegenheit, ihre kompositorische Technik ebendort lernend zu überprüfen: wende aber das beste Theil der verfügbaren Kräfte fernerhin an die Pflege des musikalischen Dramas.“ Wer von solchen Anschauungen ausgeht, dem kann es nicht an Widerspruch fehlen und man hat dem geistreichen Verfasser denn auch den Vorwurf nicht erspart, wagnerischer als Wagner selbst zu sein. Inzwischen hat Marsop einiges Wasser in seinen Wein gegossen, er hat erklärt, der nichtdramatischen Musik keineswegs das Zügenglöcklein läuten zu wollen, sondern nur darnach gestrebt zu haben, das dramatische Schaffen, wie es der Meister gewollt, wiederum in den Mittelpunkt des musikalischen Interesses der Oeffentlichkeit zu rücken. Für diese letztere Absicht verdient er unsern Dank, denn um das dramatische Schaffen unserer Komponisten ist es schlecht bestellt. Während auf dem Gebiete des Liedes, der Sinfonik, des Chorgesangs die neuere Zeit nicht wenig bedeutende und anerkannte Leistungen aufzuweisen hat, ist das Belangvolle, was seit Wagner für die deutsche Bühne komponirt wurde, an den Fingern einer Hand schon abzuzählen und ausser „Hänsel und Gretel“ hat eigentlich nichts den vorhandenen Schatz von Werken des musikalisch-dramatischen Genres dauernd bebereichern können. Was lehrt uns diese Thatsache?

Zunächst, dass ein so ungeheures Genie wie Richard Wagner die nachstrebenden geringeren Begabungen nothwendigerweise in den Schatten stellt, zumal wenn sie so unklug sind, ihm auf Stoffgebiete zu folgen, wo sich der fatale Vergleich dem Hörer fast unwillkürlich aufdrängt. Die Sphäre des hohen Pathos ist den Epigonen verschlossen, so lange sie der technischen Mittel, der Errungenschaften Wagners sich bedienen, das Verlangen nach einer neuen Technik aber ist mindestens frivol, wenn man bedenkt, wie lang es gedauert hat, ehe die Wagner'sche Technik die Mozartsche ablöste. Und da sollen unsere Tondichter jene schon 20 Jahre nach dem Tode des Meisters „überwunden haben“? Jeder Kenner der

Musikgeschichte sollte lächeln über eine solche Forderung und den naseweisen Propheten einer neuen Kunstepoche ins Wort fallen, wenn sie die Leute mit ihrem Gerede von einer *nuova musica* völlig kopfscheu machen. Unsere dramatische Tonkunst bedarf, eben weil sie dem oberflächlichen Urtheil gegenüber in ungünstiger Lage sich befindet, wirklich eines eifrigen, beredten Anwalts, einer liebevollen Behandlung.

Wer sich die Mühe nimmt, ein bischen näher zuzusehen, wird übrigens finden, dass wir aus dem blossen Epigonenthum bereits ein gutes Stück herausgekommen sind. Das Gefühl der Proportionalität ist den Schaffenden wiedergekehrt. Man sehe sich die Opernpartituren vor 10 Jahren und die heutigen an. Wie anders die ausschauen! An einem unserer Allerbesten, an Engelbert Humperdinck, können wir den Prozess der Klärung besonders gut verfolgen. In „Hänsel und Gretel" noch das schwerste polyphone Rüstzeug, wie es den gewaltigen Stoffen der „Meistersinger" und der „Götterdämmerung" entsprach. Und hierauf eine fortschreitende Entledigung des kontrapunktistischen Ballasts, eine immer bessere Anpassung von Form, Inhalt und Tonstärke. Ich glaube also, wir brauchen nicht zu verzagen, die Entwickelung geht auf gutem Wege, nur darf man von ihr nicht heischen, dass sie in einem Jahrzehnt Strecken zurücklege, die sie normaler Weise bestenfalls in einem Menschenalter durchmessen kann.

Ich habe schon bei einer früheren Gelegenheit bemerkt, dass sich die Musik ebensowenig kommandiren lässt als die Poesie. Je mehr echt dramatische Begabungen unter uns erstehen, desto rascher wird die Entwickelung sich abspielen. Eine ausgeprägt lyrische Begabung aber wird, sobald sie sich aufs dramatische Feld wagt, nur faule Ernte halten können. Spezifisches Talent ist allemal stärker als die treuesten Vorsätze. Man soll die Worte unseres Meisters, die von den Vorzügen des dramatischen Genres handeln, mehr dem Geist als dem Buchstaben nach in der Praxis zur Anwendung bringen. Ihm selber scheint es wenigsteus nicht eingefallen zu sein, seinen grossen Freund Liszt, nachdem ihm dessen küustlerisches Wesen klar geworden war, zur Schaffung eines Opernwerkes anzueifern. Auch Marsop hat nachträglich erklärt, es nicht darauf abgesehen zu haben, Künstler, denen die spezifische Anlage fehlt, zum Drama zu nötigen. Nur die vorhandenen Talente sollen herangezogen werden und Anregung, Ermunterung und nicht zuletzt auch Vertrautheit mit den Handwerksgriffen ihrer Kunst empfangen.

In diesem Punkte muss man dem Verfasser wohl beipflichten. Viele junge Komponisten scheitern in der That an einer mangelhaften Kenntniss der Bühne und ihrer besonderen Wirkungen, und sie berufen sich nur allzuoft auf Wagner, welcher der Bühne doch auch so viel bis dahin Ungewohntes abgetrotzt habe. Allein sie vergessen, dass der Meister, ein unvergleichlicher Kenner der Bühne, von ihr nichts forderte, was ihrem Wesen widersprach, dass er, aus ihren besonderen Bedingungen heraus, ihr Aufgaben stellte, denen sie schliesslich bei gehöriger Kraftanspannung gerecht wurde. Vor einiger Zeit veröffentlichte ein französisches Blatt einen lehrreichen Artikel, worin ausgeführt wurde, dass das in volkswirthschaftlicher Hinsicht so bedeutsame Uebergewicht der französischen Dramatik über die deutsche nicht in einer künstlerischen Ueberlegenheit beruhe, sondern darin, dass die deutschen Dramatiker selten ein bühnengerechtes Werk liefern, dass die Theater vielmehr in den meisten Fällen genöthigt seien, das deutsche Stück erst „einzurichten". Der französische Autor aber verschmähe es nicht, bevor er seine Arbeit veröffentlicht, sie Theaterfachleuten, Schauspielern, Regisseuren etc. vorzulegen und deren Rat sehr sorgfältig einzuholen. Da hätten wir also eine Stütze für Marsops Ruf nach einer besseren dramaturgischen Vorbildung unserer für die Bühne schaffenden Künstler. Lernen geht dem Können

und Leisten voraus, und Wagner, der grosse Lerner, mag unserer Jugend ein gutes Vorbild sein. Zufällig erfuhr ich, dass er, der Hofkapellmeister, der Schöpfer des „Rienzi", „Holländer" und „Tannhäuser", es nicht verschmähte, seinen Lohengrin mit dem vorzüglichen Dresdner Oboer Hiebendahl in Bezug auf den Part dieses Instrumentes genau durchzugehen, und man weiss, wie besonders dankbar des Meisters Partituren vom Lohengrin an gerade für die Oboe geschrieben sind. Es vergibt sich also Keiner etwas, wenn er sich in technischen Dingen mit einem Fachmann berath. Und doch glaube ich, wär's im dramatischen Schaffen mit der blossen Aneignung einer geschickten Mache nicht gethan. In dem einen Satze des Meisters: Jeder Takt einer dramatischen Musik ist nur berechtigt, wenn er sich auf ein Moment der (inneren oder äusseren) Handlung des Dramas bezieht, in diesem einen Satz steckt kondensirt alles theoretische Wissen, das der junge Tondichter braucht, aber Nutzen daraus ziehen wird er nur dann können, wenn sich zu dieser Erkenntniss die lebendige Einsicht gesellt, welche wiederum einen angeborenen Blick, die gestaltenschauende Kraft, die dramatische Sehergabe voraussetzt. Und es ist doch nicht blos die äussere Mache, woran's uns Deutschen fehlt, es liegt auch an einer inneren Disposition, dass der dramatische Sinn bei uns nicht so wie bei andern Völkern entwickelt ist. Es liegt im Gegensatz zu dem geberdenreichen Romanen eine gewisse Schwäche des Mittheilungsbedürfnisses zu Grunde, wir sind stärker im Monolog als im Dialog. Unsere grossen dramatischen Genies bilden seltene Ausnahmen, wogegen das dramatische Talent bei den italienischen und französischen Künstlern die Regel bildet.

Eine wirkliche Lösung der Frage nach der Zukunft des Musikdramas werden uns also nur die schöpferischen Talente geben können. Was Marsop vorschlägt, kann eine bessere Zeit anbahnen helfen, aber nicht herbeiführen. Nichtsdestoweniger bleibt so Manches beherzigenswerth, was er als dringende künstlerische Kulturarbeit verlangt. Der Nachdruck, womit er das nationale Moment betont und Künstler und Publikum an ihre Pflichten mahnt, die Wärme seines Idealismus ist uns gewiss sehr sympathisch und darin hat er unbedingt Recht, dass Vieles auch ausserhalb Utopiens besser sein könnte, als es ist. Aber seinem Vorurtheil gegen die Kunst, die nicht mit uns und nicht bei uns geboren ist, kann ich nicht beipflichten. „Während die romanischen Völker einem bedenklichen Leben auf den Augenblick hin sich überlassen und eigentlich nichts recht empfinden, als was die unmittelbare Gegenwart ihnen bietet, baut der Deutsche die Welt der Gegenwart sich aus den Motiven aller Zeiten und Zonen auf", lehrt uns der Meister und warnt uns damit vor einseitiger, übertriebener Abschliessung gegen das Genie der Vergangenheit und der Fremde. Wir werden demgemäss manche der allzuscharf pointirten Sätze Marsops *cum grano salis* zu verstehen haben. Allein gerade diese Pointirung ists, die ihnen die Würze und damit auch die Wirksamkeit gibt, anzuregen und hoffentlich Einfluss zu gewinnen. Denn auch also sprach Richard Wagner: „Kinder macht Neues und abermals Neues! Hängt Ihr Euch ans Alte, so hat Euch der Teufel der Inproduktivität und Ihr seid die traurigsten Künstler!" Ich meine, diese Sätze bilden keinen unlösbaren Widerspruch für den, der sie nicht als Regeln einer starren Tabulatur begreift, sondern als komplementäre Hausgesetze einer geordneten von aller Einseitigkeit freien Kunstpflege.

R. Batka.

Parsifal in Partiturausgabe.

Verlag von Schott's Söhne, Mainz.

Rasch ist den Ringpartituren die Ausgabe des Parsifal gefolgt. Sie übertrifft jene noch an Bedeutung. Während man den Ring wenigstens auf Theaterbibliotheken einsehen konnte, war Parsifal nur durch die Liebenswürdigkeit Bayreuths und des Verlags, oder reicher Privatpersonen zugänglich. Jetzt ist die Partitur Gemeingut der musikalisch Gebildeten, und ihre Veröffentlichung widerlegt alle Gerüchte von einer angeblichen Zurückbehaltung des ganzen Stoffes, wie sie zum Schutze des Bühnenweihfestspiels auch nach 1913 beabsichtigt sein sollte. Nein, gerade wenn sich die Partitur recht weit verbreitet, wird der Parsifal geschützt; denn die gesamte Musikwelt gewinnt aus ihr eine viel klarere Erkenntniss des Werkes, als bisher möglich war. Wie beim Ring, ebenso muss vor dieser Ausgabe jeder unsachliche Angriff auf den künstlerischen Werth der Musik nunmehr schweigen, wenn dadurch auch der unfreiwillige Reiz und Ruf manches Konservatoriums-Unterrichts schlimme Einbusse erleiden mag! Der Erfolg, der den Unternehmungen des Schottischen Verlags beschieden ist, würde jedenfalls den andern Verlegern auch winken, wenn sie sich entschlössen, die Partituren herauszugeben, womöglich in gleichem Format (Payne) und gleichen Ausstattungen (zu 3 Bändchen, um 24 Mark, oder auf Deutsch-China-Papier in einem Bändchen, um 30 Mark). Eigentlich ist es doch sonderbar, dass wir die letztvollendeten Werke des Meisters zuerst bekommen.

Dr. Karl Grunsky.

Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.
Im Verlage des Herausgebers.
Druck v. Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

VII. — IX.

In diesem Leben, das ein Krieg auf Leben und Tod mit dem Zeitgeist ist, scheint mir der Werth jeder anderen Kriegführung zweifelhaft.

Die Fähigkeit der Liebe, der Bewunderung ist als das Kennzeichen und Maass hoher Seelen zu betrachten. Unklug geleitet, führt sie zu manchen Uebeln, aber ohne sie kann es nichts Gutes geben.

Ein sich selbst bewegender Mann, der kein Gliedermann ist, setzt man ihn in das Herz irgend einer Sache, wird diese immer einigermaassen in Bewegung setzen. (Thomas Carlyle.)

Richard Wagner an Friedrich Feustel.

Vorwort.

Ungefähr 13 Jahre lang hatte Bayreuth unter Missachtung und Anfeindung aller Art um sein Dasein zu ringen gehabt. In den folgenden 13 Jahren ist es dann, ohne dass die künstlerischen Verhältnisse draussen sich wesentlich verändert hätten, eine Sache von Interesse — überlebende Böswillige sagen sogar: „eine Mode“ — für die Umwelt geworden. Jetzt steht es so fest in der Gewohnheit — ich sage nicht im Verständniss — der Allgemeinheit, dass man schon anfängt, gar nichts Besonderes darin zu sehen, und sich nicht viel darüber verwundert, wenn ein dereinst für „unmöglich“ erachtetes Unternehmen nach Belieben vervielfältigt werden soll.

Da thut es denn wohl gut, nicht nur den Gedanken von Bayreuth, als etwas, was doch noch nicht eben zu den „Gewohnheiten“ der Zeit gehört, sondern auch sein Werden sich immer wieder so recht lebhaft zu vergegenwärtigen, um sich dessen vollbewusst zu sein, wie solche Dinge in dieser Welt zu Stande kommen, und mit welchem Leidenssegen sie getauft werden mussten, um in ihrer Eigenart zu erwachsen.

Mit diesem Leiden aber ist doch auch stäts noch etwas Anderes verbunden, was man wohl als das thätige Mitleiden bezeichnen könnte, wenn es nicht ein noch einfacheres deutsches Wort dafür gäbe: die Treue. — Man lernt aus der Geschichte von Bayreuth, ausser der Grösse seines Meisters und der Kleinheit der Welt, in schönen Beispielen gar verschiedener Art jenes Unermessliche, Geheimnissvolle kennen, wodurch sich eine Persönlichkeit gläubig an eine ideale Sache hingibt.

An dieser Stelle (1891 S. 342) ist bereits bei der traurigen Gelegenheit, als dem Dahingeschiedenen der Nachruf zu schreiben war, die Persönlichkeit Friedrich Feustel's in solchem Sinne geschildert worden. Wer die nachfolgenden Briefe liest, welche der Meister durch die Zeit von 12 Jahren an diesen herzhaft getreuen und klugen deutschen Mann als seinen ersten Bayreuther Freund und Gehilfen gerichtet hat, der bedarf weiter keiner Wiederholung seines Charakterbildes.

Da sehr viel Reingeschäftliches, auch Privatgeschäftliches, in diesen Briefen enthalten ist, welches zur öffentlichen Beleuchtung der Bayreuther Geschichte und des persönlichen Verhältnisses nicht dient, und da ausserdem von dem vielen Reinpersönlichen, wie es der nahe Verkehr in vertraulichster Weise mit sich brachte, nur einige Proben genügen, um die Stimmung zu bezeichnen und die Mittheilung zu beleben: so konnte die ganze Menge der vorhandenen Schreiben für unsere Veröffentlichung, mit der in solchen Fällen stäts gebotenen strengen Vorsicht, fast auf die Hälfte beschränkt werden, die dann doch immer noch die Zahl 70 erreicht.

Noch einmal erlebt der aufmerksame Leser die schwere Werdezeit unseres heutigen Bayreuth, und wenn er sich zum Schlusse wird sagen müssen, dass inzwischen durch die Kraft der Treue so Manches gewonnen ward, was damals schier undenkbar und nimmer zu hoffen schien, doch aber stäts gedacht und gehofft worden war: so wird er im Geiste einen Kranz dankbarer Pietät an diesem Denkmal jenes Treuen niederlegen, welcher zu jener Zeit ein so vertrauenswerther Mitarbeiter war, und dessen persönlicher Erbe, Erbe vor Allem auch in solcher, stäts wachsender Arbeit, noch heute am Allerbewundernswürdigsten bezeugt, was „thätiges Mit-Leiden" bei grossen Dingen und mit grossen Persönlichkeiten zu bedeuten hat.

H. v. W.

1.

Hochgeehrter Herr!

Durch meinen lieben Neffen, Clemens Brockhaus in Leipzig, ist mir die sehr angenehme Versicherung zugekommen, dass Sie freundlich mir begegnen würden, wenn ich mich in der nicht unbedeutenden Angelegenheit, welche auch bereits zu Ihrer Kenntniss gelangt ist, an Sie zu wenden gedächte.

Ueber das Unternehmen selbst erlaube ich mir Ihnen durch einen unter Kreuzband folgenden Beischluss eine nähere Aufklärung anzubieten. Warum ich für die Ausführung meines Planes mir gerade Bayreuth als Lokal ausgewählt, wird ohne vorbehaltene nähere Mittheilung meinerseits, für jetzt aus den Anforderungen, welche ich für dieses Lokal aufstellte, nicht unerräthlich sein. Der Ort sollte keine Hauptstadt mit stehendem Theater, auch keiner der frequentesten grossen Badeörter sein, welche gerade im Sommer mir ein durchaus ungeeignetes Publikum zuführen würden; er sollte dem Mittelpunkte von Deutschland zu gelegen, und ein bayerischer Ort sein, da ich zugleich an eine dauernde Uebersiedelung für mich dabei denke, und diese im Fortgenuss der vom Könige von Bayern mir erwiesenen Wohlthaten, nur in Bayern zu treffen für schicklich finden muss. Ausserdem hat mir schon in frühester Zeit dieser freundliche Ort mit seinen Umgebungen einen anziehenden Eindruck hinterlassen, und dass ich seinen Bewohnern noch ganz fremd bin, dürfte mich zunächst nicht abschrecken.

Als ein sehr erfreuliches Anzeichen erfasste ich jedoch sogleich den Umstand, dass meine gute Schwester, Ottilie Brockhaus, mir von den

freundlichen Beziehungen melden konnte, in welche ihre Familie zu der hochgeehrten Ihrigen gelangt ist, und ich gab etwas darauf, gerade auch im Sinne dieser Beziehungen Ihrem Wohlwollen mich empfohlen zu wissen.

Somit gestatte ich mir sogleich mit meinen Anliegen Sie näher bekannt zu machen.

Vor allen Dingen sind es verschiedene nicht unwichtige Auskunftsertheilungen, um welche ich Sie anzugehen habe.

Ich nehme an, dass die Stadt Bayreuth in keiner Weise zur Beschaffung der Mittel für mein Unternehmen in Anspruch genommen werden soll. Energische Freunde meines Vorhabens sind dafür in Bewegung, mir die nöthigen Kosten aufzubringen, und bereits bin ich durch ihre Erfolge dazu berechtigt, wegen des Baues meines provisorischen Theaters, welcher allerdings selbst, der Ungunst der Jahreszeit wegen, für jetzt bis zu nächstem März verschoben werden muss, die nöthigen Vorkehrungen im Betreff der Erwerbung des Terrän's zu treffen. Hierfür gedenke ich mich in kurzem, spätestens Ende dieses Monates, selbst in Bayreuth einzufinden. Zunächst habe ich mich aber glücklich zu schätzen, für die Erledigung bedeutender Vorfragen, Ihrer gütigen Erlaubniss gemäss, an Sie, hochgeehter Herr, mich wenden zu können. Diese betreffen zunächst eben die Wahl und die Requisition des Terrän's selbst. Hier scheint es sich mir darum zu handeln, ob die Stadt Bayreuth im Hinblick auf die Vortheile, welche meine Unternehmung, sowohl im Betreff ihres Rufes als auch ihres nicht unbedeutend zu vermehrenden Verkehres mit fremden Besuchern, zu versprechen im Stande ist, sich veranlasst fühlen könnte, den Platz zum Bau meines Theaters unentgeltlich zu überlassen. Ich sage nicht, dass die Unternehmung dieser Unterstützung nothwendig bedürfte; allen Augen muss es aber einleuchten, dass mit einer solchen Vergünstigung von vorn herein ein schönes, höchst empfehlendes Verhältniss zwischen der Stadt Bayreuth und meiner Unternehmung begründet sein würde. Im Falle nun hierzu sich Bereitwilligkeit zeigte, so würde natürlich von einer Auswahl des Platzes meinerseits nicht die Rede sein können. Anderen Falles dagegen, wenn ich den Platz zu kaufen habe, so wünschte ich einen geneigten Vorschlag von Ihnen. Wir brauchen für das Bauwerk, einschliesslich der Vorsprünge, einen Flächeninhalt von annähernd zweihundert Fuss (Preussisch) im Quadrat, und von den mir gestellten Bedingungen würde es dann abhängig zu machen sein, wie viel Raum für die freie Umgebung dazu genommen werden könnte. — Im Betreff der Wahl des Platzes, wenn diese in dem bezeichneten Sinne von mir abhängig gemacht wird, ist mein Wunsch auf das freie Feld gefallen, welches, von einer Landstrasse unterbrochen*) an das Ende des Schlossparkes stösst. — Hierbei erwähne ich sogleich, dass ich als Grundstück für meine eigene Niederlassung ein längliches Wiesenterrän

*) Oder vielmehr: von ihm getrennt. —

in Wunsch genommen hatte, welches, von der linken Seite des Schlossgartens ebenfalls gegen dessen Ende hin, nach der Strasse führt, auf der man zur Eremitage fährt (wovon der Herr Schlossverwalter, der mich hier im vorigen Frühjahr führte, nähere Auskunft geben könnte).

Des weiteren habe ich nun des Haupteinwurfes Erwähnung zu thun, welcher mir gegen die Wahl von Bayreuth von Seiten der Patrone meiner Unternehmung gemacht wird. Dieser betrifft die Sorge, dass in Bayreuth das genügende Unterkommen für die Gäste nicht gefunden werden könnte. Es handelt sich darum, einem Personal von 200 Menschen für mehrere Monate, im Hauptmonate jedoch 2000 Besuchern, eine gute Bewirthung zu versichern, und diese alle vor Uebertheuerung zu behüten. Ich gebe Ihnen, weil ich aus meiner Kenntniss hiergegen gar keine Vorschläge weiss, diesen Punkt zu vorzüglicher gütiger Ueberlegung, und würde mich sehr freuen, durch Sie in den Stand gesetzt zu werden, meinen Patronen über denselben eine kräftige Beruhigung zukommen zu lassen. Auch würde es mir lieb sein darüber beruhigen zu können, dass es uns nicht an Arbeitern zur schnellen Förderung des Baues gebrechen, und wir etwa durch Strike's uns gelähmt finden dürften. Das Materielle des Baues soll zwar von dem tüchtigen Herrn Hofbaumeister in Bayreuth selbst ausgeführt und überwacht werden; nur muss ich auf der beizubehaltenden Anleitung für den festgestellten, sehr neuen Plan, durch meinen Freund, den königl. Bauinspektor W. Neumann in Berlin bestehen. —

Füge ich dem Vortrage meiner Anliegen sogleich noch die Erledigung des einen Punktes hinzu, nämlich, dass mir, wie mir diess in München bedeutet worden ist, für die ganze Unternehmung die Genehmigung der Behörde zu erwerben habe. Hierbei wird wohl sogleich in das Auge zu fassen sein, dass es sich hier um keine Theaterunternehmung für Gelderwerb handelt: die Vorstellungen werden nur von Eingeladenen und den Patronen der Unternehmung besucht; gegen Entrée kann Niemand zugelassen werden. Dagegen habe ich bereits Sorge dafür getragen, dass den Bewohnern von Bayreuth eine genügende Anzahl von Plätzen zur unentgeltlichen Vertheilung unter sich zur Verfügung gestellt werde. —

Indem ich so glaube, Ihnen, hochgeehrter Herr, für das Erste die Hauptpunkte mitgeteilt zu haben, welche ich Ihrer gütigen Theilnahme, Berathung und Mithilfe vorzulegen mich ermuthigt sah, gestatten Sie mir jetzt noch die Bitte um eine geneigte Antwort, sowie die Versicherung der grössten Hochschätzung, mit welcher ich die Ehre habe, Sie zu grüssen als

Ihr

sehr ergebener

Richard Wagner.

Luzern

1. November 1871.

2.

Hochgeehrter Herr!

Da Sie zu allernächst noch Auskunft in Bezug auf das zu erwerbende Terrain nöthig haben, gebe ich diese zuvörderst in der erforderlichen Eile, indem ich den Ausdruck meiner dankbaren Anerkennung für die mannigfachen sehr ermuthigenden Versicherungen, welches Ihr sehr geschätztes Schreiben enthielt, für eine ausführlichere Mittheilung meinerseits vorbehalte.

Ich kann in der Schnelligkeit mich nicht dessen versichern, ob die Erdarbeiten bis zu 30—40 Fuss Tiefe zu dringen haben werden, und behalte mir hierüber genauere Mittheilungen vor. Sollte nun aber, — wie Sie so freundlich es fast voraussetzen — die Stadt Bayreuth wirklich das Grundstück von sich aus darbieten wollen, so käme es zunächst wohl nur darauf an, dass ein der Stadt geeignet dünkendes Terrain in Aussicht genommen würde, welches die für die Tiefe des Baues erforderlichen Vorzüge besässe; der definitive Entscheid würde dann leicht in der Zeit meines Besuches, (gegen Ende d. M.), in Bayreuth getroffen werden, wobei ich dann jedenfalls auch mit dem Architekten zusammentreffen würde.

Im Betreff des von mir für meine persönliche Niederlassung in das Auge gefassten Grundstückes würde der Schiessstand, da er nur selten sich laut macht, zu überwinden sein.

Doch — da mir im Augenblicke nur wenig Zeit verbleibt — muss ich mich entschuldigen, wenn ich auf meinem nothgedrungenen Entschlusse verharre, und die vielen, so höchst erfreulichen Mittheilungen Ihres werthen Briefes für heute nur mit meinem allerherzlichsten Dank erwidere!

Mit grösster Hochschätzung

Ihr

Luzern ergebenster

5. Nov. 1871. Richard Wagner.

P. S. Herr Bauinspektor W. Neumann in Berlin ist von mir ersucht, auf verschiedene Punkte Ihres geehrten Schreiben's Ihnen direkt von sich aus die nöthige Auskunft zu ertheilen.

R. W.

3.

Hochgeehrter Herr!

Ihrer vortrefflichen Nachrichten — wie ganz besonders sie mich auch aus anderen, als Nützlichkeitsgründen erfreuen — hätte es nicht bedurft, um mich in meinem reiflich erwogenen Vorsatze zu bestärken, wie wohl ich nicht leugnen darf, dass sie auch dies bewirkt haben. Sie haben nur den Wink meines guten Dämons bestätigt, der mir als ich nach dem Flecke deutscher Erde suchte, auf dem ich endlich mich auch bürgerlich heimatlich niederlassen sollte, dieses fast unbeachtete, so freund-

lich in Deutschland's Mitte liegende Bayreuth aus ferner Jugenderinnerung hervorrief. Nun wir so weit sind, beginnt man sich anderweitig um meine Unternehmung zu bewerben: der Stadtrath von Baden-Baden bietet mir ein Terrän gratis an; auch Darmstadt will sein Theater nach meinem Plane neu aufbauen, um es mir für die Sommermonate zur Verfügung zu stellen. Ich bin mir bewusst, es nie zu bereuen, diese Anerbietungen ausgeschlagen zu haben.

Nun aber genug des brieflichen Verkehrs! In 14 Tagen gedenke ich Sie persönlich zu begrüssen; bis so lange wird meine Reise allerdings durch verschiedene, damit verbundene Combinationen, verzögert. Ich melde Ihnen den Tag zwischen 12. und 14. Dezember, noch genau, und treffe dann zugleich mit Herrn Bauinspektor Neumann aus Berlin in Bayreuth ein.

Mit den herzlichsten und hochachtungsvollsten Grüssen verbleibe ich

Ihr

Luzern ergebenster

23. Nov. 1871. Richard Wagner.

4.

Hochgeehrtester Herr!

Ich spreche Ihre freundliche Nachsicht an, indem ich davon benachrichtige, dass ich Morgen (Mittwoch) Abend hier abzureisen, und über Weiden — wo ich leider etwas übernachten muss — mit dem ersten Zuge am Donnerstag in Bayreuth einzutreffen gedenke, zugleich aber mit dieser Nachricht die Bitte verbinde, durch allen Ihren gütigen Einfluss es ermöglichen zu wollen, dass die im Interesse der grossen Unternehmung, welcher auch Sie Ihre so fördernde Theilnahme zugesagt haben, nöthigen Geschäfte im Verlaufe dieses Donnerstages sowie des ganzen Freitag's bis Samstag Vormittag erledigt werden können. Denn leider bin ich mit meiner Zeit gebunden. Am Donnerstag erwarte ich bereits Herrn Bau-Inspektor Neumann aus Berlin, so wie Herrn Maschinenmeister Brand aus Darmstadt, vermutlich bereits eingetroffen, in Bayreuth zu empfangen.

Die Besichtigung des Grundstückes für das Theater, sowie die erforderlichen Bestimmungen hierüber in Uebereinkunft mit dem geehrten Collegium der Herrn Stadtverordneten, dürfte wohl das nächste sein. Die Auswahl eines Bauplatzes für mein eigenes Haus und des dazu nöthigen Grundstückes würde mir nicht minder am Herzen liegen. Eine Zusammenkunft mit Herrn Hofbaumeister Wölffel mit uns, und namentlich dem Berliner Architekten, zur Uebergabe der Besorgung der Bauangelegenheiten, sowie die Möglichkeit freundlicher Erledigung der Fragen mit welchen ich Sie wegen der Versicherung eines guten Unterkommens meiner zukünftigen Gäste bemühen musste, würden dann unsren Verhandlungen etwa den Abschluss geben.

Hätten Sie ausserdem die grosse Güte, durch einen Diener im Gasthof zur „Sonne“ für mich ein geheiztes Zimmer nebst Schlafstube bestellen zu lassen, so hätten Sie mich im Voraus so stark verpflichtet, dass ich wohl nur mit grösster Mühe meiner Schuld mit der Zeit mich entledigen zu können hoffen dürfte.

In der angenehmen Hoffnung auf Ihre so werthe persönliche Bekanntschaft bin ich

Ihr

München
12. Dez. 1871.

hochachtungsvoll ergebener
Richard Wagner.

5.

Am Sylvesterabend.

Geehrter Herr und werther Freund!

Mit Rührung empfing ich heute Ihre Karte. Bereits mit der Absendung meines gewissermaassen offiziellen Schreibens, hatte ich mir vorbehalten, die erste freundlich ruhige Stunde zu benutzen, um mich ganz persönlich Ihnen wieder in das Gedächtniss zurückzurufen.

Gewiss, Verehrtester, sind Sie, gerade so wie ich Sie fand und erkannte, für meine ferneren und schliesslichen Lebenspläne, von besonders freundlicher Wichtigkeit. Ich bedarf eines Freundes von Ihrem Schlage. Ihre grosse Einfachheit liess mich sofort in die energischen Eigenschaften Ihres Charakters blicken. Ich durfte nicht nur zu Ihrem freien Herzen, sondern auch zu Ihrem kräftigen Verstande das unbedingteste Vertrauen fassen.

In diesem Sinne halte ich mich fortan an Ihrer mir dargebotenen Hand. —

Nachdem unsere grosse Angelegenheit in ein so vortreffliches Geleise gebracht worden ist, habe ich für jetzt wenig mehr in ihrem Betreff Ihnen mitzutheilen. Für das nächste habe ich bereits das nöthige Verfahren eingeleitet, nach welchem Ihnen die Leistung der gegenwärtig zu bestimmenden Accord-Zahlungen durch Ueberweisung der nöthigen Fonds von Seiten des Herrn v. Cohen ermöglicht werden soll. Für das Fernere habe ich im Auge, wie vom nächsten Mai ab die ganze Leitung der Geschäfte am Schicklichsten nach Bayreuth verlegt werde. Da in dieser Hinsicht nur auf meine energische Theilnahme gerechnet worden ist, da sonst ein Mittelpunkt schwer zu finden ist, habe ich neuerdings meine Bereitwilligkeit hierzu, welche ich bisher in ruhiger Erwartung zurückhielt, angezeigt. Ich nehme daher an dass einem im Bayreuth selbst zu bildenden Geschäftsausschusse von Seiten der Delegirten meiner Patrone im Mai — bei Gelegenheit der Grundsteinlegung — die leitende Thätigkeit für das Ganze übergeben werden wird. Hierfür halte ich es für nothwendig, dass ich von dann ab Bayreuth selbst nicht mehr auf längere Zeit verlasse, und demnach meinen Wohnsitz für dauernd dort aufschlage. Im Betreff dieses wichtigen Punktes ist mir nun Ihre freundschaftliche Hilfe so ganz unerlässlich. Sie wissen dass ich im besten

Falle meine definitive Niederlassung erst im Herbst 1873 werde beziehen können. Wie nun bis dahin doch mich so behelfen, dass ich mit meiner lieben Familie das Aushalten nicht beschwerlich finden muss? Diess ist die Frage, für deren Lösung ich mich nur an Sie wenden kann. In der Stadt Bayreuth selbst würde mein Unterkommen gewiss schwerlich zu finden sein. Es würde mir unmöglich sein, die zahlreiche kleine Familie solange in ein engeres Wohnhaus, mit etwa einem dürftigen Stadtgärtchen, einzuschliessen, nachdem sie hier die schönste und weiteste Freiheit genossen. Ich denke daher einzig an eines jener grösseren ehemaligen adeligen Landsitze, welche man mir als „Schlösser" mit Gärten, oder gar „Parks" in einer Entfernung von 1 bis 2 Stunden von der Stadt bezeichnete, und welche mir für dauernde Niederlassung angeboten wurden, für welche ich diese Nachweisungen jedoch sogleich abwies, da ich — für die Dauer eben — in unmittelbarer Nähe der Stadt einzig mich niederlassen wollte, weshalb ich mich denn auch genöthigt sah, da ich das Gewünschte hier nicht fand, bloss auf die Erwerbung eines Grundstückes auszugehen, um dieses mir erst zur Niederlassung herrichten zu lassen. Nun gälte es also das zunächst Gewünschte mir für $1^1/_2$ Jahr miethweise zu gewinnen; die Entfernung von der Stadt müsste ich für diese Zeit zu ertragen wissen, und für einen Wagen und Pferd wird, bis zur definitiven Uebersiedelung, ein Abkommen zu treffen sein. —

Da Sie so gütig waren, auch nach dieser Seite meiner Bedürfnisse hin mir Ihre freundschaftliche Hilfe zuzusagen, bitte ich Sie nun, eben hierfür vor Allem mir beistehen zu wollen. Wie würden Sie mich erfreuen, wenn Sie bald mir in dieser Hinsicht eine gute Aussicht eröffnen könnten; mit grossem Widerwillen würde ich nämlich nur daran gehen, mir in Dresden diesen interimistischen Aufenthalt zu suchen, während ich andrerseits, sollte sich bei Bayreuth nichts finden, doch an ein solches Auskunftsmittel denken müsste, da ich mein hiesiges Asyl, obwohl ich es noch bis Oktober 1873 inne habe, jedenfalls jetzt schon verlassen muss, um dem Centrum von Deutschland von nächstem Frühjahr so nahe zu sein, als es meine bedeutenden Geschäfte dann verlangen.

Gewiss verstehen Sie mich jetzt vollkommen, und ich habe Ihnen daher nichts weiter zu wiederholen, als dass ich mit dem vollsten Vertrauen zu Ihnen erfüllt bin, und in diesem Vertrauen Sie bitte, meine und meiner lieben Frau herzliche Grüsse (zu denen sich gegenwärtig auch die meines Neffen Fritz Brockhaus, welcher seine Weihnachtsferien von Basel aus bei uns verbrachte, gesellen) freundlich aufzunehmen, und sie unsererseits auch den lieben Ihrigen gütigst ausrichten zu wollen.

Mit wahrer Hochachtung

Ihr

Luzern ergebenster

31. Dez. 1871. Richard Wagner.

6.

Hochgeehrtester Herr und werther Freund!

Sie haben uns und die Kinder auf das Allererfreulichste durch Ihr liebenswürdiges Geschenk überrascht. Alles findet Baireuth wunderschön, freut sich darauf und dankt Ihnen herzlich! — Nicht minder sind wir Ihnen für die guten Auskünfte in Betreff unsrer gewünschten nächsten Ansiedelung verbunden: ich finde sowohl Herrn Wölffel als Herrn Biederer sehr wohlgesinnt und ihre Forderungen ebenso annehmbar, demnach ich Sie denn ersuche mit den betreffenden Herrn für mich fest abzuschliessen.

Dass Sie mit dem Ankauf des Grundstückes für mein Haus noch bis Mai zu zögern für gut halten müssen, beängstigt mich einiger Maassen, da ich doch fürchten muss, dass für diese mir so wichtige Angelegenheit eine nützliche Zeit verloren gehen möchte.

Ungemein bin ich Ihnen verbunden, für die andauernden Bemühungen, welche Ihnen die Besorgung der Geschäfte des Theaterbaues verursacht. Wenn Herr Brandt kommt, so ist dieses wohl genügend, weil dieser mit den spezifischen Erfordernissen eines Theaters jedenfalls noch vertrauter ist als Herr Neumann.

Es wird jetzt sehr wichtig sein, die Kostenanschläge für diese Arbeiten bestimmt kennen zu lernen, um darnach alle die Maassregeln zu ergreifen, welche den ungestörten Fortgang des Baues zu gewährleisten haben. Sie kennen den Charakter der ganzen Unternehmung genügend und wissen, dass ihre Effektuirung auf laufenden Einnahmen und Einzahlungen beruht. Eine in der bisherigen Verwaltung dieser Einnahmen vorherrschende, etwas vornehme Nachlässigkeit, hat mich eben jetzt bestimmt, energisch einzuschreiten. Ich erwarte in kürzester Frist den Erfolg der Thätigkeit eines von mir besonders Bevollmächtigten, um sowohl die vorräthigen Fonds, als überhaupt den ganzen ferneren Cassa-Betrieb des Unternehmens lediglich in Ihre Hände zu liefern, und wünschste nur, dass ich damit Ihnen keine zu grosse Last aufbürde. Einstweilen seien Sie versichert, dass es an den nöthigen Geldern nicht fehlen wird, und mit keinem Auftrage zurückgehalten werden braucht. Binnen acht Tagen werden Sie für Alles genauer unterrichtet sein.

Jetzt seien Sie mit Ihrer werthen Familie, deren einem Gliede wir unsre herzlichsten Glückwünsche darzubringen haben, von mir und den Meinigen herzlich gegrüsst! Der angenehme Eindruck Ihres so überraschenden Besuches mit unserem verehrten Freunde dem Herrn Bürgermeister, lebt noch immer bei uns fort. Kurz nachdem Sie uns verlassen suchte ich Sie noch im Schweizerhof auf, erfuhr aber, Sie seien schon fort, um sich noch ein wenig die Stadt anzusehen; auch dorthin ging ich Ihnen nach, suchte Sie am Bahnhof und in dem nahe ihm gelegenen Restaurant, fand aber keine Spur und musste mir nun die Freude versagen, Ihnen noch

einmal die Hand drücken zu können. Desto kräftiger soll diess nun aber bei unserer Ankunft in Baireuth geschehen!

So verbleibe ich mit der herzlichsten Versicherung meiner dankbaren Ergebenheit und Hochachtung der

Luzern, 22. Jan. 1872.

Ihrige
Richard Wagner.

7.

Mein verehrter theurer Freund!

Sie sind der Letzte, dem ich seit meiner Heimkehr schreibe: zwei Tage lang habe ich immer Briefe geschrieben, an Sie aber erst jetzt Abends spät; das ist es mit der Freundschaft: der Freund kommt am letzten daran, denn man weiss gewiss, dass eben Er allein Geduld und Nachsicht hat.

Erwarten wir für das Nächste namentlich die Berichte über die Erfolge des Wiener Vereines, um des weiteren muthig auf die Wirkung unsrer Grundsteinlegungsfeierlichkeit zu schliessen, welche ich durch die ausserordentliche Musikaufführung zu steigern gedenke, für welche ich zunächst alle einleitenden Schritte bereits gethan habe.

Unter allen Umständen bleibt mein Ziel unverrückt, und die Sicherheit der Erreichung desselben, garantiere ich mir eben durch meine Uebersiedelung nach Bayreuth. Dass diese sich mir durchaus nur unter angenehmen Anzeichen darstellt, das ist es was mich jetzt so heiterer Stimmung macht: selbst Herrn Stahlmann's dreissig Fuss hoher Fontainen-Abschied hat dazu kräftigst mitgewirkt. —

Was aber im Tiefsten mich mit hoffnungsvoller Ruhe erfüllt, das ist Ihr Gewinn, mein Freund! Ohne Sie, und alle die Charakter- und Geisteseigenschaften, wie die Ihrigen, auf meinem Wege zu Ziele angetroffen zu haben, wäre ich vielleicht zuletzt noch zurückgewichen, um der Schwierigkeit meiner Aufgabe gegenüber von ihrer Lösung abzustehen. Doch giebt es eben Eines was über Alles geht; und dieses ist hier der Ernst meiner künstlerischen Ueberzeugung, wie er sich mir in dem Bewusstsein von meiner Sendung kundgiebt. Dass ich nun auf diesem rauhen Wege, den meine Sendung mir vorzeichnet, Sie, mein Freund, und zwar gerade so, wie Sie sind, wer Sie sind, und wo Sie sind, angetroffen habe, das erkenne ich als die Bestätigung einer tiefsinnigen Schicksalsfügung; und Sie müssen es sich schon gefallen lassen, deshalb von mir für „eudämonisch" angesehen zu werden! —

Von Geschäften spreche ich Ihnen nicht weiter; jetzt begleiten Sie nur meine Wünsche, vor Allem im Betreff Cohn's und Loën's. Letzterer ist ein Ehrenmann und durchaus zuverlässig, nur kein Geschäftsmann. Etwas Geduld wird nöthig sein. Doch dünkt es mich nur vor

Allem nöthig, dass Sie glauben und Muth gewinnen. So wollen wir denn die nächsten Wochen abwarten. —

Einstweilen grüsst ganz Tribschen das liebe Feustel'sche Haus in Bayreuth! — Meinen Auserwählten des Donnerstagsclubs habe ich Zusendungen von Schriften angeordnet, welche ich Sie freundlich aufzunehmen ersuche. Sie — und unser über alles Lob erhabener — lieber Bürgermeister erhalten, jeder, ein Exemplar meiner gesammelten Schriften, von dem Sie beliebigen Gebrauch machen werden.

Leben Sie wohl, lieber Theurer! Ich fühle mich froh, wenn ich nur an Sie denke! Grüssen Sie alle Freunde, vor Allem die lieben Ihrigen, und sein Sie meines wahrhaftigsten Dankgefühles für Ihre Freundschaft versichert!

Ihr

Luzern, 7. Febr. 1872. Richard Wagner.

8.

Mein theurer Freund!

Ich kann es Ihnen nicht sagen, wie traurig ich darüber bin, Ihnen meine Geschäfte in so widerwärtigem Zustande übergeben haben zu müssen! — Doch hilft es nichts, sich dem Gefühle hiervon überlassen zu wollen. Genauer betrachtet ist hier nur ein übles Stadium durchzumachen, in welches uns die Verwahrlosung einer an sich dennoch hoffnungsreichen Angelegenheit zunächst geworfen; auf den guten Verlauf derselben können wir, gerade aus dieser bisherigen Verwahrlosung, wohl nur gute Schlüsse ziehen, wenn sie nun tüchtig und schicklich geführt wird! — Diess mein Trost und meine Ermuthigung. —

Die Hauptsache ist zunächst ein glücklicher Ausfall meines Projektes für den 22. Mai. Noch habe ich nichts öffentlich ankündigen wollen um zunächst die Zusage der Musiker und Sänger zu erhalten. Nach den neuesten an mich ergangenen Mittheilungen steht nun das Glücken des Unternehmens bereits ausser Zweifel. Ueberall hat man meine Aufforderung mit Enthusiasmus aufgenommen, und die Zusagen der besten Musiker der ersten deutschen Orchester gehen mir fast überzahlreich zu. So nicht minder von Seiten der Sängen. — Also: „die Ermächtigung zur Veraccordierung der Arbeiten für den Orchesterbau" — kann ich Ihnen füglich geben. Nur wundert es mich, dass diess schon so pressirt, da Herr Frank mir ja sagte, dass er vor Anfang Mai — wegen vorangehender Occupation des Theaters durch Schauspieler — nicht an die Arbeit gehen könnte? Doch dem sei nun wie ihm wolle! —

Die Pläne zu meinem Hause soll ich nun erst dieser Tage erhalten. Einstweilen danke ich allerherzlichst für die Bemühungen, welche Sie sich um das Gartengrundstück geben. Ja, meine Bayreuther, das ist der rechte Schlag! Ich hatte davon wohl das Gefühl! —

Ihren Dispositionen wegen des Angriffes der Arbeiten am Theater sehe ich still und bescheiden entgegen. Es wird wohl nur darauf ankommen, den guten Anschein der Sache zu retten. Im Uebrigen athme ich völlig auf bei dem Gedanken, das ungeheure Unternehmen, namentlich auch in rein künstlerischer, Beziehung, nicht abgehetzt zu sehen. — Herr v. Loën wird nächstens „von sich hören lassen", — dafür stehe ich Ihnen! —

Noch eines — privatim:

Man hat sich aus Baireuth wegen eines „Siegesthurmes" an meine Theilnahme gewendet. Da Sie nun mein Bevollmächtigter sind, bitte ich Sie, ganz nach Ihrem Ermessen, in meinem „Auftrage" den Ihnen gutdünkenden Beitrag für mich zu zeichnen. —

Verehrungsvollste Grüsse an unsren herrlichen Herrn Dekan:*) sein schönes Buch findet die Beachtung und Würdigung, die ihm so vorzüglich gebührt.

Auch Herrn Prof. Fries beste Grüsse und Dank! —

Unsre Kinder phantasiren nun schon von Bayreuth; fast fällt es uns allen schwer, hier solange noch auszuhalten und unsren neuen Freunden noch fern zu bleiben. —

Seien Sie mir gesegnet und innigst gegrüsst!

Luzern, Ihr
25. Februar 1872. Richard Wagner.

Ich denke die offizielle Anzeige meiner Maifestlichkeit geben wir etwa Mitte März? —

9.

Mein theurer Freund!

Nur noch zwei Worte zur Erwiderung Ihrer heute früh von mir empfangenen lieben Zeilen! —

Ein neues Schreiben des Münchener Herrn theile ich Ihnen nicht erst mit: es ist dadurch sehr widerwärtig, dass es den ganzen Vorfall gern von mir so genommen wissen wollte, als ob diese infamen Quälereien ja gar nichts weiter sagen wollten. Das Ganze sei ein Gerede von Bayreuther Beamten in München gewesen, welchen man von zu Hause in jener Weise berichtet habe. Dann: die Augsburger Abendzeitung, welcher man aus Bayreuth über mein Haus berichtet habe. „Das Alles wäre ja nicht der der Mühe werth." So sind diese Herrn dort! —

Jetzt noch zur ernstlichen Sache! —

Von Brandt habe ich noch weiter keine Nachricht. Seine Befähigung setze ich ausser allem Zweifel: ich wünschte ihn gern zum eigentlichen Chef der artistischen Leitung auch des Baues bestimmt: denn Er ist

*) Dekan Dittmar, ausgezeichneter evangelischer Geistlicher in Bayreuth. Das hier erwähnte Buch trug den Titel: Pax vobiscum.

es, der, ausser mir, das eigentliche Verständniss von der Sache hat. Sehr gespannt bin ich nun darauf, ob er meiner Aufforderung Folge giebt, und sich schnell bei Ihnen einstellt. Seine Forderung ist hochgegriffen, doch weiss ich zu beurtheilen, dass er die allerschwierigste, neueste und compliziertesteste Aufgabe hat. Wenn ich bei meinem ersten Ueberschlag das provisorische Gebäude mit 100,000 Thal. berechnete, gestand ich ihm für Maschinerien und Decorationen ebenfalls 100,000 zu; bei seinem Anschlag könnten wir nun ganz gut bestehen, da die Decorationen — als solche — jedenfalls mit 50,000 Thalern übermässig hoch angesetzt sind. Reservirte ich mir demnach das 3te 100,000 für Orchester und Sänger, so habe ich mir, da diese jedenfalls nicht soviel kosten werden, hierbei einen Reservefonds für Ausfälle beim Bau oder bei sonstigen Theilen der Unternehmung gedacht. — Wichtig ist es nun, zuerst den Bau zu beschränken, damit hier — wenigstens grundsätzlich — die 100,000 Thlr. eingehalten werden; diess wird weniger durch Beschränkung der Dimensionen möglich werden, als durch Reduzirung einer unnützen Solidität des, jedenfalls doch nur als provisorisch gedachten Gebäudes. Diess als meine Ansicht zur freundlichen Erwägung bei den, etwa durch Brandts Ankunft veranlassten, erneueten Deliberationen über diesen Gegenstand.

Die Patronatscheine kamen heute Abend erst an: morgen früh fertige ich sie aus. Leider werde ich dabei keinen so freundlichen Stopfer haben, als in Freund Feustel's Obhut! —

Herzliche Grüsse von mir und meiner Sie verehrenden Frau!

Ihr

Luzern, ergebener

10. April Abends. Richard Wagner.

10.

Hochgeehrte Herrn und Freunde!

Mit grossem Dank sende ich Ihnen die 3 Pläne des Herrn Baurath Franck zurück. Da ich Ihnen seitdem bereits meinen Wunsch im Betreff der Placirung meiner Musiker und Sänger mitgetheilt habe, dürften Sie vielleicht diese Angelegenheit auch als erledigt ansehen. Ich bestehe demnach darauf, dass an dem ersten zwischen Herrn Franck und mir zur Zeit in Bayreuth verabredeten Plane durchaus nichts geändert werde, da ich es ganz dem Charakter dieser Aufführung gemessen halte dass ein Theil der Sänger von den Sperrsitzen des Parterres aus mitsingt. Ich bin über die Art, wie dies ausgeführt werden soll, vollkommen mit mir einig, und es bedarf daher nicht der mindesten Veränderung in der Disposition des Parterre's. Nun bitte ich um eine genaue Angabe der Zahl der Sitzplätze im ganzen Parterre; zugleich wäre es mir sehr erwünscht, wenn Herr Franck Ihnen für mich einen Plan des Inneren des Theater's übergeben

wollte und zwar mit Angabe der Plätze in den verschiedenen Räumen. Ich glaube nämlich, dass ich den ganzen Raum des Parterre's mit seinen Sitzplätzen für meine Sänger gebrauchen werde, deren ich jetzt schon über 300 zu meiner Verfügung habe, und von denen ich — aus fast moralischen Gründen — Niemand zurückweisen möchte. Das eigentliche zuhörende Publikum würde demnach fast ausschliesslich nur auf den Gallerien und in den Logenreihen unterzubringen sein. Da das Theater 700 Zuschauer fassen soll, berechne ich den Raum des Parterres auf 200, wobei vermuthlich schon Stehplätze eingerechnet werden müssen. Sonach hätten wir allerdings nur 500 gute Zuhörerplätze noch zur Verfügung. Da ich 400 Verpfleger unserer musizierenden Gäste mit Zuhörerplätzen zu bedenken hätte, so würden allerdings nur 100 Plätze für zureisende Patrone und Gönner übrig bleiben. Hier kommt es nun darauf an, wie die Anmeldungen ausfallen, weswegen ich sehr gewünscht hätte, wir hätten die öffentliche Einladung nicht solange zurückhalten. Im Ganzen vermuthe ich nur — da es eben doch keine theatralische Aufführung ist — gerade auch um die bestimmte Zeit keinen übermässigen Zudrang, namentlich von Seiten der eigentlichen „Patrone", davon doch nicht so gar viele überhaupt vorhanden sind, und darunter sich solche befinden, die (wie der Kaiser als 25facher Patron) jedenfalls nicht daran denken, für diese Vorfeier nach Bayreuth zu reisen. Im Betreff der blossen Mitglieder der W. Vereine könnte man dann etwas knapper mit Zulassungen vorgehen, jedenfalls aber, wenn die Anmeldungen wirklich Berechtigter bedeutend werden sollten, müsste ich mich an meine lieben Bayreuther Gastgeber — oder — Freunde wenden, um sie zu ersuchen, theilweise von ihrem Rechte der Anwohnung der Aufführung zurückzutreten. Gewiss sind unter diesen auch Viele, welche auf die Aufführung einer Beethoven'schen Symphonie nicht gerade eigentlich versessen sind. Diese müssten dann jedenfalls für die dargereichte Wohnung und Kost unserseits durch Bezahlung entschädigt werden, und vielleicht könnten wir sogleich von vorn herein zwei Rubriken der Gastgeber aufstellen, von denen in der einen die freiwilligen (mit Plätzen), in der anderen die zu entschädigenden (ohne Plätze) aufgeführt würden. Jedenfalls würden wohl im Parterre noch eine gute Anzahl von Stehplätzen (die ich den Sängern nicht anbieten darf) verwerthet werden, deren Benutzung für blosse Zuhörer nicht zu ermüdend sein würde, da die Aufführung selbst nur wenig über eine Stunde dauert. — Die Hauptsache ist: eine erhebende musikalishe Feier, ganz in sich selbst; die Chöre dieser Symphonie müsste eigentlich die ganze vorherige Zuhörerschaft mit singen; erhebend wird es sein, wenn es schon nur diesen Anschein hat. —

Also: — schnell die Ankündigung, damit wir einen Termin für die Anmeldungnn setzen können! Dann: — einen Plan des Theaters und Auskunft für mich über die Räumlichkeiten; in diesen Plan erbitte ich mir die ungefähre Aufzeichnung meines mit Herrn Franck verabredeten

ersten Planes für das Orchester. — Keinen Zoll den Musikern fortnehmen! Erste Bedingung, dass ein Musiker unbeengt sein muss, wenn er mit Lust gut spielen soll! — (Uebrigens habe ich nun genau 100 Musiker.) —

Seien Sie mir auf das Herzlichste gegrüsst! — Bald mehr von Ihrem

sehr ergebenen

Richard Wagner.

11.

Mein verehrter Freund!

Grossen Dank für Ihren letzten Brief! — Mir fällt es nicht ein, an dem wahrhaften Gelingen unserer grossen Unternehmung zu zweifeln, sobald Sie mir treu bleiben. Sie haben mich gewiss aber richtig verstanden. Keinen Augenblick glaubte ich etwa an eine Doppelzüngigkeit meiner Bayreuther Freunde: aber in ihrer Umgebung jenes grässliche System, in welchem alles Bayerische Wesen durch München befangen ist, ebenfalls eingenistet zu wissen, hat mich wahrhaft erschreckt. —

Andrerseits hätte ich mit Bayreuth, auch das ganze Unternehmen aufgegeben. Beide sind bereits mit einander verwachsen, und soweit mein grosses Bühnenfestspiel Aufsehen erregt, fällt es auch schon mit dem Namen Bayreuth zusammen. Und so etwas ist schön, und lässt sich nicht alsbald ersetzen.

Lieb ist es mir noch vor allen Dingen, dass Sie, Bester, unverdrossen bleiben, und dass Sie im Ganzen auch von guten Aussichten erfüllt zu sein scheinen. Gewiss ersehe ich, dass es rings um uns wächst und sich regt: und ich der ich so ungemessene Geduld hatte, kann auch jetzt noch nichts mehr wünschen, als dass man uns Zeit giebt und nicht hetzt. — Alles geschieht gewiss; es gedeiht und reift, — nur: rein muss Alles gehalten werden. —

Mit Ihren Maximen im Betreff der Vertheilung der von uns geforderten finanziellen Kräfte bin ich durchaus einverstanden. Genauer präzisirt heissen sie aber so:

1.) Das Theatergebäude durchaus nur als provisorisches halten; mir wäre es recht, wenn es ganz nur aus Holz wäre, wie Turner- und Sängerfesthallen; keine andere Solidität, als die welche es vor Einsturz sichert. Desshalb hier sparen — sparen, keine Verzierung. Wir geben mit diesem Bau nur den Schattenriss der Idee, und übergeben diesen der Nation zur Ausführung als monumentales Gebäude.

2.) Maschinerie und Decoration, Alles auf das ideale, innere Kunstwerk Bezügliche — ganz vollkommen. Hier nichts sparen: Alles wie für lange Dauer berechnet, nichts provisorisches. —

3.) Sänger und Musiker erhalten von mir nur Entschädigungen, keine „Bezahlungen“. Wer nicht aus Ehre und Enthusiasmus zu mir kommt,

den lasse ich wo er ist. Ein Sänger, eine Sängerin, welche nur gegen eine jener verrückten Gagen zu mir kommen würde, könnte mir schön taugen! Nie würde ein solches Wesen meinen künstlerischen Ansprüchen genügen können. Diess, Liebster, sind meine Wunder, die ich hier der Welt zeigen werde, wie man sich zur Lösung einer solchen Aufgabe sein Personal schafft: und hieran müssen meine Freunde glauben. Anders ist das natürlich, wenn solch ein Hoftheater-Intendant mit den Leuten zu thun hat: da bricht der ganze Teufel in den Unglücklichen aus, welchen ich eben zu bändigen weiss. Ich brauche etwa 20 Haupt- und Nebenpersonen; diese dürfen mir für die zwei Monate nicht über 30,000 Th. kosten, sonst — kann ich auch nichts mit ihnen anfangen. 100 Musiker mit 50 Thr. monatlicher Entschädigung, zusammen höchstens 10,000 Thaler. Hierfür stehe ich — denn hier ist mein Reich. Anders ist es, wenn man mit Bauleuten, Zimmerleuten, Holz, Leinwand, Blech, Pinseln und Maschinen zu thun hat: da habe ich keine Macht, sondern muss nur anordnen und befehlen können. Hier kann nur das Geld etwas zu Stande bringen. — —

Das Weitere wollen wir bei gelegener Zeit ruhig überlegen. Ich bin so ungemein glücklich, einen Mann wie Sie, mein Theurer, zum Freunde gewonnen zu haben. Diess ist mir vorläufig für meine Zukunft beruhigender, als wenn heute an „meinem“ Hause gehämmert und gemeisselt würde.

Melden Sie mir wenn Sie mich sehr nöthig in Bayreuth haben: ich betrachte mich jetzt als von Ihnen abhängig.

Mit dem Arrangement für das Conzert wird es dabei bleiben, dass wir das Parterre des Zuschauerraumes opfern für die Sänger; die Bühne ist zu schmal als dass sie uns für die Masse dienen könne, welcher ich andrerseits aus guten Gründen nicht entsagen will. Sollten sich die „Patrone“ massenweise ebenfalls einstellen, so bleibt nichts übrig als die Symphonie zweimal aufzuführen; dann ist jeder dabei gewesen, auch alle meine Bayreuther Gastgeber. — — Nächstens rücke ich mit einem Brief-Circular an meine Patrone heraus; in ihrem Betreff muss etwas geschehen. —

Luzern
12. April 1872.

Ganz der Ihrige
Richard Wagner.

12.

Luzern. 16. April. Abends.

Theuerster Freund!

Nachdem ich Ihnen heute nach München telegraphirt und meinen Vorsatz, für nächsten Montag einer Conferenz in Bayreuth beizuwohnen gemeldet, habe ich für jetzt, in Erwartung Ihrer Zustimmung zu meinem Vorschlage, nichts besonders weiter mitzutheilen.

Heute früh erhielt ich eine klägliche Protestation des Fantaisie-Wirthes, gegen seine Kündigung. Schon auf diese Zuschrift hin entschloss ich mich sofort, mein früheres Projekt einer prompten Uebersiedelung aus-

zuführen, und telegraphirte Herrn R., mir die Wohnung für 1. Mai für mich und meine Familie bereit zu halten. Ich erschrack plötzlich davor, meinen Bayreuther Freunden als ein Mensch von schnellwechselnden Entschlüssen und unzuverlässiger Mitbürger zu erscheinen.

Im Bezug des Orchesterbaues im Theater bestehe ich einfach darauf, dass F. seine Vorarbeiten — bis zu meiner Ankunft — stricte nach dem Plan ausführe, welchen er nach meiner Angabe — damals in Bayreuth aufgezeichnet hatte. Dann bin ich sicher. Alles Uebrige wird sich finden. Der Chor muss durchaus zu beiden Seiten des Orchester's bis in den äussersten Vordergrund laufen, damit er mit dem vor dem Orchester — im Saale — placirten Theile des Chores in unmittelbarer Verbindung stehe. Der Dirigent — braucht gar kein Pult, kaum einen Platz; vor allem kein Gas, gar nichts.

Für die Anfertigung des niedlich durchzeichneten Planes des Zuschauerraumes des Theaters bin ich Herrn Franck ausserordentlich verbunden; ich ersehe daraus zu meiner Beruhigung, dass wir uns Alle recht gut unterbringen werden können.

Unserer grossen, grossen, herrlichen Unternehmung gelte jetzt alle Sorge! — Sie gedeiht. — Dieser Tage findet in Berlin ein grosses Conzert im Opernhause statt. — Für unsere Grundsteinlegungs-Aufführung habe ich die allerersten Künstler Deutschlands zu meiner Verfügung.

Wo steige ich bis zum 1. Mai ab? Dann kommt meine Frau mit allem Lebenden! Tausend herzliche Grüsse!

Ihr

R. Wagner.

Sollten von Berlin aus (im Namen der Frau v. Schleinitz oder des dortigen Wagnervereines) die Orchesterstimmen, welche Ihnen von Herrn Heckel aus Mannheim zugeschickt sein müssen, erbeten werden, so sind Sie autorisirt, dieselben zu verabfolgen. R. W.

13.

Theurer Freund!

Ich bin bereit, wenn es sein muss, sofort zu einer Conferenz nach Bayreuth zu kommen. Kann es mir erspart werden, so ist es mir lieb.

Bereits mein letzter Brief nach München wird Sie genau von meiner hier in Frage stehenden Ansicht unterrichtet haben.

Im Betreff des Theaters wiederhole ich, als Ergebniss der reiflichsten Ueberlegung, folgendes:

Die Dimensionen für den Zuschauerraum, wie für die Bühne, müssen so eingehalten werden, dass sie als Grundlage für den zukünftigen massiven Bau dienen können, denn für diesen will ich sofort meinen Patronen den vollgiltigen idealen Plan deutlich und eindrucksvoll hinstellen.

Das Material des provisorischen Baues soll dagegen so gewählt werden, dass es nur der äussersten Nothdurft, im Betreff der Sicherheit, entspricht.

Was daher an Material erspart werden kann, ist willkommen, und es ist hierin bis auf das Aeusserste zu gehen. Ich gestatte einen vollständigen Holzbau, so sehr diess auch meine lieben Bayreuther verdriessen sollte, welche gern schon jetzt ein stattliches Gebäude von Aussen sehen möchten. Ich will — für den Zuschauerraum — zur Noth nichts anderes, als eine jener Constructionen, wie sie jetzt so häufig für Musikfeste u. dergl. angewendet werden; ich acceptire selbst ein Balkengesperre: denn Alles soll nur die Idee anzeigen. Wogegen die schwierige und sinnreiche Maschinerie durchaus solid angefertigt werden muss; denn sie mit den Erdgrundarbeiten, sollen — so Gott will — unser leicht gefügtes provisorisches Gebäude lange überdauern.

Somit: Reduction des Materiales des Gebäudes auf das Minimum. Was endlich hierdurch nicht erspart werden kann, muss geschafft werden. (Ich habe heute ein Circular-Manuskript nach Bayreuth geschickt, welches meine Patrone — mindestens durch Stellvertretung — für den 22. Mai zu einer Berathung verpflichtend einlädt.)

Aus welchem Theile unserer berechneten Einnahmen ich, — für alle Fälle — dem nöthigen Zuschusse zum Baucapitale zu genügen gedenke, habe ich Ihnen in meinem gestrigen Briefe nach München angedeutet. — Für Sänger, Musiker, und sonstiges Personal brauche ich nicht entfernt 100,000 Thaler. Hierin müssen Sie mir glauben!

Können Sie nun auf diese bestimmten Erklärungen hin, für eine Conferenz der rein technisch Sachverständigen sich für genügend bevollmächtigt und instruirt erachten, so ist es mir lieb, Bester, wenn Sie mich hierfür persönlich entbehren können, da ausserdem der Telegraph für definitive Anfragen und Entscheidungen immer zur Hand ist. Nicht einen Augenblick werde ich aber anstehen, Ihrer Aufforderung zu folgen, wenn Sie als unumgänglich nöthig meine Anwesenheit verlangen.

Für jetzt ist mein Projekt, am 6. Mai nach Wien zu gehen, um spätestens am 15. Mai in Bayreuth einzutreffen. Bin ich dann für das Nächste nicht weiter nöthig, so kehren wir Ende Mai nach Luzern zurück, und kommen im Oktober mit Kind und Eigen für immer nach Bayreuth, um für's Erste sehr bestimmt Wölffel's Haus zu beziehen, welches wir als sicher für uns gemiethet betrachten.

Seien Sie herzlich gegrüsst, lieber Freund, von

Ihrem

ergebenen

Luzern 17. Apr. 72 (Abends). Richard Wagner.

14.

Lieber, theurer Freund!

Willkommen bei Ihrer Zurückkehr in meine neue Heimath!

Ich fühle mich so angegriffen, dass ich zweier Tage vollständiger Ruhe bedarf, um mich für die kommenden mühevollen Tage zu stärken. Somit würde ich nur in Fällen der äussersten Noth heute und morgen mein Asyl verlassen; diese Noth ist wohl aber kaum zu befürchten, da unser vortrefflicher Bürgermeister ja den ganzen Gang der Unternehmung in schöner ruhiger Ordnung erhält, Sie selbst nun schnell auch eingreifen können, und für alle musikalischen Anordnungen mein ausgezeichneter Kapellmeister Hans Richter stets auf dem Flecke sein wird.

Vielleicht aber dürfen wir hoffen, Sie für ein gelegentlich erübrigtes Stündchen auf der Fantaisie begrüssen zu können?

Mit den herzlichsten Grüssen

Ihr

Fantaisie ergebenster

16. Mai 1872. Richard Wagner.

15.

Hochgeehrter Freund!

Da Sie es sich nun einmal zur Aufgabe gestellt zu haben scheinen, mir den Aufenthalt in Bayreuth angenehm zu machen, so ersuche ich Sie folgendes Ansinnen an den Herausgeber des hiesigen Tageblattes, freundschaftlich zu befürworten.

Die Redaction lasse gefälligst gänzlich meinen Namen aus den Spalten ihres Blattes aus, ausser wenn es einem thatsächlichen Berichte meiner Wirksamkeit am Orte selbst gilt, und demnach sie nach eigener Erfahrung aussprechen kann. Den Zeitungsklatsch anderer Orte über mich, oder auch solche Vorgänge, über welche sie sich durch eigene Erfahrung und genaue Kenntniss kein Urtheil bilden kann, den Bayreuthern in der bekannten Anekdoten-Manier zum Besten zu geben, wird das sicherste Mittel sein, meine Niederlassung dahier mir gänzlich zu verleiden.

Mein Verlangen nach Ruhe vor diesem Unsinn muss mir gestattbar erscheinen, wenn ich dagegen die Verpflichtung übernehme, privatim der Redaction jede Aufklärung über auffällige Notizen auf das Wahrhaftigste zu ertheilen. So jetzt über den Vorfall mit KM. Weissheimer, über welchen genau ihn aufzuklären, sobald er diess wünscht, ich mich sehr bereit erkläre.

Mit herzlichem Dank für alle Freundlichkeiten und gütige Besorgungen verbleibe ich

Ihr

Fantaisie treu ergebener

12. Juni 1872. Richard Wagner.

16.

Lieber Freund!

Ich bin wirklich verwundert, selbst heute noch nicht im Tageblatt eine Notiz zur Berichtigung und resp. Zurechtweisung der Bemerkung des Herrn Redacteurs von letzthin zu finden. Sie hatten die Güte, etwas ähnliches besorgen zu wollen, und ich meinerseits bin sehr geneigt, um einen solchen lüderlichen und schlechten Geist in Loco nicht aufkommen zu lassen, nun selbst etwas zu thun. Durch andere Blätter sehe ich die wohlwollende, wenn auch irrige Notiz des Münchener Blattes, gehen; vermuthlich wird es nun bald heissen, dass „Spezialcorrespondenzen" aus Bayreuth anders sprächen u. s. w. Ist diess gut? Gern erhielte ich von Ihnen Aufklärung, und verbleibe mit herzlichstem Grusse

Ihr

treu ergebener

Sonntag, Vorm. Rich. Wagner.

17.

Lieber fliegender Holländer von Bayreuth!

Da Sie Ihr Schiff einmal wieder vor Anker gelegt haben, benutze ich diesen seltenen günstigen Umstand, um mich mit meiner Frau für morgen Donnerstag, um 1 Uhr auf Ihrem Schiffe (— resp. in Ihrem Hause —) zum Mittagtisch einzuladen. Wir würden Sie dann auch ersuchen, den Meister Woelfel nach Tisch (wollen wir sagen — um 2 Uhr) nebst Hausplänen uns zu zugesellen. Kommen wir Ihnen ungelegen, so bitte ich um ein Wort, um mich in geziemender Distanz zu erhalten.

Mit den herzlichsten Grüssen von Haus zu Haus

Ihr

ergebener

Fantaisie Richard Wagner.

3. Juli (Mittwoch). (auch bald Schiffscapitän).

18.

Theuerster Freund!

Hier der unterzeichnete Vertrag, für dessen Besorgung und Verbesserung ich Ihnen von Neuem zu so grossem Danke verpflichtet bin. Sie werden, liebster Freund, den nöthigen Zeitpunkt ermessen, wo diese Conversion durch Aufnahme einer hypothekarischen Anleihe vor sich gehen muss, und rechne ich dann auf Ihre freundschaftliche Unterstützung für die Realisirung dieses Geschäftes auf dem geeignetsten Wege. Das darf ich wohl?

Heute Abend fällt es mir wirklich schwer mit am „Kranze" zu winden, da ich bereits morgen einen grossen Theil des Tages in der Stadt zubringen muss, nämlich theils auf Landgericht, wo ich wiederum eidliche Zeugen-

aussagen abzulegen habe, theils im Kirchenconzert, wo ich diesmal — zum guten Anfange — doch nicht fehlen möchte. Zwischen beiden Herrlichkeiten spreche ich wohl auf einen Augenblick bei Ihnen vor, und hoffe Sie dann in guter Stimmung gegen mich anzutreffen.

Mit den herzlichsten Grüssen

Ihr

Fantaisie ergebener

18. Juli 1872. Rich. Wagner.

19.

Ausgezeichnetster!

Schönen Dank! Wir kommen Alle und geniessen den Riedelsberg, sowie auf demselben Ihre Freundschaft!

Haben Sie nur die Güte uns einen ordentlichen Wagen herauszubestellen: dieser möge um 4 Uhr hier sein! Ausserdem wollen wir noch die Donndorfer Carosse anspannen lassen!

Der Allgütige schenke Ihnen seinen und meinen Segen!

Ihr

allergehorsamster Client

25. Juli 72. Richard Wagner.

20.

Lieber Freund!

Wir hatten einen nicht ganz leichten Tag; von einem späten Spaziergang kam ich — ebenfalls spät — ermüdet zurück, warf mich in meine Hauskleider, und fand dann erst Ihren freundlichen Aufruf für heute Abend. — Oh, Freund! Seien Sie und bleiben Sie stets überzeugt, dass ich, selbst wenn Sie nicht so hilfreich und wichtig in mein Leben getreten wären, mir ganz allein durch Ihre durchaus ungemeine und liebenswerthe Person theuer und wahrhaft verehrt worden sind! Innigst begleiten Sie unsre Wünsche und Segnungen! Wir sind ganz bei Ihrem Glücke, wenn wir auch für heute dem freudigen Feste fern bleiben!

Von ganzem Herzen

Ihr

Bayreuth. treu ergebener Freund

20. Oct. 72. Abends halb 7 Uhr. Richard Wagner.

21.

Mein lieber, guter Freund!

Ich denke mit einigem Kummer an die letzten Tage unseres Zusammenseins. Der nächste Grund unserer stillschweigenden Besorgniss ist nun wohl gehoben: Gott weiss welche Confusion von dorther die rechtzeitige Erklärung verhinderte, — endlich aber meldet mir Kafka aus Wien, dass

16,000 fl. für uns in den nächsten Wochen, 20,000 fl. dann zu Ostern bereit liegen. Obwohl hiermit die vorsichtigste Zusage gegeben war, (da ich gewiss weiss, dass in Wien bereits mehr einzucassiren ist), reichte diess doch hin Freund Muncker zu bestimmen, dass er die Ermächtigung zu dem vorliegenden nöthigen Accordschlüssen von mir ansprach. Was ich des Weiteren von ihm mitgetheilt erhielt war für mich ein neuer Sporn, alsbald meine Reise anzutreten, um von überall her aus Ort und Stelle Ihnen klar über den Stand unserer Angelegenheit berichten zu können. Ich hoffe, dass ich Gutes zu berichten haben werde und diess um so mehr, als ich selbst mir vornehme, überall auf das Energischste für die Herbeischaffung der nöthigen Fonds zu wirken.

Unter diesen Umständen und Vornahmen bleibt mir heute, am Abend vor meiner Abreise, nur noch übrig, Ihnen meinen allerherzlichsten Gruss zuzusenden, so wie Ihnen nochmals die Versicherung zu wiederholen, dass Ihre Liebe und Freundschaft mir schwer wiegt, und mein Dank für Ihre nach allen Seiten hin so thätige und erfolgreiche Hilfe nie in mir erlöschen wird.

Von ganzem Herzen der

Bayreuth. Ihrige

9. Nov. 1872. Richard Wagner.

22.

Mein lieber Freund!

Sind Sie zu Haus? Wie geht es Ihnen? Gut oder — wie? — gelaunt? — Ich habe nun bereits 4 Theater verschlungen und leider sehr viele Festessen und Freundesspeisungen durchmachen müssen. Als bestimmte Ausbeute habe ich bisher nur eine Sängerin — und zwar hier in Darmstadt (wohin ich deswegen noch einmal zurückgekehrt bin) — angetroffen; diese ist aber allerdings von grösster (noch unerkannter) Vortrefflichkeit. Heute Abend ist Festbankett des Wagner-Vereines! — Heckel wird Ihnen dieser Tage aus Mannheim seinen Finanz-Bestand berichten, und Ihnen sich jeder Zeit zu Zahlungen bereit erklären. Anmeldungen für Patronatscheine melde ich Ihnen das nächste Mal. Ich werde eifrig wirken, — in Hamburg wahrscheinlich sogar ein Conzert dirigiren. Morgen bin ich in Stuttgart. Von Basel gehen wir dann — über Mainz (Wiesbaden) zunächst nach Cöln, mit Aachen, Düsseldorf u. s. w. Jedenfalls kehren wir vor Weihnachten von dem ersten Ausfluge auf kurze Zeit in unser liebes Bayreuth zurück. (Wer mir dieses Reisen hätte abnehmen können, dem gäbe ich gern alle mir erwiesenen Ehren und Festlichkeiten zum Weihnachtgeschenk!)

Wie geht es nur bei Uns daheim? Ist alles wohl und gesund in der Fäustelei? Ist Muncker munter? Und unser Dekan? Ihr drei theuren lieben Freunde, die Ihr meine neue Heimath ausmacht, denkt Ihr freundlich

an uns? Ich will es hoffen und verbleibe in dieser Hoffnung Ihr — und Euer — treu dankbarer Freund

Richard Wagner.

23.

Mein theurer Freund!

In Kürze Gruss, Dank und — Weiteres!

Ich habe den Grossherzog von Baden besucht und glaube damit gut gethan zu haben. Seien Sie nun so gütig, an den Grossherzog direkt den Bericht von letzthin (davon wohl Exemplare noch vorhanden sind?) sowie unsere gedruckten Circulare von früher mit einem (oder mehren?) Patronatsschein-Schema — als in meinem Auftrage (welchen ich ihm gemeldet habe) — zuzuschicken, und legen Sie dem auch die jetzt fertigen Photographien vom Theater bei. —

Die Vereine von Darmstadt und Mainz haben mich überrascht und gefreut, wobei auf der Strasse die Regimentsmusiken nie fehlten. — Sie erhalten nun zunächst einen genauer spefizirten Vorschlag von mir, wie ich es für gut halte, dass mit den Vereinen vorgegangen werden müsse.

Da ich gar keine Zeit dazu habe, hat Herr Batz es mir abgenommen, das mit ihm Besprochene (welches mich sehr klug dünkt) für Sie und unsre verwaltungsräthlichen Freunde zu Papier zu bringen. Es gilt einer Aufforderung an die Vereine zu geschärften Maassregeln, um uns bis Ende Januar die nöthigen Resultate zu liefern. —

Morgen gehe ich nach Cöln, wo sich im Augenblicke Vieles in Bewegung setzt.

(Der König von Würtemberg ist uns ebenfalls geneigt, und es wird da etwas erfolgen.)

Bald, mein lieber Feustel, erfahren Sie mehr von mir. Wir reisen der Kreuz und der Quere, ermüden uns sehr, werden aber aushalten. Jetzt kommen neben Cöln noch Aachen, Düsseldorf, Hannover, Bremen, Braunschweig, Cassel u. s. w. daran, damit wir uns ein ruhevolles Weihnachtfest in Bayreuth bei den Kindern und unsren lieben Freunden verdienen. Zu Neujahr geht es dann wieder auf lange Zeit fort! —

Herzlichst grüssen wir Sie, die Familie und die Freunde!

Wiesbaden. Ihr

29. Nov. 1872. Richard Wagner.

24.

Theuerster Freund!

Uebermorgen bin ich also wieder zurück! — Für heute möchte ich Sie noch ersuchen, an unsern wackeren Conzip. Hofmann folgende nicht unerfreuliche Aufträge zu ertheilen.

1. An Herrn M. E. Matthes, 2. Wilhaldistrasse in Bremen, einige Schema's zur Zeichnung von Patronatscheinen; vielleicht ein Dutzend.
2. An Kapellmeister Hentschel am Theater in Bremen alle nöthigen Dokumente, Prospektes u. s. w. zur Gründung eines Wagnervereines mit Schema's ebenfalls —
3. Ganz dasselbe, d. h. alle vorhandenen gedruckten Vorlagen, nebst Schema's zu Zeichnungen an Baron von Normann, Intendant des Hoftheater's zu Dessau, in meinem Auftrage für den Herzog von Dessau, welchen ich besucht habe.

Mehreres Andre bald mündlich! Heute habe ich hier noch den Wagner-Verein vor! —

Sonntag früh um 6 Uhr lenke ich — zu meiner grossen Freude — wieder das Steuer nach Bayreuth, um mich dort zunächst wenig Zeit auszuruhen.

Von Herzen grüsst Sie und die Freunde

Ihr

Leipzig. innig ergebener
13. Dez. 72. Richard Wagner.

25.

Theurer Freund!

Soeben nach Hause zurückgekehrt empfange ich durch Frau v. Schleinitz die Nachricht, dass vom Khedive (Vicekönig v. Aegypten) ein Wechsel von

500 Pf. Sterling

für Patronatscheine unterwegs ist, welches ich zur Erweckung guter Laune Ihnen freundschaftlichst gemeldet haben wollte.

Ihr

Bayreuth. getreuer
14. Jan. 1873. Richard Wagner.

26.

Schwerin, 27. Januar 1873.

Mein theurer Freund!

Trotz vieler Ermüdung möchte ich Ihnen doch von hier aus einen Gruss und eine Meldung zukommen lassen.

Von Hamburg erhalten Sie dieser Tage Geld über dessen Convertirung in Patronatscheine ich mit Ihnen noch verkehren werde. Es ist nicht viel, da das Local zu klein war und die Kosten durch zweimalige Aufführung gesteigert wurden. Etwas über 5000 Thaler ward eingenommen, allein die Kosten traten mit circa 1400 Thalern auf, Doch hatte man Recht gethan mich auf die bekannte Weise nach Hamburg zu locken: es galt der durch meine persönliche Anwesenheit zu gebenden Anregung; wir dürfen dort schönen Ergebnissen hiervon entgegensehen, über welche (Sie) nächstens

Herr Zacharias, der sich als Ihren Freund rühmt, sich Ihnen bald vernehmen lassen wird. Einstweilen habe ich hier für eine kleine Complettirung der Summe gewirkt. Der Grossherzog von Mecklenburg nimmt sechs Patronatscheine, und verlangt sie sofort auszuzahlen.

Seien Sie so gut an Herrn Baron von Wolzogen, Intendant des grossherzogl. Hoftheaters, das für die Erwirkung der Auszahlung von sechs Patronatscheinen Nöthige in meinem Namen besorgen zu lassen! —

Heute gehen wir nach Berlin (Thiergarten-Hôtel); dort gedenken wir uns, der lange verzögerten Zahnkur wegen, 10 bis 12 Tage aufzuhalten. Hier, d. h. in Berlin, fand bereits bei meiner ersten Anwesenheit eine Versammlung statt, deren Ergebniss von Herrn v. Radowitz auf 20 Patronatscheine angeschlagen wurde. Ein grosses Conzert ist in Vorbereitung: ob ich mich mit dieser Unternehmung werde noch abgeben können, will ich nun erst ergründen.

Leben Sie wohl! Verzeihen Sie dem sehr, sehr Angestrengten! Herzlichen Gruss von mir und Frau an Freunde und Familie!

Ihr

dankbar ergebener

Richard Wagner.

27.

Oh! Mein Freund!

Dass Sie vorgeben in Bayreuth zu wohnen, ist wirklich kühn! Man komme nur hierher, um sicher zu sein an den einzigen Ort zu kommen, wo Sie nicht sind.

Nun treibe ich es jetzt doch auch bald nicht viel besser. Desshalb also — keine Vorwürfe! —

Und somit — zur Sache!

Es ist schön von Ihnen, dass Sie nach Wien gehen. Mein Rath, zuerst Standhartner (allgemeines Krankenhaus, Alservorstadt: Garnisonsgasse 3. Nachmittags 2 Uhr sicher zu treffen) aufzusuchen, bezieht sich darauf, dass ich ihn nicht nur als meinen eifrigsten Freund, sondern auch für den mit den Personalien am besten bekannten zu halten habe. Ihm könnten Sie auch sagen, dass, wenn es aus dem Monstre-Conzert in Pest für Bayreuth etwas werden sollte, ich (etwa Mitte März) für einige Tage nach Wien kommen würde, und dann des weiteren mich vergewissern wollte, wie es mit Wien stünde.

Nun aber etwas Anderes. — Herr Nettke (Nibelungenstrasse 10 oder 12?) hat behauptet, der reiche Bankier Emil Erlanger in Paris habe sich erklärt, 10,000 Thaler für Bayreuth zu geben. Hierüber wäre mit Ersterem Rücksprache zu nehmen. Erlanger der sich mir einmal schon sehr ergeben erwiesen hat, soll jetzt furchtbar reich sein. Wir hätten uns dann ernstlich mit der Theilnahme dieses Mannes zu beschäftigen.

Und dann kommen Sie wohl wieder? Sie werden mich noch nicht sonderlich erholt antreffen: es hat mich diessmal furchtbar angestrengt. Doch — was sein muss — möge geschehen! Leben Sie wohl und behalten Sie lieb Ihren treu ergebenen Compagnon

Bayreuth Richard Wagner.
18. Februar 1873.

So gegen Ende März auf der Rückkehr aus Oesterreich, gedenke ich auch München auf ein paar Tage zu besuchen, — zum Schrecken Dieses und Jenes?!

28.

Theuerster Freund!

Dass ich vorübergehend bei Ihnen in einige Schuld gerathen bin, beschämt mich einigermaassen! Wenn für den Stand meines Conto-Corrents wohl auch sehr bald ergiebige Besserung eintreten wird, habe ich mich jedoch fortgesetzt darüber zu beschweren, dass Sie meiner sehr angelegentlichen Bitte um Unterlassung der Berechnung von Zinsen zu meinen Gunsten keine freundliche Beachtung schenken. Ich richte nun in diesem Bezug folgende Bitte an Sie. Wollen Sie die seit dem Bestehen unseres Conto-Correntes zu meinen Gunsten mir bezeichneten Zinsen herausziehen und an die, durch meine Geschäfte am Meisten beschwerten jungen (oder älteren) Leute Ihres Comptoirs als sehr wohl verdientes Benefiz vertheilen; den Betrag hiervon mir aber zur Last schreiben, und wie jedes — im Laufe der Zeiten entstehen sollendes — Guthaben Ihrerseits an mich, zu Ihren Gunsten (wie schicklich) mit Zins belegen.

Wollen Sie in Zukunft mir durchaus noch entstehende Guthaben verzinsen, so dürfte das, wie ich diess andrerseits in diesen Fällen erfahren habe, durchaus nur mit 2 % stattfinden, und würde ich auch diese wiederum als ein kleines Benefiz für Ihr Comptoir verrechnet und verwendet wünschen.

Lieber, lieber Freund! Die Mühen und Sorgen die ich Ihnen mache, wie wären diese in Form von Zinsen meinerseits Ihnen zu erstatten!! — Immer habe ich nur Grund, Ihrer treuen zartsinnigen Freundschaft und Fürsorge zu danken! Und das wird wohl so fortgehen, wahrscheinlich bis lange nach meinem Tode!

Für das nächste jedoch heisst es, wie bei Shakespeare: „thu' Geld in deinen Beutel!" Nun diess kommt auch!

Mit stets treuer Liebe

Ihr

Bayreuth ergebener
1. Juli 1873. Richard Wagner.

29.

Lieber werther Freund!

Dem Bürgermeister theilte ich gestern bereits mit, dass ich wünschte, wir erweiterten das auf nächsten Samstag fallende Hebefest unseres Theaterbaues zu einer gemüthlichen Festlichkeit durch Hinzuziehung des hiesigen, so sehr verdienstvollen Wagner-Vereines, welchem bei solch einer Gelegenheit mich vorzustellen und zu bedanken mir sehr am Herzen liegt. Wollten Sie nicht hierüber in die nöthige Berathung treten! Man könnte vielleicht durch 4 Hauptzeitungen noch zur rechten Zeit nach auswärts Kunde geben und dadurch manchen Gönner oder Patrone, welcher sich einen Besuch Bayreuth's vorgenommen hat, eine willkommene Anzeige verschaffen?

Von Herzen grüsst Sie

Ihr

Dammallee dankbar ergebener

22. Juli 1873 Richard Wagner.

30.

Theurer Freund!

Gewiss ist es nicht Bequemlichkeit, was mich dazu bestimmt, gerade heute mich fest dafür zu entschliessen, dass ich diessmal unsre geehrten Kranzbrüder auf ihren Ausflug, von dem ich mir nur Annehmliches erwarten durfte, nicht begleite. Ich kann, gerade von heute an, mein Haus für 3 Tage nicht verlassen, und diess hat folgenden Grund. Der König von von Bayern erwartet von mir an jedem seiner Geburtstage eine huldigende Sendung meinerseits: vorm Jahre konnte ich ihm die Composition des 3. Aktes der Götterdämmerung im Manuscripte schicken; diessmal hätte ich gar nichts gehabt, wenn ich nicht die Vollendung der Herausgabe meiner gesammelten Schriften dazu benützen durfte. Somit gab ich meinem Verleger auf, den 9. Band meiner Schriften wenigstens in einem Prachtexemplar bis zum 20. Aug. in meine Hände zu liefern, um ihn noch einbinden und zur rechten Zeit nach München versenden zu können. Diess ist mir zugesagt worden, jedoch nur unter der ausdrücklichen Bedingung umgehender Zurücksendung der Correkturen (Revisionsbogen). Um hierin keine Unterbrechung aufkommen zu lassen, liess ich einen Bogen sogar nach Bamberg adressieren: diess veranlasste Confusion; drei Tage sind ohne Förderung meinerseits und unter Stockung des Druckes andererseits verloren worden. Jetzt meldet mir der Drucker, dass, wenn von heute ab noch die mindeste Stockung eintrete, er seine Zusage nicht halten könne. Ausserdem empfange ich soeben gerade einen Brief des Hofrath's Düfflipp, durch welchen mich der König eifrig um Mittheilungen mahnen lässt. — Viele ernstliche Sorgen, wie sie überhaupt keine noch so angenehme Landpartie verscheuchen können würde, nehmen mich ein und fordern, dass ich ihnen nicht aus-

weiche. Somit, seien Sie, meine hochgeehrten, lieben Freunde, über mich in keinem Zweifel, wenn ich Sie diessmal um Zurückgebung meiner Zusage bitte, dagegen aber glauben Sie an die volle Aufrichtigkeit auch meiner Wünsche für das gewiss unausbleibliche Glücken Ihres, namentlich unseren gelehrten Freunden vom Gymnasium gewiss recht nöthigen, erquicklichen Ausfluges!

Auf baldiges, freundliches Wiedersehen!

Von ganzem Herzen der

Dammallee Ihrige

8. Aug. 1873. Richard Wagner.

31.

Hier, theurer Freund, die neuesten Erwerbnisse der Gräfin Dönhoff, welche Sie gütigst eincassiren lassen wollen.

Schönsten Dank für Freund Adolf's Goldfeder: ich habe sie nicht beklext, da ich sehr gut einige Tage warten kann, wo ich mit meinem Partiturschreiben ja doch aussetzen muss, indem ich immer durch Besorgungen aller Art abgehalten bin. Spätestens morgen komme ich dazu an D. zu schreiben.

Besten herzlichsten Gruss von

Ihrem

stets dankbaren Freunde

Richard Wagner.

Hier auch der Schlussband meiner gesamm. Schriften. Lesen Sie das Gedicht und das Lustspiel!

32.

Mein theurer Freund!

Ich danke Ihnen sehr für Ihre neuen Bemühungen bei Wölfel; nur möchte ich Sie noch herzlich gebeten haben, der beabsichtigten Conferenz finde sie nun Montag oder Dienstag statt, jedenfalls selbst beizuwohnen. So unrecht es nun gewiss von mir sein mag, Ihre Freundschaft für mich stets so stark in Anspruch zu nehmen, so wüsste ich doch ohne Ihren Beistand jetzt nicht weiter zu helfen; zu Ihrem Troste für die Zukunft kann ich Ihnen nur versprechen, dass ich mir nie, selbst auch in Bayreuth nicht, wieder ein Haus bauen lassen werde.

Mein Circular beginnt übrigens doch gute Früchte zu tragen. U. A. rührte mich heute die Meldung eines $^1/_3$ Patrones aus Oesterreich, dass er an Heckel noch 200 Thl. geschickt habe, um sich zum ganzen Patron machen zu lassen.

Sollte ein Maurer mit zerquetschter Nase sich mit einer Karte von mir einstellen, so bitte ich ihm von meinem Baufonds ein Benefiz von

10 fl. auszuzahlen; er hat von der Grundsteinlegung an Tag für Tag an meinem Bau gearbeitet, und ist mir durch seinen Fleiss und freundliches Benehmen immer vortheilhaft aufgefallen. Er ist seit heute Abend von meinem Bau entlassen und nahm sehr anständigen Abschied.

Also: — Alles in Allem —: bleiben Sie gut

Bayreuth Ihrem

20. Sept. 1873. stets dankbaren

(Abends.) Richard Wagner.

33.

Hochgeehrter Freund!

(so feierlich muss ich ja wohl auch schreiben?)

Ich danke sehr für Ihren freundschaftlichen Eifer mir behilflich zu sein, und bedauere nur, Ihnen Noth zu machen.

Hier ist der nöthige Vertrag. —

Mit dem Bürgermeister kam ich heute überein, für Freitag früh einen Anschlag am Bahnhof besorgen zu lassen, welcher den ankommenden Delegirten anzeige, dass

1. Nachmittag um 3 Uhr Versammlung im Theaterbau
2. Abends 6 Uhr Versammlung zur Berathung im Rathhaus beliebt sei.

Da wir vermuthlich nicht viele Personen sein werden, hätte ich Lust die Herren nach der Sitzung — etwa 8 Uhr — zu einem Abendessen einzuladen.

Wo schlagen Sie mir vor diess zu thun? Ich möchte die Sonne — aber welches Lokal dort? Ich nehme an, dass wir alle zusammen (mit Verwaltungsrath) nicht über 20 Personen sein werden.

Nun noch Eines! Heinrich Brockhaus (Bruder meiner beiden Schwäger) ist morgen Abend bei uns. Sie erzeigten mir eine grosse Freundschaft, wenn Sie gleichfalls uns diesen Abend schenken wollten: vielleicht brächten Sie auch diesen Herrn (Chef der Buchhandlung) zu Etwas. Lassen Sie mich doch wissen, ob Sie so freundlich sein wollen; vielleicht sage ich es dann noch einem unserer Vertrauten.

Herzlichsten Gruss von

Bayreuth Ihrem

28. Okt. also: getreuesten

Dienstag Abend Richard Wagner.

Einladung zu

Mittwoch.

34.

Theurer Freund!

Müde, abgehetzt und abgeärgert, schreibe ich Ihnen spät Abends diese Zeilen!

Vor Allem schönsten Dank an Vetter Adolf für seine freundlichen Nachrichten von gestern!

Wir kommen — so Gott will! — Mittwoch Vormittag 11 Uhr zurück. Mich drängt es sehr zur Rückkehr. Vor Allem habe ich sofort einen Prozess gegen einen Musikhändler in Berlin anzustrengen. Alles Material zur Instruction des Advocaten habe ich vorräthig. Wen aber wähle ich zum Anwalt? Können Sie — als Hauptstütze für mich — hierfür immer das Nöthige einleiten, um sofort nach meiner Ankunft an die Sache gehen zu können?

Sie sehen,

wenn Noth am Mann
muss immer Feustel dran!

Ich bin sonst hier mit Manchem, zumal mit der Direktion — sehr zufrieden; wir sind die besten Freunde: nur wünschte ich jetzt, dass Alles ein Ende habe. Montag Abend Generalprobe von Lohengrin. Dienstag Abend mit Westbahn — geht es fort!

Möge ich Sie Alle wohl und freundlich gesinnt antreffen!

Mit herzlichsten Grüssen

Wien — Ihr

11. Dez. Abend. — Richard Wagner.

35.

Mein theurer Freund!

Meine herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem heutigen Geburtstage spreche ich Ihnen heute Nachmittag noch mündlich aus! Einstweilen bringen Ihnen unsere Kinder — ausser einer Frucht unserer Treibhauskunst — das Theater der Zukunft, welches Sie mir vorm Jahre nach seiner äusserlichen Gestalt zuführten, nach seinem innersten Gehalt: öffnen Sie und Sie werden gewahren, was die unscheinbare Form innen verschliesst, — das Kunstwerk der Gegenwart für den rechten Genuss zubereitet!

Bleiben Sie mir gut! Diess wünsche ich mir zu Ihrem Geburtstage!

Mit dem freundschaftlichsten Gruss

Ihr

Bayreuth — dankbar ergebener

21. Januar 1874. — Richard Wagner.

36.

Meine hochgeehrten Herrn und Freunde!

Es wird mir stets unmöglich bleiben, Ihre Verdienste um die von mir eingeleitete Unternehmung mit genügender Würdigung zu Dank und Anerkennung zu bringen. Diess ist das erste was mich betrübt, wenn ich jetzt Ihrer heutigen Mittheilung an mich zu erwidern habe!

Das Zweite ist, dass ich es als vollständig unmöglich erkennen muss, meinen tiefempfundenen Dank Ihnen durch die Erfüllung Ihres Wunsches, die Aufführungen schon im nächsten Jahre stattfinden zu lassen, abzutragen.

Ich glaubte hierüber bei unserer letzten Zusammenkunft mich bereits

deutlich genug geäussert zu haben und wiederhole desshalb nur, dass je ernster ich die Sache jetzt wieder in das Auge zu fassen mich gehalten fühle, desto mehr ich den Schaden zu ermessen habe, welchen uns die Verzögerung des Abschlusses für eine finanzielle (—) gebracht hat. Ich bin dadurch ausser aller Fühlung mit dem von mir zuvor in das Auge gefassten Personale gerathen, und habe im Betreff der Gewinnung desselben jetzt ganz von vorn wieder anzufangen.

So konnte ich z. B. bis jetzt keinem der Sänger sagen: „geht für diesen Sommer keine Gastspiele ein um euch mir zur Verfügung zu stellen“ so dass ich nun froh sein muss, wenn ich wenigstens einige derselben werde bewegen können, neben ihren anderweitigen Verpflichtungen sich auch mir nur für wenige Tage zur Verfügung stellen.

Glauben Sie mir es ist ganz unmöglich, das ungeheure viertheilige Werk, von welchem jeder einzelne Theil bei den grössten Theatern vierteljahre lange Vorbereitungen erfordert, in der jetzt mir noch gelassenen Zeit von heute an bis über's Jahr zur Aufführung zu bringen.

Diess ist das Eine. Das andere ist aber die von Ihnen vorgeschlagene und gewünschte Betreibung der Geldmittel durch meine persönliche Thätigkeit. Vorausgesagt, es könnte mir wirklich gelingen, durch stetes Herumreisen und Konzert geben bedeutende Fonds zusammen zu bringen so beschwert mich die Nöthigung Ihnen zu erklären, dass ich solche Anstrengungen nicht aushalte, weswegen ich selbst für die Aufführungen unserer Festspiele mich bereits mit einem, statt meiner fungirenden Dirigenten vorsehen musste, wie ich diess in vergangener Zeit zu meiner Schonung bereits in München nöthig hatte. Ich fühle mehr als jeder von Ihnen, meine hochgeehrten Freunde, dass die letzte Gewährleistung für das Zustandekommen unserer grossen Unternehmung in der Aufrechterhaltung meiner physischen und geistigen Lebenskräfte liegt, weil Niemand wie ich die Aufgabe ermessen kann, welche ich mir persönlich hiermit gestellt habe.

Andrerseits habe ich aber gerade durch meine vorjährigen Versuche in jener Hinsicht die deutliche Erfahrung gewonnen, dass alle diese Bemühungen um persönliche Anregung keineswegs die den Anstrengungen entsprechenden Erfolge gehabt haben. Wogegen es eben aus diesen Erfahrungen mir deutlich geworden ist, dass nicht die im Voraus gepredigte Idee, sondern nur die Thatsache der bevorstehenden ausserordentlichen Leistungen die — vielleicht nur neugierige Theilnahme erwecken wird, welche uns schliesslich die nöthigen Fonds zuwendet. Diese Theilnahme kann, wenn andererseits die Thatsache der wirklich ermöglichten Aufführungen fest steht, durch eine Verzögerung der Neugierde, wie sie oft von Zeugen zur Steigerung derselben angewendet wird, sich nur vermehren; es wird durch die Proben, welche wir im Sommer 1875 bereits selbst mit Decorationen u. s. w. abhalten werden, dieser Antheil selbst zu einer uns sehr nützlichen Ungeduld steigern, — was um so besser ist.

Hierüber bin ich mir klar.

Worüber ich mir aber noch vollständig unklar bin, das ist, wie ich es über mich gewinnen soll, ausser meinem Personale 1500 Gäste, unter denen die allerhöchsten Herrschaften sich befinden, bei dem jetzigen Stande der Bewirthungskräfte, nach Bayreuth einzuladen. Es ist diess, meine hochgeehrten Freunde, ein so ernsthafter Punkt, dass ich schiesslich an Sie die Bitte richten muss, hierüber mir Aufschlüsse zu geben, welche mich vollständig beruhigen können, und ich glaube nicht, dass Ihnen möglich sein dürfte, durch die Mittel, welche bisher hierfür in Anregung gesetzt worden sind, mich davon zu überzeugen, dass — ausser 500 Freiplätzen — 1000 Patrone, meistens aus vornehmen Stande, in unseren Gasthöfen oder Privathäusern so untergebracht werden könnten, dass ihre Zusammenkunft in Bayreuth nicht zu einer widerwärtigen Erfahrung führte, welche eine Wiederholung der Festspiele in einem folgenden Jahre zu einer Unmöglichkeit machen möchte.

Ich halte es daher für meine Pflicht, meine hochgeehrten Freunde, um eine baldige Zusammenkunft zur Berathung dieses sehr beachtenswerthen Punktes, zu ersuchen, und nach Allem, was ich mir im Betreff der Lösung der Schwierigkeit imaginiren kann, dürften Sie dann finden, dass es keineswegs schon jetzt zu früh sei ernsthaft daran zu denken, wenn wir beabsichtigen die Gäste der Festspiele im Sommer 1876 so geziemend zu empfangen, dass sie keine offenbare Abneigung dagegen gewinnen, im Jahre 1877 wieder zu kommen.

Mögen Sie diese Erwiderung als Bezeugung eines tief ernstlich gesinnten, aber auch sorgenvoll Bedrückten, um des Glaubens willen, welchen ich Sie meiner grossen Dankbarkeit gegen Sie beizumessen herzlich Sie angehe, freundlich und nachsichtlich aufnehmen!

Mit innigster Hochachtung der

Bayreuth Ihrige

7. März 1874. Richard Wagner.

(Abends).

37.

Theurer Freund!

Ich habe jetzt alle Abende meine Musikanten bei mir um sie — welche bald den Sängern ihre Partien einstudiren sollen — im richtigen Vortrage meiner Partituren zu üben.

Herzlich willkommen, wer dabei assistiren will, und wenn es das ganze hochverehrte Kränzchen wäre; jeden Abend geht es bei mir los, nur kann ich keinen Abend mehr aus dem Hause!

Treuesten Gruss von

Ihrem

Bayreuth stets verpflichteten Freunde

10. Juni 1874. Richard Wagner.

38.

An meine hochgeehrten Freunde der gütigst übernommenen Verwaltung — da oben! —

Ich halte es für gut, Herrn Hoffmann's Rath im Betreff einer Anmahnung an die Herrn Brückner zu befolgen. Hoffmann ist peinlich — aber ernst; die anderen Herrn kennen wir noch nicht. —

Herzlichsten und hochachtungsvollen Gruss!

Bayreuth
17. Juni 1874.

Richard Wagner.

39.

Lieber guter Freund!

Noch ganz von Dank erfüllt für gestern, komme ich heute schon wieder Sie in Anspruch zu nehmen. Ich wollte Ihnen anzeigen, dass heute Rth. 818 aus Berlin (für fliegend. Holl.) an mich gelangt sind. Ich habe diese für mich, bekannte Ausgaben (z. B. Kietz in Dresden für die vollendete Marmorbüste von mir u. s. w.) sowie für die Calamitäten der Weihnacht- und Neujahrszeit vorläufig zurückbehalten, sowie ich für ähnliche Ausgaben meine geringen Einnahmen vom vorigen Oktober zurückbehielt, darauf bestimmte, dass ich Ihr Bureau nicht unnöthiger Weise belästigen oder bemühen wollte, da ich überhaupt gar nicht recht einsehe, in welcher Weise ich für Besorgungen Ihrer Angestellten mich erkenntlich zeigen soll. Ziehen Sie jedoch aus irgend welchen Gründen, einen anderen Modus vor, und ist es Ihnen lieber, alle meine Baria durch Ihr mir so freundliches Bureau gehen zu lassen, so bitte ich nur um Ihre Meinung hierüber.

Erst der Januar wird mir bedeutendere Einnahmen bringen, welche ich dann jedenfalls unserem Conto corrent einverleiben werde. Den Hauptstoss für „Vorwärts“ in meinen Finanzen erwarte ich allerdings erst im April n. J., wo zu den voraussichtlichen guten Einnahmen des einträglichsten Jahresquartals noch die von Schott mit zugesagten (Beträge) hinzukommen werden.

So — schwimmt und watet man! Endlich hofft man doch ans Ufer zu gelangen — zumal, wenn endlich jemand zur Seite steht, der meinem Freunde Feustel ähnlich sieht! —

Nun auf Sonntag! Da soll es herrlich werden! Von ganzem Herzen grüsst Sie

Ihr

Bayreuth
16. Dez. 1874.

stets dankbar ergebener

Richard Wagner.

P. S. Das Sgrafitto hat mich denn doch auch Etwas gekostet!

40.

Seien Sie mir herzlichst gegrüsst zum neuen Jahre, mein lieber, theurer Freund!

Vielleicht sehe ich Sie noch heute. Sollte es zu spät werden, so bin ich so frei einstweilen Ihnen die Sylvester-Bescheerung zur (gelegentlichen) Ansicht zu übersenden, welche mir die Herrn „Rechtsnachfolger" gestern bereitet haben.

Ich denke, wir werden einmal wieder bei einem Glase Biere Berathung halten müssen?

Alles Gute und Wohlverdiente wünscht Ihnen und den lieben Ihrigen

Ihr

Bayreuth allerergebenster
1. Jan. 1875. Richard Wagner.

41.

Herrlich! Ich sehe soeben, dass mein Brief an Sie von heute Vormittag in meiner Schreibmappe verblieben ist!

Nun wenn ich kein Genie bin!!!

42.

Mein theuerster Freund!

Ihr guter Brief hat mich sehr erfreut und beruhigt. Haben Sie Dank für Ihre mir so ungemein wohlthätige Freundschaft.

Dass Sie mit Schott immer noch in Correspondenz, wenn auch „eifriger" stehen müssen thut mir einzig leid, da ich ersehen zu müssen glaube, dass Sie hier noch auf Schwierigkeiten gestossen sind. Wegen Ihrer weiteren Vorschläge werde ich, sobald ich zurück bin, sofort Ihren Ansichten beizupflichten haben.

Hier stiess ich zunächst auf grossen Aerger. Doch geht nun, Dank meinen ausserordentlichen Anstrengungen, Alles gut. Leider wird es mir nicht leicht fallen, die gewünschten Einnahmen nach der erwarteten Höhe uns zur Verfügung zu bringen. Die Calamität ist hier gegenwärtig so gross, dass meine Freunde sich nicht getraut hatten dieselben hohen Preise, wie vor 3 Jahren, zu stellen; statt auf 25 fl. wie damals, wagte man sich nur auf 20 fl. und so im Verhältniss zu gehen; so dass als höchste Brutto-Einnahme diessmal nur fl. 12000 erwartet werden kann. Diese scheint aber durchaus gesichert; denn überall herrscht nur eine Verwunderung darüber, wie jetzt wo alles stagnirt und viele Theater aus Mangel an Besuch ganz schliessen müssen, der Name R. W. noch so etwas zu Stande gebracht habe. Mit Pest wird es nicht viel anders werden, und ausschweifenden Annahmen werde ich entsagen müssen; dagegen bin ich entschlossen einen Ausgleich dadurch herbeizuführen, dass ich das Conzert

am 14. März in Wien wiederhole, nämlich zu niedrigen Preisen fl. 5, 3 u. 1, um dem weniger bemittelten Publikum, welches danach schmachtet, den Besuch zu ermöglichen: man nimmt an, dass dieses 2te Conzert wiederum überfüllt sein werde und die Einnahme, da es sehr geringe Kosten machen wird, sich ganz acceptabel herausstellen soll.

Einstweilen will ich in diesen Tagen, aus schuldiger Rücksicht, dem König eine Privataufführung im Residenz-Theater von denselben Stücken für ihn allein vorschlagen. Nimmt er es an oder nicht, so gedenke ich doch jedenfalls über München zurückzureisen, schon um dort das Sängerpaar Vogel mir anzuhören u. zu sehen.

Herzlichst grüsst und dankt mit mir meine Frau! Stets verbleibe ich

Ihr

Wien hoch verpflichteter

27. Febr. 75. Richard Wagner.

43. Eilig.

Theuerster Freund!

Herzlichen Dank! —

Ich melde Ihnen folgende Resultate:

Wien 1. Konzert

Reinertrag — 9000 und

mehrere 100 fl.

Rest ——— 5300 fl.

Wien 2tes Konzert wird — bei niedrigen Preisen etwas über 4000 fl. liefern. Allerdings hätte man sogleich den Saal noch für ein 3tes Konzert am gleichen Verkaufstage ausverkaufen können. Ein 3tes dürfte aber erst Anfang April wieder möglich sein. — Von Berlin bin ich unter den gleichen Bedingungen wie das letzte mal wiederum eingeladen. Vielleicht Mitte April. —

Der König hat mir — (in seiner ungemeinen Art!) geschrieben. Er bittet um die Privataufführung erst nach Ostern. —

Demnach reisen wir Montag vorläufig wieder nach Bayreuth zurück, wo wir am Dienstag früh Wahnfried wieder einzunehmen gedenken, allerdings — wie Sie aus den vorstehenden Meldungen ersehen, nur zur kurzen Ausruhung! —

Herzlich freue ich mich Sie treuer lieber Freund, wieder zu begrüssen!

Wien. Ihr

13. März 1875. Richard Wagner.

44.

Theuerster Freund!

Besten Dank für Ihren hier vorgefundenen Brief, welcher mich anheimelte, wiewohl er gerade nichts sehr Tröstliches enthielt. Besser machte

es unser Schwiegersohn, der vortreffliche Adolf, dessen Empfangs-Anzeige mir Wohlgefallen erregte!

Meine Reise, die ich vor nun 8 Tagen unternahm, galt bisher nur der Jagd auf Sänger; ich war in dieser Hinsicht nicht ganz unglücklich, machte auch an dem Braunschweiger Intendanten eine sehr erfreuliche Bekanntschaft, welche, wie ich fast annehmen darf, zu einigem Patronate des Herzogs führen dürfte. — Hier soll Alles sehr gut gehen. Ich habe mir vorgenommen, alle Versuche, welche mir Berlin noch übrig lässt, bis auf das Aeusserste zu verfolgen. Leider kostet mich das alles viel Geld, was mir manchmal wie unnütz vorkommt.

Hier ein Brief an den Verwaltungsrath, der mir unverständlich ist. —

Mögen Ihnen und den lieben Ihrigen unsere Kinder und unser Haus herzlich empfohlen bleiben, dafür aber Alle von mir und meiner Frau auf das kräftigste gegrüsst sein!

Berlin.
Thiergarten-Hôtel
Potsdamer Thor 1.
16. April 1875.

Stets Ihr
dankbar ergebener
Richard Wagner.

45.

Theuerster Freund!

Ich mache Ihnen mein grosses Compliment über die III Artikel in der Oberfr. Zeitung, welche Sie so gütig waren uns mitzutheilen, und bin neuerdings in der Meinung bestärkt worden, welche uns den Wunsch eingiebt, Sie einen grösseren Antheil an unserer politischen Reichsverwaltung nehmen zu sehen. — Fast hätte ich noch etwas mehr gewünscht, wenn auch grade die Präzision und Kürze Ihrer Aufstellungen viel zur Aufhellung über schwierig zu erkennende Vorlagen beiträgt.

Somit — bleibe ich Schutzzöllner: abgemacht! — wie wohl mich meine naturgemässe Sympathie für Z. fast schon in das andere Lager hinüber gezogen hätte.

In Ihrer Beurtheilung der Dinge in Frankreich stimme ich Ihnen noch nicht bei: dort scheint mir für jetzt aller Radikalismus lediglich auf die möglichst totale Unterdrückung des jesuitischen Ultramontanismus auszugehen; im Uebrigen aber dünkt mich dort nur die sogenannte „blaue" d. h. Bourgeois-Republik Chancen zu haben. Demnach glaube ich, dass Jesuiten und — Juden mehr zu befürchten sind, als die Radicalen, welche nie an „Revanche" denken werden. Diess würde nur ein dynastischer Prätendent aufnehmen, welcher aber, bei meiner Ansicht über die Tendenz der jetzigen französischen Republikaner — keine Aussichten haben dürfte.

— Interessant war es mir, dass die Deutschen soviel für das Tabakrauchen als für ihre Armée ausgeben! — Oh, wie sonderbar!

Also! schönsten Dank, und zwar sowohl für die Zusendung als das Zugesendete!

Bayreuth
17. April 1875.
(Abends).

Ihr
stets dankbar ergebener
Richard Wagner.

46.

Mein theuerster Freund!

Wie recht haben Sie vor allen Dingen auch mir anzuempfehlen, vorzüglich für die künstlerischen Details der Ausführung meiner Unternehmung zu sorgen, dagegen an die äusseren Anlagen u. s. w. unsere geringen und so ungemein mühsam herbeizuschaffenden Mittel nicht zu vergeuden.

Ich bin über diese sehr richtige Mahnung, da Sie zumal auch von einem Seitenblicke auf unsere „Cassa" begleitet war, sofort zu dem Entschlusse gekommen, die Erdarbeiten auf das allernothwendigste Maass für die unmittelbare Umgebung des Theaters beschränken zu lassen. Für alle Fälle wünsche ich der Stadt das ganze Terrain von der Theater-Terrasse herab bis zum vorderen Eingang zurückzugeben, und zwar mit dem ernstlichen Rathe, dieses grosse Grundstück ganz nach Belieben der Stadt zu verwerthen, wobei der bereits ausgeführte Chaussée-Damm recht füglich als Strasse benutzt werden dürfte. Ich begnüge mich dann mit dem noch immer sehr ansehnlichen Raume, welcher jetzt zu einem das Theater umgebenden Plateau hergestellt ist; die Ein- und Ausfahrt geschieht vermittelst der zur Bürgerreuth führenden Chaussée; die Abbiegungen derselben fand ich in einer gestrigen Unterredung mit Herrn Runckwitz leicht ausführbar.

Der junge Bauführer sagte mir gestern, es seien für die Erdarbeiten bis jetzt circa 5000 fl. ausgegeben worden; wünsche ich nun, dass die Accorde (mit besonderer und privater Schonung einzelner Accordenten) gelöst werden möchten, so würde ich zu der ganz nüchternen Ausführung der Nivellirung des Plateau's um das Theater etwa noch fl. 2000 bis 3000 bestimmt wissen, sodass die ganzen Erdarbeiten für jetzt mit fl. 8000 abgeschlossen wären.

Denn —

In erster Linie habe ich jetzt für die Vorproben dieses Sommers zu sorgen. Glückt es mir mit dem nächsten Konzert in Wien noch nach Wunsch, so darf ich mir sagen für meine Person mit fl. 40,000 den nöthigen Cassa-Unterbau für diese Proben geschaffen zu haben. Diesen mir möglichst intact, eben für jene Proben, zu erhalten, ist mein wichtigstes Interesse; wogegen auch der Stadt Bayreuth ein ungeheures Terrain zu einem Park für die Sonntagspromenade ihrer Bürger umgeschaffen zu haben für diesmal nicht in meinen Ehrgeiz fallen kann.

Ebenso werde ich mich ferner jeder Agitation im Betreff der Gasthof-Frage enthalten. Die Stadt Bayreuth hat mir durch ihre Vertreter auf meine allererste Anfrage wegen der Fremden-Unterbringung, die Zuversicht, diese Frage befriedigend zu lösen, zu erkennen gegeben, auch auf diese Zusage hin beschloss ich, mein Unternehmen nach Bayreuth zu verlegen. Ich halte mich nun an das Ehrgefühl meiner neuen Mitbürger und werde fortan einzig das rein künstlerische Gelingen meiner Unternehmung in das Auge fassen: ich werde jedenfalls mein Werk in drei aufeinanderfolgenden Aufführungen dem deutschen Publikum zeigen. Ob hieraus eine dauernde, der Stadt Bayreuth zu gut kommende Institution sich bildet, wird zum grossen Theile davon abhängen, ob Bayreuth hierfür etwas thut.

Ich hoffe theuerster Freund, Sie sind mit meiner Auffassung der Lage, wie mit meinen Entschlüssen wohl einverstanden, und in dieser Voraussetzung bitte ich Sie, mir den Weg sowohl der Anbringung meines Gesuches an die Stadt, einen Theil des mir überwiesenen Terrains zurückzunehmen, als auch den der Lösung der jetzigen Accorde für die Erdarbeiten anzugeben.

Hoffentlich sehe ich Sie selbst auch noch vor meiner Abreise, welche allerdings morgen Nachmittag vor sich gehen muss.

Einstweilen grüsse ich Sie wie immer als

Ihr

Bayreuth — tief dankbarlichst ergebener

Samstag — 2. Mai 1875 — Richard Wagner.

als in der Nacht mein guter Russ schnell gestorben war.

47.

Theuerster Freund!

Ich bin etwas erkältet und durch die schlechte Unterbringung im früher bestimmten Hôtel ermüdet und aufgehalten. Seit gestern bin ich nun gut untergebracht im Hôtel Impériale, und gedenke morgen die Proben fortzusetzen. Für heute nur in aller Kürze die Nachricht, dass es bereits beschlossene Sache ist, dass die köngl. Residenz in Bayreuth den fürstlichen Herrschaften überlassen wird: wenn der Kaiser käme, würde der König selbst seine Absteigezimmer hergeben. — Sonst nichts wie die peinlichsten Klagen und Eröffnungen über — die bekannten Zustände. —

Das war es was ich Ihnen melden wollte! Jetzt bleiben Sie mir noch ein wenig gut wie ich Ihnen stets dankbar bleibe.

Wien, — Herzlichst

4. November 1875. — Ihr

Hôtel Impériale. — Richard Wagner.

48.

Theuerster Freund!

Beiliegende Mittheilung aus Wiesbaden ist mir, durch Einschluss, von meinem Hause in Bayreuth eröffnet (d. h. ohne Couvert) zugekommen, woraus ich schliessen zu dürfen glaube, Sie hätten bereits Einsicht davon genommen. Da ich mich aber irren kann, sende ich das Schreiben an Sie zurück, und ersuche Sie mir des Weiteren anzugeben, was ich in dieser Sache Ihrem Rathe nach zu thun habe.

Recht sehr wird es mich freuen, von Ihnen überhaupt wieder einmal etwas zu erfahren: es fehlt mir dieses gute Lebenselement! Mit unserer grossen Sache scheint es ja unbedenklich vorwärts zu gehen? Gestern liess auch ein Fürst — — —ski wegen Patronatschein anfragen: verwiesen an Sie. Heckel meldete mir 4 Stück u. s. w. —

— Hier leide ich nur an grosser Ermüdung und wenig Freude an der Sache: Vormittag sehr anstrengende Proben, wo ich den Leuten Alles vormachen muss; hieraus gänzliches Umkleiden, Bett-Ruhe; gegen Abend ein ganz kleiner Ausgang (ohne Angermann!). Abends ein Theater (sehr schlecht!) oder ermüdende Unterhaltung. Einzig tröstlich dass es vorwärts geht und ich hoffen darf, medio Dezember spätestens wieder zu Hause zu sein. Die Kinder freuen sich schon auf den Tag der Abreise

Tausend Grüsse, liebster Freund, und mindestens 500 an den guten Gross!

stets in treuer Dankbarkeit

Hotel Impérial.
14. November 1875.

Ihr
ergebenster
Richard Wagner.

49.

O mein theuerster Freund!

Einen Brief nach Monaten von mir zurückverlangen, ist ein Attentat auf meine Natur! Ich habe an Brassin ausführlich geschrieben — was ich aber mit seinem Briefe gethan habe, weiss ich nicht, — da ich ihn nicht finde. Verzeihen Sie das!! —

Im Betreff unserer grossen Geschäfte für die Unsterblichkeit müssen wir uns wohl diese Woche noch einmal zusammenfinden? Ich schlage vor bei mir, zu jeder Ihnen beliebigen Stunde.

Was meine sterblichen Geschäfte betrifft, erlaube ich mir bei Ihnen anzufragen, ob mein elendes Saldo es erlaubt Sie zu bitten an Wilhelmj in Wiesbaden die beifolgende Rechnung für mich auszuzahlen, — was mir allerdings erwünscht wäre.

Was diese „sterblichen Angelegenheiten“ weiter betrifft, vertröste ich mich auf nächste Ostern, welches die unangenehmen Eigenschaften des Neujahrs nicht haben wird. —

An Brassin werde ich übrigens telegraphiren, und hierbei ihn ersuchen, Sie zu bitten wenn Sie ein ander Mal mir Briefe von ihm übergeben, diess nur unter der Bedingung Ihnen zu erlauben, dass Sie dieselben sogleich von mir zurückfordern, da mein „Bureau" noch so schlecht bestellt sei. —

Nun segne Sie Gott! Er kann nichts Besseres für mich thun!

Bayreuth,
2. Febr. 76.

Ihr
herzlich ergebener
Richard Wagner
Theaterdirektor.

50.

Theuerster Freund!

Schönsten Dank für alle mir zugewendete Sorgfalt! Alles habe ich richtig erhalten, Credit-Brief, Paket I und heute Briefe.

Leider brachte ich den ganzen gestrigen Tag im Bette zu und hatte Nachts noch einen starken Fieberanfall, so dass ich mich heute erholen muss, um morgen nach Venedig zu gehen. (Hôtel Europa.) Die „Herrin von Risby" hat mich sehr erfreut, und bitte ich um dessen Fortsetzung bis zum Schluss. Von sonstigen Zeitungszusendungen nur was Sie für wichtig halten, dagegen die beiden Leipziger Musik-Zeitungen möglichst regelmässig. Der gute Vetter Gross bekümmert sich wohl dann und wann um meine Herrn Hunde?

Pardon! Jch habe auf einen abgeschnittenen halben Bogen geschrieben!!

Jetzt muss ich nur eine gründliche Ruhe unter den Zerstreuungen haben, welche nur eine andere Umgebung bietet. Bald gedenke ich mich wieder mit den Angelegenheiten des nächsten Sommers zu beschäftigen; jeden Augenblick aber bin ich bereit das Nöthige zu besorgen um an den Ihnen hinterlassenen Besorgungen nach Pflicht und Kraft mich zu betheiligen.

Grüssen Sie herzlichst Ihre liebe Frau von uns Beiden: unser Abschied war doch schön und ganz unseren ersten Begegnungen entsprechend.

In innigster Freundschaft

Verona, 18. Sept. 76.

Ihr
stets dankbarer
Richard Wagner.

Fidi hat heute dem Kutscher, weil er immer die Pferde hieb, die Peitsche weggenommen.

51.

Sorrento, 6. Okt. 76.

Theuerster Freund!

Schönsten Gruss an meine geehrten Freunde vom Verwaltungsrathe zuvor! Herzl. Dank des Weiteren, und demüthige Bitte um Entschuldigung für mein bisheriges Schweigen zum Schluss!

Vor heute bin ich nicht zur Ruhe gekommen, und verspreche dagegen nun ernstlich Schritt für Schritt meinen Verpflichtungen nachzukommen.

Für heute nur die Mitteilung meines Planes.

Eine Aufforderung an die Patrone halte ich zunächst für unerlässlich. Es war etwas Anderes einem allgemein angezweifelten Unternehmen im Voraus Vorschüsse zu verschaffen, als einem zum Erstaunen aller Welt durchgeführten eine energische Theilnahme zuzuwenden, wenn auch (sehr natürlich) diese nur bei einer geringen Anzahl wirklich Begeisterter und zugleich Vermögender vorausgesetzt werden darf.

Den hierfür von mir zu verfassenden Aufruf sende ich Ihnen zu allernächst zu, um ihm dem Rapporte des Verwaltungsrathes anzufügen.

Neben diesem Aufrufe gedenke ich jedoch an einige der vorzüglichsten Patrone mich im Besonderen mit der Bitte zu wenden, sich an die Spitze einer persönlich von ihnen ausgehenden Subscription zu stellen. Ich habe hierfür vorzüglich den Grafen Magnis im Auge, welcher sich bereits willig erklärt hat; werde aber zuvor mit Herrn v. Radowitz auch hierüber mich in das Vernehmen setzen, um womöglich sofort ein Comité hierfür zu Stande zu bringen.

Des Weiteren gedenke ich den Rath meiner Freunde darüber einzuholen, ob ich für eine Entschädigung mich an den Kaiser wende. Es bedürfte nur eines Anstosses, um darüber aufzuklären, dass meine Bemühungen nicht nur durch Ordensvertheilungen an die Mitwirkenden, sondern doch auch direct mir durch Anerkennung zu lohnen seien, als welche ich natürlich nie etwas anderes verstehen können werde, als Theilnahme an der Deckung der Kosten, die doch unmöglich mir zur Last gelassen werden dürfen. — Hiermit wäre vielleicht auch der Weg betreten, an die von mir zu petitionirende fernere Unterstützung der Bayreuther Bühnenfestspiele als Reichsregierungsvorlage an den Reichsrath zu bringen. Hierin klar zu werden, bedarf es nun einiger Zeit, welche glücklicher Weise jetzt noch gar nicht verloren ist, da erst im November erst wohl Alles beisammen und zu Geschäften aufgelegt ist. —

Der König hat mir nach Venedig ganz herrlich geschrieben. Er ermahnt mich zur Ausdauer und Fortsetzung, welcher er Alles Uebrige hintansetzen werde.

Ich hoffe demnach mit dem Schluss dieses Jahres Alles in das Reine gebracht zu sehen, und gedenke von Neujahr an die Wiederaufführungen in Angriff zu nehmen. Es kostet mich dieses Letztere viel Ueberwindung, da ich, namentlich wenn ich die nöthige Anerkennung und Unterstützung finde, sehr ernst und streng in der Correction der Aufführungen und des Personals selbst vorzugehen mich gehalten fühle, wozu mir jetzt noch jeder Muth und jede Laune abgeht. —

Seit 2 Tagen bin ich nun in Sorrent, dem vorläufigen Ziel: es gefällt uns hier vorzüglich, nur war es Zeit in ein Accord-Verhältniss mit einem Hôtel zu treten, da sonst aller Aufenthalt rasend kostspielig ist. Leider half mir Niemand zu einem guten Unterkommen, und mussten wir Alles mit grossen Beschwerden und Opfern erkaufen.

So gedenken Sie, theuerster Freund, unserer denn fortgesetzt freundlich! Grüssen Sie Ihre liebe Familie herzlichst von uns, versichern Sie unsere Freunde unserer treuen Anhänglichkeit, und zählen stets auf die innigste Dankbarkeit

Ihres

Hôtel Vittoria. wahrhaft ergebenen
7. Okt. 76. Richard Wagner.

52.

Rom, 23. Nov. 1876.

Werthester Freund!

Seit meiner Abreise von Bayreuth kam mir keine weitere Mittheilung, als Ihrerseits die Meldung dass das Deficit sich immer bedeutender herausstelle, und ich Mittel hiergegen anzugeben habe. Das Nächstliegende erschien mir immer noch eine Aufforderung an die bisherigen Förderer meiner Unternehmung: ich verfasste eine solche und übersandte sie Ihnen (etwa 8. oder 10. Oktober) mit der Bitte dieselbe Ihrem Berichte an die Patrone anzufügen. Zu gleicher Zeit schrieb ich aber auch in sehr ausführlicher Weise an den König von Bayern, und fügte in den Hauptzügen den Plan einer Verfassung bei, nach welchem das Theater mit allem Zubehör gegen Uebernahme sämmtlicher darauf lastender Schulden vom Staate erworben und dem Stadtmagistrat von Bayreuth zur Verwaltung übergeben werden sollte. — Hierauf bin ich bis heute ohne Antwort geblieben, und vermuthe wohl, dass es dem Könige nicht am vortrefflichsten Willen fehle, dass es ihm jedoch Verlegenheit bereitet den rechten Weg zur Befriedigung meiner Wünsche zu finden.

Während ich von jeder Seite ohne Rückäusserung blieb, meldete mir unser Freund Heckel sein grosses Bedauern darüber, dass ich selbst zur Beisteuer für die Deckung des Deficit's auffordern sollte, wogegen seiner Meinung diess die Sache meiner Freunde sein müsste: in diesem Sinne habe er sich auch gegen unsere Freunde im Verwaltungsrathe geäussert. Ihm antwortete ich, dass er mir allerdings von einem sehr richtigen Gefühle geleitet erschiene, und es mir wohl lieb sein würde, wenn von Freunden meiner Sache die Angelegenheit in die Hand genommen würde. Im Betreff seines Vorschlages, für die Deckung des Defizites eine 4. (Extra) Vorstellung mit noch erhöhten Preisen zu geben, hatte ich nur das Bedenken zu äussern, dass die nöthigen Schuldzahlungen nicht so lange hinauszuschieben sein würden.

Ich bin fest überzeugt, dass die Menschen vorhanden sind, welche gern die uns nöthige Summe zusammenbringen wollen und können; jedoch kenne ich denjenigen nicht, der mit dem gehörigen Zeuge hierzu sich an die Spitze des Vorganges stellen sollte. Vielleicht könnte diess durch die

Vorstände der älteren Wagner-Vereine geschehen, denen es jetzt leichter fallen dürfte, ihre Stimme zu erheben, als vordem, da die Sache noch selbst gänzlich angezweifelt wurde. Jedenfalls bedaure ich auch, dass mein Ihnen übergebener Aufruf nicht benutzt worden ist: gewiss würde seine Verbreitung das Gute gehabt haben, dass wir nach dieser Seite hin jetzt wüssten, woran wir wären.

Es erscheint mir also, dass, ohne meine Verschuldung, hier viel verspätet worden ist; dagegen erkläre ich mich immer noch zur Unterstützung jedes Schrittes bereit, welcher mir vorgeschlagen wird. Unter allen Umständen dünkt es mich nun aber zu spät zu werden, um mit Sicherheit die Wiederholung der Festspiele im nächsten Sommer vorzubereiten, oder überhaupt daran noch zu denken. Ich konnte, um ein Mal zum Ziele zu gelangen und der Welt zu zeigen um was es sich handele, in diese finanziellen Wirren und Trügnisse eintreten; allein, darin fortgesetzt zu verharren, jeder Chance, z. B. in Folge von Verleumdungen der Zeitungen, stets wieder preisgegeben zu bleiben, um immer wieder von Neuem in die Lage zu gerathen, mich Beängstigungen hingeben zu sehen, von denen ich, der ich nie einen finanziellen Zweck hiermit verbinde, gar nichts erfahren sollte, — diess muss ich fürderhin gänzlich von mir abweisen. Grosse Gebrechen der Ausführung meines Werkes sind einzig durch die finanzielle Unsicherheit und die hierauf sich gründenden Zweifel an dem rechtzeitigen Zustandekommen der ganzen Unternehmung seitens der mit der Ausführung Beauftragten, zu erklären geblieben. Wir müssten jetzt bereits wieder über die Mittel zur Ausbesserung und Erneuerung verfügen können. Ich würde mich des Weiteren nicht zu getrauen haben, gewisse schwierig gewordene Künstler meines Personals jetzt zu erneuerter Mitwirkung aufzufordern, ohne ihnen zugleich ein sehr bedeutendes Honorar dafür zuzusichern; diess aber könnte doch zum mindesten nur auf der Grundlage einer vorausgegangenen vollständigen Deckung des Deficits der diesjährigen Vorstellungen geschehen. Auch eine 4. (Extra-Vorstellung) hierfür, sobald sie im Voraus meinen Sängern und Musikern auferlegt würde, möchte sie leicht zurückschrecken, da es wohl Gott versuchen hiesse selbst nur auf die Wiederholung der glücklichen Umstände zu rechnen, welche uns in so kurzer Zeit hintereinander die ungestörten 3 Aufführungen ermöglichten.

Ich sehe mich daher zu dem Schlusse gedrängt, abzuwarten, ob auf irgend welche Anregung hin die Gelder zur Deckung des Deficit's rechtzeitig herbeigeschafft werden. Ist dies bis 1. Januar nicht geschehen, so fällt die nächstjährige Wiederholung der Bühnenfestspiele hinweg, und es wird dann weiter abzuwarten sein, ob von den richtigen Orten her der Sache nachgefragt und Hilfe herbeigeschafft wird. Ich übergehe es, bei dieser Gelegenheit auf meine Person näher hinzuweisen, und ausführlicher auf meinen Gesundheitszustand aufmerksam zu machen; muss Ihnen

jedoch versichern, dass selbst in Italien und unter allen Eindrücken, welche hier zu gewinnen sind, ich mich mit einer unheilbar scheinenden Verstimmung, meines ganzen Nervensystem's hinschleppe, was, nach allem Vorangegangenen und in widerlichster Gestalt Fortdauernden, wohl nicht zu verwundern ist, wenn man erwägt, dass ich nun seit vielen Jahren an der Ausführung einer sommerlichen Brunnenkur u. d. g. verhindert worden bin. Jedoch kann ich die absolute Nothwendigkeit der nächstjährigen Wiederholung der Bühnenfestspiele nicht als ein Gesetz für mich anerkennen, sobald diese nicht wenigstens unter allen Umständen vor sich geht, welche mir die Pflicht der Aufopferung zu einer angenehmen machen, d. h. wenn mir nicht von Seiten der Freunde meiner Kunst bezeugt wird, dass ihnen an mir und der Sache etwas liegt. Einer blossen Entreprise auf Glück oder Gefahr kann und mag ich meine Kräfte nun aber nicht mehr opfern.

Da nun keinem von Ihnen, meine geehrten Freunde in Bayreuth, an dieser widerlichen Lage der Dinge die geringste Schuld beizumessen ist, indem wir alle gemeinschaftlich Etwas geleistet haben, was nur Ver- und Bewunderung erwecken konnte, so muss es mir um so weher thun, Ihnen möglichen Falls noch die betrübendsten Bemühungen zu bereiten. Ich muss nämlich den denkbaren Fall in das Auge fassen, dass wir die Festspiele überhaupt garnicht wieder zur Ausführung brächten; dieser Fall träte nämlich dann ein, wenn das Deficit nicht rechtzeitig genug durch Beisteuern gedeckt würde, die Zahlungen aber nicht länger mehr hinausgeschoben werden könnten; für welchen Fall nichts Anderes übrig zu bleiben scheint, als dass das Unternehmen bankerott erklärt, und demnach das vorhandene Eigenthum — nach Bericht hierüber an die Patrone — an die Gläubiger übergeben würde. Dem Könige von Bayern würde demnach zu überlassen sein, was ihm gehört; was sonst an Werth vorhanden ist an die Meistbietenden ausgeliefert und mit dem Ertrage die übrigen Schulden bezahlt werden. Ich wenigstens sehe nicht ein, welchen anderen Ausgang es nehmen sollte, namentlich da ich für meine Person des Weiteren an dem Erfolge jeder meiner Bemühungen verzweifeln muss, und Conzerte u. dg. zu geben jetzt wohl Niemand der meine überstandenen Anstrengungen kennt, mir mehr zumuthen wird.

Nehmen Sie, werthester Freund, vor allem diese Mittheilung nicht etwa als den Ausbruach eines Missmuthes, mit dem ich Sie grausamer Weise etwa beunruhigen möchte, auf; im Gegentheil habe ich in der langen Gespanntheit der letzten Monate lange Zeit gehabt über meine richtige Stellung zu meiner Zeitgenossenschaft nachzudenken, und demnach meinen Entschluss gefasst. Ich habe gezeigt, was ich kann, und fühle mich nun berechtigt, wie gedrängt, meine öffentliche Künstlerlaufbahn zu schliessen, wogegen mir die Pflicht, für mein und meiner Familie Wohl, das ich bisher aufopferte, auf das Angelegentlichste zu sorgen, einzig verbleibt.

Mit den herzlichsten Grüssen an die Freunde und die Familie verbleibe ich

Hôtel America
Via Babuino
(So heisst die Gasse, nicht Buboina.)

Ihr
stets dankbar ergebener
Richard Wagner.

53.

Hochgeehrtester Freund!

Ich bedauere, dass Sie von der Verzögerung der Zutheilung meiner Ansprache an die Patrone mich nicht in Kenntniss setzten, für welchen Fall ich dann angezeigt haben würde, wie die darin enthaltene Aufforderung auch ohne von der Rechnungsablegung begleitet zu sein, zweckmässig zu verbreiten gewesen wäre. Ich ersuche, auf das Schleunigste das Versäumte noch dadurch nachzuholen, dass meine Ansprache brieflich meinen Patronen zugesandt werde.

Wie ich ersehe bleibt mir dieser Schritt zur Bekanntmachung der Lage der Dinge einzig noch übrig; in meinem vorgängigen Schreiben, von welchem nur der letzte Passus auf Sie Eindruck gemacht zu haben scheint, habe ich Ihnen mitgetheilt, wie meine sonstigen Schritte ohne Erfolg geblieben sind.

In diesem Schreiben versicherte ich Sie auch meiner Bereitwilligkeit, jeden von Ihnen oder anderen Freunden mir gezeigten Weg zur Erlangung der nötigen Hilfe mit zu beschreiten; unter so stark verzögerten Umständen zur Ankündigung der Wiederholung der Festspiele zu schreiten, glaubte ich mich jedoch nicht entschliessen zu können. Bei Erwägung der letzteren Voraussetzung entging es mir nicht, dass, wenn von Aussen zur Deckung des Deficit's gar nichts geschähe, die restirenden Schuldfragen zu dringend werden könnten, dass auf Erledigung derselben auf dem gemeinen bürgerlichen Wege gedacht werden müsste. Unter dem in das Auge gefassten Bankerott-Verfahren hatte ich nichts Anderes im Sinne, als die Bezahlung der Schulden durch den Verkauf der Besitz-Objekte. Die Schreiner und Tapezierer Bayreuth's um ihr Geld zu bringen ist mir hierbei nicht eingefallen, und wenn ich das Wort „Bankerott" hierbei gebrauchte, so war es um damit aufrichtig meine Lage zu bezeichnen, der ich mich und meine künstlerische Unternehmung willig für bankerott zu erklären, nicht anstehe. Dagegen würde ich von dieser Erklärung an meinen in Bayreuth gelegenen Besitz, sowie meine Einnahmen, über welche Sie ja die beste Auskunft geben können, ganz von selbst zur Tilgung der Schulden bestimmt wissen wollen, worüber ich Sie ersuche keinerlei Zweifel aufkommen zu lassen.

Auch in diesem Bezug glaubte ich mich Ihnen angedeutet zu haben, als ich meinen unter Umständen zu fassenden Entschluss kund gab, fortan,

mit Aufgebung meiner öffentlichen Künstlerlaufbahn, nur noch den Interessen meiner Familie, (welche ich nämlich für schwer betroffen halten muss) zu widmen.

Mit den ergebensten Grüssen

Rom. Ihr
29. Nov. 1876. stets verpflichteter

Sonntag gedenke ich nach Florenz zu verreisen. Richard Wagner.
Adresse folgt telegraphisch.

54.

Werthester Freund!

Ich danke Ihnen sehr für die geneigten neuesten Mittheilungen. Das Circular an die Patrone, davon ich Ihnen (ebenfalls mit Dank) zugleich ein revidirtes Exemplar zurückgehen lasse, bitte ich doch jedenfalls schleunigst an die Patrone absenden zu lassen. Ich muss diese Basis für ein weiteres Vorgehen haben. In München gedenke ich selbst noch zu weiterer Rücksprache zu verweilen; melde Ihnen auch dass ich für den erdenklichen Fall der Wiederholung im nächsten Sommer, nichts für deren Ermöglichung meinerseits verabsäumt habe.

Soeben erst habe ich mich in Florenz für meinen letzten Aufenthalt in Italien einrichten können, da ich es den werthen Bolognesen nicht abschlagen konnte, der letzten Aufführung des Rienzi beizuwohnen; Alles hat mich doch sehr erfreut, wenn auch ausserordentlich angegriffen. Auch wohne ich heute in Hôtel New-York, da das früher gewählte unpassend war. Jedenfalls gedenken wir das Weihnachtsfest zu Hause zu begehen.

Bitte um die Ausrichtung meiner herzlichsten Grüsse an Ihre werthe Familie und unsere Freunde.

Stets dankbar Ihrer Freundschaft eingedenk

Florenz Ihr
Hôtel New-York. ergebenster
4. Dez. 1876. Richard Wagner.

55.

Theuerster Freund:

Ich ersuche Sie, unseren Freund G. ernstlich darum anzugehen, dass er seinem Redacteur die Weisung ertheile, meinen Namen, und meine Angelegenheit in keiner Weise mehr in die Feder zu nehmen. Ich habe genug von der künstlichen Confusion der grossen Zeitungen über mich, und wünschte nicht diese hier fortgeführt zu sehen, wo im Grunde nur sehr

wenige etwas von mir wissen. Somit wünsche ich jeder „Unterstützung“ des Bayreuther Tageblattes für verlustig gehalten zu werden.

Nach diesem absurden Willkommen in Bayreuth, bitte ich Sie, wie immer mir gut zu bleiben, indem ich bei allen Göttern und Teufeln schwöre, es ebenfalls gegen Sie zu sein.

Gott walt's!

Treu ergeben

Bayreuth, Ihr

24. März Abends. Richard Wagner.

56.

12 Orme Square Bayswater.
W. London.

Theuerster Freund!

Wohl habe ich die an Freund Adolf gemachten Mittheilungen über den Stand der hiesigen Geschäfte nicht zu widerholen: konnte trotz meiner genauen Kenntniss der Dinge, welche mich immer von einem Versuche mit London abhielt, diesmal der Gedanke in mir aufkommen, dass dieses einzige Mal doch am Ende ein solcher Versuch (unerhörter Weise!) glücken könnte, so war es doch weniger dieser Gedanke und eine darauf gegründete Hoffnung, welche mich bestimmten, nach London zu gehen, als vielmehr der Entschluss, Ihnen und den hiervon eingenommenen Freunden zu zeigen, dass es meinerseits nicht Trägheit und Bequemlichkeit sei, wenn ich die Deckung unseres Defizits auf anderen Wegen betrieben wissen wollte. Es ist nun Zeit, einen anderen Weg sofort zu beschreiten, und desshalb ersuche ich Sie freundschaftlichst, alsbald vom Verwaltungsrath der Bühnenfestspiel-Unternehmung eine Aufforderung zur Subscription von Beiträgen zur Deckung des Deficits ausgehen lassen zu wollen; hierbei würden Sie den Stand der Dinge kurz recapituliren, wohl auch meinen Eifer, den Patronen diese Belästigung durch eigene sehr beschwerliche Bemühungen zu ersparen, in Erwähnung bringen, und zugleich die Subscription selbst mit einer Zeichnung von 3000 Mk. meinerseits eröffnen, welcher Sie vielleicht, als grossmüthiger Privatier, ebenfalls eine Zeichnung beifügen dürften.

Die Circulare möchte ich dann, ihrer grossen Unmächtigkeit wegen, nicht den Wagner-Vereinen (als solchen) übergeben, sondern nur wenigen Privaten anempfohlen wisssen. Meine Meinung ist daher, eine Liste nach Berlin (Davidsohn, Kutschinsky, Frau v. Schleinitz), eine zweite für Wien (Dr. Standhartner zur Berathung mit Gräfin Dönhof), eine 3. für München (Balligand, mit Aufforderung bis an den König zu gehen), 4. London (Wagner-Verein durch Dannreuther) eine 5. und 6. vielleicht an Heckel, und Senator Petersen für Hamburg, am Ende wohl auch Dresden, Hofr. Pusinelli, vor allem aber auch an Graf Magnis in Schlesien zukommen zu lassen.

Sobald die Subscriptionen voll und dem Zweck entsprechend stark genug wären, dürfte die volle Liste an jeden Subscribenten mit der Aufforderung zur Zahlung zugleich zugestellt werden.

Sollte auch dieser Weg fehl schlagen, so bin ich entschlossen, mit Ullmann für Amerika abzuschliessen, dann aber auch mein Bayreuther Grundstück zum Verkauf zu geben, mit meiner ganzen Familie über das Meer zu gehen, und nie wieder nach Deutschland zurückzukehren. —

Was das hiesige Geschäft betrifft, so befürchten wir bis jetzt noch, nicht einmal die Kosten desselben herauszubekommen. Es soll mir lieb sein wenn ich meine, durch Sie bezahlten Vorschüsse an die Sänger zurück erhalte. Jedenfalls würden Sie mich sehr verbinden, wenn Sie mir hier einen Credit anwiesen, um Anfangs Juni ruhig nach Ems übersiedeln zu können. Ob ich mich dort einiger Maassen erhole, wird zum grossen Theil wohl von beruhigenden Nachrichten über den Angriff und die Ausführung der Subscription abhängen. Es wäre wohl zu erwünschen dass irgend etwas Tröstliches von dieser Seite her mir einmal widerfahre!

Haben Sie Nachsicht mit mir, und verzeihen Sie mir mancherlei Nöthen, die ich Ihnen schon verursacht habe. Grüssen Sie unsere Freunde, Ihre liebe Familie, und namentlich meinen guten Adolf herzlichst von

Ihrem

13. Mai 1877. stets dankbaren

Richard Wagner.

57.

Sonntag früh: 27. M.

Theuerster Freund!

Wie mir nun einmal Schreck auf Schreck bestimmt zu sein scheint, lese ich heute in Ihrem — sonst mir so höchst dankenswerth dünkenden — Schreiben an Dannreuther die Ziffer unseres Deficits mit Mark 160000 (d. h. 160000 Mk.) angegeben; noch bei unserer Besprechung der möglichen Londoner Einahme gaben Sie das Bedürfnis zur Deckung des Deficits auf 5000 Pfund an; ich wusste zuletzt nie von etwas Anderem als „Etwas“ über 100000 Mark.

Ist wirklich während dem das Deficit wiederum um 50 bis 60000 Mk. angeschwollen, so muss ich bezeugen, dass in dieser steten Dunkelheit über meine Verpflichtugen mir aller und jeder Muth sinkt, und ich einfach mich der Verzweiflung zu überlasen vorziehe. —

Einige Hoffnung für das Glücken der zuletzt proponirten Subscription ziehe ich jedoch daraus, dass ich immer deutlicher ersehe, wie meine tiefe Entmuthigung bei der gänzlichen Erfolglosigkeit meiner Aussprache an die Patrone vom Dezember v. J. keinen Grund hatte. Herrn Dannreuther legte ich das Exemplar jener Aussprache, welches Sie mir zuletzt mit übersandten, um dadurch auf die gleiche Erfolglosigkeit des neuesten Versuches

hinzudeuten, vor, und erfuhr zu meinem Erstaunen, dass ihm von dieser Aufforderung nicht das Mindeste bekannt geworden war: da wir dasselbe von mehreren anderen Seiten ebenfalls erfahren haben so müssen wir den räthselhaften Umstand, dass jene Aussprache (ausser von Fr. Plüddemann in Colberg) aber auch gar keine Beachtung gefunden hat, uns wohl aus einem seltsamen Missgeschick, welches die Versendung derselben getroffen, erklären zu dürfen glauben. Möge nun wenn ein ähnliches Missgeschick nicht wieder walten sollte, der erneute Versuch uns über die wahre Stimmung meiner Freunde besser und beruhigender aufklären! — —

Verzeihen Sie die Flüchtigkeit dieser Zeilen! Herzlich dankend für alle Sorgen und Besorgungen, denen Sie sich immer mit so rüstiger Freundschaft unterziehen, grüsse ich Sie hochachtungsvollst als

Ihr

stets ergebener

Richard Wagner.

Morgen und Uebermorgen zwei Concerte!

58.

12 Orme Square Bayswater. W.

Hochgeehrtester Freund!

Ich leide ganz ausserordentlich unter Ihrem Verhalten. Die von Ihnen angewandte Vorsicht lässt mich annehmen, dass Sie unsere Darstellung meiner Lage in London für übertrieben hielten, und vermeinten, wir würden uns schon helfen können, während Ihnen die Hauptsache war, einige Zahlungen in Bayreuth zu machen. Kommt keine weitere Hilfe, so bin ich gesonnen bis auf das letzte Stück Alles daran zu geben, was ich unter irgend einem Titel mein nenne. Dagegen verlange ich keine Beeinträchtigung meines Willens: ich brauche das Londoner Geld für London, um hier nicht ebenfalls als Banquerotteur zu bestehen. Alles hier Erfahrene entspricht jenen meinen alten Kenntnissen von London; wogegen ich meine bessere Einsicht Ihnen aufgeopfert habe, um nicht bequem und träge zu erscheinen. Um wie vieles älter mich diese erneuten Erfahrungen gemacht haben, was ich von Lebenskraft ganz unnütz hier wieder vergeudet habe — stehe dahin. Man wird noch diess und jenes versuchen, eine hiesige Subscription wird jedenfalls etwas liefern: für jetzt aber bitte, meine Erklärungen und Wünsche für Ernst zu nehmen, und durch das Gegentheil mich nicht noch zur Verzweiflung zu bringen.

Verzeihen Sie diese Zeilen! Ich kann aber nicht anders! —

Mit den ergebensten Grüssen

Ihr

London,
30. Mai 1877.

stets dankbarer

Richard Wagner.

59.

Telegramm.

Irriger Bericht Höhe des Deficits betreffend, verleitete mich zu brieflicher Heftigkeit, welche bereue und zu verzeihen bitte.

31. Mai 1877. Wagner.

60.

London, 3. Juni 77.

Theuerster Freund!

So entwirrt sich denn nun schliesslich die letzte Confusion dieser Tage! Ich bin erstaunt, wie schwer sich selbst von klaren Geschäftsmännern Klarheit gewinnen lässt. Ich werde Ihnen seiner Zeit Alles genau mündlich berichten, in welche Verwirrung unerhörter Leichtsinn, Unkenntniss, sowie andererseits phantastische, durch gar keine Erfahrung gestützte Annahmen mich hier gebracht haben. Genug: Niemand hat an mir und mit mir einen Groschen verloren! Hier sende ich Ihnen einen Cheque auf 700 £. Ich bitte Sie nun mich mit 10000 Mark auf die Subscriptionsliste zu stellen, und diese Summe sofort an die schwierigsten Gläubiger auszuzahlen, dagegen den Rest der Londoner Einnahmen einstweilen mir noch zur Verfügung zu lassen.

Das Ergebniss der Londoner Subscription wird uns in nicht langer Zeit alsbald bekannt gemacht werden. —

Jetzt seien Sie mir nicht böse über meine letzte Heftigkeit. Es war nämlich die höchste Zeit die Sänger zu bezahlen: hierzu waren zunächst die gewissen £ 1200 bestimmt. Mir war angezeigt, dass nur erst 12000 Mk. von Ihnen retournirt seien, und dass auch diese die Bank nicht ohne Ihre besondere Weisung an irgend jemand auszahlen wolle. Das Zweite veranlasste das Telegramm, das Erste (Irrige) den Brief. Bald erfuhr ich im Betreff der Höhe Ihrer Rimesse den mir beigebrachten Irrthum.

Also! Bitte um schriftliche Absolution! — Ich bin eben jetzt auf dem Aeussersten angelangt und jeden Augenblick bereit buchstäblich aus der Haut zu fahren. —

Im Betreff der Concerte ist demnach anzunehmen, als ob ich sie ganz auf eigene Rechnung übernommen hätte, wogegen die Herren Hodge und Essex, hätten sie gar keinen Contract unterzeichnet und sich nur als meine Agenten und Arrangeure gerirt, jedenfalls eine Provision — oder Tantième von mir beanspruchen dürften, die sie nun verloren haben.

Nun danke ich auch noch Schönstens für den guten Geburtstagsgruss: er hat mich (am trüben Tage) sehr gefreut.

Morgend Abend reisen wir nach Ems ab, wo wir am 5. Abends eintreffen. Die Adresse kenne ich nicht, sondern nur Adolf! —

Schönste und beste Grüsse von uns an Sie und die Ihrigen.

Ihr

Mit Leipzig bin ich auseinander! — (Darum also keine Feindschaft nicht!)

stets dankbarer
Richard Wagner.

61.

Theuerster Freund!

Hier die beiden Unterschriften.

Mögen nun diese Eingriffe in die eigene Existenz meiner Familie mindestens so viel Nutzen bringen, dass die Zeit gewonnen werde, um in Ruhe zu erfahren, wie es um mich herum steht und mit wem ich mein Leben über zu thun hatte. Soviel glaube ich — um für alle Zukunft klar zu sehen — erkennen zu müssen, dass nicht mein Werk gerichtet ist, sondern — Bayreuth. Mein Werk wird überall aufgeführt werden und zahlreiche Zuschauer herbeiziehen, aber — nach Bayreuth will man nicht wieder kommen. Dieses ist der wahre Verhalt der Sache, und der Grund der eingetretenen Kälte für meine Unternehmung. Dem Orte kann ich nur in sofern Schuld geben, als — ich ihn gewählt habe. Doch hatte ich einen grossen Gedanken dabei: ich wollte mit Unterstützung der Nation, eine durchaus selbständige neue Schöpfung an einem Orte, der erst durch diese Schöpfung zur Bedeutung kommen sollte — eine Art Kunst-Washington. Ich dachte von unseren höheren Kreisen zu gut. Man hat das Opfer der ungeheuren Unbequemlichkeit Bayreuth's einmal — mir zu gefallen (auch zum Theil aus Neugier) — gebracht, schreckt aber vor dem Gedanken der Wiederholung zurück. Daher nun auch im Ganzen die Kälte gegen meine Lage. — Eine sehr bedeutende Londoner Firma wandte sich an mich, mir die Uebersiedelung der Bayreuther Bühneneinrichtung etc. nach einem grossen Londoner Theater anzubieten, mit den Wiederholungen der Festspiele im ganzen Laufe der nächsten Saison. Wenn ich ernstlich will, baut man mir mein Theater in Leipzig nach, und fährt dort fort. Würzburg oder Nürnberg hätte die Mittel gehabt, nach dem grossen Erfolge des vorigen Jahres, mich zu entschädigen, und die Aufführungen fortzusetzen. Bayreuth könnte nur noch reüssiren, wenn mein Gedanke einer musikalisch-dramatischen Hochschule, wie ich ihn zuletzt angedeutet habe, durchgeführt würde, so dass es zu bedeutenden Ansiedelungen daselbst führte. Die Stadt selbst die so grosse Vortheile, wenigstens für viele ihrer Einwohner, davon erwarten dürfte, könnte sich am Ende an den König, die Stände u. s. w. mit einer Petition wenden. Was mich betrifft, ich werde wohl nichts mehr thun können, als mich abängstigen, um das Defizit zu decken und das Theater los zu werden! —

Mich erschreckte wieder von dem furchtbaren Zusammenschmelzen der kürzlich in Wien empfangenen 20000 Mk. auf nur noch 7900 Mk. zu hören.

„Dolce far niente.“ — Ja! Ja! — Nichts thun! — Nein: nichts Ausrichten! das ist meine Erholung.

Nun, wie Gott will! Immer bleibe ich dankbar Ihnen verpflichtet! Herzlichen Gruss von

Ihrem

Ems: ergebensten

14. Juni 1877. Richard Wagner.

62.

Werthester Freund!

Falls Sie noch leben, will ich nicht versäumen Sie von meinen nächsten Reiseplänen in Kenntniss zu setzen.

Am 5. d. Mts. reisen wir hier fort, 6. Schlosshôtel (Albert), 7. Luzern (Hôtel National), 8. Selisberg (Canton Uri—Schweiz).

Für die dritte Woche des Monates habe ich mich in München angekündigt: (Se. Majestät hatten mir zuvor bereits sehr gnädig geschrieben.) Wollen Sie demnach unser Zusammentreffen daselbst freundschaftlichst vorbereiten! Sollten Verzögerungen (oder Bevorschiebungen) eintreten, so sollen Sie rechtzeitig benachrichtigt werden.

Hoffentlich sind Sie, und ist bei Ihnen Alles wohl. Mir gehts wie immer. Jeder Zug oder Rückzug auf dem Schachbrett dieses Lebens bringt mir Aerger was doch wahrscheinlich daher kommt, dass die meisten Menschen sehr gemein sind. Dass wir unseren letzten Nothpfennig daran gegeben haben, um die Einnahmen der Bayreuther Gastwirthe im vorigen Jahre zu bezahlen, muss unter den Umständen der „Jetztzeit“ als „selbstverständlich“ gelten. —

Heckel war hier, er wird es bis zum Mannheimer Theaterdirektor bringen, — nun so hat er doch etwas davon! —

Ich will nun hoffen, und — hoffe wirklich — meine schwere Last auf die Münchener Hoftheater-Direction abwälzen zu können. Es ist dies die letzte Hoffung meines so sonderbaren Lebens! —

Also: bald sehen wir uns wieder. Bleiben Sie mir unterdessen noch ein wenig gut, — bald lerne ich auch „Taroc“!

Herzlichsten Gruss an die ganze Feustelei!

Stets

Ems, Ihr

2. Juli 1877. dankbar ergebener

Richard Wagner.

63.

Theuerster Freund!

Um die Lebensfähigkeit unseres ganzen Projektes einigermaassen zu erproben, dünkt es mich die allerhöchste Zeit, die Inserate für die An-

meldungen zu fördern. Wir werden, im Betreff Hey's, Beschlüsse fassen müssen, die nur dann gerechtfertigt erscheinen können, wenn die Erfolge der Aufforderung zur Anmeldung für die Schule uns einigermaassen die Richtung gegeben haben werden. Desshalb — schleunigst inseriren! — oder: haben Sie durchaus Bedenken, dann: sofort gänzlich einhalten! — Was meinen Sie? —

Ich war auf dem Wege zu Ihnen, aber meine böse Zehe zwang mich zur Umkehr!

Herzlichste Grüsse von

Ihrem

Bayreuth. stets ergebenen

9. October 1877. Richard Wagner.

64.

Theuerster Freund!

Hier sende ich Ihnen — mit Dank — den Wiener Brief zurück. Hierüber sprechen wir schon noch einmal!

Für heute aber, lieber guter Freund, drücke ich Ihnen mein Dank für die ungemeine Geduld, Klugheit und Energie, welche Sie für meine schlimme Lage im Angesicht des Festspiel-Deficit's in Ausübung brachten, durch die Bezeugung meiner grossen Freude darüber aus, dass — doch immerhin durch die erhabene Freundschaft des Königs für mich — Ihre Bemühungen zu einem so wohlgenügenden Erfolge geführt haben. Es hat die für mich so befriedigende Wendung genommen, dass — im Grunde — durch die erwarteten Erfolge meines eigenen Werkes uns die Mittel zur Bekämpfung jener üblen materiellen Folgen des Jahres 1876 zugewiesen werden sollen. Das ist ehrenvoll. Doch nur auch Ihrem Vertrauen hierauf wird es zu verdanken sein, dass aus dem freundlichen Bescheide des Königs eine wirkliche und prompte Erlösung aus der peinlichen Lage bereitet sein kann. Das Alles weiss ich, erkenne es deutlich, und — sage Ihnen darum meinen allerwahrhaftigsten Freundes Dank.

Der Gewinn aus dem Allen ist, dass ich jetzt mit jenem schönen Gleichmuthe neuem Schaffen mich zuwenden kann, bei dessen Störung und Trübung die guten Geister von uns, sonderbaren „Genie's" fliehen!

Haben Sie Dank, jetzt und immer!

Ihr

Bayreuth treu ergebener

3. Februar 1878. Richard Wagner.

65.

Theuerster Freund!

Es scheint nicht aufzuhalten zu sein, dass ich, ehe ich Ihrem Cassirer in den nächsten Tagen neuen Succurs für mich zuführe, Ihnen noch mit Zahlungen über den Hals kommen muss. Z. ist wohl jedenfalls richtig.

Nun bittet mich auch der Tischler S. um Zahlung. Seine Rechnung liegt bei: ich glaube er wird mit einer tüchtigen Abschlagzahlung, bis seine enorme Rechnung geprüft ist, vorlieb nehmen. Wollen Sie ihn gefälligst hierfür citiren lassen?

Ich habe heute Abend einen neuen Sänger zu prüfen, und war es mir deshalb lieb, von Prof. Nägelsbach zu erfahren, dass er sein Kränzchen heute bei Dittmar halte. Für die nächste Sitzung will ich mich nun einmal jedenfalls frei zu erhalten suchen, und bitte ich Sie die Herren heute Abend davon zu avertiren, dass ich mich in Sack und Asche für nächsten Donnerstag an ihre Verzeihung wenden werde.

Ach Gott, kämen die Freunde nur ganz so von selbst am Abend, wo um 8 Uhr stets der Teufel bei uns los geht; ein Bier ist ja immer zu haben, und Cigarren sind auch da; sie setzen sich vorm Saal in den Garten, und wir musiziren ihnen etwas vor. Aber — ?!

Von Herzen grüsst Sie

Ihr

Wahnfried stets verpflichteter
9. Juni 1878. Richard Wagner.

66.

Theuerster Freund!

Wie geht's im Neuen Jahr? Ich höre — etwas unwohl?

Auch ich will mich mit dem traurigen Himmel und Boden gar nicht gern in Berührung setzen: immer schaudere ich vor einem Ausgange zurück. In Neapel ist's hübscher — glauben Sie mir!

Hier Heckel's Sendung! Haben Sie die Güte, sie zu empfangen und mir gut zu schreiben! — Ich hoffe in diesem Monate noch einige gute Einnahmen zu machen, im April (will's Gott!) aber bereits an die Abzahlung der Hypothek gehen zu können. Es wird Zeit!

Wollen Sie so gut sein, mir nur auf einer Karte ein „richtig zugestellt" zu verzeichnen.

Mit den herzlichsten Grüssen an Frau Muhme und Sie — den Herrn Vetter — selbst

Ihr

Bayreuth stets verbundener
6. Jan. 79. Richard Wagner.

67.

Mein lieber, theurer Freund!

Sehr ernstlich erfreueten Sie mich durch Ihren so freundschaftlichen Brief: haben Sie herzlichsten Dank dafür! Durch den unermesslichen Schmerz den Sie zu tragen hatten, sind Sie auch mir jetzt in eine neue verklärte Sphäre versetzt, nach welcher hin ich Ihnen meine mitgefühlvollsten Grüsse sende.

Mein eigenes Leben ist mir in den letzten Jahren wie umnachtet vorgekommen: der graue Himmel der fast unausgesetzt in der Heimath auf uns drückte, hat, wie meiner Gesundheit, so auch meinem geistigen Empfinden sich eingeprägt. Hätte ich endlich nicht die unschätzbare Tröstung des Besitzes einer mir so theuren Familie, umgeben von wenigen, aber selten anzutreffenden Freunden noch gewonnen, so könnte ich mir nicht vorstellen, aus welchem Grunde ich irgend noch an die Pflege meines Lebens denken würde.

Meine Hoffnungslosigkeit für Deutschland und seine Zustände ist durchaus vollständig: und hiermit ist etwas gesagt, denn als ich dereinst mit vollem Bewusstsein in die mir eigene entschiedene Richtung eintrat, schrieb ich auf meine Fahne: „mit Deutschland stehen oder fallen!"

So kann denn auch dieser so aufwandvolle Aufenthalt in Italien durchaus nur eine klimatische Bedeutung für mich haben: selbst diess unglaubliche Neapel mit Allem Leben und Leben darin, kann für mich nur ein Schauspiel zum Zweck der Zerstreuung, des Vergessens sein; worin selbst es mich nicht einmal wahrhaftig unterstützen kann, da sich das ganze Elend unserer Civilisation in tausend Erscheinungen des Elends, der Roheit und des Lasters immer von Neuem sich an mich herandrängt.

Dabei muss es mir täglich anwachsende Sorgen nähren, dass ich immer mehr daran zweifeln muss, aus den mir zufliessenden Mitteln dem angehenden Aufwande für mein Wohlbefinden gewachsen zu sein. Indem ich hierfür bereits Ihre Hilfe in Anspruch nehmen muss, habe ich — während aller mir nothwendigen Ruhe — doch immer nur zu überlegen, wie ich — aufrichtig gesagt — unter diesen schwierigen Anforderungen für mein Gedeihen andererseits bestehen soll. — Eine Reise in Amerika habe ich desshalb immer von Neuem wieder ernstlich erwogen und für die Anstrengungen derselben meine Kräfte in Berechnung gezogen. Aufrichtig gesagt, hat mich bisher immer davon der Gedanke abgeschreckt, in Amerika eben nur als Geldsucher mich von einem Spekulanten herumschleppen zu lassen, um — im besten Falle — schliesslich mit einem kleinen Vermögen wieder zurückzukehren, und — das Elend von vorne anfangen zu lassen, ja, vielleicht mein Geld wieder für eine Idee zu opfern, welcher ich bereits genug geopfert zu haben glaube, um endlich einzusehen, wie sich diese Idee zu dem Zustande unseres ganzen deutschen Wesens verhält.

Hiergegen muss ich Ihnen anvertrauen, dass der Gedanke mich mit meiner Familie, meine Idee und meinen Werken, für alle Zeit gänzlich in Amerika niederzulassen, sehr ernstlich in mir Wurzel fasst. Habe ich einzig zu bedauern, nicht bereits längst mir einen frischeren und kräftig treibenden Boden für die Zukunft meiner Werke, sowie meiner Familie ausgewählt zu haben, so kann mich meine tiefe Ueberzeugung vom Verfall der europäischen Kultur nur dazu antreiben desto ernstlicher und ent-

schiedener noch jetzt diesen Ausweg zu beschreiten. Fast lasse ich es nur noch davon abhängen wie die Amerikaner mein Anerbieten aufnehmen werden.

Für jetzt muss ich darauf bedacht sein, meinen hiesigen Aufenthalt zu verlängern, da mir von meinem ausgezeichneten hiesigen Arzte zur völligen Wiederherstellung meiner Gesundheit, sehr ernstlich den Gebrauch der Seebäder, welche erst im Juni beginnen dürfen, anempfohlen hat. Dieser Umstand der mir andererseits manche Bedenken bereitet, ist mir vorzüglich auch in dem einem Punkte recht genehm, weil er es nämlich ermöglicht, dass Sie und der liebe Freund Adolf uns hier noch besuchen können. Dieses wäre denn nun etwas wirklich Schönes und Werthvolles, Sie hier bei uns zu sehen! Und, glauben Sie mir: ganz abgesehen von der Freude unseres Wiedersehens, sehne ich mich völlig darnach, Denjenigen die ich liebe, den Genuss der hiesigen Wunderwelt zu bieten: sie ist unbeschreiblich!

Meine hiesigen Erkrankungen waren nichts als Nachwehen der Bayreuther klimatischen Einflüsse.

Jetzt sind wir klüger, verlassen kaum unsere Terrassen und Gärten, strengen uns nie mit grossen Partieen an, meiden möglichst den gar zu grossen Lärmen der Stadt und Gesellschaft, und ergeben uns dagegen dem erquicklichsten Genuss einer Luft und einer Sonne, wie man sie auf Erden wohl selten wieder antrifft. — Also — auf Wiedersehen in Neapel!

Nun sage ich Ihnen denn nur noch heute ein allerherzlichstes Lebewohl: möchten Sie ermessen, was ich Alles damit verstehe!

Für immer Ihr

Neapel dankbarst ergebener Freund
4. März 1880. Richard Wagner.

68.

Venedig. Palazzo Contarini dalle figure.
Grand Canale.

Mein theuerster, liebster Freund!

So muss denn endlich ein Missverständniss zuerst uns wieder in Briefwechsel bringen, nachdem ich so lange an mich gehalten, Ihnen, nach den erschütternden Erfahrungen die Sie betroffen, mich so wieder an Sie zu wenden, wie meine ewig zur Selbstbesorgniss veranlassende Lage es mir nicht recht eingeben wollte. Jetzt weiss ich, dass auch Sie selbst das Traurige überstanden und dem Leben wieder mit rüstigem Muthe gegenüber stehen: ich war davon sehr getröstet!

Auch mir — so scheint es — will im Grunde Nichts etwas rechtes anhaben können: ich sehe vor mir Möglichkeiten, denen ich durchaus nicht auszuweichen gedenke. Nur über das Anerbieten des Herrn in

Berlin bin ich in grosse Confusion gerathen: ich denke der Mann bittet mich um meinen technischen Beistand für ein von ihm zu errichtendes Wagnertheater. Derweilen ersehe ich nun, dass ich auf einen seiner Plätze ein solches Theater — etwa als Speculant — bauen soll u. s. w. Um Gottes Willen errichte er einen Circus, oder etwas dem Aehnliches: ich habe genug an dem Bayreuther Theater! Wollen Sie die Güte haben, hiervon dem Herrn die Ihnen etwa nöthig dünkende Kenntniss zu geben?

Aus unserem Bayreuth — so denke ich — soll nun aber doch etwas werden. Ihnen sind vielleicht schon meine Gedanken hierüber mitgetheilt worden? In Kürze:

1. Parsifal erhalte ich einzig und ausschliesslich für Bayreuth; selbst der König entsagt ihm für München, schickt mir aber seinen Chor und Orchester alljährlich dazu.

2. Alljährliche Aufführungen davon gegen Jedermann zustehendes Entrée (hoch!)

3. Der Patronatfonds dient als Unternehmungs-Capital: mit der Zeit sich steigende Höhe des Fonds durch die Kassa-Einnahmen dient zur weiteren Aufführung aller meiner Werke.

Hierbei habe ich jeder Einnahme zu entsagen, da ich selbst die Partitur des Parsifal nicht einmal herausgebe.

Fürsorge für mich selbst ist daher anderseits nöthig: fünf Monate in Nord-Amerika (Sept. 1881 — April 1882) sollen mir ein unabhängiges Vermögen gewinnen.

So steht es, und — ich denke es wird so gut! —

Alles Herzliche, Gute und Liebe wünscht Ihnen

Ihr

stets dankbar ergebener

Richard Wagner.

69.*)

Hochgeehrter theuerster Freund!

Nach Kenntnissnahme des Standes der von Ihnen gepflogenen Unterhandlungen über eine Herausgabe des Klavierauszuges meines Bühnenweihfestspieles „Parsifal", glaube ich es nöthig zu haben, meinerseits in folgender Weise hierüber mich Ihnen zu äussern.

Während der Ausführung derselben, ist mir der Charakter dieser meiner letzten Arbeit dahin immer deutlicher geworden, dass, selbst unter

*) In drastischer und daher für die Oeffentlichkeit nicht geeigneter Weise, spricht der Meister in diesem Brief vom 18. Juli 81. von der unverhältnissmässig geringen Summe, welche er von dem Hause Schott für den Ring des Nibelungen erhielt, und dass er das, was er für Parsifal forderte, als gerechte Zugabe zu dem Honorar des Ringes betrachte, demnach Parsifal in keiner Weise Geschäftsobject für Theater oder Concertaufführungen sein könne. Zur Veröffentlichung eignete sich nur der oben mitgetheilte, allerdings besonders beachtenswerthe Absatz.

allen denen Umständen welche noch Aufführungen der einzelnen Stücke des Ringes des Nibelungen auf unseren Stadt- und Hof-Theatern zulässlich machten, das Bühnen-Weih-Festspiel „Parsifal", mit seinen unmittelbar die Mysterien der christlichen Religion berührenden Vorgängen, unmöglich in das Opern-Repertoire unserer Theater aufgenommen werden darf. Mein erhabener Wohlthäter, der König von Bayern, stand, als ich ihm dies eröffnete, innig verständnissvoll sofort davon ab, den „Parsifal" auf Seinem eigenen Hoftheater sich vorgeführt zu sehen, wogegen Er einzig das Bühnenfestspielhaus von Bayreuth für solche — besondere und seltene — Aufführungen geeignet erklärte.

In Folge des hieraus sich ergebenden Schlusses, musste die Einträglichkeit der Herausgabe eines Klavierauszuges schwierig zu beurtheilen sein, da das wirkungsvolle Bekanntwerden mit diesem meinem Werke nur durch den Besuch der alljährlich beabsichtigten Aufführungen in Bayreuth für alle Zeit zu gewinnen sein sollte.

— —

70.

Mein theurer Freund!

Gewiss ist es an der Zeit, dass ich mich bei Ihnen einmal wieder einstelle! Verzeihen Sie mir jedes Versäumniss, wie ich denn hoffe dass die von Ihnen zuweilen über mich zugekommenen Nachrichten Sie so weit in Aufklärung erhalten haben werden, als nöthig war Sie vor Zweifeln an meiner Treue und Ergebenheit zu bewahren.

In Wahrheit hat mich die Beendigung meiner letzten grossen Arbeit sehr ermüdet! Nun, sie ist beendigt, und möge mir nun die Weiterförderung des Werkes bis zur letzten Verwirklichung leicht fallen! Ich will das hoffen! — Die unerhörtesten Störungen, wie der schmerzliche Zwischenfall des Todes meines so wichtigen Mitarbeiters — Brandt —, müssen hierfür überwunden werden. Dem Sohne meines verstorbenen Freundes, dem bereits sehr bewährten und in die gegenwärtige Aufgabe eingeweihten Fritz Brandt habe ich bereits die Ausführung des Werkes seines Vaters übertragen, und ihn hierfür an den Verwaltungsrath verwiesen.

Was das Uebrige betrifft glaube ich Alles in guter Vorbereitung hinterlassen zu haben, so dass ich es mir gestatten zu dürfen glaube, noch für längere Zeit mich den Eindrücken zu überlassen, deren ich zur Verbesserung meines leiblichen Befindens so sehr bedarf. Ich gedenke das kommende Frühjahr noch zu Ausflügen in edle Klimate zu benützen, da mich Palermo — trotz all seiner Vorzüge — nicht andauernd festzuhalten vermögen wird, weil ich hier zu einer Lebensweise des Hôtels gezwungen bin, die mir endlich sehr lästig fällt. Darüber bald mehr!

Einstweilen betrübt es mich noch meine Freunde für unser Bühnenfestspielhaus in Bedrängniss gesehen zu haben: wollen Sie unsrem vortrefflichen Freunde, Bürgermeister Muncker für das erste meinen herzlichsten Dank für sein energisches Einstehen in dieser — nicht sehr freundlichen — Angelegenheit, gütigst übermitteln!

Ueberblicke ich im Ganzen das Verhalten der Mitwelt zu mir seit den letzten zehn Jahren, so gestehe ich dass die Wagschale meines Dankgefühles fast einzig und voll auf die Seite meiner damals mir gewonnenen Freunde fällt, und hiermit der Name Bayreuth mir das Liebste nennt, was mir neben meiner Familie zu theil geworden ist.

Nehmen Sie Ihr volles grosses Theil davon, mein theuerster Freund, und bleiben Sie für alle Zeiten der herzlichsten Dankbarkeit und Freundschaft (versichert), mit welcher ich Sie, sowie Ihre geehrte Frau Gemahlin, auch heute begrüsse als

Ihr

Palermo — treu ergebener

17. Jan. 1882. — Richard Wagner.

Malvida von Meysenbug.

(† 26. April 1903.)

Ein grosses Herz ist stille gestanden, das durch ein langes Leben bis zum ehrwürdigsten Greisenalter für alles Menschliche und Edle in jugendlicher Kraft der Liebe und des Glaubens geschlagen: das Herz der „Idealistin" Malvida von Meysenbug. Hier war der Beiname, den sie selbst sich gab, kein leeres Wort zur Bezeichnung unklarer Weltauffassung oder phantastischer Wolkenjagd: sie war Idealistin des Herzens; und welch' anderer Idealismus wäre im Grunde der wahre, da doch Ideen und Ideale selber nicht enge Verstandesdinge, sondern weitherzige Angelegenheiten des Gemüthes sind?

So war es die Kraft des Herzens, welche schon ihrer jungen Seele die Flügel verlieh, dem Kettendasein ihrer Heimat sich zu entschwingen, wo für ihr Gefühl dem Menschlichen, dem Guten und Edlen kein Raum noch Atem zum Leben gewährt blieb. So war es die Kraft des Herzens, welche in der Hingebung an schöne menschliche Erziehungspflichten all das Allzu-Menschliche, für verstandesmässige Naturen leicht Enttäuschende, mitunter selbst Entwürdigende, wie es der Welt der politischen Strebungen nicht fehlen kann, in starker Liebe zum Guten ertrug, ohne je von Täuschung oder in ihrer Würde berührt zu werden. So war es die Kraft des Herzens, welche sie wohl auch strenge geschichtliche Nothwendigkeiten und sichernde Formen zu Zucht und Schutz gerade des Wahren, Echten und Guten, wenn die Freiheit der Herzen darunter zu leiden schien, mit einer unerschütterlichen Festigkeit der Gesinnung verkennen liess; wogegen sie auch da, wo sie das Gute selbst nur verborgen, entstellt, ja erkrankt, aber in der Form einer lebendigen Menschlichkeit zu erkennen glaubte, sich in dieser Erkenntniss durch nichts beirren liess und mit geschwisterlicher Seele sich ihm verbunden fühlte.

Es war aber auch die selbe Kraft des Herzens, welche ihr die Erkenntniss des von aller Welt verkannten und verfolgten wahrhaft Grossen verlieh; und aus eben dieser Kraft, welche auch die allein schöpferische ist, musste sie, die Frau, die noch an politische Befreiungsthaten glauben konnte, den grossen Befreier der Kunst, und durch die Kunst, mit voller Glaubensfreudigkeit begrüssen und ihm und seinem Werke eine treue Freundin werden, in dieser Freundschaft gewiss einen Gewinn am Idealen erfahrend, wie er den politischen Idealen, die sie aus Menschenliebe theilte, allein nie zu verdanken war! —

Es war die übergrosse Kraft ihres Herzens, welche es dieser Frau nicht daran genügen lassen konnte, nur etwa der gegenwärtigen Befrie-

digung ihres eigenen Herzens zu leben, sondern sie glauben liess an ein viel weiteres, unendliches Gebiet menschlicher Entwickelung zum Guten, Edlen, Liebenswerthen, an eine Welt erfüllter Ideale in der Zukunft, in welcher allein ein solches Herz die Möglichkeit fände, als das schlagende Herz einer veredelten Menschheit selbst, sein volles Liebesbedürfniss zu stillen. Die Welt, die ein solches Herz als sein Ideal vor sich sieht, ist immer die wahre Welt; denn sie lebt vollendet in ihm selber. War es denn aber ein anderes Gefühl, was also das Herz der Frau erfüllte, als wie jenes des Künstlers, welcher einst den Traum vom „Kunstwerk der Zukunft" geträumt? Konnte auch er, kann irgend ein grosser Meister der hohen Kunst anders an das Ideal glauben und ideale Werke schaffen, als indem er die Welt, den Menschen, ja das Göttliche selbst, durch das sonnenlichte Mittel des Herzens erschaut?

Doch wie selten nur wird wiederum er selber durch dieses Mittel erschaut?! Wie selten nur auf seiner Erdenbahn trifft ihn dieser urverwandte Blick?! Der Blick, welcher Herzen — nicht, wie der Künstler, Gestalten — sieht, das ist jener eigenthümlich weibliche, der den Künstler vor Allem beseligende Blick. Ihn hatte die Idealistin des Herzens in den Künstler des Herzens gethan, zu schwerer Zeit weltlicher Enttäuschungen, und damit war sie ihm geworden, was nur solch ein Herz ihm werden konnte: nicht Anhängerin, Verehrerin, Schülerin, oder gar Schwärmerin, „Enthusiastin", wie so Manche, sondern: Freundin.

Sie, deren Liebe allem Guten und Edlen bis in die Fernen erträumter Zukunft gehörte, blieb durch ihre Freundschaft verbunden dem einzig lebendig gegenwärtigen Erfüller des Idealen in der Schönheit und Erhabenheit, in der Wahrheit und Freiheit der Kunst. Und dass sie bis in ihren gesegneten Lebensabend, umgeben von der Verehrung so Vieler — auch Solcher, die ihre Herzensweite im engeren Verstande sonderlicher Interessen missdeuten mochten —, dass sie in ihrem fernen, fremden Rom unwandelbar treu geblieben ist auch dem Werk und der Sache, auch dem Haus und Heim ihres grossen deutschen Freundes, in jener Treue, welche die Eigenschaft der Edlen ist: das gibt auch uns wohl das schöne Recht des Stolzes auf eine solche Freundschaft.

Jeder Stolz aber muss sich dessen bewusst bleiben, worauf er stolz sei. So halten wir denn ihr Bild fest! Sie, welche so von allem Schlechten und Falschen unberührt, in milder Bestimmtheit, Demuth und Muth verbindend, mit der stillen Würde edler Weiblichkeit durch ihr langes Leben liebend und geliebt dahingeschritten: wir sehen sie fortleben in unserer Erinnerung als eine wahrhaft adelige Natur, als die echte Idealistin, als die Freundin Bayreuth's. — H. v. W.

Johann Heinrich Löffler.

(† 14. April 1903.)

„Wie viel Glück hat dieser Genius durch seine Person und seine Werke über die Menschheit ausgegossen!“ Diesen Ausruf that s. Z. Löffler in der Erinnerung an den glücklichsten und grössten Augenblick seines Lebens, seine Begegnung mit unserem Meister. Ist das „höchste Glück der Erdenkinder“ die „Persönlichkeit“, so darf man auch sagen, eine der unvergleichlichsten Beglückungen, welche von solch einem Meister ausgehen, bestehe darin, dass die grosse Persönlichkeit wiederum Persönlichkeiten heranziehe, ihnen zur Bereicherung ihres Eigenseins, zum Bewusstsein ihrer selbst, zur Bestätigung und Vollendung ihrer Bestimmungen verhelfe. Wie verschiedenartige Persönlichkeiten derart im Wirkungskreise der grossen Persönlichkeit die Beglückung der Zugehörigkeit erfahren, zeigt sich recht deutlich, wenn wir hier neben das Erinnerungsbild der adeligen Frauenseele dasjenige des Mannes aus dem Volke setzen dürfen, welcher in noch engerem Sinne Einer der Unsern, unser lieber und werther Mitarbeiter von Anfang an bis in sein hohes Alter gewesen ist.

War es dort die Grösse des Herzens, woraus die hohe Kultur eines menschlichen Geistes erblühen konnte, so ist es hier die Tiefe des Volksthums gewesen, worin der schlichte thüringische Schullehrer und Organist gewurzelt war, und das in völlig natürlichem Wachsthum ihm jene edlen Blüthen der Kultur, der Weltanschauung, der Künstlerschaft und vor Allem auch wieder der Erkenntnis des Grossen, Echten und Genialen schenkte, welche sonst auf dem Gebiete der Bildung nur durch Kampf und Arbeit, durch allmähliche Ansammlung manigfaltigster Schätze an Traditionen, Kenntnissen und Erfahrungen, unter vieler Irrung sich erwerben lassen. Bei Löffler war Alles, was deutsch und reinmenschlich ist, schon in seinem Volksthum gegeben, welches in seiner ganzen Persönlichkeit den verwandten Ausdruck fand, wie einst in seinen alten künstlerischen Landsmännern, der berühmten Familie der „Bache“.

Er war ein Kind seiner Heimat, der Heimat, wie sie lebt in der Natur, die er nicht nur liebte, sondern auch verstand, in der Sage, die ihm nicht nur Gegenstand des Studiums war, sondern ein lebendiger Theil jener Natur selbst, und endlich auch in der Musik, die er nicht nur als tüchtiger Fachmann eifrig betrieben hatte, ohne jemals etwas davon dort zu erwähnen, wo für ihn das Heiligthum deutscher Musik, deutscher Sage, deutscher Natur, des gesammten deutschen Volksgeistes stand: in Bayreuth, — sondern in der grossen „Musik“, welcher er in ihrem weitesten Verstande, eben in dem jenes Heiligthums, allein zu dienen bemüht

war, wann immer er aus seiner Schulstube heraus sich als Schriftsteller an die Bayreuther Gemeinde wandte.

Unsere Blätter verdanken ihm seit ihrem ersten Erscheinen bis zu dem letzten Rückblicke auf das Fest vor 25 Jahren eine Reihe trefflicher Arbeiten, mögen sie die Werke des Meisters behandeln, wie seine „Kundry", „der Welt Erbe", „ein dunkles Wort", „Parsifal-Nachklänge", oder späterhin wichtige Kulturfragen berühren, wie sein: „Volksglaube und Volksschule" und besonders: „Vom deutschen Volksgeist, seinen Feinden und Freunden", worin er auch der verwandten Volksnatur Adolf Stöckers so schön gerecht ward.

Doch auch darin war er recht Unser Einer, dass er nicht Schriftsteller von Beruf war noch sein wollte. Sein wahrer Beruf lag unserer Kunst viel näher und dem Ursprung seines Lebens ganz nah. Denn dies Kind seiner Heimat war auch ihr Dichter, ein deutscher Dichter, dessen Kraft im Glauben, dessen Kunst in der Sagenphantasie des Volksgeistes beruhte. Und wieder war es da nur ein ganz natürliches Ausstrahlen dieser seiner angeborenen Kraft, wenn er seinen Schulunterricht so innig zu beleben wusste durch die stäte Anknüpfung der Dinge des Wissens an die Dinge der Natur und Sage, an die lebendige Heimat —, oder wenn er in seinen Bayreuther Arbeiten immerdar den Genius und die Kultur erschaute als die edelsten Blüthen des Heimatbodens, als Verkörperungen und Vergeistigungen seiner Natur, seiner Phantasie, und damit auch der in ihm selber lebendig persönlich gewordenen deutschen Art —, oder endlich, wenn er selbst als schöpferischer Dichter auftrat, was erst in seinem höheren Alter geschah, während er in seinem stillen Leben nie etwas anderes gewesen, — aber er bedurfte der Oeffentlichkeit nicht, da ja die Heimlichkeit in ihrer eigentlichsten Bedeutung das Wesen und die Sphäre seiner Kunst war!

Dennoch, — redet heut alle Welt von der Heimatkunst, als einem neuen Pfade, so sollte sie doch auch nicht vorbeigehen an den Dichtungen unseres alten Freundes, welche den grossen Vorzug haben, keine Litteratur-Produkte vom grossen Markte zu sein, sondern echtbürtige Kinder des Volksgeistes und dabei der Ausdruck einer ganzen, guten und wahrhaft volksthümlichen Persönlichkeit. Neben dem norddeutschen „Jörn Uhl" darf sich der mitteldeutsche „Martin Bötzinger" in seiner Art immer noch sehen lassen, und Wer darin noch zu viel „Roman" findet, was doch am Ende zum „Genre" gehört und auch dem lieben Vater dieser trefflichen Kinder, dem „Hungerpastor", nicht fehlt, der halte sich an die kleine, trauliche oberfränkische „Madlene", oder warte auf die noch nicht erschienene „Evelis" und, wenn er den Humor liebt, auf den „Lorenz Schrull" oder den Letztling des greisen Poeten: „Jacob Querengässer, eine Heiratsgeschichte zur Ermunterung ältlicher Junggesellen." Ein Mann wie Löffler durfte nicht in die Welt treten, ohne das gehörige Maass gut-

deutschen Volkshumors mitzubekommen: jenes goldige Lächeln, womit auch die heimatliche Sonne am kargsten Erdenflecken sich freut, wenn er nur grün ist, und Kinder darauf spielen können, und jenen frischen Blick, der selbst dann noch herzhaft zu lachen versteht, wenn es nicht mehr Kinder sind, die ihre närrischen Tänze mitten in die erstaunte Natur hinein setzen. In der Welt des „Ringes“ und des „Parsifal“ lebten Löfflers Gedanken, aber in der Welt der „Meistersinger“ war er zu Hause. —

Wer sich über sein Wesen und Leben noch besser will unterrichten lassen, der versäume nicht die vorzügliche Gedenkschrift des Dr. phil. W. Greiner zu lesen, welche mit einer autobiographischen Skizze des Dichters bald nach seinem Tode an der Stätte seiner langjährigen Wirksamkeit, zu Pössneck, erschienen ist. **H. v. W.**

Theodor Reichmann.

(† 22. Mai 1903.)

Am Geburtstage des Meisters ist Einer „seiner Künstler“ aus der Schaar der ersten Darsteller des „Parsifal“ dem Leben rasch entrissen worden, ehe er noch seine glanzvolle künstlerische Laufbahn hätte gänzlich verlassen müssen. Theodor Reichmann war mit reichen äusseren Gaben, der Erscheinung und der Stimme, in den Dienst der Kunst getreten; aber erst im Dienste des Meisters kamen nicht nur diese allein, sondern vor Allem die charakteristischen Eigenthümlichkeiten seiner Künstlernatur, dem jene einen so schönen Ausdruck verleihen konnten, zu ihrer vollsten Geltung. Lassen sie sich in die Begriffe des Adeligen und des Elegischen fassen, so ist damit schon ausgesprochen, wie sie ihren Besitzer sowohl für die altbeliebte Gestalt des „Wolfram“, als auch für die ganz neue Aufgabe des leidenden Gralskönigs Amfortas besonders geeignet erscheinen lassen mussten. Diese vor Allem hat Reichmann denn auch in Bayreuth verkörpert, während er den Kunstfreunden draussen als der „Holländer“ vorzüglich lieb und werth geworden war. Durch die persönliche Schulung des Meisters aber ward die Anlage derart zur Gestaltung gesteigert, dass seit den Julitagen des Sommers 1882 der Amfortas Reichmanns ein unvergleichlicher Typus, einer der Bayreuther Typen, geworden ist. Die Miterlebenden von damals werden immer noch den ergreifenden Ton seiner Klage vernehmen und sein wahrhaft königliches Bild des Leidens nie vergessen, auch wenn es nicht noch einmal, nach 20 Jahren, in rührender Weise wäre aufgefrischt worden durch die Mitwirkung des ausgezeichneten

Künstlers beim letzten Festspiele. Indem er schon leidend, aus einer Kur heraus, nach Bayreuth eilte, um dort in einer Nothlage die erbetene Hilfe gerne zu gewähren, da bezeugte er jene Vornehmheit des Herzens, in welcher sowohl seine anhängliche Liebe zu Bayreuth wie auch die Vorzüglichkeit seiner Leistungen wurzelte. Und so ward denn eine schöne That sein würdiger Abschied von der Stätte seiner höchsten Ehre, von seines Meisters Festspielhaus, und von allen, seiner herzlich dankbar gedenkenden Bayreuthern.

Gobineaus Alexander in Weimar.

Am 9. Mai d. Jrs. hat im grossherzoglichen Hoftheater zu Weimar die erste Aufführung des Gobineau'schen Alexander stattgefunden. Dank den regen Bemühungen des der Sache Gobineaus treu ergebenen Leiters der Weimarischen Zeitung, Herrn Dr. E. Wachler, der seit Jahresfrist immer wieder Artikel und Mittheilungen von und über Gobineau in seinem Blatte veröffentlicht hatte, war Letzterer einem grossen Theile des Weimarischen Publikums kein Fremder mehr; und anderseits hatten die Generalintendanz, die Regie und die Lust und Liebe der Darsteller dafür gesorgt, dass jenem eine nach allen Berichten übereinstimmend als vortrefflich gerühmte Darstellung des Werkes dargeboten wurde. Der Erfolg entsprach denn auch dem, wie er etwa in der Fassung des Telegrammes des Wolfschen Telegraphen-Bureaus über die Aufführung wiedergegeben ist:

„Weimar, 9. Mai. Im hiesigen Hoftheater fand heute die Uraufführung von *Gobineaus* Jugendwerk *„Alexander“*, übersetzt von Schemann, statt. Das Stück hinterliess einen bedeutenden Eindruck. Das Publikum spendete am Schluss starken Beifall. Die Vorstellung selbst war prächtig und farbenreich. Herr *Grube* als Alexander und Fräulein *Schiffel* als Roxane zeichneten sich durch schöne Leistungen aus.“

Aehnlich äusserten sich die Privatberichte, sowie die Besprechungen in der „Weimarischen Zeitung“ und der „Täglichen Rundschau“. Die Freunde Gobineaus begannen hierauf bereits ihre Hoffnungen für eine fernere Bühnenlaufbahn des Stückes zu begründen, als sich unversehens eine gegnerische Kritik radikalster Art auf den Alexander stürzte. Das Stärkste brachte die Zeitung „Deutschland“ in einem acht Spalten langen Artikel des Herrn Dr. Erich Meyer aus Weimar*), welcher recht eigentlich weder

*) Im verwandten Sinne, wenn auch ungleich weniger scharf, gehalten war ein Artikel im „Tag“ von Dr. W. von Scholz, sowie kürzere anonyme Auslassungen in einigen anderen norddeutschen Blättern.

an Gobineaus Werk noch an meiner Uebersetzung ein gutes Haar liess, den Schauspielern „das herzlichste Bedauern aussprach, dass sie ihre Kraft und Mühe an solch ein Stück in solcher unedlen Sprache setzen mussten“ und mit dem Wunsche schloss, „dass dem Regisseur, Herrn Weiser, keine Gelegenheit geboten werden möge, eine Aenderung einzuführen,“ welche eine vom Recensenten als verfehlt gerügte Kleinigkeit der Regie abgestellt haben würde. Auf die Aeusserung dieses unverblümten Wunsches, den „Alexander“ unterdrückt zu sehen, erwiderte die Generalintendanz bereits am 18. Mai durch eine Wiederholung des Stückes, und fast gleichzeitig brachte die „Weimarische Zeitung“ in ihrer Nummer vom 20. Mai den folgenden, den Werth des „Alexander“ in mustergiltiger Weise feststellenden Aufsatz von Professor R. Schlösser in Jena:

Nochmals Gobineaus „Alexander“ auf der weimarischen Bühne.

Das Grossherzogliche Hoftheater zu Weimar war am 9. Mai ds. Jrs. der Schauplatz eines künstlerischen Ereignisses, das eine mehr als bloss örtliche Bedeutung beanspruchen kann. Zum überhaupt ersten Male ging ein Werk des Grafen Gobineau über die Bretter. Die Tragödie „Alexandre le Macédonien“, die in den Stürmen des Jahres 1848 von der Bühne des „Théâtre français“ zurückgezogen werden musste und erst vor zwei Jahren durch Ludwig Schemann aus dem Nachlass des Verfassers veröffentlicht wurde, hat endlich, mehr als ein halbes Jahrhundert nach ihrer Entstehung, in der kunstberühmten Wettiner-Residenz an der Ilm eine Stätte gefunden.

Das eigentümliche und lebensvolle Frühwerk des französischen Meisters hat von vornherein in Deutschland einen ziemlich schwierigen Stand gehabt, nicht nur, weil der Herausgeber ehrlich genug war, in der Vorrede zum ersten Drucke des „Alexander“ einige recht skeptische Bemerkungen des gereiften Gobineau über sein Drama mitzutheilen, sondern vor allem, weil der Dichter hier eine seinem individuellen Wesen entsprechende Form noch nicht gefunden hat und sich in den Grenzen der klassischen französischen Tradition bewegt, in deren Stil sich der Deutsche nun einmal nicht gern finden will. Wenn sich der „Alexander“ trotzdem in verhältnissmässig kurzer Zeit neben manchen Gegnern eine beträchtliche Anzahl von ergebenen Anhängern erobert hat, so wird man den Grund dafür nicht, wie es wohl geschehen, in einer blinden Vorliebe für alles, was Gobineau heisst, zu suchen haben — ich könnte zum Gegenbeweis sogar auf einen sehr feinsinnigen Kunstfreund verweisen, der den „Alexander“ aufs höchste schätzt, obwohl er sich in die „Renaissance“ nicht hineinzuleben vermocht hat —, sondern in der überzeugenden Kraft des Werkes selbst, die keinem, dem es wirklich gegeben ist, ein fremdes künstlerisches Idiom zu verstehen, verborgen bleiben kann. Ueberdies ist das Befremdende der Tragödie vielfach mit ganz übertriebener Stärke betont worden: es ist zwar richtig, dass uns der vorwiegend rhetorische Stil des „Alexander“, der auf eine starkbewegte äussere Handlung verzichtet, zunächst etwas ungewohnt anmuthet; die Neigung, die Charakteristik auf einige wenige, markant hervorgehobene Züge zu beschränken, ist unverkennbar, und der gleichmässige Faltenwurf des Alexandriners eher geeignet, die Differenzierung der Gestalten zu verhüllen als zu offenbaren. Aber schon die vielberufenen Einheiten des Orts und der Zeit sind kaum strenger gehandhabt, als es im Interesse einer

festen und geschlossenen Wirkung wünschenswerth erscheinen muss, die Handlung, obwohl einheitlich, wird gewiss eher zu reichhaltig als zu dünn zu nennen sein, und der auf den ersten Anblick naheliegende Versuch, in dem Ganzen das herkömmliche Spiel der „noble et belle passion", der Ruhmsucht und der Liebe, finden zu wollen, scheitert sofort an der durchaus eigenartigen Haltung des Problems, in welcher ohne Frage der Hauptwerth des Stückes zu erblicken ist. Wir haben es zu thun mit dem Alexander, wie Gobineau ihn sah, wie er ihn nach seiner ganzen Persönlichkeit und Weltanschauung sehen musste. Für ihn ist der makedonische König der echte, der arische Held, dessen stolzer, freudiger Thatendrang keine anderen Grenzen kennt, als die der Welt selbst; aber alles Rohe, Gewaltthätige bleibt dabei seiner lichten Natur fern: den Besiegten Gnade zu spenden, den ganzen Erdkreis der Segnungen hellenischer Kultur und Gesittung theilhaftig zu machen, das ist der stolze, selbstlose Wunsch, der das Herz dieses kühnen Eroberers schwellt. Er kennt nichts Kleinliches, Aermliches, nicht den zufriedenen egoistischen Genuss des Gewonnenen, ja, selbst dem ergreifenden Jammer der Liebe, die nur für sich besitzen möchte, verschliesst er sein Ohr, wenn sie seine stolzen Pläne durchkreuzt. Aber dieser reine Held ist der Sohn eines halbbarbarischen Landes: für die Durchführung seiner himmelstürmenden Pläne ist er auf ein Geschlecht von rauhen und skrupellosen Kriegern angewiesen, die, von Haus aus herrsch- und beutegierig, nunmehr von stolzen Erfolgen geschwellt, von den ungeahnten Wundern und Schätzen des Ostens gelockt, dem König, der sie von Sieg zu Sieg geführt, den Gehorsam kündigen, um gierig nach den Früchten ihrer Thaten zu haschen. Alexander, der in kühnem Wagemuth eine Welt überwunden, ist diesem Widerstand nicht gewachsen: den Waffen der Tücke und Gemeinheit gegenüber ist er ein Kind, hilflos selbst da, wo er die Ränke seiner Feldherrn ahnt und durchschaut, und so unterliegt der Genius im Kampf mit der brutalen Genusssucht. Das ist der eigentliche Grundgedanke des Gobineauschen Dramas, das an tragischer Kraft dadurch noch bedeutend gewinnt, dass im Bunde mit den aufsässigen Kriegern die liebende Gattin auf den Untergang des Helden hinarbeitet, Roxane, die, voller Hingabe an den König, doch echt weiblich seinen Alleinbesitz verlangt und in steigendem Hass auflodert, als sie sich von Alexander um weiterblickender Pläne willen verrathen glaubt.

Die ganze Stellung des Problems bringt es mit sich, dass die treibenden Kräfte der Tragödie vorwiegend von der Seite des Gegenspiels ausgehen. Man mag darin einen Fehler sehen, wird sich aber wohl hüten müssen, desshalb die Gestalt des Alexander als unlebendig zu bezeichnen; sie entwickelt sich vielmehr vor unseren Augen höchst kräftig und anschaulich: der lichte Held erliegt nicht nur äusserlich seinen Feinden, sondern wir sind Zeugen, wie der feindselige Widerstand ihn auch innerlich bricht. Das Scheitern seiner stolzesten Pläne, der lauernde Verrath, das Unverständniss des geliebten Weibes füllen sein Herz mit nagender Qual, die sich steigert bis zu dem elegischen Ausströmen bitterer Klagen an der Brust des treuen Hephästion, und als auch dieser ihm genommen ist, als die feindselige Rohheit, die im Rausche nicht erfindet, sondern nur ihre tiefsten Gedanken verräth, an sein Heiligstes tastet, den Glauben an sich und seinen heldenhaften Muth, da befleckt er in jähem Zorn das Heiligthum seiner Ehre mit einem Morde: noch ehe er den Giftbecher trinkt, hat die Gemeinheit ihn moralisch vernichtet. Und wie lebendig stehen bei aller Sparsamkeit der Zeichnung die Gestalten der Gegner vor uns: der jugendliche Philotas mit dem kindischen Dünkel, den leichte Erfolge in ihm grossgezogen, der alte Klitus mit seiner urwüchsigen Derbheit und echten Bauernschlauheit, die mit rücksichtsloser Offenheit so merkwürdig und doch so überzeugend Hand in Hand geht, vor allen aber Perdikkas, der nichts weniger

ist als ein blosser Theaterbösewicht und dem sein eigener Schöpfer bitter unrecht gethan hat, als er ihn in einer übellaunigen Stunde einen „père sournois“ nannte: wie er in seiner raffinirten und zielbewussten Klugheit Philotas, Klitus, ja selbst Roxane, jeden auf ganz besondere Weise, für sich zu gewinnen und in den Dienst seiner Absichten zu stellen weiss, wie er den todgeweihten Philotas, den er selbst ins Verderben gelockt, erbarmungslos zurückstösst, als er sich hilfeflehend an ihn klammert — das alles ist von einer solchen Kraft und Energie der Darstellung, dass man sich unwillkürlich an die gewaltigen Gestalten der „Renaissance“ erinnert fühlt. Nur einen vermag der verwegene Streber nicht zu überschauen: Alexander; als der König die Entscheidung über Leben und Tod des Verräthers Philotas in die Hände seiner Feldherrn legt, da weiss Perdikkas die Absicht des Fürsten sich nicht anders zu erklären, als indem er bei Alexander seine eigene Niedrigkeit voraussetzt: er hält das ganze für eine List des Königs, um die Gesinnung seiner Feldherrn zu errathen, und ist so als erster bereit, seinem Genossen das Todesurtheil zu sprechen. Gobineau selbst hat den Gegenspielern seines Stückes später vorgeworfen, sie trieben „trop de conspiration“, nicht ganz mit Unrecht, da dieses Motiv in der That mit einer gewissen Eintönigkeit durch das Drama hindurchgeht; zu betonen ist aber auch hier, dass es dem Dichter durchaus nicht auf künstliche äussere Verwicklungen ankommt, die eher etwas obenhin behandelt sind, sondern ausschliesslich auf die lebendigen Kräfte, die hinter diesen Dingen stehen. Ausgezeichnet durchgeführt erscheint endlich Roxane in ihrer zunehmenden Abwendung von Alexander; dass sie als Orientalin die Vermählung des Königs mit einer zweiten Gemahlin nicht so tiefschmerzlich empfinden könne, scheint mir ein haltloser Einwurf: gerade nachdem sie das Glück des Einzelbesitzes wider den sonstigen Brauch der Heimat genossen, wird eine so starke Natur wie die ihrige den Verlust doppelt empfinden.

Die weimarische Generalintendanz hat sich durch den muthigen Versuch, dem „Alexander“ die Bühne zu erobern, zweifellos ein schönes Verdienst erworben, schon deshalb, weil die lebendige Darstellung eine Anzahl von Schönheiten, die dem Leser leicht entgehen, in helleres Licht gerückt hat und es deutlich zutage trat, dass der rhetorische Stil des Werkes seiner Wirkung sehr viel weniger im Wege steht, als man annehmen sollte; im Gegentheil wirkt es erquickend, nach langer Entbehrung endlich einmal wieder auf dem Theater reden zu hören und dieser Eindruck würde noch viel stärker sein, wenn unsere Schauspieler in dieser Kunst geübt wären. Dankenswerth wäre es, wenn Schemann ihnen für künftige Fälle diese Aufgabe durch eine strenge Durchsicht seiner Uebersetzung erleichterte, die namentlich in den ersten Akten noch mancherlei Härten aufweist. Die Aufführung des Dramas war, wenn auch nicht vollendet, so doch würdig zu nennen, es zeigte sich überall ein wirklich ernstes Streben. Die Ausstattung war glücklich und lebendig, die Prunkkostüme des Alexander und der Roxane, nach Entwürfen des Hofschauspielers Wilhelmi angefertigt, sogar geradezu von künstlerischem Werth. Fast jeder Einzelne — ich nenne besonders Frl. Schiffel als Roxane, Herrn Grube als Alexander, Herrn Bauer als Perdikkas — hatte sich in seine Rolle hineingelebt und suchte sie nach besten Kräften zu gestalten, was der ganzen Vorstellung etwas so Sympathisches gab, dass es mich nicht gelüstet, darüber zu rechten, was der oder jener schuldig geblieben. Die Regie des Herrn Weiser wusste auch die äusseren Vorgänge kräftig hervorzuheben, im Zusammenspiel stachen allerdings die einzelnen Gestalten hin und wieder etwas zu scharf von einander ab, wie denn überhaupt in Rücksicht auf den Stil des Werkes eine feinere und leisere Nuancierung vielfach wünschenswerth gewesen wäre. Der Beweis für die Wirkungsfähigkeit des „Alexander“ ist jedenfalls erbracht worden.

Zwar zeigte sich ein beträchtlicher Theil des Publikums durch den neuen und ungewohnten Eindruck des Werkes befremdet, aber wohl kaum in eigentlich feindseligem Sinne; auch wenn die Etikette des Hoftheaters offenen Widerspruch nicht verböte, wäre es nach meinem Gefühl schwerlich zu einer ernstlichen Opposition gekommen. Uebrigens fand das Drama genug willige und freudige Hörer, um an den einzelnen Aktschlüssen wie am Ende warmen und lebendigen Beifall zu erzielen. Ich halte seine Bühnenlaufbahn in Deutschland mit dem weimarer Versuch nicht für beendet. Namentlich wenn erst der Name Gobineau einen noch volleren Klang gewinnt als heute und es dementsprechend unserem Theaterpublikum leichter wird, die Intentionen des Dichters zu erfassen, mag ihm noch mancher schöne Erfolg bevorstehen. Sehr erschwert wird freilich die weitere Wirkung, wenn die Kritik, ohne viel nach Wesen und Willen des Dichters zu fragen, mit dem Historienbuch in der einen und der „Technik des Dramas" in der anderen Hand das Werk auf Falsch und Richtig prüft und dann als mangelhaft befindet.

Der wackeren weimarischen Generalintendanz aber gebührt der wärmste Dank von seiten der Freunde des Dichters!

Jena. Rudolf Schlösser.

Dieser Artikel hatte zur Folge, dass selbst der Erzgegner vom „Deutschland" in einer längeren Replik, zwar im Allgemeinen seinen Standpunkt dem Gobineau'schen Werke gegenüber völlig festhaltend, doch, seinen ersten Auslassungen gegenüber, zu dem bedeutsamen Zugeständnisse sich genöthigt sah: „Das ist ja einzuräumen: endgültig ist das Urtheil noch nicht, wer sich geirrt hat, die Generalintendanz oder die Kritik", und somit auch seinerseits an die Entscheidung der Zeit appellirte.

Nachdem mit einer kürzeren Erwiderung Schlössers der Zeitungskampf in Weimar beendet und die Aufführungen mit dem Schluss der Spielzeit vorerst sistirt waren, schien es mir ein natürliches Gebot der Pflicht im Dienste der von mir vertretenen Sache, in einem Schlusswort nun auch meinerseits noch Einiges zur Beleuchtung und Klärung der Lage beizutragen.

Ich that dies in folgendem

Offenen Schreiben an Herrn von Vignau,*)

Generalintendanten des Grossherzoglichen Hoftheaters zu Weimar.

Hochgeehrter Herr!

Die Aufführung des „Alexander" liegt hinter uns. Je lebhafter ich es bedauere, Ihrer freundlichen Einladung, dem Ereigniss persönlich beizuwohnen, nicht haben nachkommen zu können und damit sehr wider Willen eine Pflicht versäumt zu haben, umsomehr empfinde ich es jetzt als ein Bedürfniss, nach allem, was in Weimar vorgegangen, nun auch meinerseits noch das Wort zu ergreifen, nicht sowohl um den dort ausgetauschten Ansichten über das Drama weitere hinzuzufügen, als um nach Möglichkeit Thatsachen und Erfahrungen reden zu lassen, die, wie mir scheint, weit eher geeignet sind, neues und klares Licht auf dasselbe fallen zu lassen, als alle theoretischen Erörterungen.

*) Weimarische Zeitung vom 12. Juni.

Es ist eine alte Erfahrung, dass ein ungewöhnlich grosser Erfolg eines hervorragenden Dichterwerkes den Wirkungen der später auftretenden Erzeugnisse des gleichen Geistes hemmend entgegentritt. Das hat auch „Alexander“ erleben sollen. Das erstaunliche Unisono der Begeisterung, mit dem die Renaissance in Deutschland begrüsst worden war, hat mit schwerer Wucht auf ihn gedrückt. Unwillkürlich verglich ein jeder; und anstatt den Relativmaassstab anzulegen und sich im Allgemeinen der Geistesverwandtschaft beider Werke zu erfreuen, wogen viele diese nur nach dem Gesichtspunkte der absoluten künstlerischen Vollkommenheit gegen einander ab. Erst allmählich hat man „Alexander“ auch selbständig für sich gewürdigt.

Mein Standpunkt dem Werke gegenüber musste von Hause aus ein anderer sein. Ich beurtheilte es aus der Fülle des gesammten Gobineauschen Schaffens heraus; ich wies und weise ihm noch heute eine hohe Stelle in dessen Lebenswerke an, und diess, weil in ihm jene Eigenschaften, welche Gobineau vor allem den Deutschen lieb und theuer gemacht haben, die tragische Wucht seiner Weltanschauung, seine flammende Begeisterung für das Grosse, sein Seelenadel, nicht zum wenigsten auch die Zartheit und Innigkeit seines Empfindens, die ihn den modernen Franzosen so fern und den Deutschen so nahe rückt, zum erstenmal voll ausgeströmt sind. In dieser meiner Stellung zu dem Werke wurzelte die Ueberschätzung, die man mir vorgeworfen hat, und die man vielleicht richtiger als einen zu volltönenden Ausdruck berechtigter Schätzung bezeichnet hätte. Ich kann hier nur wiederholen, was ich hierüber an anderer Stelle (in meiner Vorrede zur zweiten Auflage der französischen Ausgabe des Werkes) bereits gesagt habe. „Jenen ‚parteiischen Enthusiasmus‘, ohne den man nun einmal, nach Goethes Ausspruch, dem Grossen gegenüber nicht auskommt, bin ich am allerwenigsten gesonnen, in Abrede zu stellen, kann aber umsomehr davon nachlassen, je mehr ich auf ernstliche Schätzung des mir am Herzen liegenden Werkes treffe. Wie mir scheint, kommt eben hier alles auf die doppelte Erkenntniss an, erstlich dass Gobineau mit dem schönsten Theile seines eigenen menschlichen Wesens sich in diesem seinem Werke verkörpert hat, und, was alsdann dem entspricht, dass im „Alexander“ jene natürliche Herzenssprache gesprochen wird, die wir sonst in den meisten französischen Dramen nicht gewohnt sind. Das genügt mir. Dann kann man gewisse technische und dramatische Mängel des Stückes ruhig zugeben.“ Wenn sich übrigens, was ja wohl begreiflich und verzeihlich ist, eine erste Begeisterung, die ich jahrelang allein mit mir herumzutragen hatte, seinerzeit etwas tumultuarisch Luft gemacht haben mag, so kann sich heute niemand herzlicher freuen, als ich selbst, wenn das von mir damals Gesagte jetzt von anderer Seite, wie jüngst hier von Professor Schlösser, in eigenartig anderer Form und dabei ruhiger und nüchterner wiederholt wird. Das objektiv Wahre daran tritt dann um so überzeugender zutage.

Eine grosse und, wie ich jetzt sehe, fast verhängnissvolle Rolle haben vom ersten Augenblicke an Gobineaus eigene Worte über den „Alexander“ gespielt. Ich konnte freilich, als ich sie bekannt gab, nicht ahnen, dass meine Warnung, sie nicht allzu wörtlich zu nehmen, so wenig Beherzigung finden würde. Hätte Gobineau seinen Kritikern eine Falle legen wollen, um zu ergründen, wie viel oder wie wenig an eigenem Urtheil, an eigenem Empfinden sie besässen, er hätte es nicht besser anfangen können.

Vorab muss ich es hier wiederholen, dass ein Autor mit nichten der berufenste Beurtheiler seiner eigenen Werke ist. Er ist es so wenig, wie gemeiniglich Eltern unbefangene Beurtheiler ihrer Kinder sind. Für Gobineau speziell steht es fest, dass er andere Jugendwerke, die ich sehr minderwerthig finde, geschätzt und noch in späteren Jahren an eines seiner wissenschaftlichen Werke, das ich unbedingt

preisgebe, mit leidenschaftlicher Inbrunst sich geklammert hat. Ferner aber: die vielberufenen Aeusserungen über seinen „Alexander“ hat er in einer Zeit gethan, wo ihm, dem tief in wissenschaftliche Arbeiten Versenkten, alles poetische Schaffen fern lag; er hat sie — man sehe seine Worte: ne pensez pas tant de bien d'Alexandre — den Ergiessungen einer Tochter gegenübergestellt, deren nach seiner Meinung übertriebenen Enthusiasmus sein Bescheidenheitsgefühl reichlich so sehr wie sein Gerechtigkeitsgefühl eindämmen wollte. Und wie endlich geschieht diess? In jenem spielenden, fast burschikosen Tone, den ich erst seit jener Veröffentlichung als einen Grundzug seiner Briefe, namentlich an die ihm Nächststehenden, kennen gelernt habe, und zu dem der trockene Ernst, mit dem seine Aeusserungen von manchen Seiten nachgesprochen worden sind, in seltsamem Gegensatze steht. Dass, wie ich in der zweiten Ausgabe nachgetragen habe, der Dichter aus der Schaffensstimmung heraus von der Tragödie an seine Schwester schrieb: „elle plaît à M. de Rémusat. Je la crois bonne“, davon ist merkwürdigerweise nirgend die Rede gewesen. Und neben diesen Ausspruch tritt fast gleichzeitig ein anderer, der seiner Gattin, die alsbald nach Vollendung des Stückes die schlichten Worte schrieb: „C'est très-bien, beaucoup de grandeur, de vérité, du drame, de l'intérêt, de beaux vers“ — Worte, die wohl ganz anders als Gobineaus eigene spätere prototypische Bedeutung für die Beurtheilung der Tragödie verdient hätten und denn auch für einen grossen Theil der Deutschen unbewusst das Motto abgegeben haben.

Zwar, als ich den „Alexandre“ zum ersten Male französisch erscheinen liess, nahm er sich noch wie in fremder Atmosphäre bei uns aus. Es ist einmal so: tragédie und „Alexandriner“ bedeuten uns Treibhausluft. Wollte ich die Dichtung überhaupt gelesen sehen, so musste ich mich vor allem an die Stelle damit wenden, wo bei uns methodisch französisch gelesen wird, und wohin sie mir auch ihrem Geiste nach vorzüglich zu gehören schien: an unsere höheren Unterrichtsanstalten. Die Gegenstimmen, an denen es auch aus Schulkreisen nicht gefehlt hat, wurden gar bald durch solche ganz anderen Klanges übertönt. Ein älterer Gymnasiallehrer mit jungem Herzen ging mit dem Beispiel voran, das Werk mit einer warmen Besprechung in einem der gelesensten philologisch-pädagogischen Blätter und zugleich als Lektüre in seiner Prima einzuführen. Eine ganze Reihe anderer sind ihm gefolgt, und soweit ich von dem Erfolg vernommen habe, ist es überall der gleiche, hocherfreuliche gewesen: eine frische Begeisterung der jungen Seelen, zu denen hier eine grosse, lebenswarme Persönlichkeit sprach, im Wetteifer mit ihren Führern, den darüber förmlich erstaunten Lehrern, denen eine solche Erscheinung von den bei Corneille und Racine gesammelten Erfahrungen her etwas völlig ungewohntes war. Dies hat denn auch zur Folge gehabt, dass ich bereits wiederholt um Veranstaltung, bezw. Autorisierung einer Schulausgabe angegangen worden bin, um so dem „Alexandre“ um so sicherer eine dauernde Heimat in der Welt der Schule zu bereiten.

Im Gegensatze hierzu musste ich dagegen bald erkennen, dass weiteren Kreisen der „Alexander“ nur in deutschem Gewande zugänglich zu machen sei. In der That besitzt er erst seit seiner Verdeutschung ein wirkliches Publikum bei uns.*) Mit Freuden konnte ich es jetzt beobachten, wie selbst von denen,

*) Sie werden es begreifen, dass es mir widerstrebt, über diese meine Uebersetzung im einzelnen pro domo zu reden. Das eine aber darf, ja muss ich wohl hier sagen, dass für mich die Frage in allererster Linie so lag: ob ich ein Werk wie „Alexandre“ im Geiste seines Schöpfers wiederzugeben vermöge. Die mir mehrfach bezeugte Thatsache, dass gerade bei der Aufführung, also im deutschen Gewande, manche dichterische und dramatische Schönheiten des Werkes erst zutage gekommen, dass vor allem die vom Alexandriner un-

welche im Anfang den Kopf geschüttelt hatten, einer nach dem anderen seinen Sinn änderte. Und zwar muss ich ausdrücklich bemerken, dass die zahlreichen Kundgebungen der Bewunderung und der Ergriffenheit, die die Dichtung geweckt, mir gleichmässig aus allen Schichten des weiten Kreises meiner Beziehungen zugekommen sind, von den schlichtesten Gemütern bis zu den geistig hochstehenden Persönlichkeiten. Diese Erfahrungen liessen mich dann auch einer Aufführung zuversichtlich entgegensehen. Nach Ihrem eigenen und mehreren anderen Berichten kann ich keinen Augenblick im Zweifel sein, dass schliesslich auch das Publikum der Weimarer Aufführung, oder zum mindesten ein bedeutender Theil desselben, unter demselben Eindruck gestanden hat, den zuvor so viele Leser des Werkes empfangen hatten.

So steht es unumstösslich fest, dass „Alexander" überall da, wo man ihn offenen Sinnes und vorurtheilslos aufgenommen hat, auf die gleiche Empfänglichkeit getroffen ist.

Auch in den bisherigen öffentlichen Beurtheilungen des Werkes ist diese Empfänglichkeit in dem Maasse zutage getreten, als in deren Verfassern das positive, nachempfindende, mitschaffende Element der Kritik wirksam war.*)

Jetzt ist in Weimar eine andere Art von Kritik zu Worte gekommen: die des reinen, bedingungslosen Negierens. In so manches hoffnungsvoll sich anbahnende, in die trotz erschwerender Umstände errungenen schönen Erfolge hat sie ihr grelles „Nein" hineingeworfen. Es wäre müssig, über die hier sich offenbarenden Gegensätze weitere Betrachtungen anzustellen, ebenso wie es in der Natur der Sache liegt, dass keiner den anderen überzeugen wird. Alles, was wir unsererseits thun können, ist, die Klarstellung der Zukunft zu überlassen.

Für jetzt sollen dem Werke die Quellen ferneren Bühnenlebens abgegraben werden, das ihm, neben anderem, die rege Theilnahme mehrerer erster Heldendarsteller unserer Zeit für die Hauptgestalt zu gewährleisten schien.

Ob dies gelingen wird? Ich weiss es nicht.

Ich weiss das eine, dass der „Alexander" in eine Zeitströmung hineintrifft, wie er sie ungünstiger nicht hätte finden können: eine Zeitströmung des Hyperrealismus, die, wenn sie noch lange die herrschende bliebe, uns am Ende dahin führen müsste, dass unsere ganze Theaterkunst zu einer Kunst des vierten Standes würde. Ich weiss aber auch, dass sich das ändern kann, dass schon heute die edleren unter unseren Bühnenleitern unter diesem Stande der Dinge leiden und eine Besserung herbeisehnen. Ja, ich meine schon Anzeichen dieser Besserung abzusehen. Von den einzelnen rühmlichen Ausnahmeerscheinungen der

---

vermeidlich in ihrer Entfaltung behemmten Charaktere stärker hervorgetreten seien, dient mir als beste Antwort auf jene Frage. Ich hatte fast durchweg die schwerfällige Eleganz, aus der nun einmal der Alexandriner, selbst eines Gobineau, nicht hinaus kann, durch deutsche Kernigkeit zu ersetzen; sind dabei im einzelnen Härten mit untergelaufen, so wird wohl auch dafür noch Rath zu schaffen sein.

*) Ich führe als ein entsprechendes Zeugniss hierfür die Worte Fr. Lienhards, der nicht nur Kritiker, sondern zugleich ein echter deutscher Dichter ist, aus seiner Besprechung des „Alexander" an (Deutsche Zeitschrift, Jahrg. 15, Heft 5): „Ein schöner Funke von Gobineaus Gesammtpersönlichkeit findet sich in dem gewissermaassen modernisirten und lebendigen Klassizismus dieses Werkes"; nach den Erwartungen von einer klassischen Tragödie erklärt er sich angenehm enttäuscht, „soviel seelischer Schwung, soviel inneres Leben, ja Leidenschaft, Kraft und Hoheit" sei in diesem Drama. In dem ersten dieser Sätze ist in der That der Schlüssel für die Auffassung des „Alexander" gegeben: es kommt alles darauf an, dass man ihn als einen organischen Vorboten der späteren grossen dichterischen Schöpfungen Gobineaus erkenne, dass man das Walten des gleichen Geistes schon hier verspüre, aus dem später die „Renaissance" geboren ist.

Mitlebenden liegt dies klar zutage. Aber hat nicht z. B. auch Grillparzer — auch ein Meister, der gern den Haupttheil seiner Handlung nach innen verlegt, und für den die deutsche Bühne jahrzehntelang keine rechte Stätte bot, — in aller Stille und unvermerkt doch seinen vollen Ehrenplatz eingenommen? Aber freilich bedarf es immer neuer Anregungen aus der Sphäre des Idealen, und wäre es auch vorerst nur, damit fort und fort Beispiele gegeben, Proteste erhoben werden.

Sie, hochgeehrter Herr, haben es erkannt, dass die Alexander-Tragödie eines so erlauchten Geistes wie Gobineau, selbst wenn dieser das grosse Heldenproblem noch nicht von der vollen Höhe seines Genius bewältigen konnte, ja selbst wenn er daran gescheitert wäre, immer noch unvergleichlich viel mehr bedeutet als so manches triumphirend begrüsste Sensationsdrama, das uns immer nur lehrt, wie weit wir von den Idealen unserer Grossen abgekommen sind. Sie haben den schönen Muth gehabt zu erklären, dass dieser „Alexander", der doch in jedem Falle Grosses will und in jedem Falle Edles bietet, ins Herz unserer theuersten künstlerischen und geistigen Erinnerungen, in das alte Weimar gehöre, das ihn hoffentlich weiter reichen wird!

Wann dies auch sein möge, schon als Symptom wäre es erfreulich, als Symptom eines Wandels, der über „Alexander" wie über vieles Geistesverwandte freundlichere Sterne heraufführen müsste. Nicht an ihm werden sich Gobineaus Geschicke in Deutschland entscheiden; aber fehlen sollte auch er der deutschen Bühne nicht, er gehört unbedingt zu dem hohen und glanzvollen Bilde, das meinen Landsleuten nahezubringen ich mich seit Jahren bemühe.

Inzwischen haben Sie mit seiner Aufführung ein rühmliches Beispiel gegeben, das in jedem Falle seinen schönsten Lohn in sich selber trägt.

In warmer Dankbarkeit und wahrer Verehrung

Ihr sehr ergebener

L. Schemann.

Freiburg i. B., Ende Mai 1903.

Jetzt fragt sich's: was weiter?

Auf den eigenen Gehalt des „Alexander", auch als darzustellenden Dramas, dürfen wir nach den Weimarer Erfahrungen reichlich so sehr bauen wie zuvor. Ich selbst will gern diejenigen Nachbesserungen an meinem deutschen Texte vornehmen, die auch eine wohlwollende Kritik im Interesse der Bühnenwirkung für diesen empfohlen hat. Aber freilich: auch dem Blindesten muss es ja nach Lesung alles Vorstehenden klar geworden sein, dass es sich hier nicht um kleine Formfragen, sondern um grosse Wesensfragen handelt. Es wird sich jetzt zeigen müssen, inwieweit jener Gegengeist, dem ein Gobineau Nichts, auch gar Nichts sagt, ja der ihn seiner innersten Natur nach verneinen muss, bei unseren übrigen Bühnenleitern Gehör, beim Publikum unserer Theater ein Echo findet? Und darnach erst kann sich das weitere Bühnenschicksal des „Alexander" bestimmen lassen.

Wer aber wollte dieses schon heute mit einiger Sicherheit voraussagen? Einige meiner Freunde sehen die Lage hoffungsvoll an*) und verweisen

*) Mit Recht ist es mehrfach als entscheidend wichtig bezeichnet worden, dass einmal ein überragender Darsteller die Hauptrolle zu besonders durchschlagender Wirkung brächte.

mich selbst für den Fall, dass die stehende Bühne versagte, auf die Möglichkeit ausserordentlicher Darstellungen, wie sie neuerdings mehrfach zu Gunsten solcher dramatischer Werke, welche nach Form oder Geist der deutschen Bühne sich nicht anzupassen scheinen, ausgleichend eingetreten sind. Andere sehen schwarz in die Zukunft; sie finden, dass schon heute unsere grössten Klassiker ein nur geduldetes Dasein auf der deutschen Bühne führen, und dass dies eher noch zunehmen werde.*) Von da wäre es dann allerdings nicht mehr weit bis zu Zuständen, unter denen eine Alexander-Aufführung unseren Theatern nicht mehr nur als eine Verirrung, sondern geradezu als eine Zumuthung, und unter denen dementsprechend diese Theater selbst uns als geistige Todtengrüfte, nicht aber mehr als Stätten lebendiger Kunst erscheinen müssten.

Aber noch herrschen die Gesetze eines massiven, im Innersten unkünstlerischen Naturalismus zum Mindesten nicht unumstritten und nicht allerwärts. Und mögen immer Effect und Sensation, den Kassenerfolg nicht zu vergessen, für die meisten Bühnen ihre traurige, aber entscheidende Rolle spielen, es bleibt doch immer die Aussicht, dass eine Minorität einflussreicher Persönlichkeiten — Fürsten, Bühnenleiter, Dramaturgen, Darsteller — sich finden werde, welche einer Frage, wie der uns hier beschäftigenden, auch noch höhere Gesichtspunkte abzugewinnen vermöchten. Ihnen erscheint alsdann vielleicht auch der Ehrenerfolg, den „Alexander“ in Weimar zweifellos errungen hat, in dem Lichte, dass die Ehre dabei doch nicht ausschliesslich nur auf Seiten Gobineaus, dass vielmehr auch für ihre Kunstanstalten solche zu gewinnen sei durch Hochhalten eines Banners, das wir nicht sinken lassen dürfen, ohne zugleich an der Zukunft unserer edelsten Kunst selbst zu verzweifeln.

Wir wollen nicht allzuviel, das Wenige aber um so fester hoffen.

L. Schemann.

---

*) Vorerst erscheinen diese Befürchtungen doch wohl unbegründet; wenigstens gibt ihnen die Theaterstatistik bislang Unrecht.

Der Leipziger Thomascantor Johann Hermann Schein.

„Ehrt Eure deutschen Meister!"
Wagner.

Der gewaltige Aufschwung, den die deutsche Musikgeschichtsforschung in der Gegenwart durch Veranstaltung einer kritischen Gesammtausgabe der Werke Johann Sebastian Bachs genommen und der auch zu der ernsteren, wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Leben und Wirken der Tonkünstler vergangener Zeiten geführt hat, ist nun erfreulicherweise, seit den letzten beiden Decennien, auch dem 17. Jahrhundert zu Gute gekommen. Es ist vor allem das Verdienst Philipp Spitta's, eine der bedeutsamsten und würdigsten Gestalten jenes von der musikwissensshaftlichen Forschung so lang vernachlässigten Zeitalters, Heinrich Schütz, den grossen Dresdner Hofkapellmeister, durch Darstellung seines reichbewegten Lebens und Neu-Ausgabe seiner Werke der Gegenwart wieder geschenkt zu haben. Allein Schütz ist nur einer der helleuchtenden Sterne am Firmamente der Kunstgeschichte jener Tage. Kaum mindere Bedeutung werden spätere Musikhistoriker dem dichterisch-musikalischen Schaffen seines grossen Zeitgenossen und Freundes, dem diese Zeilen gewidmet sind, beilegen. Johann Hermann Schein gewinnt aber dadurch unsere erhöhte Bedeutung, dass er als Leipziger Thomascantor ein würdiger Vorgänger des grossen Johann Sebastian Bach gewesen ist, dessen Amt er über hundert Jahre früher mit aufopfernder Treue verwaltet hat.

Schein's äusserer Lebensgang gleicht merkwürdiger Weise dem Sebastian Bach's in wesentlichen Beziehungen. Dem sächsisch-thüringischen Mitteldeutschland, dem wir ja die grösste Anzahl der deutschen Tonmeister verdanken, entsprossen — die Wiege Scheins stand im sächsischen Erzgebirge, die Bach's am Fusse der Wartburg —, verbringen Beide ihre Lehr- und Wanderjahre unter fast stätem Lächeln des Glücks; schon frühzeitig entfaltet sich der Genius ihrer Kunst unter den Strahlen fürstlicher Gunst; die kleine Weimarische Residenz darf ihrem Weltruhme ein neues Blatt hinzufügen, denn Schein wie Bach haben dort als fürstliche Hofmusiker hoch in Ehren gestanden. Für beide Künstler bedeutet Weimar den glänzenden Höhepunkt ihres äusseren Lebens. Den Schwerpunkt ihres künstlerischen Wirkens aber fanden Beide in der zweiten Hälfte ihres Daseins in Leipzig, wo sie das Cantorat zu St. Thomas und das städtische Musikdirectorat bekleideten. Die Tragik des Künstlerthums, die den schöpferischen Drang, das überlegene Freiheitsgefühl des Genius in Konflikt mit seiner Zeit und Umgebung nothwendig versetzt, musste Schein wie Bach gleicherweise durchkosten und sie verbitterte diesem das Leben, jenem aber bereitete sie ein frühes Grab.

Schein's Leben fällt gleich dem seiner grossen Zeit- und Kunstgenossen Heinrich Schütz und Samuel Scheidt, denen man den Ehrennamen der drei grossen S beilegte, in die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts. Seine grösste Wirksamkeit entfaltete er als Thomascantor in den ersten zwölf Jahren jenes furchtbaren, verheerenden Krieges, der den gänzlichen Verfall des deutschen Wesens zu verursachen schien, der aber, dank einem gütigen Geschicke, zu Lebzeiten des Künstlers seinem engeren Vaterlande noch fern blieb.

Johann Hermann Schein wurde geboren am 20. Januar 1586 zu Grünheim im sächsischen Erzgebirge, als Sohn des dortigen Pastors Hieronymus Schein, der, infolge seiner Glaubenstreue, mit der er bei den sog. kryptokalvinistischen Wirren an der lutherischen Lehre festhielt, während seiner Amtsführung viel Drangsal zu erdulden gehabt hat. Nach seinem Tode zog die Mutter, eine geborene

Dresdnerin, 1593 in ihre Vaterstadt zurück und dort wurde im Jahre 1599 der 13jährige Knabe durch Fürsprache des kurf. sächs. Oberhofpredigers Dr. Polycarpus Leyser des Aelteren in die berühmte kurf. „Cantorei" zu Dresden als Cantoreiknabe aufgenommen. Unter der Leitung des Kapellmeisters Rogier Michael lernte er hier die hervorragendsten in- und ausländischen Gesangs- sowie Instrumentalwerke kennen, mit denen die Kapellknaben, nach der Sitte der Zeit, dem kurfürstlichem Hofe bei Tafel „aufwarteten". Kurfürst Christian II. sorgte aber auch nach eingetretener Mutation für die wissenschaftliche und künstlerische Fortbildung seiner Cantoreiknaben und so wurde Schein am 18. Mai 1603 in die Schulpforta, eine der damaligen drei kursächsischen Fürstenschulen, aufgenommen, wo er unter der Leitung tüchtiger Cantoren, wie Erhard Bodenschatz und Bartholomäus Scheraeus, seine musikalischen und wissenschaftlichen Studien zum Abschluss brachte.

Im Frühjahr des Jahres 1608 finden wir nun Schein als 23jährigen Studenten in Leipzig, und wie wohl er sich damals im Kreise fröhlicher Commilitonen gefühlt haben muss, davon legt sein Erstlingswerk, das er im Jahre 1609 erscheinen liess, das beredteste Zeugniss ab. Es ist sein *„Venuskränzlein"*, eine Sammlung weltlicher Chorlieder und Instrumentalwerke, mit der er sich in die Kunstwelt einführt. Die nächsten Jahre verlebt Schein als Hauslehrer und Hausmusikdirector eines kursächsischen Edelmanns, Gottfried v. Wolffersdorf, in Weissenfels, der sich des ihm schon von der Schulpforta her befreundeten jungen Künstlers in so hochherziger Weise annahm, dass er ihn im Jahre 1615 an den Herzog Johann Ernst den Jüngeren von Weimar empfahl, der ihn auch wirklich zu seinem Hofkapellmeister ernannte. Schein eröffnete also vielleicht die glänzende Reihe deutscher Künstler, die sich bis zu Franz Liszt im 19. Jahrhundert der Gunst des Weimarischen Fürstenhofes erfreuen durften. Hier genoss unser Meister eine, wenn auch nur kurze Spanne reinsten Glückes, das seinen Höhepunkt erreichte, als es ihm vergönnt war, eine Jugendgeliebte, Sidonia Hösel aus Dresden, an den Traualtar zu führen.

Auch künstlerisch that er sich jetzt zum zweiten Male hervor durch Veröffentlichung einer Sammlung von Motetten, *Cymbalum Sionium* genannt, die er in der Schlosskirche zu Weimar zur Aufführung brachte, wie durch das seinem Herzoge gewidmete *Banchetto musicale*, eine Anzahl von Suiten, d. h. Folgen kunstmässig gesetzter Tanzmelodien, eine der ersten Sammlungen, die in dieser Geschlossenheit bisher in Deutschland bekannt geworden ist. Da wurde plötzlich am 24. November 1625, durch den Tod des hochgelehrten und kunstsinnigen Sethus Calvisius, das Thomascantorat zu Leipzig erledigt und der Rath dieser Stadt wandte sich an Schein mit der Bitte, dieses berühmte Amt zu übernehmen. Schein musste sich natürlich durch diesen Antrag geehrt fühlen, der Nachfolger eines so berühmten Mannes zu werden, und willigte ein, zumal auch sein Herzog, wenn gleich nur ungern, seine Zustimmung zu dem Weggang seines „geliebten" Kapellmeisters gab.

Doch nur zu bald sollte es sich zeigen, wie schmerzlich unser Künstler sich getäuscht sah. Gleich im ersten Jahre seiner neuen Amtsthätigkeit als Thomascantor gerieth Schein in Konflikt mit einigen seiner Schulkollegen, die ihm die dem Kantor von Alters her zukommenden ausserordentlichen Einkünfte aus der Leitung der sogenannten Brautmessen und Begräbnissmotetten zu schmälern trachteten. Vergegenwärtigen wir uns das Elend der Zeit zu Beginn des furchtbaren 30jährigen Krieges, die Dürftigkeit der Lehrerbesoldungen und insbesondere die Verrohung der Schuljugend, die durch ihre Lehrer leider sogar indirekt befördert wurde, so begreifen wir, wie wenig Segen unserem Kantor aus seiner

Stellung trotz redlichen Bemühens erwuchs und dass er in seinem künstlerischen Schaffen und Aufführen seiner Werke nunmehr die eigentliche Aufgabe seines Lebens erblickt. So nennt er sich denn auf den Titeln seiner Werke und in den Unterschriften seiner Briefe nicht Cantor, sondern mit Vorliebe Director musici chori, wozu ihn seine Stellung als städtischer Musikdirektor, die mit dem Thomascantorat verbunden war, allerdings berechtigte. Auch diesen stark hervortretenden Zug seines Künstlerthums theilt Schein bedeutsamer Weise mit Sebastian Bach. Wie übermächtig sich aber der Schaffenstrieb in der Seele unseres Künstlers regte und jene niederdrückenden Berufsverhältnisse überwand, zeigt die so staunenswerthe Fülle seiner Werke, die in den Jahren 1617—30 entstanden sind und die die grosse Bedeutung ihres Schöpfers als Wort- und Tondichter glänzend offenbaren. Zu ihrer Charakteristik sei vorausgeschickt, dass Schein's künstlerische Entwicklung in die Zeit der mächtigen, von Italien aus alle Kulturvölker Europas überfluthenden, musikalischen Umwälzung fiel, die die Herrschaft der mittelalterlich gebundenen Polyphonie brach und den Sologesang als künstlerischen Ausdruck der modernen Persönlichkeit an ihre Stelle setzte. Es war eine Zeit der Gährung, des Kampfes mit den alten Formen und Ausdrucksmitteln, des Ringens nach Gestaltung neuer, der zuerst auf dem Boden der Renaissance entbrannte, und sogleich auch die zeitgenössischen deutschen Meister am tiefsten ergriff. In Sehnsucht nach dem gelobten Lande der Schönheit und unter dem Zauberbann der dort erblühenden Kunst versenkten sie sich ganz in den Reichthum der neuen, sich ihnen erschliessenden Formenwelt. Allein ebenso wenig wie Hassler, Schütz und andere grosse deutsche Meister, gab sich Schein willenlos dem blendenden Glanze hin, den die neuaufgegangene Kunstsonne Italiens ausstrahlte. Als echter Künstler erkannte er die der heimischen Poesie und Kunst drohende Gefahr, er durchdrang jene fremden Formen, vertiefte sie und verschmolz sie mit der Polyphonie des 16. Jahrhunderts zu neuen, vollendeteren Kunstbildungen.

Die musikalischen Formen, die Schein eine reichere Durch- oder völlige Neubildung verdanken, waren auf geistlichem Gebiete die Choralbearbeitung, die Motette, das Madrigal und im Zusammenhange mit Schütz das sogenannte Geistliche Concert. Es sei an dieser Stelle nur auf sein berühmtes *Cantional* von 1627 hingewiesen, in dem er uns als Dichter, Sänger und Setzer einer Fülle herrlicher Choräle entgentritt. Das Cantional ist eines der grundlegenden Gesangbücher der protestantischen Kirche geworden. Eines seiner Lieder, das bekannte Sterbelied: „Machs mit mir, Gott, nach deiner Güt" ist in mehr als 16 Gesangbücher der evangelischen Kirche des In- und Auslandes aufgenommen, so auch in das sächsische Landesgesangbuch vom Jahre 1883, und hat also den Namen des Dichters bis auf die Gegenwart lebendig erhalten.

Auf weltlichem Gebiete verdankt das Madrigal und mehrstimmige deutsche Kunstlied Schein als Dichter und Tonsetzer gleichfalls eine wesentliche Förderung. Erwähnt sei hier nur sein *„Studentenschmaus"*, eine Art Fortsetzung seines oben erwähnten Jugendwerkes, des Venuskränzleins, in dem Schein auch, als echter deutscher Meister, einen derben, volksthümlichen Humor entwickelt, und woraus der Leipziger Akademische Wagnerverein schon seit Jahren das fröhliche, in der Stimmung an ein Grützner'sches Mönchsgelage erinnernde „Frisch auf, ihr Klosterbrüder mein" während seiner „Fidulität" gesungen hat; und ferner seine mehrstimmige *„Musica boscareccia"* oder „Waldliederlein" (3 Theile 1621, 1626 und 1628), von der ein zeitgenössischer Dichter urtheilt, „dass dieser Scheinischen „Wald-Musica Kunstreiche Lieblichkeit in so artiger Kürtze nicht leichtlich ihres „Gleichen finden, und derwegen nicht unbillig unter die ihren Meister lobende

„Werke zu zehlen, ja alss eine besondere Gabe des allerhöchsten Meisters zu „rühmen seyn, ist ausser Zweiffel — —." Diese zierlichen Waldliederlein erfreuten sich schon damals einer solchen Beliebtheit, dass der bedeutendste Schüler Schein's, Paul Fleming, sie, wie auch die Lieder des „Studentenschmauses", im Jahre 1636 in Reval an der Ostsee, wo er auf seiner bekannten Orientreise sich aufhielt, in geselligem Kreise anstimmte.

Ausser diesen Hauptwerken hat Schein noch eine grosse Zahl oft gross angelegter, geistlicher und weltlicher Gelegenheitskompositionen hinterlassen. Das 17. Jahrhundert war ja überhaupt das Zeitalter der Gelegenheitswerke, und unser Meister wurde durch seinen Kantorenberuf, der ihn fort und fort, in Freud und Leid, bei Hochzeits- und Begräbnissfeierlichkeiten, mit den Geschicken der ihn hochachtenden und ihm vielfach engbefreundeten Leipziger Bürgerschaft künstlerisch verflocht, zu einer so ausgedehnten Pflege der Werke dieser Gattung hingewiesen. In rührend ergreifenden Widmungen oder in scherzhaft launigen Anspielungen begleitet er auf den Titelblättern dieser Werke, die er mit sinnig-naiven, oft lateinisch-deutschen Spruchgedichten auszuschmücken liebt, das Dasein jener alten Geschlechter, es mit dem Schimmer seiner Kunst verklärend. So weihte er seinen Namen durch die That und setzte sich ein Denkmal im Herzen seiner Zeitgenossen, dessen künstlerische und kulturhistorische Bedeutung weit über die Stätte seiner einstigen Wirksamkeit hinausragt. Beklagenswerth ist, dass unerhört bittres häusliches Leid unsern Meister veranlasste, diese Kunst der Gelegenheitsschöpfung in seiner eigenen Familie in ergreifendsten Worten und Tönen zu üben. Nachdem er seine erste Gattin und 7 seiner Kinder hatte ins Grab sinken sehen, wurde der fromme Thomascantor selbst, der zudem durch eigne körperliche Krankheit heimgesucht war, von seinen Leiden und aller Erdenpein erlöst. Am 19. November 1630 starb Johann Hermann Schein im noch nicht vollendeten 45. Lebensjahre und wurde am 21. November feierlich bestattet. Sein grosser Freund Heinrich Schütz widmete dem Dahingeschiedenen eine erhebende Trauermotette, die er auf Bitte des Sterbenden über dessen Lieblingswort „das ist je gewisslich wahr und ein theuer werthes Wort" etc. kunstreich gesetzt hatte. Unter den Trauergedichten, die dem Verklärten gewidmet wurden, befinden sich auch zwei lateinische Carmina seiner beiden hinterbliebenen Söhne.

Dies war das Leben Johann Hermann Schein's. Als Mensch, als Christ hat er in dunkler Zeit alle Anfechtung der Welt überwunden, als Künstler aber ist er nicht minder unserer Bewunderung würdig: ein echter deutscher Meister, hat er das grosse Erbe der Väter treu bewahrt, durch edelste Gaben seiner eigenen Kunst vermehrt und so hinüber gerettet, was die deutsche Musik an hoffnungsreichen Keimen in sich barg, bis zu der grossen Epoche der Entfaltung und Vollendung. Möge das deutsche Volk, in gerechter Würdigung dessen, was es an Johann Hermann Schein besitzt, auch diesem Meister von Neuem seine Verehrung und Liebe zuwenden. „Denn er war unser!"

Von der auf 9 Bände berechneten Gesammtausgabe der Werke Johann Hermann Scheins ist bisher der erste Band erschienen (Leipzig, Breitkopf und Härtel). Ueber die allgemeinen Grundsätze, die bei dieser Neuausgabe maassgebend gewesen sind, beziehungsweise für die nachfolgenden Bände sein werden, habe ich mich bereits in einer Monographie über Schein (a. a. O.) ausgesprochen. Hervorheben will ich hier nur, dass sich diese Neuausgabe in dem Bestreben, bei Wahrung strenger Wissenschaftlichkeit soweit als möglich der heutigen Praxis entgegenzukommen, nicht nur an die Musikhistoriker von Fach,

sondern auch an die ganze gebildete Musiker- und Laienwelt wendet. — Aus dem Inhalt des ersten Bandes, der das Jugendwerk des 23jährigen Künstlers: *Venuskränzlein*, 1609 und das *Banchetto musicale* 1617 enthält, möchte ich unsern Leserkreis besonders auf das zu zweit genannte Werk hinweisen, auf jene Sammlung von kunstmässig gesetzten Tanzfolgen, die jener glücklichsten Zeit des Meisters, der Weimarer, ihre Entstehung verdanken.

An der Spitze einer jeden dieser Tanzfolgen steht eine sogenannte *Paduane*, ursprünglich ein italienischer Reihentanz von gravitätisch ernster Haltung, der sich um diese Zeit grosser Beliebtheit in Europa zu erfreuen hatte und der, von den deutschen Meistern zumal, vielfach kunstmässig bearbeitet wurde. Im Stil der Schein'schen Paduanen, ihrer herrlichen Stimmführung und ihrem wohllautenden Melodienflusse in ihrer ernst-feierlichen Grundstimmung ist vom Wesen des Tanzes freilich wenig oder nichts mehr zu spüren. Das moderne Ohr glaubt vielmehr den Meisterwerken der kirchlichen Tonkunst des 16. Jahrhunderts zu begegnen. Thatsächlich wird uns auch von einem deutschen Gewährsmann des 17. Jahrhunderts, dem ausgezeichneten Tonmeister und Theoretiker Michael Praetorius bezeugt, dass solche Paduanen zu seiner Zeit zwischen geistlichen Tonwerken in der Kirche verwandt worden sind, gleichwie ihre italienischen Schwestern, die Orchestersonaten Gabrielis, mit Posaunenklang die goldmosaikschimmernden Chöre der Markuskirche in Venedig erfüllten. In ihrer Feiertagsstimmung, in ihrer glanzvollen Majestät offenbaren diese deutschen Kunstgebilde den Geist der Erhabenheit, der ja dem deutschen Wesen und der deutschen Musik vorzugsweise innewohnt, in den grossen Werken der deutschen Tonkunst des 17.—19. Jahrhunderts immer wieder hervorbricht und wie ihr auch die Aesthetik eines Baumgarten, Kant, Schiller, Herder, Schopenhauer und Wagner immer wieder verkündet hat. Uns aber tritt diese nunmehr bald 300jährige Kunst besonders nahe, da der ruhig breite und gehalten-würdevolle Paduanenton im Anfang von Wagners Meistersinger-Vorspiel merkwürdig getreu auftritt.*)

Schon hat die Wiederaufführung solcher Paduanen- wie auch der nachfolgenden heiterer gehaltenen Tanzstücke, unter denen sich wieder die sinnige Allemande abhebt, in öffentlichen Aufführungen wenigstens im Konzertsaale die Feuerprobe seiner Lebenskraft bestanden. Möchten demnach diese Zeilen zu recht häufiger Wiederbelebung der echten herrlichen Meisterkunst anregen. Sie bildet ein würdig verheissungsvolles Anfangsglied, das die Kette alter Tonwerke über Bachs und Beethovens Höhenlinien hinweg mit der Kunst unseres Meisters verknüpft.

Arthur Prüfer.

Bayreuth und Draussen.

Aus den Vereinen.

Darmstadt. 26. 4. LXXI. Vereinsabend. Gedächtnissfeier für Hugo Wolf. Rede des Herrn Professor Wilibald Nagel; Lieder: „Anakreons Grab", „Wo wird einst", „Dank es, o Seele", „Verborgenheit", (Herr Konzertsänger H. Reinhardt). — 4. 5. LXXII. Vereinsabend. Zur Vorfeier des 90. Geburtstages des Meisters: Monolog des Holländers (Herr Dingeldey),

*) Hermann Kretzschmar, Führer durch den Konzertsaal, I. Abth. I. Bd. 3. Aufl. S. 16.

Elisabeth begrüsst die Halle (Fräulein M. Dennery, Hof-Opernsängerin), Monologe des Hans Sachs (Herr A. Kiess, Hof-Opernsänger), Klavier-Improvisationen (Herr Dingeldey), Schluss-Ansprache des Hans Sachs (Herr Kiess), drei französische Lieder (Frl. Dennery), Wotan's Abschied (Herr Kiess), Marke's Klage, Amfortas' Klage (Herr Dingeldey), Senta und der Holländer (Frl. Dennery und Herr Kiess). Klavier: Herr Professor A. Mendelssohn.

Hamburg. 23. 5. VI. Vereinsabend. Zur Vorfeier des 22. Mai: Ansprache von Herrn Dr. Swet; eine Faust-Ouverture (Herren Kapellmeister Landau und Friedländer), drei französische Lieder und „der Tannenbaum" (Frau M. Fosshag-Schroeder), Albumblatt für Violine und Klavier (Frau Dr. Nagel, Herr Professor Nagel), Meistersinger-Vorspiel (Herren Landau und Friedländer).

Homburg v. d. H. Winter 02/03: 19. 11. 02: Vortrag des Herrn W. Schmitt-Hartlieb „Ueber musikalischen Ausdruck"; 6. 1. 03. Siegfried I. Akt mit Erläuterungen am Klavier (Herr W. Schmitt-Hartlieb), Vortrag über Böcklins „Schweigen im Walde" (Herr R. Schmitt-Hartlieb); 24. 3. Siegfried II. u. III. Akt mit Erläuterungen am Klavier (Herr W. Schmitt-Hartlieb), Vortrag über Klingers Beethoven (Herr R. Schmitt-Hartlieb), Vortrag über das für Parsifal erforderliche Ausnahmegesetz und die Beschränkung des Aufführungsrechtes des Bühnenweih-Festspieles auf Bayreuth (Herr W. Glöckner).

Plauen i./V. VII. Konzert unter Mitwirkung der Konzertsängerin Fräulein Augusta L'Huillier aus Paris, der Pianistin Fräulein Martha Schaarschmidt aus Plauen, des Komponisten Roland Bocquet aus Dresden und der städtischen Kapelle von Chemnitz (Max Pohle). Sinfonie Nr. 2, C-moll von Bruckner, Lieder von Grétry, Paësiello, Ramann, Brahms, Bocquet und R. Strauss. Klavierkonzert A-moll von Schumann und *Tannhäuser-Ouverture*. VIII. Konzert unter Mitwirkung der Konzertsängerin Frau Dr. Martha Günther und des Musikvereins (Leitung: Musikdirektor A. Riedel) aus Plauen, Herrn Roland Bocquet aus Dresden (Klavier) und der Herren Konzertmeister Friedrich Dietrich (Violine), O. Steiniger Viola), B. Mann (Cello), P. Schremmer (Bass), C. Domaschenz (Clarinette), E. Güthert (Fagott) und A. Steitz (Waldhorn) von der städtischen Kapelle in Chemnitz. Septett op. 20 von Beethoven, 10 Lieder von Hugo Wolf, Elfenlied für Frauenchor und Sopransolo von Hugo Wolf. Für gemischten Chor: „Hymnus an das Leben" von Friedrich Nietzsche und „Frühlingsbegräbniss" von Alb. Becker.

Wien. 14. 3. II. interner Musikabend. Gedenkfeier für Hugo Wolf: Lieder „Gebet", „In der Frühe", „Heiss' mich nicht reden", (Herr Ferdinand Jaeger), „Nur wer die Sehnsucht kennt", „Kennst du das Land" (Frau Agnes Bracht-Pyllmann), Streich-Quartett in D-moll (das Prill-Quartett), aus dem II. Akt des „Corregidor" (Frau Bracht-Pyllmann, Herr F. Jaeger), Lieder „Wo wird einst", „Denk es, o Seele", „Anakreons Grab" (Herr Hof-Opernsänger M. Frauscher), „Morgenstimmung" (Vereinschor). — 4. 4. III. interner Musikabend. Berlioz, Chor der Magier, Löwe, „Gregor auf dem Stein" (Herr Josef Staudigl), Beethoven, Trio für 2 Oboen und englisch Horn (Herren Simon, Felser, Wanderer), alte Chöre von Bennet, Friederici und Gastoldi, 4 Lieder von H. Wolf (Fräulein M. Günzburg), Liszt, die Glocken des Strassburger Münsters (Herr Josef Staudigl, Fräulein Delfa Mitlacher, Vereinschor).

Ausserhalb der Vereine.

Berlin. Evangelischer Bund. 21. 4. Vortrag des Freiherrn von Wolzogen aus Bayreuth: „Bayreuth und sein Parsifal."

Prag. Urania. 20. 3. u. 3. 4. Vorträge des Herrn Dr. R. Batka: „Richard Wagners Leben und Schaffen" und über Bayreuth mit 38 und 43 Lichtbildern.

Berichtigungen.

In der Statistischen Beilage muss beim Akad. Wagner-Verein Leipzig als Kassenwart genannt sein: Ref. Johannes Fichtner, Kochstr. 27.

In dem Aufsatz von O. Beta (Stück IV—VI) ist zu verbessern:

S. 94 Z. 22 v. o. u. S. 95 Z. 1 v. o. Hesiod (anstatt Heraklit).

Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.

Im Verlage des Herausgebers.

Druck v. Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

X.—XII.

Keine Kunst wirkt auf den Menschen so unmittelbar, so tief ein, als die Musik, weil keine uns das wahre Wesen der Welt so tief und unmittelbar erkennen lässt. Während des Anhörens einer grossen Musik fühlt Jeder deutlich, was er im Ganzen werth ist, oder vielmehr, was er werth sein könnte. (Schopenhauer.)

Das geistige Ohr will etwas Ganzes sehen, eine Tongestalt mit einem Gesichte, dass es auch der Fremde wieder erkenne und unter dem Gewühle finde, hat er es einmal gesehen. (Karl Maria von Weber.)

Sobald man die Ewigkeit des Weltzustandes denkt, lässt sich für Monaden keine andere Bestimmung annehmen, als dass sie ewig auch ihrerseits an den Freuden der Götter als selig mitschaffende Kräfte theilnehmen: das Werden der Schöpfung ist ihnen anvertraut. (Goethe.)

Tristan und Isolde.

Von Heinrich Porges.

Dritter Aufzug.

Wie von einer dumpfen Betäubung erfasst, empfinden wir noch den Nachhall der erschütternden Katastrophe des zweiten Aktes, wenn die Instrumentaleinleitung des dritten mit ihren tief-schwermuthvollen Klängen beginnt. Das Gefühl des Dahinsterbens alles Lebendigen umfängt unser Gemüth: eine schmerzlich-bange Stimmung erfüllt uns mit schwarzer Melancholie. Den melodischen Kern der ersten Takte bildet das sehnsüchtige Liebesmotiv; hier erhält es durch Aenderungen der Intervallenfortschreitungen (an die Stelle kleiner Sekunden treten zum Theile grosse) und die düstern Mollharmonien einen tief-tragischen und elegischen Charakter. Eine unendliche Oede liegt in dem zweistimmig in übermässigen Intervallen aufsteigenden Gange der Violinen, die wie in eine grenzenlose Leere hinaus verklingen. Aber inmitten dieser unsäglichen Trauer bricht ein Schimmer des Ideals herein, mit dem Gedanken an Isolde erwacht selbst am Rande des Grabes der unversiegbare Quell der Liebe in uns. Ein schmerzliches Sehnen liegt in der vom Horn und Violoncell ausgeführten Melodie: es ist die Klage um ein entschwundenes Glück. Doch nur in ferner Erinnerung zieht es vorbei; zu qualvoller Sehnsucht steigern sich die Töne, wie in ohnmächtigem Ringen scheinen sie den schweren Bann durchbrechen zu wollen, der alle unsere Lebenspulse gefesselt hält. Da hören wir beim

Aufgehen des Vorhanges von aussen die Melodie eines Hirtenreigens, eines der eigenthümlichsten Gebilde des Werkes. Eine ewige Klage über die Vergänglichkeit alles Irdischen tönt aus ihr hervor. Der Tondichter konzentrirt in ihr ein unbewusstes, aber trotzdem tief reflektirendes Gefühlsleben. Eben deshalb haben diese scheinbar regellosen Tonfolgen ein so merkwürdiges Gepräge, indem sich in ihnen ein Seelenleben ausspricht, welches seinen eigenen Inhalt nach nicht klar zu deuten versteht.

Der Charakter des scenischen Bildes, welches jetzt vor unsern Blicken erscheint, steht im innersten Einklang mit der Stimmung, in die uns die Einleitung des Orchesters versetzt hatte. Die Fernsicht auf den öden, weiten Meereshorizont, das verfallene Aeussere der Burg und des Gartens bildet den Hintergrund für den tief-traurigen Eindruck, den wir beim Anblicke Tristans empfinden, der unter dem Schatten einer grossen Linde wie leblos auf einem Ruhebette ausgestreckt liegt. Ihm zu Häupten sitzt Kurwenal, in Schmerz über ihn hingebeugt und sorgsam seinem Atem lauschend. Da erscheint der Hirt über der Mauerbrüstung, theilnehmend frägt er Kurwenal, ob Tristan noch nicht erwacht. Traurig schüttelt dieser das Haupt. In seiner Erwiderung:

Erwachte er,
wär's doch nur
um für immer zu verscheiden, ...

spricht er gleichsam das lösende Wort aus, welches die Stimmung der Scene in ergreifender Weise kennzeichnet. Ein einziger Hoffnungsstrahl erwacht in uns, wenn er fortfährt:

. . . . erschien zuvor
die Aerztin nicht,
die einz'ge, die uns hilft.

Aber nur einen Moment erfüllt uns ein mildes Wohlgefühl; bei Kurwenals Frage, ob noch kein Schiff zu sehen, umfängt uns wieder das Gefühl schwermuthvollster Trauer. Das kurze Zwiegespräch zwischen Kurwenal und dem Hirten ist ein Muster objektiver Charakteristik. Es zeigt uns, wie Wagner eine jede Individualität in ihrem eigensten Wesen erfasst und gestaltet. In den Worten des Hirten:

Nun sag' auch ehrlich,
alter Freund,
was hat's mit unserem Herrn?

hat er in merkwürdiger Weise dem Volke den Ton abgelauscht, in dem es unter sich verkehrt. Die eigenthümliche Zutraulichkeit und wahrhaftige Theilnahme, die sich in ihnen kundgiebt und mit der zugleich eine leise Ahnung des tragischen Verhängnisses verschmolzen ist, berührt uns mit wohlthuender Innigkeit. Und wie mild abweisend, auf ein unsagbares Geheimniss hindeutend spricht Kurwenal:

Lass' die Frage,
du kannst's doch nie erfahren. —

Er fordert den Hirten auf eifrig zu spähen, ob ein Schiff auf dem Meere zu sehen. Dieser schaut in die Ferne, aber trostlos klingt seine Antwort:

Oed' und leer das Meer! —

setzt die Schalmei an und verschwindet blasend: etwas ferner hört man längere Zeit den Reigen. Da ertönt in den Bässen mit mattem, leblosem Ausdruck das sehnsüchtige Liebesmotiv. Gleichzeitig mit dem Verklingen des Hirtenreigens, dessen Motiv von einem Horn und einer Bassklarinette in schwachem Nachhall intonirt wird, hören wir das erste Lebenszeichen Tristans, der mit dumpfer Stimme frägt:

Die alte Weise —
was weckt sie mich?

Erschrocken fährt Kurwenal auf; in seinen unwillkürlich freudigen Ausrufen:

Ha! — diese Stimme!
Seine Stimme! —

bricht aus seinem Herzen alle Fülle der Liebe hervor. Eine überschwängliche Innigkeit liegt in der musikalischen Aussprache seines Gefühls. In einem ergreifenden Gegensatze treten hierzu Tristans mit voller Stimme gesprochenen Worte:

Kurwenal — du?
Wo — war ich?
Wo — bin ich?

Bei Kurwenals Erwiderung:

Kareol, Herr!
Kennst du die Burg
der Väter nicht?

gestaltet der Tondichter im Orchester eine Idylle von lebendigster Frische und erquickender Innigkeit. Er stellt uns gleichsam die Lebensgrundlage dar, auf welcher Charaktere, wie der Kurwenals, einzig erwachsen können. Wagner hat hier einen Ton angeschlagen, der in den „Meistersingern von Nürnberg" zur typischen Grundlage des Werkes geworden ist. Es ist die Tiefe des Heimathgefühls, welche uns mit so wohlthuender Wärme erfüllt; wir glauben die ewige Heilkraft der Natur zu empfinden, die mit sanfter Linderung die wilden Stürme des Menschenherzens zu beruhigen vermag. Dichtung und Musik wetteifern in Zügen herzlichster Innigkeit und gemüthvollsten Humors. Wie schön ist die Sorglosigkeit Tristans charakterisirt, der im Vertrauen auf seine innere Kraft unbekümmert um jeden äussern Besitz in die weite Welt geht, wenn Kurwenal sagt:

. . . . das einst mein Held
zu Erb' und Eigen
an Leut' und Volk verschenkt,
als Alles er verliess,
in fremde Land' zu ziehn.

Aber alle Fülle des Gefühls konzentrirt sich bei der Stelle:

Nun bist du daheim zu Land,
im echten Land,
im Heimat-Land,
auf eig'ner Weid' und Wonne,
im Schein der alten Sonne,
darin von Tod und Wunden
du selig sollst gesunden.

Hier bricht aus der Tiefe des Herzens ein Quell der Liebe hervor, dass wir dabei lebendig fühlen, wie das menschliche Gemüth doch immer das Vortrefflichste bleibt, was auf Erden zu finden ist. Es ist der Genius des deutschen Geistes in all' seiner Tiefe und Wahrhaftigkeit, welcher aus solchen Momenten des künstlerischen Schaffens zu uns spricht. Bei den letzten Worten ertönt das Hauptthema, wie gehoben durch das Gefühl nun daheim zu sein, von freudiger Kraft erfüllt, um mit tief beruhigenden Klängen zu schliessen. Von einer hervorragenden Originalität ist dabei die Führung der Singstimme gegenüber der Melodie des Orchesters. Besonders die Betonung der Worte: „im Schein der alten Sonne" scheint uns ganz speziell aus dem innersten Geiste, nicht nur der Rede, sondern der Sprache selbst hervorgegangen zu sein. Eine Ueberleitung des Orchesters führt uns von dem heimathfrohen Gefühle eines tiefinnern Behagens am wirklichen Leben in die weltfremde Stimmung ein, welche Tristans Gemüth erfüllt. Dieser kleine Satz ist sowohl in formeller Beziehung, wie durch tiefe psychologische Motivirung ein Mustergebilde symphonischer Kunst. Es ist darin der unausgesprochene Eindruck dargestellt, den Kurwenals Worte auf Tristan ausgeübt, und bei den hohen, wie gebrochen klingenden traurigen Tönen der Bassklarinette, welche dieselbe Kadenzirung mit der Kurwenal früher geschlossen in der Molltonart (F-moll) ausführt, glauben wir zu empfinden, wie in Tristans Seele jede Hoffnung auf „seliges Genesen" geschwunden ist.

Dünkt dich das, —
ich weiss es anders,
doch kann ich's dir nicht sagen . . . .
Wo ich erwacht,
weilt' ich nicht;
doch wo ich weilte,
das kann ich dir nicht sagen.

Wir stehen hier vor einem der geheimnissvollsten Momente des Drama's.

In Tristans Worten liegt der Hinweis auf die Welt des unbewussten Daseins: es sind die unerforschten Tiefen unseres eigenen Wesens, welche uns mit ahnungsvollen Schauern berühren. Wagner hat an dieser Stelle einer Stimmung einen Ausdruck gegeben, wie sie in verwandtem Geiste von Beethoven in seiner grossen Messe im „Incarnatus" gestaltet worden ist. Das sind Erlebnisse, wie sie nur in dem denkenden Geiste zu Tage treten, der die Welt zu erfassen strebt, dessen Blick in das tiefe, ewige Geheimniss einzudringen sucht, welches Leben und Tod umschlossen hält. Beethoven stellt diesen psychischen Vorgang in mystisch-dämmernder Verhüllung dar, während sich bei Wagner der denkende Geist seines Unterschiedes von dem All-Leben der Natur wohl bewusst bleibt. Aus derartigen, auf gleicher Grundlage ruhenden Momenten, kann man bei genauem Eindringen in den psychologischen Vorgang das besondere Prinzip des Schaffens eines Künstlers und seiner ganzen Epoche klar erkennen. Und es ist gewiss dem Wesen der Sache entnommen, wenn wir die oben angeführte Stelle von Beethoven als im Einklang mit dem Charakter seines schöpferischen Wirkens stehend sehen, dessen besondere Eigenthümlichkeit eben darin liegt, dass wir ein stätiges Hervorwachsen des bewussten Geistes aus seiner unbewussten Naturgrundlage wahrnehmen; während es bei Wagner wiederum nach seinem eigenen treffenden Worte: das Wissen des Unbewussten ist, welches er sich als Resultat seiner künstlerischen Entwickelung errungen hat.

Bei den Worten:

Ich war —
wo ich von je gewesen,
wohin auf je ich geh'. *)
im weiten Reich
der Welten-Nacht.

tritt das selbe Thema wieder auf, welches zuerst am Schlusse des zweiten Aktes gleich einer Mahnung an die Ewigkeit erschienen war. Es ist eine Stimmung des Geistes, bei der man weder von Freude noch von Trauer sprechen kann; ihren Inhalt bildet der niemals ganz zu erfassende Gegensatz, in dem Denken und Sein, bewusstes und unbewusstes Dasein zu einander stehen. Auf diese beiden Pole des Weltlebens, deren Widerstreit eben im Geiste des Menschen zu Tage tritt, deutet der Dichter hin, wenn Tristan sagt:

Nur ein Wissen
dort uns eigen:
göttlich ew'ges
Ur-Vergessen!

*) Der Mensch, wenn er auch in der Zeit geboren wird, ist doch im Anfang der Schöpfung erschaffen. (Randbemerkung.)

Die Betonung dieser Stelle gehört zu den hervorragendsten Momenten des Dramas. Die Verwendung des im äussersten *pp* so mystisch klingenden Streicher- und Blechchors, macht den Eindruck, als wenn die Akkorde wie von selbst ertönten. Dazu kommt die merkwürdige Originalität der Harmoniefolgen mit ihren verdämmernden Dissonanzen, welche bei der Auflösung in den D-dur-Akkord übergehen. Dieser tritt bei dem Worte: „Ur-Vergessen" ein, und der Tondichter verändert ihn dann in den Molldreiklang, so dass diese beiden Harmonien wie unmerklich ineinander übergehen: gleich der ewigen Verknüpfung des Lebens mit dem Tode. Dabei ist besonders zu beachten, wie Wagner die grosse Terz: Fis absichtlich in hervortretender Weise von Posaunen intoniren lässt, so dass der nur von den Streichern ausgeführte Molldreiklang dann eine noch mattere und leblosere Klangfarbe erhält. — Die poetische Berechtigung solcher das Gebiet des philosophischen Denkens betretenden Seelenvorgänge ruht darauf, dass der Künstler im Stande sein muss den ihnen zu Grunde liegenden Lebensgehalt in ergreifenden Zügen zu gestalten. Dass Wagner dieser Forderung vollstes Genüge leistet, darüber kann wohl Niemand im Zweifel sein, der nur etwas tiefer in seine Dichtung einzudringen strebt. Die künstlerische Lösung philosophischer Probleme besteht eben in ihrer Darstellung und Gestaltung, und es ist deshalb ein verkehrtes Beginnen, wenn man von dem Dichter verlangt, er solle uns die selben in begrifflicher Form enträthseln. Er hat seine Aufgabe erfüllt, wenn er unser Gemüth in den Zustand versetzt, dass wir ihre Bedeutung verstehen lernen. Darum bleibt es immer misslich, einem Künstler ein ganz spezielles philosophisches Glaubensbekenntniss gleichsam aufdrängen zu wollen, obwohl wir den innern Zusammenhang, in dem seine Weltanschauung mit besonderen, auf analoger Basis ruhenden Systemen steht, nie leugnen werden. So ist die pantheistische Grundlage des in Rede stehenden Momentes der Wagner'schen Dichtung in unverkennbaren Zügen ausgeprägt: wir thun einen Fernblick in den Urgrund alles Daseins, von dem Werden und Vergehen nur die äusseren Formen sind.

Aber mit schmerzlichstem Drängen erwacht in Tristan wieder die unstillbare Sehnsucht der Liebe. Es ist für den Charakter des furchtbaren Seelenkampfes, dessen Zeuge wir werden, von besonderer Wichtigkeit, dass der Gegensatz zwischen der Naturbedingtheit unseres Wesens und dem innern Freiheitsgefühl des Geistes bis auf den äussersten Grad gespannt erscheint. Als musikalische Grundlage der bis zu verzehrendem Feuer sich steigernden Gefühlsströmungen erscheinen durchgehends Motive, welche bereits im ersten und im zweiten Akte aufgetreten waren. Mit ausserordentlicher Kunst sind diese zu einem neuen Ganzen organisch verknüpft und dem Charakter der Situation entsprechend durch Aenderungen der Harmoniegrundlage und Instrumentation modifizirt. Dieses Verfahren Wagner's ist für die periodische Konstruktion im „Tristan" von

besonderer Wichtigkeit und es trägt auch wesentlich dazu bei, der symphonischen Begleitung den Charakter einer „unendlichen Melodie“ zu verleihen. — Mit Grausen erfüllt uns der Ausdruck des entsetzlichen Leidens, von dem Tristan erfasst ist. Wie in kraftlosem Ringen windet er sich auf seinem Lager, bis die brennende bis ins innerste Mark dringende Gluth ihm den Geist zu verwirren scheint.

In der Sprache der Dichtung entfaltet Wagner einen Reichthum der Charakteristik, eine strömende Fülle des Ausdrucks, so dass wir ihm in ungesuchtester Weise immer den treffendsten Gedanken und das bezeichnendste Bild zu Gebote stehen sehen, um jeden Wechsel in der Entwickelung des Gefühllebens aufs Bestimmteste zu individualisiren. Für den Charakter der Sprache im Tristan ist es von wesentlicher Wichtigkeit, dass Wagner in diesem Werke sowohl den Stabreim, wie den Endreim, in wechselnder Folge, wie auch gleichzeitig, gebraucht. Es entsteht hierdurch die eigenthümliche Verschmelzung von Kraft und Weichheit, welche diese Vereinigung der männlichen und weiblichen Sprachelemente zur Folge hat. Es kann besonders für einen Kenner des „Ringes des Nibelungen“ kein Zweifel sein, dass durch die Wiederaufnahme des Stabreims Wagner der deutschen Sprache eine Kraft und Energie des Ausdrucks verliehen hat, welche sie früher nicht in diesem Grade zu entfalten vermochte, wo sie sich in malerischen Formen bewegen musste, die nicht aus ihrem eigensten Genius hervorgegangen waren. Und wir glauben auf einen wesentlichen Unterschied hinweisen zu müssen, durch welchen sich der Gebrauch des Stabreims bei Wagner von der Verwendung unterscheidet, wie wir sie bei Goethe und besonders bei den Romantikern häufig finden. Von diesen Dichtern wird er meistens dann angewendet, wenn sie bestrebt sind den Ausdruck der Verse soviel als möglich zu musikalischer, d. i. sinnlich klangvoller Wirkung zu steigern. Deshalb dient die Alliteration bei ihnen viel weniger dazu der Sprache Kraft und Energie zu verleihen, sondern sie gibt ihr im Gegentheil mehr den Charakter wohllautender Weichheit. Wagner war aber als Musiker in seinem Streben nach Auffindung einer lebendig sinnlichen Grundlage für den Sprachausdruck zum Theil auch von dem Gefühle geleitet eine feste Basis zu gewinnen, die der Allgemeinheit des Tones ein Gegengewicht bieten sollte. Er gelangte daher zum Stabreim auf einem verschiedenen Wege, wie die obengenannten Dichter, bei denen er übrigens auch gar keine prinzipielle Bedeutung besitzt. Denn erst Wagner ging über das blosse Spiel mit Gleichklängen hinaus, und sah, wie die wesentliche Bedeutung des Stabreims in der Verwandtschaft der Wurzelsilben liege; und so haben wir gerade dem von dem Wesen der Musik tief erfüllten Dichter die Aufdeckung dieses Vermögens der deutschen Sprache zu danken, wodurch sie sich zu neuer Kraft und energischer Schönheit zu erheben vermag.

Wer empfindet nicht bei den Versen:

Weh', nun wächst
bleich und bang
mir des Tages
wilder Drang!

den mit bleierner Schwere auf der Seele lastenden Druck! Welch' gellende Schärfe liegt dann in den Worten:

Grell und täuschend
sein Gestirn
weckt zu Trug
und Wahn mir das Hirn.

Die Betonung steigert noch den Eindruck dieser Stellen zur ergreifendsten Wirkung. Die zuletzt in chromatischer Folge aufsteigenden übermässigen Dreiklänge dienen als Ausdruck einer versengenden Hitze, die uns das Blut in den Adern wie fieberhaft kochen macht. Aber gerade im Momente des entsetzlichsten Leidens erwacht in Tristan die Kraft sich mit äusserster Anstrengung dagegen zu stemmen. Die Worte:

Verfluchter Tag
mit deinem Schein!
Wachst du ewig
meiner Pein?

ruft er mit einer dämonischen Energie, die uns mit Grausen erfüllt. Und bei den mit schauerndem Nachhall tremolirenden Akkorden der Streicher löst sich der Schrei des Entsetzens in wehmuthvollste Klage auf. Mit schmerzlichster Sehnsucht erfassen uns Tristans wie nach ewiger Ruhe schmachtende Worte:

Ach Isolde!
Süsse! Holde!
Wann — endlich!
wann, ach wann
löschest du die Zünde,
dass sie mein Glück mir künde?

Nur wie aus einer fernen unerreichbaren Weite ertönen dabei im Orchester jene Melodien des zweiten Aktes, die uns mit der Ahnung eines seeligen Friedens erfüllen. Da verkündet Kurwenal, den Tristans Weh mit tiefstem Mitleiden erfüllt, dass dieser Isolden noch heute sehen solle, wenn „sie nur selbst noch am Leben." Diese Worte gehen aus einer Stimmung hervor, welche uns unwillkürlich erfüllt, wenn wir von schwerem Leide bedrückt kaum mehr auf ein Glück hoffen zu dürfen glauben. Doch Tristan, wie von ahnungsvollen Schauern erfasst, spricht mit dumpfer, matter Stimme:

Noch losch das Licht nicht aus,
noch ward's nicht Nacht im Haus.
Isolde lebt und wacht,
sie rief mich aus der Nacht.

Da erwacht selbst in Kurwenal das Gefühl hoffender Zuversicht, und mit dem Tone freudigen Jauchzens erzählt er, wie er nach Kornwall gesandt habe und ein treuer Mann „die beste Aerztin" über Meer bringe, die einzig Tristans Wunde zu heilen vermöge. Mit jubelndem Entzücken bricht dieser in die Worte aus:

Isolde kommt!
Isolde naht!

Mit äusserster Anstrengung ringt er nach Sprache, um die Freude seiner Seele kund zu geben. Er preist die „hehre, holde Treue", mit der ihm Kurwenal ergeben, er fühlt gleichsam in sich selbst den innersten Kern von dessen Wesen, wenn er sagt, wie dieser nur mit ihm geliebt, mit ihm gehasst, sich selbst nicht eigen, einzig ihm ergeben sei. Wir sehen dabei, wie der Dichter das Gefühlsleben der Personen des Dramas in eine tiefe, innere Wechselwirkung zu bringen versteht, wodurch eben dann auch ihre Schicksale untrennbar mit einander verknüpft werden. In dem Charakter des Hauptmotivs dieser Stelle durchdringen sich leidenschaftlichste Wärme mit tiefster Innigkeit. Die schwungvolle, feurige melodische Figur der Violinen, die in dem Momente ertönt, wo Tristan nach den ersten freudigen Ausrufen Kurwenal umarmt, trägt ganz speziell das Gepräge von Wagner's Ausdrucksweise an sich, in der Kraft und Anmuth in einem so schönen Gleichgewichte mit einander stehen. Von besonderer Wirkung erscheint inmitten des dahinströmenden Gefühlsergusses die Betonung der Stelle:

Mein Schild, mein Schirm
in Kampf und Streit,
zu Lust und Leid
mir stäts bereit! . . . .

Die Originalität und rhythmische Prägnanz des Thema's charakterisirt in treffendster Weise den poetischen Inhalt. Für den Musiker ist es lehrreich zu sehen, wie Wagner ein ganz neues Motiv in ungezwungenster Weise in den Fluss des Ganzen einfügt und wie unmerklich wieder den Uebergang in die Hauptmelodie ausführt. Er thut dies durch die meisterhafte Verwendung der Kettenschlüsse, bei welchen die Kadenzirung nicht zu einem tonischen Abschlusse führt, sondern sogleich wieder den Beginn eines neuen Motivs vermittelt. S. Bach bedient sich in seinen Fugen mit höchster Meisterschaft dieser Form, welche mir speziell dem Wesen des deutschen Geistes eigenthümlich erscheint, der die Welt nicht in Bruchtheilen, sondern in ihrer Totalität zu erfassen bestrebt ist. Die technische Grundlage dieser Gestaltungsweise ist sowohl durch den periodischen Bau, wie durch die Verwendung der Harmonie bedingt. In letzterer Beziehung ist besonders der Trugschluss von grösster Wichtigkeit, der von Wagner in einer vordem noch nie so hoch gesteigerten Manigfaltigkeit verwendet wird.

Bei Tristans Worten:

mit-leidest du,
wenn ich leide: —
nur was ich leide,
das — kannst du nicht leiden!

gelangt der Strom der ihn erfüllenden Empfindung zu seinem Höhe- aber zugleich zu seinem Wendepunkte. An die Stelle des Gefühls innigsten Dankes tritt ein furchtbarer Seelenschmerz; wir fühlen, wie sich Tristan mit aller Macht der zerstörenden Gewalt qualvoller Sehnsucht zu entreissen sucht. Im Ton seiner Stimme liegt der Ausdruck äusserster Anstrengung: es ist, als wenn er sich mit der Kraft der Verzweiflung von dem Sturze in einen Abgrund zurückhalten wollte. Und die letzten Worte: „das — kannst du nicht leiden" spricht er wie von dem Gefühle dumpfer Vernichtung erfasst. Es ist seit Shakespeare kein Dichter erstanden, der es vermochte im Aussprechen des Schmerzes jene furchtbare Kraft der Leidenschaft zu entfalten, wie es Wagner im dritten Akte des „Tristan" thut, wo wir in jedem Momente glauben, der Bau des Lebens müsse in Trümmer gehen, welches von so zerstörenden Mächten erfasst ist. Aber gerade hierin zeigt Wagner seine Grösse als tragischer Künstler, dass er im Innern seines Helden in den Augenblicken, wo ihn das dämonische Walten der Natur am schrecklichsten zu Boden drückt, eine Kraft entbindet, wodurch dieser es vermag, „zu sagen, was er leide." Hierdurch wird der Mensch erst zum Helden, der eben deshalb typischer Repräsentant der Menschheit ist, weil er alle Leidenschaft, jede Wonne und jeden Schmerz tief empfindet, zugleich aber niemals die innere Freiheit des Geistes verliert, ohne welche er aufhören würde als selbständiges Wesen zu existiren und unsere Theilnahme in Anspruch zu nehmen. Es ist daher das sicherste Kennzeichen für den echten Künstler, wenn er es vermag, selbst im Sturme der Leidenschaft sich die Besonnenheit zu wahren, durch welche er im Stande ist, den in fortwährendem Wechsel der Entwickelung begriffenen Wogen der Empfindung gleichsam ein Halt! zuzurufen, und sie fest und sicher als Gestalt zu fixiren.

In Tristans Seele steigert sich die Sehnsucht nach Isolden zur höchsten Stufe; seine leidenschaftliche Ungeduld lässt ihn wähnen, sie wäre schon zu sehen, wie sie „von der Liebe Drang befeuert" zu ihm steuere. In der musikalischen Gestaltung gab diese Stelle Wagner Gelegenheit zu einer der wirksamsten Steigerungen, die bei den Worten:

Es naht, es naht
mit muthiger Hast!
Sie weht, sie weht,
die Flagge vom Mast!

zu ihrem Höhepunkte gelangt. Die wenigen Takte, mit denen der Tondichter Tristans Wahnvorstellung von dem Nahen des Schiffes musikalisch

illustrirt, sind von einer hinreissenden Frische und bestimmtesten Charakteristik.

Nach der mit äusserster Heftigkeit herausgestossenen Frage Tristans, ob er das nahende Schiff nicht sähe, ertönt von Neuem die sehnsuchtsvollklagende, schwermüthige Weise des Hirtenreigens. Sie erscheint als eine traurige Antwort für Tristans einen Moment von täuschender Freude erfülltes Gemüth. Es ist ein tiefer Zug des Dichters, dass die Weise des Hirten, die uns wie eine ewige Trauer über das Dahinschwinden alles Daseins berührt, jetzt durch die Worte Tristans gleichsam in die Sphäre des Bewusstseins hinübergehoben wird: an seinem eigenen Schicksal deutet er ihren Inhalt. Die ganze Natur erscheint uns wie von einem Trauerflore bedeckt; wir glauben in allem Lebendigen schon den Keim des Todes zu entdecken und unnennbares Wehgefühl erfüllt unser Herz. Wagner hat hier eine der tiefsten tragischen Elegien gedichtet. Er schlägt in meisterhafter Weise den Ton der lyrischen Ballade an, wenn in Tristans Innern nach seinen Worten:

Muss ich dich so versteh'n,
du alte, ernste Weise,
mit deiner Klage Klang? —

die Erinnerung an das Geschick seiner Eltern erwacht, das uns wie ein vorbedeutender Hinweis an sein eigenes tragisches Ende erscheint. Was das Kind, was den Knaben einst mit leisen Schauern berührte, da erlebt er jetzt an sich selbst; und aus dem tiefsten Innern seines Wesens dringt die grosse Frage an das Schicksal heran:

zu welchem Loos erkoren
er damals wohl geboren?

Nochmals wiederholt er die Frage, als wenn er eine lösende Antwort erwarte, und gibt sich sie dann selbst:

die alte Weise
sagt mir's wieder: —
mich sehnen — und sterben, ...

Für die psychologische Entwicklung, welche sich in Tristans Seele vollzieht, ist dieser Moment von der grössten Bedeutung. Gerade in dem Augenblicke, wo sein Gemüth von tiefster Schwermuth umdüstert ist, erkennt er mit klarem Bewusstsein, wie jedes individuelle Dasein der Vergänglichkeit unterworfen ist. Darum ist es eben das Gefühl, ich möchte sagen eines ewigen Sterbens, was ihn so tief erfasst und sein ganzes Wesen mit einer Trauer erfüllt, in die kein Strahl einer Hoffnung fällt. Der Ton, mit dem Tristan die Worte: „mich sehnen — und sterben" spricht, prägt sich mit unauslöschlichen Zügen in unserer Seele ein. In die musikalische Gestaltung dieses aus einem tief reflektirenden Gefühle hervorgehenden Erlebnisses gibt uns Wagner ein mit bestimmtesten

Zügen gezeichnetes Stimmungsbild. Die Melodie des Hirtenreigens, welche in der Tonart F-moll mit Benützung der chromatischen Zwischentöne sich bewegt, erhält eine harmonische Behandlung, welche sowohl durch ihre Neuheit, wie durch ihren, selbst die flüchtigsten Züge wiederspiegelnden Reichthum der Formen uns überrascht. Diese der Melodie gleichsam innewohnende und jetzt vollkommen in die Erscheinung tretende Harmonie, zeigt zugleich klar, wie ihr Bau ein vollkommen organischer und gesetzmässiger ist. Und dabei wird jeder einzelne Moment der Dichtung aufs Bestimmteste charakterisirt. Durch feinsinnige Verwendung der Farben der Instrumente bei festgehaltenem Grundtone einer uns wie mit bleischwerer Schwüle bedrückenden Atmosphäre erreicht der Tondichter eine ausserordentliche Manigfaltigkeit des Ausdrucks. Wir machen hier besonders auf jene Stellen aufmerksam, wo die einzelnen Phrasen des Reigens alternirend von verschiedenen Instrumenten (z. B. Oboe, Klarinette, Horn) ausgeführt werden, wodurch die innere Dialektik des musikalischen Sprachausdrucks noch schärfer hervortritt.

Aber Tristan ist die ewige Ruhe noch nicht beschieden; er wird von Neuem von der verzehrenden Gewalt des Schmerzes erfasst, und desto schrecklicher ist jetzt sein Leiden, da sich in seiner Brust zwei widerstreitende Kräfte befehden, wie wir dies in seinen selbst an der Befreiung durch Vernichtung verzweifelnden Ausrufen vernehmen:

Nein! ach nein!
So heisst sie nicht:
Sehnen! Sehnen —
im Sterben mich zu sehnen,
vor Sehnsucht nicht zu sterben! —

Wir haben im Verlau feunserer Arbeit mehrfach Gelegenheit genommen, darauf hinzuweisen, dass die Erlebnisse, welche Wagner in seiner Dichtung gestaltet, im Innern des Menschen nur dann erwachen, wenn er mit der denkenden Kraft des Geistes das Räthsel des Daseins zu lösen sucht. Der „Tristan" tritt hierdurch in die Reihe von Schöpfungen, wie Goethe's „Faust" und Shakespeare's „Hamlet", mit denen er auch noch dadurch innerlich verwandt erscheint, dass Wagner ebenso, wie die genannten Dichter, als Künstler durchaus auf realistischem Boden steht. Denn obgleich die Erlebnisse der Hauptcharaktere des „Tristan" vorwiegend sentimentalischer Natur sind, d. h. nur dann im Gemüthe zu Tage treten, wenn es in sich den Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit tief empfindet; so ist die künstlerische Gestaltung dieser Erlebnisse doch immer mit grösster realistischer Kraft ausgeführt, indem der Dichter mit vollem Erfolge dahin strebt, sein Kunstwerk als nur in sich selbst ruhendes, nach allen Seiten hin geschlossenes Ganzes hinzustellen. Sein Vorgehen unterscheidet sich dadurch wesentlich von dem des sentimentalischen Dichters, welcher letztere

mit seiner eigenen Persönlichkeit nicht im Kunstwerke verschwindet, sondern im Gegentheile immer unsere besondere Theilnahme beansprucht, wie sich dies an den Schöpfungen Schiller's und Liszt's deutlich nachweisen lässt. Auf Wagner's „Tristan" lässt sich ein Urtheil anwenden, das Schiller über Goethe's „Werther" ausspricht, indem er hervorhebt, dass man an diesem Werke sähe, wie ein naiver Dichter (Goethe) einen sentimentalischen Stoff (Werther) behandle. Ganz das gleiche Verhältniss findet beim „Tristan" statt, und wenn im „Werther" die selbst vollführte Vernichtung des eigenen Daseins als nothwendige Folge der inneren Erlebnisse erscheint, so zeigt sich auch hierin eine tiefe Verwandtschaft mit dem Lebensgehalte, wie ihn Wagner in seinem Werke gestaltet hat.

Und gerade der Moment des Dramas, den wir jetzt vor Augen haben, lässt uns einen Blick in die Tiefen des Daseins thun, in deren Gewalt sich der Mensch befindet. In Tristans Innern taucht jetzt die Erinnerung an jene Zeit auf, wie er in einem Kahne zu Isolden gekommen, um Heilung für seine Wunde zu erlangen. Er ist sich dessen wohl bewusst, dass in dem Momente, wo sie mit dem Schwerte vor seinem Bette gestanden, das Verhängniss geknüpft worden, dessen Folgen er jetzt erlebt.

Die Wunde, die
sie heilend schloss,
riss mit dem Schwert
sie wieder los;
das Schwert dann aber
liess sie sinken,
den Gifttrank gab sie
mir zu trinken;
wie ich da hoffte
ganz zu genesen,
da ward der sehrendste
Zauber erlesen,
dass nie ich sollte sterben,
mich ew'ger Qual vererben.

Der Trank, den er einst aus Isolde's Händen genommen, um dem unlöslichen Zwiespalte zu entfliehen, in welchen seine Treue gegen Marke und seine Liebe zu Isolde gerathen war, erscheint ihm jetzt als ein Gift, das mit siedender Gluth durch seine Adern wallt und ihm selbst die Hoffnung auf eine Erlösung durch den Tod raubt. Wunderbar tief spiegelt sich in der Symbolik des „Trankes" der Charakter eines jeden Aktes ab. So ist im ersten Akte der Todestrank ein Sinnbild der tragisch-erhabenen Grundstimmung; im zweiten jauchzt Tristan im Preise des Liebestrankes auf, der ihm die höchsten Wonnen des Lebens erschlossen hat; und jetzt wird er zum verzehrenden Gifte, das ihn zu den jammervollen Ausrufen treibt:

Kein Heil nun kann,
kein süsser Tod
je mich befrei'n
von der Sehnsucht Noth.

Die Klagen, die aus seiner Brust sich entringen, sprechen nicht nur sein persönliches Leid aus, sie dringen aus einer Tiefe des Herzens, dass uns der verborgene Urgrund des Daseins selbst offenbar zu werden scheint. Die Verzweiflung an der befreienden Vernichtung durch den Tod, welche Tristan erfasst, regt Saiten der Empfindung in uns auf, die wir nie vorher gekannt, und wenn er zuletzt mit entsetzlicher Selbsterkenntniss das Geheimniss des Trankes löst, und ausruft:

Den furchtbaren Trank,
der der Qual mich vertraut,
ich selbst, ich selbst —
ich hab' ihn gebraut!

so tagt es mit schrecklicher Klarheit in unserem Geiste, wie von einem eisigen Schauer werden wir erfasst, wir glauben einen Moment unser eigenstes, innerstes Wesen in nackter Gestalt vor uns zu sehen. — Auf diese Stelle der Dichtung möchten wir auch besonders alle jene oberflächlichen Beurtheiler von Kunstwerken aufmerksam machen, die behauptet haben, durch den Liebestrank hätte Wagner seine Helden von jeder Selbstverantwortlichkeit frei gemacht, womit sie allerdings aufhören würden, Träger einer dramatischen Handlung zu sein, die uns zur tiefsten Theilnahme zwingt. Wagner lässt, ebenso wie Shakspeare, die Konflikte aus den innersten Bewegungen der Seele selbst hervorgehen, und mit welch' erschreckender Konsequenz er hierbei verfährt, das zeigt sich nirgends so sehr, als gerade bei den in Rede stehenden Momenten des Dramas. Und wie bedeutsam ist es für seine immer auf das Totale gerichtete Weltanschauung, dass er Tristan von dem Gefühle erfüllt sein lässt, wie sein individuelles Dasein ja wieder abhängig sei von denen, die ihm das Leben gegeben.

Aus Vaters-Noth
und Mutter-Weh',
aus Liebesthränen
eh und je,
aus Lachen und Weinen,
Wonnen und Wunden
hab' ich des Trankes
Gifte gefunden!

Wie tief bedeutsam ist dieser Hinweis, dass die Wurzel des Charakters eines jeden Menschen in der Vergangenheit liege; in der Gegenwart bethätigt er ihn durch sein Handeln, und die Zukunft ist die nothwendige Folge dieses seines eigenen Wirkens. Wie zum tödlichen Zwei-

kampfe treten im Orchester das Liebesmotiv und jenes Thema gleichzeitig auf, welches bei Tristans Worten, wo er sich selbst als die eigenste innerste Ursache seines Leidens erkannte, zuerst erschienen war. In den wie mit Riesenarmen sich bekämpfenden Gefühlsströmungen verkörpert der Tondichter in ergreifender Symbolik den im Wesen des Menschen zu Tage tretenden Widerstreit zwischen der ewigen Sehnsucht des Herzens und der Freiheit des bewussten Geistes, der sich mit dämonischer, selbstzerstörender Energie gegen den innersten Kern seiner Natur empört. Immer mächtiger dringt der wie ins Unendliche sich ergiessende Ton unstillbaren Sehnens aus der Seele hervor; gleich einem gezückten Schwerte, wie mit todbringendem, durchbohrendem Blicke tritt das andere Thema ihm gegenüber: zum furchtbaren Siege gerüstet! Und zu einem grauenhafte Fluche, der wie ein geistiger Selbstmord uns erfasst, wird Tristan getrieben, wenn er ausruft:

Den ich gebraut,
der mir geflossen,
den Wonne-schlürfend
je ich genossen, —
verflucht sei furchtbarer Trank!
verflucht, wer dich gebraut!

Wenn fast in einer jeden Tragödie die freiwillige Vernichtung des eigenen Daseins eine wichtige Rolle spielt, so sehen wir wie Wagner im „Tristan“ diesen Seelenvorgang in jedem Akte seines Dramas in neuer und immer tieferer Weise gestaltet hat. So waren schon im ersten und zweiten Akte die Helden bis zu jenem Punkte angelangt, wo sie sich den Banden entringen wollten, mit denen sie das Leben gefesselt hielt. Und man kann mit Recht sagen, dass ein jeder Akt des „Tristan“ als ein für sich bestehendes Drama erscheint, indem jedes Mal eine entscheidende Katastrophe eintritt, und es ist wohl ein Beweis für die Grösse Wagner's als tragischer Dichter, dass er zum Schlusse seines Werkes die grauenhafte Macht des Schicksals zu so riesenhaft dämonischer Gewalt anwachsen lässt, dass gegen dieses wirkliche Hereinbrechen der tragischen Vernichtung alle früheren Erlebnisse nur wie sein drohendes Hereinragen erscheinen.

In der musikalischen Gestaltung dieses aus tiefer schwermutherfüllter Klage bis zum welterschütternden Schrei der Verzweiflung sich steigernden dramatischen Monologes, dokumentirt Wagner seine ausserordentliche kontrapunktische Kombinationsgabe in hervorragender Weise. Wir heben diesen Moment deshalb hervor, weil sich daran in besonders ausgeprägten Zügen der Charakter der Polyphonie erkennen lässt, wie sie als gleichmässige Stylgrundlage im ganzen dritten Akte verwendet wird. — Wenn wir die Behandlung der Stimmen des Orchesters im zweiten Akte vorwiegend als figurative Polyphonie bezeichnen möchten, indem Wagner selbst den kleinsten Elementen der Begleitung melodische Bedeutsamkeit verleiht, so

ist es im dritten Akte die Meisterschaft, mit der ganz selbständige Motive, Themen und Melodien gleichzeitig in organischer Verbindung miteinander verknüpft werden, was für die formelle Gestaltung besonders bezeichnend erscheint. Der Tondichter ist aber weit entfernt diese Kombinationen etwa einem reflektirenden Spieltriebe des Geistes zu Liebe vorzunehmen. Ein solches Verfahren stünde im schroffen Gegensatze zu dem Prinzipe seines Schaffens, dessen grosse Seite eben darin besteht, dass er immer von einem tieferfassten Lebensgehalte aus die Kraft zum Gestalten erhält. Die äussere Form der musikalischen Behandlung steht im Gegentheil im innersten Einklang mit der Entwicklung des Dramas selbst. Es ist die aus eigener Kraft sich vollziehende Dialektik der wesentlichsten Gefühlsströmungen, die in der Seele des Helden in schrecklichem Kampfe sich befehden, und so wie von Innen aus den Bau des Lebens unterhöhlen, um ihn dann mit einem furchtbaren Schlage zu zerstören.*)

Ohnmächtig war Tristan auf seinem Lager zusammengesunken; ein Opfer der dämonischen Mächte, die das Dasein beherrschen. Von grausendem Entsetzen erfüllt schreit Kurwenal, der vergebens versuchte ihn in seinen leidenschaftlichen Ausbrüchen zu mässigen, laut auf:

Mein Herr! Tristan! —
Schrecklicher Zauber!
O Minne-Trug!
O Liebes-Zwang!
Der Welt holdester Wahn,
wie ist's um dich gethan! —

Wie tief und innig verknüpft hier der Dichter den Ausdruck sympathischer Theilnahme mit der frei reflektirenden Betrachtung des Geistes. Und wie versteht er es dabei den allgemeinen Gedanken ganz mit dem Charakter dessen im Einklang zu bringen, durch den er ihn aussprechen lässt. Eben deshalb ist die Wirkung auf unser Gemüth eine so tief eindringliche. Der musikalischen Gestaltung liegt das selbe Thema zu Grunde, welches bei dem Fluche Tristans zu so furchtbaren Steigerung gedient hatte. Die Verwendung der gleichen melodischen Phrase ist durch die innerlich verwandte

*) Tagebuch vom 18. November 1875: Feuerbach sagt, Leidenschaft und Affekt haben in der griechischen Tragödie den weitesten und freiesten Spielraum gehabt, ja, was auf der modernen Bühne kaum mehr vorkommen dürfte: wie der Schmerz des leidenden Philoktet, des rasenden Herakles etc. — Diesen Ausdruck der ganz ungehemmten Sprache kann W. in „Tristan" eben nur wagen, weil er in dem Organismus des Orchesters ein Mittel hat, alles blos Elementare, alles nur Stoffliche zu vertilgen, d. h. es in Gestalt umzuwandeln. Wenn W. im Brief über „Zukunftsmusik" (Bd. VII) meint: Die Musik bedürfe, sobald sie das Tragische ausspreche, nothwendig das Korrelat der dramatischen Aktion, so ist umgekehrt auch richtig, dass die dramatische Aktion, in der das tragische Leiden in ungehemmter Weise zum Ausdruck gelangt, wiederum nur durch die Musik künstlerisch vollkommen bewältigt werden könne. (Vergl. 3. Akt. Tristan.)

psychische Grundlage der Stimmung bedingt, welche Kurwenal erfüllt. In seinem Munde erscheint das Thema jetzt aber mit dem Charakter schmerzlichster Klage, die aber doch von dem ewigen Zauber der Liebe wie unwillkürlich durchdrungen ist. Bei Kurwenals mit schluchzender Stimme gesprochenen Worten:

Bist du nun todt?
Lebst du noch?
Hat dich der Fluch entführt? —

ertönt im Orchester in synkopirtem Rhythmus der Septimenaccord (*f h dis gis*), den man als die Seele des ganzen „Tristan" bezeichnen könnte, eine so wichtige Rolle spielt er bei allen Wendepunkten des Dramas. Er erscheint in tief-düsterer Färbung, und wird dann von den weichen Bläsern in höherer Tonlage aufgenommen, wobei das Liebesmotiv zuerst nur wie ein leiser Lebenshauch von der Hoboe intonirt wird. Der Tondichter lässt es jetzt mit einer neuen Wendung in den Nonenaccord von Esdur münden und verleiht diesem dadurch den Charakter einer milden Wehmuth. Da beginnt Tristan, der langsam wieder zu sich kommt, mit leiser Stimme wie mit halb unbewusster Frage:

Das Schiff — siehst du's noch nicht?

Mit ergreifender Innigkeit berührt uns Kurwenals Antwort:

Das Schiff? Gewiss,
es naht noch heut';
es kann nicht lang mehr säumen.

Besonders in dem Tone, mit dem er die letzten Worte spricht, liegt der Ausdruck beruhigendsten Trostes und sicherster Zuversicht. Dabei entfaltet Wagner in dem im organischem Flusse gestalteten Stimmungsbilde des Orchesters allen ihm verliehenen Zauber der Melodik. In der Vision Tristans betritt er ganz das Gebiet des sentimentalischen Dichters. Bei genauer ästhetischer Analyse des Eindrucks, den wir empfangen, sehen wir, wie das Spezifische darin liegt, dass wir uns dessen wohl bewusst sind, wie der Zustand seeliger Ruhe nur ein Produkt unseres eigenen Innern und nicht wahrhafte Wirklichkeit sei. Deshalb befindet sich unser ganzes Empfindungsvermögen dabei in einer leisen Spannung; wir fühlen, wie das Ideal, welches uns mit so wonnigem Entzücken erfüllt, jeden Augenblick entschwinden könne. Solche auf echtestem sentimentalischen Grunde ruhende Momente sind von unvergleichlicher Wirkung, und Wagner hat in der dichterischen, wie musikalischen Gestaltung dieser Stelle gezeigt, dass er auch ein Meister in der sentimentalischen Idylle sei; mit welcher Bezeichnung diese Stimmung des Geistes wohl am Besten zu charakterisiren ist.

Tristan, von seligem Wahne erfüllt, glaubt schon das Schiff zu sehen:

Und drauf Isolde,
wie sie winkt —
wie sie hold

mir Sühne trinkt?
Siehst du sie?
Siehst du sie noch nicht?

Hier ist der melodische Ausdruck einer jeden, auch der kleinsten Phrase von einer bezaubernden Innigkeit. Im periodischen Baue der symphonischen Begleitung treffen wir wieder auf das für das Gestaltungsprinzip im „Tristan" charakteristische Verfahren Wagners, Bruchtheile früher erschienener Themen zu einem neuen organischen Ganzen zu verknüpfen. So erscheint jetzt das Motiv des Fluches wie mit mild versöhnendem Ausdrucke, woran sich eine neue ausserordentlich ergreifende, von den Violinen ausgeführte melodische Phrase anschliesst, welche ganz besonders der momentanen Situation entsprossen ist. Es spricht sich in ihr das Entzücken aus, das beim Anschauen des Ideals uns durchdringt; es ist ein seliges Licht, welches aus den reinen Sphären des Geistes hereinbricht. Von ganz besonderem individuellen Gepräge ist der Sprachausdruck bei Tristans wiederholter Frage: „Siehst du sie noch nicht?" Aus seiner Stimme tönt leise klagende Trauer hervor, und der Tondichter vermittelt diese wehmüthig-schmerzliche Stimmungsnuance mit sprechender Bestimmtheit durch die überleitenden Harmonien. Nur vom Hornquartett ausgeführt erscheint jetzt gleichsam wie eine auftauchende Erinnerung an das genossene Liebesglück jene Melodie aus dem zweiten Akte, welche dort bei Isoldens Worten: „Lausch, Geliebter" zuerst (in Gesdur) aufgetreten war. So motivirt der Dichter den visionären Zustand von Tristans Gemüth durch die geniale dichterische Verknüpfung der ihn momentan erfüllenden Sehnsucht nach Isolden mit vergangenen Erlebnissen. In seiner Seele taucht das Bild der Geliebten mit dem Scheine der Wirklichkeit auf, und sowohl die poetische Gestaltung wie die Betonung dieses Erlebnisses zeigt uns Wagner auf der höchsten Höhe künstlerischer Vollendung. Weichheit und Wohllaut der Sprache, liebliche Bilder, welche die ruhebedürftige Seele wie in süssen Träumen umschweben, vereinigen sich mit einer Milde und Innigkeit der Betonung, die unser Gefühl in schmelzende Rührung auflöst. Dabei wetteifert im Orchester eine Stimme mit der andern, um sich durch selbständige Aussprache der Grundstimmung hervorzuthun.

Diese Episode des Dramas bildet ein wesentliches Glied in der Entwicklung der Gefühlsstimmungen im dritten Akte. Sie entspringt aus einer tief innerlichen Nothwendigkeit. Gerade durch den diametralen Gegensatz, in welchen sie zu dem vorangegangenen furchtbaren Ausbruche der Verzweiflung Tristans steht, dient sie dazu das nothwendige Gleichgewicht im Gemüthe wieder herzustellen. Man könnte sagen, dass der Geist des Menschen die sich selbst geschlagenen Wunden auch wieder selbst zu heilen vermag, und wie die Macht tiefer Liebe von keinem Fluche vernichtet werden kann. Aus dem gefühlten Zusammenhange mit Isolden

erzeugt sich der visionäre Zustand Tristans, und zugleich wird naturgemäss die wirkliche Ankunft Isoldes vorbereitet. In Tristan Frage:

Und Kurwenal, wie?
Du säh'st sie nicht?

vermittelt der Dichter in ungesuchtester Weise den Uebergang aus dem entzückten Versenken in ein innerlich erschautes Ideal zu dem wieder erwachenden Bewustsein der ihn umgebenden Wirklichkeit. Und gleich wie wenn der innere Drang seiner Seele die Erfüllung seines Wunsches herbeiführte, hören wir im Momente, wo Tristan mit maasslosem Ungestüm die Worte: Das Schiff säh'st du's noch nicht? hervorstösst, von aussen einen lustigen Reigen ertönen. Freudig springt Kurwenal auf und eilt der Warte zu. Die dramatische Spannung des Moments erreicht den höchsten Grad. Die Steigerung des Orchesters, der ein Motiv aus dem zweiten Akte („leuchten lachend Sterne der Wonne") zu Grunde liegt, ist von der grössten Wirkung. Besonders die letzten Takte, wo die Violinen auf dem verminderten Septimenaccorde von D-moll in hoher Tonlage tremoliren, wobei wir das Signal der Ankunft des Schiffes vernehmen, sind der Ausdruck der aufs äusserste erregten, wie fieberhaft erhitzten Stimmung. Mit gewaltigem Ausbruche der Freude erdröhnt dann in höchster Stärke der Dominantseptimenaccord von C-dur und eine feurig-jubelnde Passage der Streicher leitet in den Reigen des Hirten, der jetzt „lustig und hell" erklingt. — Wir haben im ersten Akte darauf hingewiesen, in welch' hohem Grade Wagner den Ton des Volksliedes zu treffen weiss; wie er mit eminentem Gelingen seinen Gebilden jene bestimmte Plastik und Realität zu verleihen vermag, durch welche sich eben die echtesten Produkte des unbewusst schaffenden Volksgeistes auszeichnen. Der lustige Reigen des Hirten, den wir jetzt vernehmen, ist ein neuer Beleg für diese Behauptung. Bei der einfachsten Gestaltung (es ist nur die Naturscala benützt) ist er von einer Originalität und Bestimmtheit der Physiognomie, dass er sich sofort mit unauslöschlichen Zügen einprägt. Dabei drückt er zugleich die atemlose Spannung der Situation vorzüglich aus. Indem die Melodie nicht tonisch abschliest, sondern in einen Halbschluss ausläuft, gibt sie dem Gefühle einer unruhig hastigen Erwartung den treffendsten Ausdruck. Der Gesammteindruck der Situation versetzt unser ganzes Empfindungsvermögen in einen inneren Aufruhr. Während unser Gemüth von sympathischer Theilnahme für Tristan erfüllt ist, wird unsere Phantasie durch Kurwenals das Nahen des Schiffes verkündende freudige Ausrufe in eine fieberhafte Thätigkeit versetzt. Wagner bedient sich hier des vorzüglichen speziell dramatischen Mittels uns einen nicht unmittelbar wahrgenommenen Vorgang durch die Augen eines dritten sehen zu lassen. Das Orchester dient nun dem Dichter dazu dieses innerlich erschaute Bild musikalisch zu gestalten. Als Grundlage dieses in grandioser Steigerung dahinstürmenden Satzes dient der lustige Reigen des Hirten, dessen Motiv

in der Verkleinerung und Gegenbewegung, bei letzterer Verwendung auf der Basis wechselnder, besonders durch den übermässigen Dreiklang ungemein origineller Harmonien, auftritt. So versetzt der Tondichter unser Gefühl in den Zustand äusserster Erregung, so dass wir glauben das in fliegender Eile dahinschiessende Schiff zu sehen, wie es mit „der Freude Flagge am Wimpel" die brausenden Wogen durchschneidet. Und unmittelbar vor uns steht Tristan, der sich hoch auf seinem Lager aufrichtend mit der höchsten Kraft ungemessenster Freude ruft:

Hahei! Der Freude!
Hell am Tage
zu mir Isolde,
Isolde zu mir! —

Auf die Frage an Kurwenal:

Siehst du sie selbst?

antwortet dieser, dass das Schiff hinter dem Riff verschwunden. Da wird Tristan sogleich von Bangigkeit und Angst erfasst. Im Geiste sieht er schon wie Isoldens Schiff in der Brandung strandet, und kaum weiss er sich mehr vor Verzweiflung zu fassen. Es überrascht uns nicht, dass Wagner gerade in dem Momente, wo uns der Jubel höchster Freude erfüllt, plötzlich das Gefühl angstvollster Sorge in uns erweckt. Denn wer weiss nicht, dass gerade dann, wenn unser Herz vor Ueberfülle des Glückes zu zerspringen droht, im Innern wie mit dämonischem Drohen die Mahnung auftritt, dass wir mitten im Leben der Macht des Todes preisgegeben sind. Und mit welcher Tiefe hat der Dichter diesen psychischen Vorgang erfasst, indem er in Tristan zugleich mit der Furcht vor einem möglichen Unglücke durch die Elemente der Natur das ihn noch peinlicher verwirrende Misstrauen erwachen lässt, dass er verrathen zu werden glaubt. Wenn ihm Kurwenal sagt, dass ein sicherer Steuermann das Schiff führe, so ruft er dagegen:

Verrieth' er mich?
Wär' er Melot's Genoss?

Und wie er ihm mit den Worten

Trau' ihm wie mir!

sicherste Beruhigung geben will, bricht er in den verzweiflungsvollen Ruf aus:

Verräther auch du! —

In geradezu unübertrefflicher Weise hat hier der Dichter die geistverwirrende Macht der Sorge künstlerisch gestaltet. Dabei hören wir im Orchester gleichsam das Tosen der Brandung, und es verdient besondere Beachtung, wie Wagner diesen Eindruck mehr durch Bestimmtheit der Zeichnung und wohlerwogenem Wechsel der Klangfarben, als durch blendende Instrumentaleffekte hervorbringt. Der Tondichter überschreitet nirgends die feine Grenzlinie, die er sich selbst gezogen, um den Vorgang eben als einen nur in

der Phantasie vorgestellten und nicht objektiv wirklichen erscheinen zu lassen. Neben den charakteristischen Themen und Harmonien dienen besonders die dröhnenden Unisono's der Posaunen und Hörner als Grundbass und die rasselnden Triolen der Violinen dazu, dem Bilde die bestimmteste Physiognomie zu verleihen. — Schon ist Tristan, da Kurwenal das Schiff noch nicht wieder erblickt, von hoffnungsloser Verzweiflung erfasst, als wir wieder den lustigen Reigen des Hirten vernehmen. In übermässiger Freude bricht Kurwenal in die Rufe aus:

Heiha! Heiaha!
Vorbei! Vorbei!
Glücklich vorbei!
Im sichren Strom
steuert zum Hafen das Schiff.

Da jauchzt Tristan von seligem Entzücken erfasst auf, als durchdrängen ihn in diesem Augenblicke alle Wonnen der Welt. Im Orchester ertönt mit gewaltiger Steigerung das Motiv des Reigens und bei den Worten:

Heiha! Kurwenal!
Treuester Freund!
All' mein Hab' und Gut
vererb' ich dir heut'

tritt jetzt mit dem Ausdruck eines urgewaltigen Jubels jenes Motiv auf, in welchem der Tondichter alle Seligkeit ergossen hat, wie sie Tristan bei dem Gedanken an das Nahen der Geliebten empfunden hatte, als er sie im Geiste gesehen: „wie sie hold ihm Sühne trank."

Nun meldet Kurwenal, dass das Schiff glücklich in den Hafen gelangt. Mit einer drastischen Anschaulichkeit, dass wir einen jeden Moment des Vorgangs vor uns zu sehen glauben, ruft er Tristan zu:

Im Hafen der Kiel! —
Isolde — ha!
mit einem Sprung
springt sie vom Bord an's Land.

Die Betonung dieser wenigen Worte kann als ein Muster dramatisch-musikalischen Ausdrucks bezeichnet werden, dessen wesentlichstes Merkmal es ist, dass sich darin sowohl der Charakter der gerade sprechenden Person, wie das Besondere des kundgegebenen Inhalt reflektiren soll. Im Tone der ersten Worte verkörpert sich das Gefühl, wie nun endlich das ersehnte Ziel erreicht wäre; den Namen „Isolde" ruft Kurwenal mit freudigem Entzücken, und zuletzt empfinden wir lebhaft die ungeduldige Hast, mit der diese dem Geliebten zueilt. Auf Tristans ungestümes Drängen eilt Kurwenal zum Thore hinaus Isolden entgegen.

Wir nähern uns jetzt der entscheidenden Katastrophe des Dramas. Wenn wir einen Blick auf die durchlaufene Entwicklung des dritten Aktes zurückwerfen, so erkennen wir, wie Tristan, welcher schon mit einem Fusse

im Reiche des Todes geweilt, durch die unzerstörbare Macht der Liebe wieder zur höchsten Lebensfreude gelangt ist. Mit welcher Tiefe des psychologischen Erfassens, mit welcher Vollendung in der künstlerischen Gestaltung Wagner diesen Vorgang dargestellt hat, haben wir bei jedem einzelnen Momente des Werkes zu sehen Gelegenheit gehabt. Jetzt erwachen in Tristan alle je erlebten Schauer und Wonnen der Liebe von neuem. Das Entzücken des ersten Wiedersehens, zehrender Schmerz und die Seligkeit atmende Freude, die ihn im Augenblicke des Geständnisses erfüllt hatte, durchströmen gleichzeitig mit übergewaltiger Kraft sein Herz. Unter dem Drange der ihn erfassenden Gefühle, die jeden in ihm noch vorhandenen Lebenshauch wie zu einem letzten gluthatmendem Ergusse anfachen wollen, müht er sich in höchster Aufregung auf seinem Lager. Es ist das Uebermaass von Freude, mit dem Tristan ringt, wenn er ausruft:

Lust ohne Maassen,
freudiges Rasen:
auf des Lagers Bann,
wie sie ertragen?

Da erwacht aber gleich wie vom Atem der Liebe erweckt die alte Heldenkraft in ihm; wir sehen ihn vor uns mit dem Kühnheit strahlenden Auge, mit dem furchtlosen Blicke, der selbst den Tod zu verscheuchen vermöchte. Und mit „jubelnder Kraft" ertönt im Orchester die Melodie jenes wunderbaren Liebesgesangs, den wir im zweiten Akte gehört, als Tristan in seligem Selbstvergessen in Isoldes Armen geruht, und bei dem wir früher nach seinem schrecklichen Fluche die ewige Heilkraft der Liebe empfunden hatten.

Tristan der Held,
in jubelnder Kraft,
hat sich vom Tod
emporgerafft!
Mit blutender Wunde
bekämpft' ich einst Morolden!
Mit blutender Wunde
erjag' ich mir heut' Isolden.

Wie von einer dämonischen Gewalt erfasst, reisst Tristan, von maasslos überschäumender Lebenskraft dazu getrieben, Isolden entgegenzueilen, den hindernden Verband von seiner Wunde.

Hahei! mein Blut
lustig nun fliesse!
Die mir die Wunde
auf ewig schliesse,
sie naht wie ein Held,
sie naht mir zum Heil:

vergehe die Welt
meiner jauchzender Eil'!

Da hören wir von aussen Isoldens mit bebender Stimme ausgestossene Rufe:

Tristan! Geliebter!

Im Orchester ertönt auf dem verminderten Septimenaccord das Thema der Einleitung des zweiten Aktes, wo wir Isolde von glühender Erwartung erfüllt vor uns sahen. Jetzt erscheint es fast wie ein aus der Brust sich entringender tödlicher Angstschrei. In furchtbarster Aufregung ruft Tristan:

Wie hör' ich das Licht?
Die Leuchte — ha!
Die Leuchte verlischt!
Zu ihr! Zu ihr!

Uns erscheint die dichterische Gestaltung dieser Stelle als ein Zeugniss für die ausserordentliche realistische Wahrheit, mit der Wagner auch die eigenthümlichsten psychischen Vorgänge auffasst, und immer den treffendsten Ausdruck für sie findet. Wenn Tristan die Eindrücke der Sinne des Auges und des Ohres ineinander verwirrt, so ist dies eben die Folge des tosenden Aufruhrs, von dem sein ganzes Wesen erfasst ist, und der schon seinen Geist zu verdunkeln anfängt. Es ist, als wenn alle Dinge in einander verschwömmen, und mit schauderndem Schrecken werden wir dessen inne, wie jetzt der Moment gekommen ist, wo der Mensch ein Raub der ihn wie gierig zerstörenden Elemente wird. — Der Schwerpunkt der künstlersichen Gestaltung liegt hier im Orchester. Der vielgliedrige Organismus ermöglicht es dem Dichter das tief-innere Wirken der Naturkräfte unmittelbar kundzugeben und zur ergreifendsten und verständlichsten Darstellung zu bringen. Alle verschiedenen Stadien der Liebe, die Tristan durchlebt, erfassen ihn jetzt gleichzeitig, um so wie mit Uebergewalt sein Leben von ihnen aus zu zerstören. Und der schreckenvolle, furchtbargewaltige Tod scheint wie auf einem Siegeswagen thronend heranzukommen, um seinen grausen Triumph zu feiern, der uns mit desto stärkerem Entsetzen erfasst, da wir fühlen, wie das Uebermaass des Lebens selbst es ist, welches den Tod aus sich heraus erzeugt. Der atemlos hereineilenden Isolde stürzt Tristan seiner nicht mehr mächtig entgegen; sie empfängt ihn in ihren Armen, in denen er langsam zu Boden sinkt. Da hören wir ein letztesmal, mit übergewaltiger Kraft, den Ton unstillbaren Liebessehnens, das sich beim Beginne des Werkes im ersten Erwachen der Tiefe der Seele entrungen und bei dem wir vorahnend das tragische Verhängniss empfunden, welches sich jetzt so furchtbar erfüllt. Aus dem brechenden Auge des Sterbenden dringt noch einmal der Strahl unendlichen Sehnens hervor, und zum letztenmale vernehmen wir den Ton ewiger Liebe aus Tristans Brust, wenn er zu Isolden aufblickend, ihren Namen auf den Lippen, sein Leben aushaucht. Als wenn ein unerbittliches Verhängniss

dazwischen träte, bricht die Melodie des Liebesgesanges plötzlich ab, und bei dem pp erklingenden Harfenaccorde glauben wir das Grauen des Todes zu empfinden, wie es mit leisem Anhauch das Antlitz des Sterbenden streift. — Der Eindruck dieses Momentes ist von der höchsten tragischen Wirkung. Der musikalische Aufbau gehört zu den merkwürdigsten Meisterleistungen auf dem Gebiete der Polyphonie, welche die Tonkunst überhaupt aufzuweisen hat. Auf dem Orgelpunkte G beginnt als Ausdruck der momentanen Situation das Thema der glühenden Erwartung aus dem zweiten Akte; in der Mitte ertönt von drei Trompeten intonirt das Todesmotiv mit durchdringender Kraft. Ausserdem vernehmen wir das Motiv: „leuchten lachend Sterne der Wonne“ ; hierzu tritt eine melodische Phrase, die wir im zweiten Akte gehört, als die Liebenden in seligem Selbstvergessen versunken waren, und gleichzeitig damit erscheint das sehnsüchtige Liebesmotiv, welches die Hauptgrundlage des ganzen Werkes bildet. So wird gleichsam die untrennbare Vereinigung von Liebe und Tod symbolisch vor unseren Augen vollzogen. Als Begleitungsmotiv führen die Streicher zuletzt das Motiv des lustigen Hirtenreigens aus. Alle diese selbständigen Themen verbindet der Tondichter zu einem einheitlichen Ganzen, und ihr Charakter ist immer der Gesammtphysiognomie gemäss verändert, deren hervortretender und dominirender Repräsentant das Todesmotiv bildet. Dieser Moment des Dramas steht auch in einer inneren Beziehung zu jener Stelle des zweiten Aktes, wo Isolde die Fackel am Boden verlöschte. So hat sich jetzt das furchtbare Geschick erfüllt, welches sie dort mit vermessenem Beginnen herausgefordert.

Sahen wir früher Tristan im Kampfe mit dem Schmerze, stand er als ein Bild des Mannes vor uns, der sich dagegen mit furchtbarer Energie empört; so erfasst uns das namenlose Weh, welches in Isoldes Klage sich ausspricht, mit noch herzdurchschneidenderer Gewalt:

Isolde ruft:
Isolde kam,
mit Tristan treu zu sterben. —

Die Melodie, welche mit dem Thema: „das Sehnen hin zur heiligen Nacht“ innerlich verwandt ist, (mit welchem sie auch später in einer und der selben Periode verknüpft wird) basirt auf einer Folge des Dominant-Septimen- und des kleinen Septimen-Akkordes auf der Tonstufe D *(d, fis, a, c,* und *d, f, as, c,)* worauf sich die Modulation in mildernderer Weise nach Des-moll wendet. Doch diese ganz neue und eigenthümliche Akkordfolge erscheint als das nothwendige Ergebniss einer Seelenstimmung, wie sie die Musik hier zum erstenmale zur Aussprache gebracht hat. — Und welche charakteristische Bestimmtheit verleiht der Dichter einem jeden Zuge, mit dem er Isoldes Klage zur Darstellung bringt! Wie individualisirt er das sie erfüllende Erlebniss aufs genaueste, wenn sie mit dem Tone des Vorwurfes sagt:

Betrügt Isolden,
betrügt sie Tristan
um dieses einz'ge
ewig-kurze
letzte Welten-Glück? —

Unserem Gefühle nach bewirken diese Züge eine Linderung des sonst kaum mehr zu ertragenden Schmerzes, indem dadurch der ganze Vorgang in die Sphäre der freien ästhetischen Betrachtung hinübergehoben wird. Und welche Fülle der Liebe liegt in Isoldes Worten, wenn sie ruft:

Die Wunde — wo?
Lass sie mich heilen,
dass wonnig und hehr —
die Nacht wir theilen!
Nicht an der Wunde,
an der Wunde stirb mir nicht!
Uns beiden vereint
erlösche das Lebenslicht! —

Mit milder Linderung berührt uns dabei die Melodie des Orchesters „So sterben wir, um ungetrennt." Und bei den Worten: „Nicht an der Wunde, an der Wunde stirb mir nicht" erhält die melodische Phrase besonders durch den Sprachaccent den Charakter überquellender Innigkeit. Wir fühlen, wie Isolde ihr Herzblut hingeben möchte, um den Geliebten nur einen Moment wieder zum Leben zu erwecken. In der poetischen, wie musikalischen Gestaltung der Klage Isoldes entfaltet der Dichter einen Reichthum in der Entwicklung des Gefühlslebens, dass vom wehmüthig resignirenden Blicke des Auges bis zum verzweiflungsvoll-schmerzlichen Aufschrei alle Stadien der Empfindung von uns durchlebt werden. Als wenn ihr vor innerm Weh das Herz zerspringen müsste, ruft sie mit jammernder Stimme:

Zu spät! Zu spät!
Trotziger Mann!
Strafst du mich so
mit härtestem Bann?
Ganz ohne Huld
meiner Leiden Schuld?
Nicht meine Klagen
darf ich dir sagen?
Nur einmal, ach!
Nur einmal noch! —

Wie von innerer Ermattung erfasst, spricht sie die letzten Worte mit stockender Stimme; im Orchester hören wir ganz allein, ein Bild von Isoldes vergeblicher Klage, eine Oboe. Aus ihrem Munde entringt sich mit ersterbendem Hauche der Name: Tristan!, während gleichzeitig die

wie ewige Weltenklage ertönende Melodie in der Begleitung auftritt. Aber in dem Momente, wo wir vor innerem Leid wie aufgelöst sind, erfassen uns ernst-milde Posaunenakkorde gleich der Ahnung gewisser Versöhnung. Bei den Worten Isoldes:

Ha! — horch — er wacht!
Geliebter —

fühlen wir, wie sie in diesem Augenblicke die Schauer der Ewigkeit berühren. Als wenn der Geist der Unendlichkeit uns nahte, erwacht ein heiliges Schweigen in unserem Innern!

Da vernehmen wir plötzlich aus der Tiefe dumpfes Gemurmel und Waffengeräusch; der Hirt kommt über die Mauer gestiegen und meldet hastig und leise Kurwenal, dass ein zweites Schiff herankomme. Mit vollendeter künstlerischer Meisterschaft hat Wagner diesen an und für sich so einfachen Vorgang im Orchester musikalisch gestaltet. Die wenigen Takte versetzen sogleich unser ganzes Wesen in Aufruhr; mit banger Erwartung sehen wir neuen, unvorhergesehenen Ereignissen entgegen. Kurwenal, der die ganze Zeit in sprachloser Erschütterung bewegungslos auf Tristan hingestarrt, fährt auf, und nachdem er über die Brüstung geschaut, bricht er mit furchtbarer Wuth los. In dem Schrei (durch den übermässigen Dreiklang mit schlagender Charakteristik ausgedrückt), der aus seiner Brust hervordringt, entlastet er sich gleichsam der innern Qual, die ihn zu Boden gedrückt. Es erfasst ihn mit entsetzlicher dämonischer Gewalt ein schauerlicher Kampfesmuth. Schlag auf Schlag entwickelt sich jetzt die Handlung. Während Kurwenal und der Hirt das Thor verrammeln, stürzt der Steuermann herein mit der Nachricht, dass Marke und Melot ihm folgen und jede Wehr vergeblich. Doch Kurwenal weiss nichts von Ergebung.

So lang' ich lebe,
lugt mir keiner herein!

ruft er mit dem Ausdrucke unbeugsamen Muthes. Da hören wir von aussen Brangänens Stimme, die Kurwenal zuruft, das Thor nicht zu schliessen, und mit angstvoller Eile nach Isolde frägt. Doch er schreit ihr entgegen:

Verräth'rin auch du?
Weh' dir, Verruchte!

Wie er aber Melots Stimme hört, da erwacht in ihm mit höllischer Freude ein furchtbarer Rachegeist. Wüthend auflachend ruft er:

Heiaha dem Tag,
da ich dich treffe!
Stirb, schändlicher Wicht!

Er stürzt auf Melot zu, der mit gewaffneten Männern unter dem Thor erschienen, und streckt ihn zu Boden.

Es ist von tieferer Bedeutung, dass sowohl hier, als schon früher, jenes Thema im Orchester auftritt, in dem der Tondichter die innige Liebe und Treue, welche Kurwenal an Tristan fesselt, so ergreifend zur Aus-

sprache bringt. Zuerst erschien es an jener Stelle des Dramas, wo Tristan von wärmstem Dankesgefühl erfüllt in jubelndem Entzücken über Kurwenals „hehre, holde Treue“ aufjauchzte. Indem der Dichter den letzteren jetzt von dem dort ausgesprochenen Gefühlsinhalte erfüllt zeigt, haben wir die Empfindung, als wenn Tristans Geist in ihm lebendig würde, und mit grausendem Entsetzen erfasst es uns, wie Melot mit den Worten:

Weh mir! Tristan!

sterbend zusammenbricht. Wir hören dabei im Orchester die selbe Akkordfolge (nur um eine grosse Terz höher transponirt), die uns am Schlusse des zweiten Aktes so schreckenvoll durchzuckte. Die Gestaltung und der Aufbau der ganzen Stelle zeigen, welch' dämonische Energie Wagner zu entfalten vermag. Da stürzt alles mit der Gewalt eines Orkans heraus, wie von furchtbaren Wetterschlägen fühlen wir uns bei den Ausbrüchen dieser rückhaltslos hervorbrechenden Naturgewalt niedergeschmettert. Weder Brangänens noch Markes mahnende Rufe können die wahnsinnige Todeslust Kurwenals mässigen. Mit furchtbarer Stimme donnert er Marke entgegen:

Hier wüthet der Tod.
Nichts and'res, König,
ist hier zu holen:
willst du ihn kiesen, so komm!

Es ist, als wenn vor unseren Augen ein schwarzer Abgrund seinen gähnenden Schlund öffnete. Bei den letzten Worten hören wir das Motiv von Tristans Fluch zum letztenmale, als wenn nun dem grausen Verhängniss ein volles Genügen geschehen sollte. Mit Ungestüm dringt Kurwenal auf Marke und sein Gefolge ein. In mächtiger Steigerung gipfelt sich das Orchester, ein Bild des tosenden Kampfes, bis es in das Motiv der Weltenklage Isoldes einmündet, welches jetzt zu riesenhafter Grösse angewachsen erscheint. Brangäne müht sich um Isolden, während Marke, nachdem Kurwenal mit seinen Helfern zurückgetrieben worden, zum Thore hereindringt. Aus der Tiefe der Seele dringen seine Worte:

O Trug und Wahn!
Tristan, wo bist du?

Und mit gebrochener Stimme antwortet ihm Kurwenal, indem er schwerverwundet bei Tristans Füssen zusammensinkt:

Hier liegt er — da —
da wo ich liege —!

Mit unendlich rührender Gewalt erfasst es uns, wenn Kurwenal, nach Tristans Hand fassend, mit dem Ausdrucke einer durch ihre Unterwürfigkeit noch ergreifenderen Liebesinnigkeit sein Leben mit den Worten aushaucht:

Tristan! Trauter!
Schilt mich nicht,
dass der Treue auch mit kommt!

Im Orchester ertönt dabei das Motiv, in welchem gleichsam die innere Herzenseinheit Kurwenals und Tristans konzentrirt erscheint. Und im Momente des Verscheidens Kurwenals hören wir das ihn persönlich charakterisirende Thema, in welchem Wagner die dem Volke eigene Gemüthstiefe so schön ausgedrückt. Wie ein bleicher Schatten zieht es an uns vorbei, und gleichzeitig ertönt, von der Bassklarinette ausgeführt, das sehnsüchtige Liebesmotiv: ein Hinweis darauf, wie Kurwenal im Dienste der ewigen Macht der Liebe sein Leben dahingegeben.

Mit tiefster Theilnahme hören wir Markes erschütternde Klage, der jetzt ebenso von namenlosem Schmerze über den Tod des „treuesten Freundes" erfasst ist, wie ihn Isolde früher erlebt. Die Hauptgrundlage seines Gesanges bildet jene aus dem zweiten Akte uns vertraute Melodie, in der Markes Charakter mit seinem Edelmuthe und unerschöpflichen Wohlwohlen einen so wunderbaren Ausdruck gefunden. Aber von der grössten Wichtigkeit für die in dem ganzen Drama zur Darstellung gelangenden Grundidee ist es, dass wir gerade jetzt, nachdem die tragische Vernichtung ihr Werk vollbracht hat, und unser Herz von Jammer und Weh fast zerissen ist, Zeuge der inneren Versöhnung zwischen Marke und seinem dahingeschiedenem Freunde werden. Hierdurch wird das Gleichgewicht in unserem Geiste wieder hergestellt und in der Erkenntniss der Nothwendigkeit des tragischen Unterganges des Helden, als einer unvermeidlichen sittlichen Sühne, fangen wir an die Gemüthsruhe wiederzufinden, welche uns im Sturme der Leidenschaften fast ganz verloren gegangen war. — In Brangänens Armen fängt Isolde wieder an zu sich zu kommen. Bei Brangänens Worten „Des Trankes Geheimniss enthüllt' ich dem König" ertönt im Orchester das Liebesmotiv in seiner ursprünglichen Gestalt. Wunderbar ist die Betonung der Stelle: „Dir zu entsagen u. s. w.", hier fühlen wir, wie es eine innere Quelle im Wesen des Menschen gibt, aus der die Beherrschung der Leidenschaften fliesst, und die uns tiefer zu beseligen vermag, als jede, selbst die höchste Freude des Lebens.

Noch einmal müssen wir auf die Bedeutung des Liebestrankes zurückkommen, der jetzt vom Dichter dazu gebraucht wird, um es uns verständlich und begreiflich zu machen, dass Marke innerlich mit Tristan versöhnt ist, wie dieser es in den ergreifenden Worten ausspricht:

Da hell mir ward enthüllt,
was zuvor ich nicht fassen konnt',
wie selig, dass ich den Freund,
frei von Schuld da fand!

Die poetische Nothwendigkeit des Liebestrankes leuchtet auch aus dieser Stelle klar hervor, wenn wir uns daran erinnern, dass das Innenleben eines jeden andern Menschen unserer unmittelbaren Wahrnehmung verschlossen ist, und wir daher nur auf abstraktem Wege, nämlich durch einen Analogieschluss zu einem Wissen über die eigentlichen Motive seines Handelns

gelangen können. Eine solche blosse Verstandesoperation, welche zwar auf Grundlage von Wahrnehmungen ruht, aber nicht unmittelbar aus ihnen hervorgeht, sondern erst das Resultat einer vermittelten Schlusskette ist, kann der Dichter nicht in ihrer Nacktheit poetisch verwenden. Deshalb drängt er in einem symbolischen Bilde jene getrennten Momente zusammen, welche der Verstand eben nur vereinzelt aufzufassen vermag. Das Symbol ist dann das zur gegenseitigen Verständigung dienende Mittel, in dem wir äusserlich und sinnlich wahrnehmbar dasjenige verkörpert sehen, was ein jeder nur an sich selbst innerlich zu erleben vermag. So ist auch der Liebestrank im „Tristan" gleichsam die an der Oberfläche erscheinende Blüthe des Seelenlebens der Menschen, und hiermit ist zugleich zweifellos festgestellt, wie er niemals als die Ursache der inneren Vorgänge, sondern im Gegentheile als deren Wirkung aufzufassen ist. Daher äussert er auch einen Einfluss auf den Verlauf der Handlung, welche mit innerster Nothwendigkeit als Folge der Seelenbewegungen sich entfaltet. Die Bedeutung des Liebestrankes ist somit eine rein theoretische, und dieser dient nur dazu, die Erlebnisse des Gefühls mit der Erkenntniss der Vernunft in einem einheitlichen Bilde zu verknüpfen und so der Phantasie begreiflich zu machen. Mit einer wunderbar versöhnenden Milde berühren uns Markes Worte:

Dem holden Manne
dich zu vermählen,
mit vollen Segeln
flog ich dir nach:
doch Unglückes
Ungestüm,
wie erreicht es, wer Frieden bringt?
Die Aernte mehrt' ich dem Tod:
der Wahn häufte die Noth!

Die musikalische Grundlage dieser Stelle bildet das selbe Motiv, welches im ersten Akte zuerst aufgetreten war, wo Brangäne Isoldens Glück König Markes Gattin zu werden mit so hohem Lobe gepriesen.

In Markes Worten charakterisirt der Dichter noch einmal in konzentrirter Weise dessen Stellung, die er in der Entwickelung des ganzen Drama's eingenommen. Scheinbar ausser dem Getriebe der Handlung stehend, ist er doch die letzte äussere Ursache der Konflikte, welche den tragischen Ausgang herbeiführen. Schon im ersten Akte erfasste uns bei dem Hinweis auf „König Markes Land" ein dunkles Gefühl, wie in dem Verhältnisse Tristans zu diesem der Keim aller tragischen Verwickelungen liege; und es ist ein tiefer Zug der Dichtung, ich möchte sagen ein Akt der inneren Gerechtigkeit, dass Marke jetzt dem Freunde Isolde vermählen will, die dieser früher ihm als Frau zugeführt. Indem Brangäne dem Könige „des Trankes Geheimniss" enthüllt, befreite sie sich sowohl selbst

von jedem innern Vorwurfe und erlöste zugleich Marke von der furchtbaren Seelenqual, die ihn erfüllte, so lange er glauben musste von dem treuesten Freunde verrathen worden zu sein. Es ist, als wenn die aus den Fugen gekommene Welt wieder ins Gleichgewicht gebracht werde; und wir finden nur in den Werken der grössten Dichter dieses gleichabwiegende Maass, dass sie in uns in den Momenten, wo wir den tiefsten Schmerz erleben müssen, zugleich eine innere Ruhe zu erwecken verstehen, durch welche sie in unserem Geiste eine Harmonie erzeugen, die uns über das Leben mit seinen unversöhnlichen Gegensätzen erhebt.

Während der letzten Vorgänge hatte Isolde theilnahmlos, ohne etwas zu vernehmen vor sich hingeblickt, jetzt heftet sie ihr Auge mit wachsender Begeisterung auf Tristan. Das Gefühl der inneren Einheit mit dem dahingeschiedenen Geliebten durchströmt sie mit schauernder Wonne; in ihrem Herzen entzündet sich die Empfindung einer höchsten Seligkeit, und mit den Worten:

. . . . in des Welt-Atems
wehendem All —
ertrinken —
versinken —
unbewusst —
höchste Lust!

sinkt sie langsam in Brangänens Armen auf Tristans Leiche hin. Wie von den ewigen Schauern der Unendlichkeit erfasst, leuchtet ihr Auge noch einmal mit dem Glanze höchster Verklärung auf, um sich für immer zu schliessen. Der Charakter des sehnsüchtigen Liebesmotives bei seinem letzten Auftreten ist von unendlicher Wehmuth und wie sich selbst auflösender Weichheit. Segnend hebt Marke die Hände über die Leichen Tristans und Isoldens, die durch ihren Tod Zeugniss gegeben von der Tiefe und Wahrhaftigkeit ihres Lebens. In erhabener Verklärung stehen sie vor unserem innern Auge, zugleich als Opfer wie als Helden der ewigen Macht der Liebe!

Musikalisch-dramatische Parallelen.

Beiträge zur Erkenntniss von der Musik als Ausdruck.

Gesammelt von mehren Wagnerianern, erläutert durch Einen.

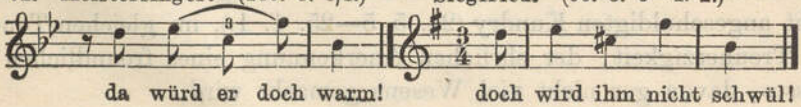
VI. Deklamation.

Zu den Parallelen, welche den übereinstimmenden musikalischen Ausdruck in der Deklamation enthalten, ist Weniges erläuternd hinzuzufügen. Die Sprache spricht eben für sich selber. Dass gerade diese Beispiele in grösserer Anzahl sich finden lassen, erklärt sich leicht aus der Kunstgattung, der sie angehören. Das in Musik sich ausdrückende Drama ist zugleich eine sprechende Musik. In der Deklamation der handelnden Personen gipfelt der ganze Kunstausdruck. Hiermit berührt er auch erst völlig, und durch das übliche Mittel der begrifflichen Rede, den menschlichen Verstand als solchen, den selben also, der sich nun hier in der Frage der Parallelen zu orientiren sucht. Somit sind von vornherein weniger Umschreibungen und Deutungen nöthig, um sich über den musikalischen Ausdruck zu verständigen, wie überall dort, wo es sich um diesen in der rein musikalischen Form handelt. Poesie und Musik, welche der Verstand bisher sich wechselweis ergänzen und erläutern lassen musste, sind in der Deklamation völlig Eins geworden auch für ihn, nicht nur für jene eigenartige künstlerische Empfindung, welche sonst von der Musik als Ausdruck ihre ästhetischen Eindrücke empfängt. Es genügte daher eine verhältnissmässig beschränkte Auswahl der hierher gehörigen Beispiele, um das Charakteristische der Musik als Ausdruck auch nach dieser Seite hin überzeugend nachzuweisen.

Die musikalische Deklamation kann sich sowohl als gesteigerter Empfindungsausdruck des Redesinnes, wie als einfache musikalische Fixirung des natürlichen Sprachaccentes geben. Letzteres liefert uns Deklamationsparallelen im engeren Sinne.

Eine beträchtliche Anzahl von Parallelen führen uns den eigenthümlichen Tonfall des Rede-Abschlusses vor. Was einst eine rein musikalische Formel war, um das Musikstück selbst, oder seine Einzeltheile, zu irgend einem Abschluss für die Hörer zu bringen: das ist hier zum natürlichen poetisch-dramatischen Sprachausdruck geworden. Ein Kuriosum soll voraufgehen, — Kuriosum schon deshalb, weil es der Erstling der gesammelten Parallelen war, die unserer Arbeit zu Grunde liegen.

72. Meistersinger. (160. 3. 3/4.) **Siegfried.** (90. 3. 6—4. 2.)



da würd er doch warm! doch wird ihm nicht schwül!

„Ihm schwindet der Stahl, doch wird ihm nicht schwül!“ singt Mime, während Siegfried's Arbeit am Schwerte, grimmig erstaunt über ein ihm Unfassliches in Siegfried's Wesen und Wirken, das ihn zum aufgeregt raschen Abschlusse einer ganzen ausgedehnten Gedankenreihe zwingt. (90. 3. 6 — 4. 2.)

„Brennt' er's lieber, dann würd' er noch warm!“ singt Eva, in Bezug auf des Sachs Schuster-Werk, drollig empört über das ihr Unbegreifliche in des Meisters Wesen und Worten, das sie zum endlichen leidenschaftlichen Abbruch des ganzen sinnig ausgesponnenen Zwiegesprächs am Johannisabend bringt. (160. 3. 3/4.)

Beide Male ist es also eine in besonderer Erregtheit ausgestossene, abschliessende Erklärung, welche sich — und dies ist das zweite Kuriosum — beide Male in dem selben Begriffe des „Schwül-“ und „Warm-Werdens“ äussert.

Dieser Begriff hat ursprünglich keinen Einfluss auf die parallele Fassung der Deklamation gehabt, sondern einzig der Sprachausdruck, der sich des Begriffes bediente. Dieser Ausdruck aber ist gerade in den parallelen Schlusstakten nicht so sehr jener gesteigerte Empfindungs-Ausdruck mehr, welcher der ganzen Phrase eignet, sondern bereits fast lediglich der natürliche Tonfall des Redeschlusses, der schlichten logischen Folge aus dem Inhalt der vorhergehenden Rede. Es liegt in diesen beiden Wendungen von der Dominante zur Tonica hinab etwas, was der moderne deutsche Litterat mit *„Selbstverständlich“* übersetzen würde, und womit die Fassungslosigkeit der Personen ihren ironischen Abschluss findet. Besser als der genannte Künstler können wir es auch nicht machen und verlassen damit Mime, der das Schmieden, und Eva, die den Schuster aufgibt, um eine von grösserer Zufriedenheit beseelte Abschlussphrase, äusserlich sehr ähnlicher Art, zu betrachten. —

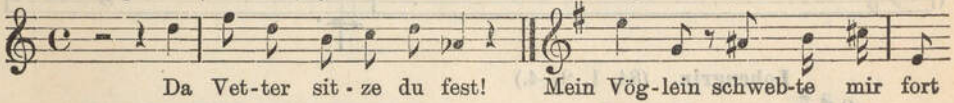
73. Meistersinger. (263. 3. 5—4. 1.) **Parsifal.** (24. 5. 5—25. 1.)

„Sind Freunde beid', — steh'n gern sich bei!“ sagt Sachs von Traum und Dichterei (263, 3. 5.), so recht wacker, treuherzig, zuversichtlich, einer guten, freundlichen, sich von selbst ergebenden Sache froh.

„Dienet uns — und hilft auch sich!“ sagt Gurnemanz von der unrecht angeschuldigten Kundry (24. 5. 5—25. 1. 1.), im gleichen Tone der festen Treuherzigkeit, der ehrlichen Anerkennung eines freundlichen Verhältnisses, davon gar nicht viel Wesens gemacht wird.

Auffällig ist auch hier wieder der übereinstimmende Wortlaut, der zum Parallelismus des Tonfalls noch hinzu kommt. Wir haben nicht nur allgemeine Schlusssätze, sondern Sätze gleichen Inhalts vor uns, und in diesem Beispiele ist das Auffallende nicht so sehr „kurios", als vielmehr bedeutsam. Denn der Wortsinn selbst ist es, der darin ausgesprochene Begriff der gutmüthigen Hilfeleistung, welcher dem Ganzen den eigenthümlichen musikalischen Ausdruck eines Abschlusses von besonders frischer, heiterer, biederer Kraft verleiht. —

74. Rheingold. (154. 1. 1/2.) **Siegfried.** (230. 3. 1.)



Zu den Abschlussphrasen gehört noch die lustige, leichte, gefällige Weise, wie zwei ganz verschiedene Wesen im „Ringe des Nibelungen", Loge und Siegfried, einem verwunderlich eingetretenen, fertigen Geschehniss ihr „Da haben wir's!" zu rufen. Bei Loge, als er den gefesselten Alberich zur Oberwelt hinaufgeschafft, lautet es: „Da, Vetter, sitze Du fest!" (154. 1. 1/2); bei Siegfried, als ihm beim Ersteigen des Brünnhilden-Berges sein leitendes Vöglein verlassen: „Mein Vöglein schwebte mit fort!" (230. 3. 1/2).

In beiden parallelen Stellen tritt der Gegensatz zwischen dem zuerst hervorgehobenen Subjekt („Vetter" — „Vöglein") und dem leicht hingeworfenen Prädikat auch melodisch deutlich hervor. Uebrigens bedeutet schon hier der Abschluss zugleich einen Beginn. Mit der Festsetzung des „Vetters", mit dem Fortflattern des „Vögleins" tritt die neue Situation ein; und wirklich erwartet man nach dem Verklingen der Phrasen, wie nach einem Doppelpunkt, einen neuen Einsatz, wozu die kurze Anfangsrede der neuen Scene nur die Einleitung gewesen.

Nirgends ist dies auffälliger, als wenn eine Person etwas Neues, Bedeutungsvolles mittheilen will. Der Ton der einleitenden Worte wird dann mit besonderer Entschiedenheit den Abschluss und Ausschluss alles Bisherigen und alles Nebensächlichen zum Ausdruck bringen. Er macht gewissermaassen das Feld frei für die folgende Erklärung. Also eine Art von *„Silentium!"* Dergleichen kommt in den Werken oft vor. Doch wirkt auf die melodisch-rhythmische Form der Phrase der Grad der Erregung und das Maass der Sammlung bestimmend ein, woraus der Geist des Sprechenden sich äussert.

Wo die völlige Selbstbeherrschung und Entschiedenheit waltet, da nimmt auch die Rede natürlich ihre schlichteste Form an, eine sprechende Tonfolge, die sich von selbst zu verstehen scheint.

75. Götterdämmerung. (341. 1. 3—2. 1.)

Lohengrin. (84. 1. 2—4.)

Holländer. (271. 2. 1—4.)

In dieser Form äussert sich Ortrud gegen Telramund: „Drum achte wohl, was ich dir sage!“ (84. 1. 2—4), genau ebenso, wie Brünnhilde am Schlusse der „Götterdämmerung“: „Mein Erbe nun nehm' ich zu eigen!“ (341. 1, 3—2. 1). Die That der Zurücknahme des Ringes, welche die Letztere damit einleitet, ist fast eine Nebensache gegen die Erklärung, die sie nun abgeben will: dass sie den Ring den Rheintöchtern zurückgeben wird.

Auch in diesen Phrasen hebt sich der erste Theil, oder Vordersatz, von dem eigentlich parallelen Nachsatze als eine aufmerksam machende Hervorhebung der betreffenden Sache ab.

Im „Holländer“ nimmt eine bedeutsame Mittheilung die selbe Form des einleitenden Aufrufs an: „Befrag' die Meere aller Zonen“. (271. 1. 2. 1—4).

Nun gibt es noch vermittelnde Abschlüsse, die den Uebergang zum Folgenden nicht nur bedeuten, sondern ihn bereits selber bilden. In der geschlossenen Lied- oder Arien-Form erscheint solcher Abschluss als formelle Regel vor der Wiederholung der melodischen Hauptphrase. Der Abschluss des einen Melodietheiles bleibt harmonisch in der Schwebe und führt so den nächsten korrespondirenden oder wiederholenden ein. Solche Momente kommen auch in gesungenen Dramen vor, besonders dort, wo eine grössere Stimmungseinheit sich melodisch ausdrückt. Sehr leicht kann man, als Musiker, diese Momente einfach identifiziren mit denen aus der alten Musikform. Wir möchten sie aber doch nicht darauf allein beschränken, sondern auch hier auf den poetisch-dramatischen Moment hinweisen, welcher an diesen Stellen den Ausdruck nach der alten Weise verlangte.

Nehmen wir zum Beispiele die Anrede Wolframs an Tannhäuser: „O kehr' zurück, du kühner Sänger, — dem unsern sei Dein Lied nicht fern!" Die Dichtung, der Empfindung und Absicht des Sängers gemäss, will eine Steigerung des geäusserten Verlangens ausdrücken und fügt an die begrifflich abgeschlossene Bitte: kehre zurück und vereinige deinen Gesang mit dem unsrigen! noch die weitere, bestimmende Hindeutung auf das bevorstehende Fest und seine Königin: „den Festen fehle sie nicht länger u. s. f.", worin sich zudem die besondere persönliche Empfindung Wolframs für Elisabeth auf das Zarteste zum bewegten und beseelenden Ausdrucke bringt. Im ersten Theile spricht Sänger zu Sänger, im zweiten Mensch zu Mensch. Die schlichte melodische Phrase des ersten Theiles senkt sich demgemäss zum Abschlusse, bleibt aber dabei in jener harmonischen Schwebe, um den zweiten Theil einführen zu können, der zwar im melodischen Bau dem ersten entspricht, in der Durchführung aber von einem neuen, innerlichen Leben erfüllt sich zeigt. (92. 7. 5 — 93. 1. 1.)

Jeder weiss, dass die selbe Phrase im Beginne der Scene zwischen Lohengrin und Elsa im Brautgemache wiederkehrt: „wir sind allein, zum ersten Mal allein, seit wir uns sah'n." (180. 1. 5 — 7). Wohl steht sie hier nicht innerhalb einer geschlossenen Melodie, doch führt sie eine solche zuerst ein. Die Melodie des Liebesthema's setzt ganz ebenso der Erwartung unseres musikalischen Gefühles entsprechend in der Begleitung ein, wie in Wolframs Gesange nach der selben schwebenden Mittelphrase die Wiederholung des melodischen Themas.

76. Tannhäuser. (92. 5. 5—93. 1. 1.) **Lohengrin.** (180. 1. 5—7.)

Die Stimmung ist in beiden Fällen eine einheitliche, den ganzen Theil der Handlung umspannende, wodurch er den Charakter eines wohlthätigen Ruhens im vorherrschenden Gefühle empfängt, wie es sich für das spezifische Mittel des lyrischen Ausdrucks besonders eignet. Ein friedlicher Abschluss der Handlung ist oder scheint erreicht, eine Sammlung auf dem Höhepunkte zum Eintritte in neue Situation. Es gilt nur noch die völlige sinnliche Bekundung dieses Friedens, die thatsächliche Vereinigung mit der gewonnenen theuern Person. Diese Stimmung atmet die Parallele, und dadurch vertieft sie sich unter die Oberfläche der blossen Deklamations-Parallele als eine melodische Fixirung des inneren Redesinnes.

Dass es sich in beiden Fällen um ein „Lied" handelt, das „verhallt" ist, das hat uns die äusserliche Veranlassung gegeben, eben diese Parallele als Beispiel für die Schwebephrasen herauszugreifen. Ob die dadurch allerdings genauer präzisirte Situation den schaffenden Künstler in seiner (man möchte sagen) unbewussten Erinnerung, nämlich auf dem Grunde seines Erinnerungsvermögens, wo jene Tannhäuser-Situation ruhte, mitbestimmt habe, bei der logisch und affektiv verwandten Lohengrin-Stelle die an sich musikalisch nahe liegende Schwebeweise gerade so in allen Theilen genau parallel zu bilden — darnach haben wir nicht zu fragen, nicht nur, weil uns Niemand darauf antworten kann, sondern auch, weil es für die Bedeutung der Parallele als Beispiel, für die „Musik als Ausdruck", unwesentlich ist.

77. Tannhäuser. (82. 3. 3/4. **Tristan.** (23. 1. 1/2.) **Holländer.** (252. 4. 3.)

Aus dem melodischen Bau losgelöst, ein Einzelausdruck empfindungsvoller Deklamation, erscheint diese Schwebephrase, klagenden Tones, als die traurige Abwehr drängender Frage — also abschliessend nach dem Wunsche des Sprechers, aber doch unter dem Drucke einer vorwärts drängenden Handlung, eines berechtigten Verlangens der Mithandelnden. Aus solchem Gefühle entströmt sowohl dem Wolfram (82. 3. 3/4), wie der Isolde (23. 1. 1/2) das gleiche Wort: „O frage (t) nicht!", im gleichen Tonfall, als Parallele. —

Schon einmal war dies Wort erklungen, aus Senta's Munde, dem verzweifelten Drängen des Erik gegenüber. (252. 4. 3.) Auch hier, wie dort, geht der Abstieg der Töne von einem gehaltenen Tone aus, mit welchem die erste Interjektion einsetzt. Senta aber bedient sich dabei der besonderen melodischen Form, welche die ganze Scene durchzieht. So sehr steht sie unter dem Banne einer einzigen grossen leidenschaftlichen Empfindung, die sich in diesem Augenblick als Abwehr bis zur Flucht vor Erik äussert.

Nimmt sie doch die selbe Melodie hernach auch dem Holländer gegenüber auf: „Ha zweifelst du (an meiner Treue)?“ hier verzweifelte Hingebung, dort angstvolles Ausweichen, aus dem selben Grunde des Gefühles, mit ganzem Ich einem Andern zuzugehören. Darin verschwindet alle Sonderfärbung der in der Hast der Rede vorüber huschenden Form einer Frage-Abwehr. Die wehmüthige Trauer, die der Parallele eignet, ist weggewischt vom Sturm der Leidenschaft; und so fällt diese wörtlich genau übereinstimmende Stelle mit dramatischem Fug und Recht aus dem strengen musikalischen Parallelismus heraus.

Jetzt kämen wir zu den eigentlichen Frage-Parallelen. Die mögen uns billig erlassen sein. Schon in gesprochener Rede werden alle Fragen durch den Tonfall natürliche Parallelen. Einer eigenen Abhandlung bedürfte es, den Fragen in den Werken allesamt nachzuspüren und ihre Masse einigermaassen zu ordnen. Wir nehmen hier nur ein Beispiel heraus, das nicht die Frageform allein in Parallele stellt, sondern auch den voraufgehenden Satztheil mit hinein zieht.

78. Tannhäuser. (222. 5. 4—8.)

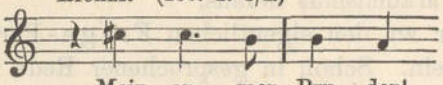
„Wie sagst du, Wolfram, bist du denn nicht mein Feind?“ (222. 5. 4—8.) Diese tief erstaunte Frage Tannhäusers entspricht der Königsfrage im „Lohengrin“: „Wie wäre möglich solche grosse Schuld?“ (13. 2. 3—5.) Eine auf dem schlechten Takttheile mit dem selben „leitmotivisch“ charakterisirenden Worte „Wie“ einsetzende, gleichgebildete Phrase schier ungläubig fragender Verwunderung — gewissermaassen ein Tongebild „mit erhobenen Händen“ — dann eine stockende Pause tiefer Erschütterung — und nun die eigentliche Frageform, deren Urbild, harmonisch individualisirt, doch oft ähnlich wiederholt, wir uns am Besten in der bekannten „Schicksalsfrage“ aus der „Walküre“ vergegenwärtigen können.

Einen Unterschied bildet, in der „Tannhäuser“-Stelle, abgesehen von der verschiedenen Tonhöhe, die zweite Pause, innerhalb der Frage selbst. Diese entspricht der stockenden, wie tastenden Sprache des „schwerstbedrückten“, atemlosen, ach, auch glaubenslosen Pilgers; wogegen der König seine Frage ohne Unterbrechung und mit einer gleichsam malenden Terz („grosse“), an Stelle der zerrissenen Sekunde des leidenschaftlich erregten Tannhäuser, in erhabener Fassung zum Vortrag bringt. —

Da wir also nun die Frage-Parallelen als solche umgehen, so würden wir uns hier noch ein wenig bei den an die Abschluss-Phrasen sich anschliessenden allgemeinen Abstieg-Phrasen aufhalten müssen.

79. Rienzi. (335. 4. 3/4.) **Lohengrin.** (17. 4. 5/6.)

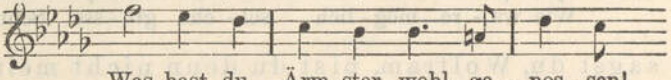
Rienzi. (166. 1. 3/4.)



Zunächst drängt sich uns da, als nah verwandt der traurigen Abwehr einer Frage, ein Ausruf auf, der in innigem Mitleiden seufzend verweht. Rienzi sowohl, wie Elsa, beklagen mit diesem Ausrufe, in ein schweres Geschick ergeben, den Tod ihres Bruders: „Mein armer Bruder!“ (166. 1. 3/4 und 17. 9. 5/6.)

Fast mit den selben Worten, in ähnlichen Tönen, flieht aber auch Irene vor dem Zorne des Geliebten an des Bruders Brust (O, mein Bruder! 335. 4. 3/4.), wie Elsa dort vor der Verfolgung der Verwandten in das Schweigen der eigenen Unschuld, beide vor dem Eintritt der grossen Katastrophe oder Peripetie des Dramas.

80. Tannhäuser. (162. 4. 3—5.)



Lohengrin. (99. 5. 8—100. 1. 1.)

Götterdämmerung. (118. 1. 6—2. 3.)

Hiernach wollen uns die verwandten Abstieg-Phrasen gewisser nur halbfragender, wie zweifelnder Vordersätze in's Ohr tönen, die sich rhythmisch genau entsprechen, gleichviel ob die melodische Linie des Abstieges zum Schlusse durch eine verschieden erregende Empfindung verändert wird.

Der Zweifel, von wahrhaftigen Naturen empfunden, äussert sich als Klage. „Was hast du, Aermster, wohl genossen?“ beklagt Tannhäuser den Biterolf, der wahre Liebe nicht kennt. (162. 4. 3—5.) In den

selben Tönen und um der selben Unkenntniss willen bemitleidet Elsa die Ortrud: „Du, Aermste, kannst wohl nie ermessen.“ (98. 5. 8 ff.)

Die charakteristische Einheit des beiderseitigen Ausdrucks liegt hier in dem gemeinsamen Worte „ärmste“ ausgedrückt. Ein mitleidiges Sichherabneigen empfängt in dieser einfachen Abstiegfigur seine natürliche musikalische Gebärde. Diese wiederum entspricht durchans dem ebenso natürlichen Tonfall der Rede, worin die Einsatzworte: „Was“ und „Du“ die Stelle jener akzentuirten Interjektionen in den ersten Beispielen der Frage-Abwehr vertreten. Diese betonten Worte halten gewissermaassen in dem absinkenden Vordersatze den nachfolgenden Erklärungen der Hauptsätze das Gleichgewicht. Darum bilden sie auch melodisch den festen Punkt, von dem aus der Abstieg sich nun nicht als „letztes Wort“ niedersenkt, sondern die innere Möglichkeit der Wiedererhebung schon mit sich trägt. Dass diese Erhebung in Tannhäusers Rede vom Geiste triumphirenden Hohnes beseelt wird, der die mitleidige Herabneigung um ihren Werth bringt, dies drückt sich in dem wegwerfenden Aufschwung des Phrasenschlusses aus („genossen“), welcher bei Elsa's aufrichtiger Theilnahme nur noch völlig bedauernd sich niederneigt („ermessen“). So verschieden stimmt das Uebergewicht der Liebesbeglücknng die Seele des Mannes, dem sie Genuss, des Weibes, dem sie das Uebermenschliche ist! — Brünnhilde drückt dieses in höchster Selbstbewusstheit aus gegen Waltraute mit der verwandten Phrase: „Wie kannst du's fassen, fühllose Maid!“ (118. 1. 6. — 2. 3.)

81. Tannhäuser. (157. 2. 4—3. 1.)

Lohengrin. (148. 5. 2—4.)

Eine Auflösung dieser Phrase inmitten ihres Verlaufes, und zwar durch die selbe Einwirkung des Hohnes, und in der selben Form des wegwerfenden Aufschwunges, tritt uns entgegen in der grammatisch noch genauer durchgeführten Parallele der anderen Tannhänser-Stelle aus dem Sängerkampfe: „Wenn du in solchem Schmachten bangest“ (157. 2. 4, 5—3, 1) und in der Lohengrin-Stelle: „Wem solche Zauberthiere frommen.“ (148. 5. 2—4.)

Hier ist das bestimmende Bindewort „solche“. Dies hat in die ganze melodische Bewegung jenen „sprechenden“ Charakter eines verächtlichen Hindeutens gebracht. Das Wegwerfende spezialisirt sich aus einem blossen Empfindungsausdrucke zu einer bestimmten logischen Beziehung. So ist

ein musikalischer Demonstrativ-Satz entstanden, der uns an das Musterbeispiel eines solchen erinnern mag, wie es Gutrune in der „Götterdämmerung" so unvergleichlich ausdrucksvoll in den höchsten Sturm der dramatischen Scene wirft: „Bezeuge, dass Jene falsch dich zeiht!" (208. 4. 2—4.)

Wenn wir es wagen wollten, unsere Deklamations-Parallelen noch weiter auszudehnen, oder vielmehr zusammenzuziehen, nämlich von Satz- zu Wort-Parallelen: hier wäre einzusetzen. Wir begnügen uns jedoch mit gelegentlichen Andeutungen. Unsere Arbeit kann nur dazu dienen, einigermaassen ein Verständniss für solche — heut noch verspottete — Intra-vaganzen vorzubereiten, die dennoch zu den „schlagendsten" Beispielen für die „Musik als Ausdruck" für Jeden gehören, der diese Art Schläge noch weniger scheut als jene Art Spott. —

So gehen wir denn zu den aufsteigenden Vordersätzen über. Sie bereiten etwas Bedeutsames vor. Sie thun es nicht leichthin, wie eine beliebige grammatische Redeform. Sie bedeuten selbst Etwas. Je wichtiger der Inhalt schon des Vordersatzes ist, um so gewichtiger wird auch der Aufstieg sein. Das entspricht ganz dem natürlichen Redetone, der auf das letzte Wort als auf den schwerwiegenden Hauptbegriff emporsteigend hindrängt.

82. Siegfried. (153. 3. 2—4.) **Tristan.** (202. 3. 1—3.)

„Da bang sie mich geboren — warum aber starb sie da?" (153. 3. 2—4.) Dieser wehmüthig ernsten Frage des jungen Siegfried an das Schicksal bewahrt die naive Klarheit seiner eigenen Kinderseele auch die ungestörte, reine Aufstiegform. Getrübt und gebrochen erscheint die selbe Form in der entsprechenden Rede des todkranken Tristan: „Da er mich zeugt' und starb — sie sterbend mich gebar. (202. 3. 1—3.)

Es ist ja im Grunde die selbe, die mythisch-dramatische Situation. In beiden Fällen handelt es sich um das tief dunkle Geheimniss des vom sterbenden Vater gezeugten, von sterbender Mutter geborenen Heldenkindes. Das gewaltigste Geschick des Menschen, das ihm bei seinem Eintritte in das Dasein zum Träger der Tragik bestimmte, äussert sich in diesen kurzen Worten, die der fröhlich Gesunde, der leidensvoll Sterbende, in der gleichen Grundform des aufsteigenden Vordersatzes musikalisch aussprechen. In den Aufstieg legt die Musik zugleich das Fragende — im ernsten Aufblicke zu einer geheimnissvollen Macht, die sich in diesem Augenblicke dem Helden bei seiner Selbstbetrachtung überwältigend aufdrängt. Das Drama bringt dazu noch die Uebereinstimmung der Situa-

tion; und eben die eigenartige Wichtigkeit dieser Situation musste dem Geiste des schaffenden Künstlers die musikalische Ausdrucksweise bringen, die wir hier als Typus betrachtet haben. Es handelt sich um die Geburt aus dem Tode, um das Aufsteigen des jungen Lebens aus der Tiefe dunkler Herkunft. So kommt denn auch der gemeinsame Wortbegriff des „Geboren-Werdens" in der selben Form des Aufstiegs zu seinem symbolischen Rechte. Die Frage an das Schicksal birgt in sich selbst etwas Schöpferisches, da sie nach dem Werden fragt. Das Fragende und das Werdende verschmelzen, wie sie Einer Idee entstammen, in Einer musikalisch-deklamatorischen Form. —

Die aufsteigende Frage geht in weiten Sturmschritten, wo es sich um eine ausgeführte dramatische Bewegung, nicht nur um eine drastische Thatsache handelt.

83. **Walküre.** (217. 2. 2—4.) **Götterdämmerung.** (89. 1. 1—3.)

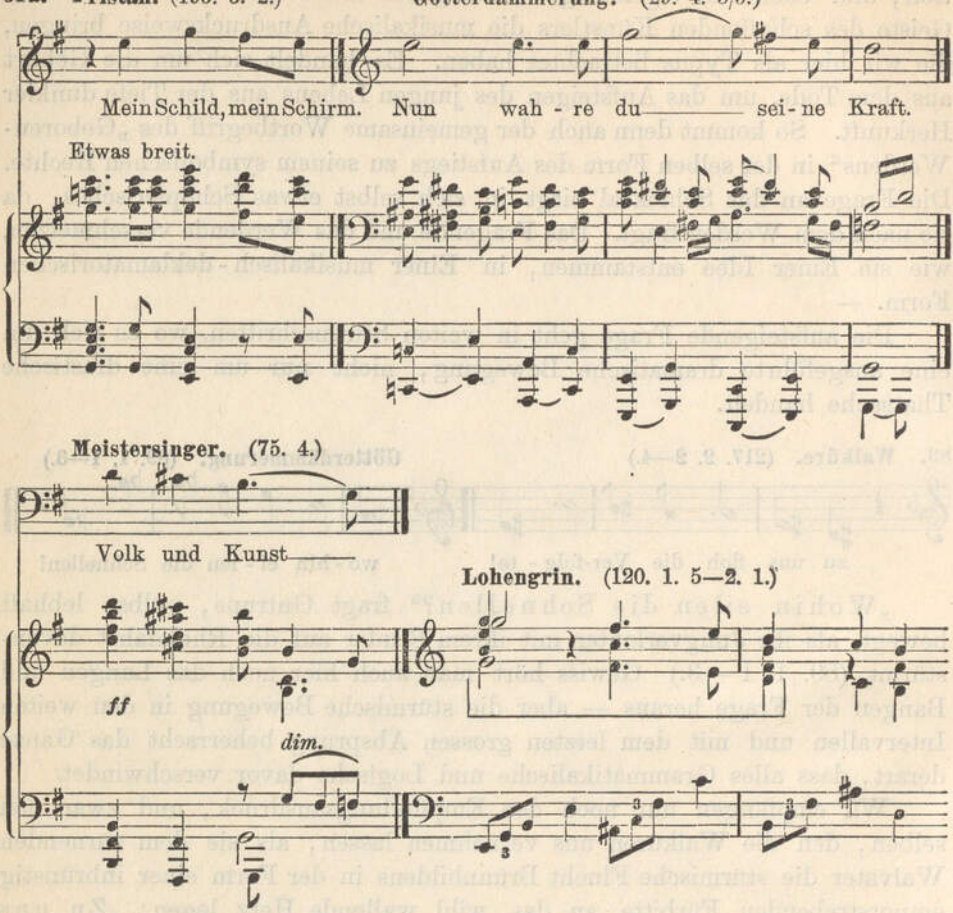
„Wohin eilen die Schnellen?" fragt Gutrune, selbst lebhaft bewegt, als ihr Jungverlobter mit ihrem Bruder auf die Rheinfahrt davonstürmt. (89. 1. 1—3.) Gewiss hört man auch hier noch das Langen und Bangen der Frage heraus — aber die stürmische Bewegung in den weiten Intervallen und mit dem letzten grossen Absprung beherrscht das Ganze derart, dass alles Grammatikalische und Logische davor verschwindet.

Wir empfangen nur noch den Empfindungsausdruck, und zwar den selben, den die Walküren uns vernehmen lassen, als sie dem zürnenden Walvater die stürmische Flucht Brünnhildens in der Form einer inbrünstig emporstrebenden Fürbitte an das wild wallende Herz legen: „Zu uns floh die Verfolgte!" (217. 2. 2—4.)

Doch weil nun einmal die Empfindung im Drama sich in Worten und Sätzen ausspricht, so nimmt auch der Redeton des grammatisch-logischen Sprachgefüges an der melodischen Bildung seinen wohl gemessenen Antheil. Man sehe, wie sich alle Theile decken! Der wuchtig einsetzende Zielbegriff: „Wohin" und „Zu uns", der charakteristisch sich unterscheidende Hauptbegriff der Handlung, zu dem und von dem die ganze Phrase sich auf- und fortschwingt: das flüchtigere „eilen" und das bedeutsamere „floh", — und zuletzt der Gipfelpunkt der Rede, das eigentliche Objekt der Empfindung, worauf Alles ankommt: „die Verfolgte" — „die Schnellen" — mit dem gemeinsamen Absprung. Eine Wortparallele, wie man sie sich nicht besser wünschen könnte! —

Die stürmische Bewegung mag uns zu den deklamatorischen Phrasen der Kraft und des Stolzes führen, bei denen wieder der Abstieg, nach früher schon erwogenem Ausdrucksgesetze, in sein Recht tritt.

94a. **Tristan.** (195. 3. 2.) **Götterdämmerung.** (29. 4. 3/5.)



Zuerst hören wir, wie der Stolz auf die Kraft sich als freudig vertrauensvoller Gruss äussert in Tristans Preisgesange auf Kurwenals Treue: „Mein Schild und Schirm in Kampf und Streit“ (195. 3. 2) und in Brünnhildens Weihegruss an den scheidenden Siegfried: „Nun wahre du seine Kraft (als Weihegruss meiner Treu'!)“. (29. 4. 3/5.) Dazu gesellt sich der Ritterchor im Lohengrin: „Wer muthig mit ihm ficht“. (120. 1. 5.)

In den beiden ersten Fällen war die Empfindung so gross geartet, dass sie in einer Hingabe des kostbarsten Besitzes zur That werden musste. Tristan verschenkt dem Treuen „all sein Hab' und Gut“, Brünnhilde dem geliebten Helden das Welterbe im Ringe. (Im dritten Beispiel „bringt es die Masse“, die ihr Leben daran setzt.) Uebrigens ist es hier nicht die Deklamation allein, es ist fast mehr noch die Harmonie der Begleitung, worin der Parallelismus zum vollen Ausdrucke gelangt. Ist doch ein Höhepunkt des Empfindens überhaupt erreicht. Die ganze Seele, nicht nur in

der Wort-Sprache, nein, in der Gesammtheit ihres musikalischen Ausdrucksvermögens, stimmt diesen Freudengesang hingebenden Stolzes an.

Noch möchten wir eine Meistersinger-Stelle hinzufügen, des Hans Sachs frohüberzeugte Ansicht von der kräftig fruchtbaren Verbindung zwischen Volk und Kunst, in der Form eines kurzen Sinn- und Weihespruchs nach seiner körnigen Meisterweise: „Dass Volk und Kunst gleich blüh' und wachs' u. s. f.“ (75. 4. 4.)

Auch hier wird ein Treubund gepriesen, auch hier aus voller Seele mit triumphanter Harmonie. Der ganze Mann, der lebendige Innbegriff seines Dichterwesens, seiner Lebens- und Kunstanschauung, seines „Ideales“ drückt sich in dem volksthümlichen Sprüchlein mit ehrenfestem Selbstgefühle aus.

84b. Meistersinger. (397. 3.2.) **Tristan.** (179. 4. 2.)

Dieses Beispiel führt uns sogleich zum nächsten. Denn ganz aus derselben Empfindung, dem selben Sinne erklärt Sachs am Schlusse des Werkes freudig-stolz: „uns bliebe gleich die heilige deutsche Kunst!“ (397. 3. 2.)

Nun, und diese eigenthümlich freundlich auflösende, aus voller Kraft zu wohligem Frieden sich niedersenkende melodische Figur, welche gleichsam die Arme ausbreitet im Frohgefühle eines edlen Besitzes, der sich der Liebe und Treue verdankt — sie eignet auch dem treuen Kurwenal selbst, als er es so stolz bewundernd preist, wie „Burg und Hof“ einst bei seinem Scheiden sein „Held zu Erb' und Eigen“ dem treuen Volke hinterliess. (179. 4. 2.)

85. Tannhäuser. (159. 3. 1—3.) **Parsifal.** (86. 3. 6.)

Den Abstieg als Ausdruck der Kraft, der Fülle, des — subjektiv gefasst — hingebungsvollen Preises und Weihegesanges auf eine tiefempfundene,

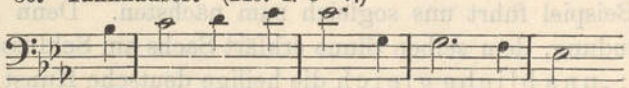
unendliche, erhabene Macht, wir finden ihn noch an zwei Stellen, wo nur die Musik allein im Stande und im Rechte war, die intimste Einheit zweier Weltgegensätze im gemeinsamen Ausdrucke zu vertreten.

„Unversiegbar ist der Bronnen" der irdischen Liebe für Tannhäuser (159. 3. 1—3). Doch sein Drama wird ihn lehren, dass die Unversiegbarkeit aus höheren Quellen stammt, dass der Quell der Liebe dann erst wahrhaft unversiegbar ist, wenn das Blut des Lebens selbst in ihm geflossen, wenn „der heiligen Liebe ewige Macht" in seinen Wellen rauscht.

Und diese Wellen rauschen durch die Welt in gottgeweihten Liebesthaten, in Heilandswerken. So singen die Ritter vom heiligen Grale in der gleichen Melodie ihren Weihespruch: „zu wirken des Heilandes Werke!" (86. 3. 6.)

Es ist die selbe Kraft des sich ganz einer grossen Empfindung hingebenden, edelgearteten Menschen, wie sie im Tannhäuser ihren leidenschaftlichen Ausdruck findet. Es fragt sich nur: Wohin wird sie ihren Weg durch die Welt nehmen? Welchem Bronnen wird sie folgen in seinem Laufe zum Todesufer? Dem Quell der Sinnenliebe — zum Sirenen-See der Venus? Oder dem Quell der Gottesliebe, dem erlösenden Blute des Grales — zum „heiligen See" von Monsalvat? Die Musik dringt aus einer seelischen Tiefe, die „kein Sünder findet". Sie verkündet die Idealität des Willens. Das Drama aber weist uns Hörende, als Schauende, den Weg dahin, wo diese Idealität allein zur Wirklichkeit zu werden vermag — wo sich die subjektive Empfindung des liebenden Menschen verschmilzt mit der wirkenden Seele des allerhöchsten Objektes seiner Verehrung, seines Glaubens. —

86. Tannhäuser. (245. 4. 3—7.)



Walküre. (243. 2. 5—3. 4.)

Da wir einmal schon der „heiligen Liebe ewige Macht" erwähnt haben, so wollen wir alsbald noch eine Parallele vor dem Vergessen bewahren, welche eben dieser Macht gar inbrünstigen Ausdruck gibt.

Wie Wolfram der Elisabeth Opfertod für Tannhäuser bewundert, so Brünnhilde des Siegmund Sterbebereitschaft um Sieglindes willen. Beider Seelen hat das Vorbild einer über das Maass des Irdischen erhabenen Liebesmacht im Tiefsten ergriffen. Das aus solcher tiefen Empfindung empordringende Gefühl einer glühenden Begeisterung für das anbetungs-

werthe Hohe und Edle in seiner höchsten Potenz („ewige Macht“) drückt sich gleicherweise aus in Wolfram's bewunderungsvollem Gesange: „O heiliger Liebe ewige Macht“ (245. 4. 3—7), wie auch in Brünnhildens rechtfertigenden Worten: „Ich vernahm des Helden heilige Noth.“ (243. 2. 5—3. 4.)

Die „Liebe“ und der „Held“, die „ewige Macht“ und die „heilige Noth“ sind hier die parallelen Begriffe, welche im Gesange auch ihren musikalischen Parallelismus gewinnen, nur dass die „Noth“ noch ein letztes emporschlagendes Intervall — wie einen Weheruf — einführt, wogegen die „Macht“ in andächtigem Verstummen ruhen bleibt. —

87. Rienzi. (367. 4. 4—5. 2.)

Holländer. (273. 2. 3—7.)

Ward im Vorigen die höchste Macht der selbstlos sich opfernden Liebe innigst mitempfunden und demgemäss lyrisch ausgedrückt, so gibt sie sich uns in einer anderen Parallele selbst, im persönlichen dramatischen Ausrufe.

„Wahnsinniger! Frei bin ich!“ So reisst sich Irene in höchster Energie eines letzten Entschlusses von dem rasenden Liebenden los und weiht sich in erhabenem Siegesgefühl dem Tode mit dem geliebtesten Bruder. (367. 4. 4—5. 2.) Nicht anders trennt sich auch Senta von Erik und den Ihrigen, um mit dem Todessprunge ihr Leben dem Holländer und seiner Erlösung zu weihen: „Hier steh' ich — treu dir bis zum Tod!“ (273. 2. 3—7.)

Die Deklamation hat beide Male die Form zweier selbständiger Absätze, einer Anrede, welche die Situation betrifft, und eines Ausrufes, der die Handlung selbst in das letzte Wort fasst. Demgemäss erhebt sich dieser zweite Satz mit erhabener Kraft über den ersten und schwingt sich mit wuchtigen, grossen Tönen zum Grundton hinab, der den äussersten Ent-

schluss der Seele zur vollendeten Thatsache, zum thatsächlichen Ende stämpelt. Die Worte „frei“ und „treu“ bilden den Höhepunkt, und da wollen wir uns an dem Gedanken erfreuen, wie es sich im ganzen „Rienzi“ um die „Freiheit“ handelt, und im ganzen „Holländer“ um die „Treue“, und wie nun hier am Schlusse der beiden Werke, aus der Seele des liebenden Weibes heraus, „Freiheit“ und „Treue“ zugleich und als Eines erst im Tode bewährt, bewahrheitet werden: in des Helden heiligster Noth — in der heiligen Liebe ewiger Macht! —

Dieser weiblichen Macht gegenüber steht nun die männliche des heldischen Muthes und des heilthatvollen Wissens in Siegfried und Parsifal.

88. Siegfried. (63. 3. 5—4. 1.)

Parsifal. (39. 1. 4—2. 1.)

Wir haben schon früher viel genug mit dem sog. „Thoren-Spruche“, besser: dem Verheissungs-Spruche im „Parsifal“ zu schaffen gehabt. Nun wollen wir ihn noch einmal recht eigentlich als Spruch betrachten und uns erinnern, dass auch Siegfried in seinem Drama mit einem gleichen Spruche als der kommende Held „verheissen“ wird.

Nur, wer „durch Mitleid wissend“ ward, sollte Amfortas heilen (39. 1. 4—2. 1), und „nur, wer das Fürchten nie erfuhr, schmiedet Nothung neu“. (63. 3. 5—4. 1.)

Die Deklamation, als Ausdruck eines bedeutsamen, sehr eindringlich zu machenden Redesinns, ist für die Form der Sprüche entscheidend. Wie das Wissen sich über das Mitleid als dessen Frucht erhebt, so das Nichterfahren über die Furcht als deren Besieger. Ungemein natürlich bildet sich so die Melodik beider Parallelstellen aus der Betonung der Hauptbegriffe je nach ihrer Wichtigkeit für die Handlung und die betreffenden Personen. Aber auch die Harmonie nimmt an dem Parallelismus theil, weil sie an der Entwickelung der Begriffe Antheil hat. Der Erste, das zu Ueberwindende, ist noch in moll gehalten, der Zweite, das Entscheidende, erschallt im siegreichen dur.

Abweichend nur ist der Schlusston bei der Verheissung des Furchtlosen. Wie kühn schwingt der sich empor und bleibt auf der Terz des triumphant eintretenden C-dur der Schwertfanfare schweben — offenen Auges, feurigen Blickes — ganz Hoffnung, ganz Bewunderung, ja, ganz Verheissung des Heiles. Vor dieser schwebenden Terz liegt für Wotan, den Verkünder, eine neue, freie Welt. Da schmiedet man Nothunge neu.

So heiteren Vertrauens erschliesst sich nicht die neue Welt im ernsten „Parsifal“ auf dem leidensvollen Gralsgebiete. Da heisst es noch lange: „Harre sein!“ — Das ist die sichere Thatsache — und sehnsüchtig dringt es von dort erst empor: „den ich erkor!“ Doch seht, auch dieses letzte Wort schwebt auf der Terz vor der neuen Welt!

Das aufspringende Thor — so könnte man die erhabene Gebärde der Musik nennen, wie sie im „Siegfried“ so besonders schwungvoll frei sich gab, gleichsam das Schwert schon hochschwingend, dem das Thor der neuen Welt weichen muss. Diese Gebärde aber erscheint öfter, und gerade als Deklamations- oder Gesangsfigur, entsprechend ihrem Charakter als Heldenspruch. Doch verschiedenartig ist die Sphäre, verschiedenartig die ganze dramatische Handlung, aus welcher der Held, der Mensch, zu solchem höchsten Ausdruck seines Wesens gelangt.

89. Holländer. (45. 3. 2—4.)

„Stehe still“. (4. 4. 3—5. 1.)

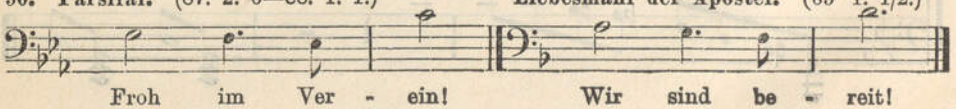
Der düstere Holländer ringt sich erst aus furchtbarer Verzweiflung am Leben und Heil bis zu jenem so jäh eintretenden Dur-Klange der hellen, hohen Terz empor. Seine Freiheit liegt ihm in „ewiger Vernichtung“ — sein Sieg ist der Tod selbst: „Ewige Vernichtung nimm mich auf.“ (45. 3. 2—4). Das Thor des Nirwanam öffnet sich vor dem unseligen Kinde des Sansara.

Deklamatorisch, melodisch und harmonisch entsprechend ruft auch die vom Weltwirbel umgetriebene Menschenseele in dem Liede „Stehe still!“ aus der Sehnsucht nach Erlösung der „urewigen Schöpfung“ zu: „Lass mich sein!“ (4. 4. 3—5. 1.)

Für Denjenigen, der den Begriff der „Parallelen“ weiter, d. h. aber tiefer zu fassen gelernt hat, wird es sich an dieser Stelle von selbst verstehen, dass er auch des Schlusses vom „Tristan“ gedenke, wo sich aus dem Sehnsuchtsmotive hervor die thorsprengende Kraft ringt, welche mit den, von der Dur-Terz noch bis zur Quint emporgesteigert, schwebenden Schlussakkorden, das Reich des Nirwanam voll und rein vor dem brechenden Auge des nachtsichtigen Weltleidens aufthut. Da dies aber nichts mehr zum Sehen für Tagesaugen ist, sondern nur noch zum „Hören des Lichtes“ mit den Sinnen des Nirwanam, so haben wir keine Noten dazu gesetzt. — —

Der Muth, der Thore sprengt und Bahnen bricht, ist auch inmitten der Leid- und Streitwelt fortdauernd von entscheidendem Werthe; denn der Sieg kann in jedem Augenblicke erkämpft werden, und auch die neue Welt erschliesst sich nicht erst im Tode, sondern schon in der Kraft des Wollens selbst, die von der ewigen Macht stammt. So wird der erhabene Aufruf der Heilsverheissung oder des Heilsgewinnes zu einem Kampfrufe im Leben, dessen schwebender Schlusston nicht ruhen bleibt, sondern weiter dringt — zu neuen Thaten.

90. Parsifal. (87. 2. 6—88. 1. 1.) **Liebesmahl der Apostel.** (65 1. 1/2.)



Dergleichen sind die weihevoll-wuchtigen Rufe der Gralsritter, die „froh im Verein“ mit seligem Muthe kämpfen wollen (87. 2. 6.) und ihrer heiligen Vorbilder, jener Apostel-Gemeinde im „Liebesmahl“, die vom gleichen Kampfesmuthe gegen das „wilde Heidenland“ beseelt ihr: „Wir sind bereit!“ in den selben Tönen dem eigenen Märtyrertode gottbegeistert entgegen singen. (65. 1. 1/2.)

Dass die Deklamation dieser Kampfesrufe durchaus den selben Tonfall hat, ist ebensosehr Ausdruck der gemeinsamen Empfindung, wie Ursache der gemeinsamen Melodik. Ursache und Wirkung sind eben Eines in der Gemeinsamkeit dessen, wovon die Musik Ausdruck ist — in diesem Falle: des redenden und singenden Muthes.

Solche Kampfesrufe haben zugleich den Charakter freudiger Grüsse, die dem Siege gelten. Wir schliessen billig die deklamatorischen Hauptparallelen an, die sich in Terzaufstiegen bewegend, unter jubelnden Wiederholungen immer höher schwingen.

91. Gruss seiner Treuen. (2. 4. 1—4.)

Man vergleiche — oder vielmehr: man braucht nicht mehr zu vergleichen — den „Gruss Seiner Treuen“ (2. 4. 1. ff.): „Sei uns gegrüsst! Sei uns gegrüsst!“ und die Begrüssung der Sängerhalle durch Elisabeth: „Sei mir gegrüsst! Sei mir gegrüsst!“ (113. 1. 3. ff.)

Hier wird ein Jeder sagen: „Nun ja, das konnte ja gar nicht anders lauten!“ Und Keiner wird sagen: „Ei was! Sich selber abschreiben kann

Jeder!“ Die Sache ist aber die, dass in allen Fällen, auch den unerkennbarsten, das selbe „Muss“ und „Kann“ zum Ausdruck kommt. Die ganze musikalisch-dramatische Kunst ist gewissermaassen ein solches: „Sei mir gegrüsst!“ Sie ergibt sich von selbst aus der Synthese zweier Elemente: aus dem Drama und dem Genie. Aber auch nur hieraus wahr, lebendig und vollkommen.

Bedauerlich bleibt es freilich, dass die Analyse hinter dieser Synthese so weit zurückbleiben muss, weil sie nur das Scheidemittel des Wortes besitzt, wogegen jene beiden grossen Welterscheinungen das unverbrüchliche Bindemittel der Musik besässen. „Sei uns gegrüsst“ singen wir so leicht und gerne der Musik zu. Aber auf die Gefahr hin, dass wir der freundlichen Grüsse entbehren müssen, sagen wir uns doch im stillen Gewissen: auch zur „Analyse“ gehörte Muth, und er ist uns bis in das zehnte Zehend unserer Beispiele nicht gesunken, das uns gerade mitten in die Muth-Parallelen geführt hat.

Verweilen wir noch ein wenig bei Diesen, obwohl es gegen den Schluss zu ein Weilen mit Eilen ist, und das arme Wort sich freut, dass es nicht mehr viel zu sagen hat! —

Vor Kampf und Entscheidung tritt eine höhere Kraft Hilfe verheissend ein.

92. **Rienzi.** (341. 1. 4—2. 2.) **Lohengrin.** (40. 1. 6/7.)

Im Gebete des Rienzi wird diese angerufen: „Mein Gott, der hohe Kraft mir gab!“ (341. 1. 4—2.) Auf den ersten Ausruf mit dem länger gehaltenen Haupttone folgt eine von gleichtönig wiederholtem Ansatze sich aufschwingende und von der Höhe sich niedersenkende Phrase, die den Charakter eines kräftig-reinen Vertrauens und zugleich einer, von diesem Vertrauen muthig umfassten, sicher waltenden Kraft enthält.

Dies entspricht durchaus der Erklärung Lohengrins: „Zum Kampf für eine Magd zu stehn!“ (40. 1. 6./7.) Der Ausruf gilt hier dem Gotteskampfe. Die hohe Kraft tritt für die reine Magd ein.

In dem Niedersprung der drei letzten Töne, welche das eigentlich Charakteristische der Hauptphrase bilden, senkt sich auch musikalisch die im Ganzen ausgedrückte hohe Kraft hilfreich herab zur harrenden Noth. Auch Rienzi betet ja um Kraft nur zum Schutze seines „Werkes“, und dies ist die Freiheit Rom's, gleichwie Lohengrin für die Befreiung Elsa's von „schwerer Schuld Verdacht“ zu kämpfen kommt. —

93. **Rienzi.** (141. 2. 4—3. 1.)

Lohengrin. (40. 3. 5—4. 1.

Dieser „Schutz“ hat noch seine eigene Parallele erhalten. Das ist jene Schutzerklärung des selben Helden, des Rienzi: „kraft der mir verlieh'nen Macht“ (141. 2. 4—3. 1.) und wiederum des Lohengrin Schützerfrage: („willst du wohl —) dich meinem Schutze anvertrau'n?“ (40. 3. 5—4. 1.)

Melodie und Harmonie stimmen überein, um mit dem verwandten Redesinn zugleich die Empfindungssphäre bergender Sicherheit zum Ausdrucke zu bringen. Der Niedersprung ist in dieser Melodie eine Durchgangsfigur. Dagegen ist das Charakteristische die Rückkehr der Phrase zum Grundtone hinauf. Eine solche Rückkehr hat immer etwas Sicherndes, Umschliessendes, Befriedendes, und wenn der abschliessende Ton nicht nur den Charakter des Grundtones, scheinbar oder wirklich, an sich trägt, sondern auch thatsächlich in sich selbst ruhen bleibt, so wird dadurch der Eindruck der schützenden Sicherheit noch verstärkt.

In dem Beispiele aus dem „Rienzi“, das mit dem dreifach gleichtönigen Ansatz (wie das vorige) beginnt, kehrt der selbe Ton am Schlusse konzentrirt in Eine enge, halbe Note wieder. Die energische thatbereite Kraft ertönt darin als fest gesammelte, einige Macht.

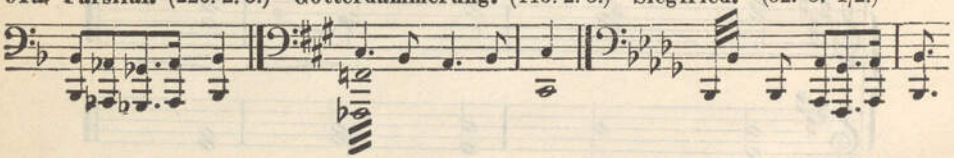
Im Beispiele aus dem „Lohengrin“ hingegen zerlegt sich dieser Grundton auf dem, jener „Macht“ entsprechendem „Schutze“. Ja, mehr als das! Die Phrase geht noch darüber hinaus. Sie fügt noch eine zweite, noch

bestimmtere Rückkehr-Figur hinzu: „Schutze anvertrau'n." Dieses Wort bildet nun den Schlusston. Das „Vertrauen" also tritt mit der Schutzmacht in den engeren Kreis des starken Friedens ein. Und wie wundervoll ist gerade an dieser Stelle der Uebergang aus moll in dur, aus der Sphäre der Noth in die des Heiles! —

So wird durch eine ganze musikalische „Handlung" in der Melodik der Gesamtphrase jene besonders stärkende Wirkung auf den Phrasenschluss ausgeübt, die sich im „Rienzi" auf das Mittel der einfachen Rückkehr zum ruhenden Grundton beschränkte, — was eher als eine musikalische „Situation" bezeichnet werden dürfte.

Wir können nicht umhin, die Rückkehr-Figuren noch etwas weiter zu verfolgen, selbst über das Gebiet der „Deklamation" hinaus. Sie bilden einen ganz besonderen und öfters sehr ausdrucksvoll verwendeten Typus der Musik als Ausdruck.

94a. Parsifal. (226. 2. 3.) **Götterdämmerung.** (115. 2. 3.) **Siegfried.** (52. 3. 1/2.)



Zur Grabesruhe wird Titurel getragen. (226. 2. 3.) Da erschallen tiefernste Töne und schliessen einen düster schimmernden Ring, wie Trauergeleit um den todten Helden. In unerbittlicher Folge, wie in's Unendliche menschlicher Tragik hin, werden die selben Töne ausgesponnen zur schwermüthig lastenden Begleitung des alles Erdenleid noch einmal selbst durchduldenden Befreiers in jener Verwandlungsmusik des 3. Aktes vom „Parsifal". (238. 3. 5 ff.)

Wotan, der Walhallherrscher, von dem es heisst, er sei im Titurel wiedergeboren, nur allzustolz verkündet er dem bebenden Mime in der Schmiedehöhle die zwingende Weltgewalt jenes göttlichen Vertragsfriedens, den sein Speer bewahrt. (52. 3. 1/2.) Die bindenden „Runen", die „in den Schaft er schnitt", ertönen im gleichen, sich zum Reife verschlingenden Symbol, und wieder schliesst unter den Akkorden der Frohne das stolz aufsteigende Motiv der Göttermacht mit diesem bannenden Schicksalsknoten, der auch „der Riesen Gezücht" mächtig „gezähmt". (52. 5. 3/4.)

Waltraute endet ihr leidenschaftliches Flehen um der Götter Erlösung, indem sie sich zu Brünhildens Füssen niederwirft: „Ende der Ewigen Qual!" Da biegt das leidvolle Motiv der göttlichen Trauer in diese befriedende Rückkehrsform einmal, nur einmal um. (115. 2. 3.) Der Friede ist ja Wahn, Brünnhilde versteht das Sehnen Walhalls nach

dem Ende nicht. Das Weltsymbol der Macht, als Liebeszeichen, ist ihrer liebenden Seele ein gewaltiger Ring. Doch er wird sich lösen, und der Friede behält doch das letzte Wort. Klingt nicht der letzte Erlösungssang in der „Götterdämmerung“ fast wie eine selige Umstimmung jenes Motivs in Melodie, des „Gesetzes“ in Freiheit?! —

Sind dies auch nicht alles Deklamationsformen, einem motivischen Urtypus stehen wir jedenfalls wiederum gegenüber, und alsbald haben wir ihn in noch mysteriöseren, noch manigfaltigeren Anwendungen auch bei der Deklamation selbst zu verfolgen.

94b. Tristan. (18. 4. 6.) **Meistersinger. (147. 1. 1/2.)**

Rheingold. (141. 5. 4/5.) **Liebesmahl der Apostel. (38. 1. 1—4.)**

Die berühmteste dieser weiteren Anwendungen ist wohl die wiederholte Tristan-Stelle: „In König Marke's Land.“ (18. 4. 6.) Diese Stelle trägt so unverkennbar den Stämpel der tiefen Tragik, dass man, diese Töne im Ohre, nicht leicht sich denken kann, die selbe Figur könne auch einer ganz anderen Art von „Rückkehr“ oder „Einkehr“, von „Friedensschluss“ dienen.

Und doch! Hier haben wir die parallele Meistersinger-Stelle: „die legten's ihm in die Brust.“ (147. 1. 1.) Und so finden wir selbst im „Liebesmahle der Apostel“ eine solche Melodie: „die an Mariens Sohne sie verübt.“ (38. 1—4.) Wie bringen wir dies unter Einen Hut?

Dazu meldet sich die Tarnhelm-Phrase Alberichs aus dem „Rheingold“: („überall bin ich) geborgen dem Blick“ (141. 5. 4.) Greifen wir denn nach diesem zauberstarken „Hute“, ob er uns hilft!

Die Rückkehr vom Anfangs- zum Schlusstone in einfachster Form, als Urtypus, drückt hier offenbar die Einhüllung in den Zauber des Tarnhelms aus. Harmonisch klingt die Phrase denn auch ganz „verhohlen“. Wie in der Schlussfigur der vorigen Lohengrin-Stelle ist der Uebergang von moll in dur das Charakteristische, welches uns dort besagte: aus Nacht zu Licht, — hier: durch Nacht zur Macht, durch den Nebelzauber zur Nibelungenherrschaft.

Wie viel mehr vertieft sich uns nun die Empfindung, die in jener Tristan-Stelle zu Klange kam! Ach, auch Isolden führt das Schiff wohl in ein Land der Nacht und des Todes! „König Marke's Land“ taucht

wie das Todtenreich selbst in diesem ernsten Motive auf. Seine Felsenufer öffnen sich wie weite stille Arme, um die unglücklichen Meerfahrer des Leides und der Liebe zu einem ewigen Frieden aufzunehmen, den sie noch nicht ahnen. Auch hier geht der Weg durch Nacht zum Lichte, dem „gehörten" Lichte! In der Nacht selbst werden sie ihr Heil finden, in dem Tode ihres Leidens Erlösung, aber auch ihres Liebessehnens Erfüllung.

Das Geheimniss der Erlösung durch den Tod ist es doch auch, welches in der Stelle aus dem „Liebesmahle", die vom heiligsten Erlösertode selber spricht, das traurig-ernste moll der natürlichen Empfindung jener todtumfangenen Jünger hindurchführt zum siegreich ruhenden C-dur des gewonnenen Heiles. Die Musik verräth, was die Personen kaum noch voll erkannten. Die Apostel beschuldigen die Juden der Missethat an ihrem lieben Herrn. Noch aber soll der heilige Geist über sie kommen, der ihnen die freudige Kraft verleihen wird, aus dieser nächtigen Frevelthat des gottvergessenen Volkes die Heilthat Gottes für alle Welt ertagen zu lassen.

Und nun endlich die Meistersinger-Stelle: — „Lenzesgebot, die süsse Noth — die legten's ihm in die Brust!" Die Noth wird zur Lust am Singen aus voller Brust. Aber voll muss die Brust sein, die singen soll, — voll der süssen Noth, voll des blühenden Ernstes, der wahrhaftigen Empfindung, die allein die Kraft verleiht zur schönen Heiterkeit der Melodie. Diese Erfüllung der Brust verhält sich zur Einhüllung in in Nacht und Nebel, wie Seele zu Leib. Die Hülle und Fülle der Beziehungen drängt sich hier zusammen, wie aller tiefe Reichthum des Gefühls in Einen holden Klang. Wie die Hülle den Frieden, gewährt die Fülle die Lösung, löst sie sich selbst aus der süssen Noth zum freien Lenzes- und Liebeslied. „So sang er, wie er musst' — und wie er musst', so konnt' er's." Den Stämpel dieses Könnens drückt das Motiv auf das Muss des Gefühls.

Wollten wir schliesslich, abgesehen von jener Bedeutung des Ueberganges von Nacht zu Licht, die aus der harmonischen Gestaltung des Motives entnommen ward, der eigentlichen melodischen Form, eben der Rückkehr-Figur also, einen gemeinsamen Namen geben, welcher der Empfindung beim Anhören dieser kleinen ausdrucksvollen Tonweise möglichst entspräche: wir müssten etwa „Einbettung" sagen. — Das wäre dann: eine Einbettung der Noth in den höheren Schutz, der Liebe in das Reich des Todes, der Lenzgefühle in die Sängerbrust, der Nibelungengier in den Nebelzauber, des höchsten Erlösungssehnens in das tiefste Dunkel des Erlösertodes. —

Allein wir haben hier ein wenig voraufgegriffen, indem wir das Ziel, den Frieden, vor dem Sehnen selbst betrachteten. Ueber dieses Ziel liess sich phantasiren und philosophiren, während jenes Sehnen einfach zu em-

pfinden ist. Haben wir uns also zum Ersteren verleiten lassen, so werden wir doch entschuldigt sein, da wir ja dem „Sehnen“ in früheren Abschnitten schon genugsam unsere Aufmerksamkeit geschenkt hatten. Hier, wo es sich um Deklamations-Parallelen handeln soll, wollen wir nur auf den Urtypus des Sehnsuchts-Motives bei zwei recht verschiedenartigen Reden und Rednern kurz hindeuten. Daran lässt sich noch einmal erkennen, wie die tiefe Wurzel der Empfindung, welche unter dem Spiele der Erscheinungen, unter dem Truge der Worte sich so gut zu hehlen weiss, in der Musik unmittelbar hervortritt.

95. Tannhäuser. (N. A. 159. 2. 1—3.)

Rheingold. (41. 2. 3—4. 2.)

„In vollen Zügen trink ich Wonnen!“ singt Tannhäuser in leidenschaftlicher Begeisterung, der Liebe höchstes Wesen preisend. (159. 2. 1—3.) Es ist der Sehnsuchts-Aufstieg, in den mit zwingender Gefühlsnothwendigkeit seine Sangesmelodie hier geräth.

Welch' anderer Melodik kann sich auch eine leichtsinnige Rheintochter bedienen, wenn sie verächtlich-spottend die arge Sinnlichkeit des „lüsternen Alben“, der nach ihnen Dreien auf Einmal verlangt, als einen nicht zu fürchtenden Wahnsinn charakterisirt: „Am wenigsten er — der lüsterne Alb — vor Liebesgier möcht' er vergeh'n!“ (41. 3. 3—4. 2.)

Tannhäuser, du kühner Sänger, Dir half „der heiligen Liebe ewige Macht“. Im Venusberge wurzelt zuletzt die Natur der Sirenen und der Faunen, der Rheintöchter und der Alberiche; und das Venus-Lied zuletzt stimmst auch Du an — die Sehnsucht nach dem Heil ist Dir noch nicht bewusst geworden. Noch schwimmst Du im vollen Strom des Sehnens, des Begehrens — noch hast Du nicht erkannt, dass „nicht der Quell, aus dem es fliesst“ Dir Deines Sehnens Heilung beut.

Wie die Wellen dieses Quelles umrieselt die Begleitung des Tannhäuser-Sanges seine Sehnsuchts-Melodie; und in verwandter Art rauschen die Wogen des Rheins um den parallelen, wenn auch deklamatorisch zerlegten Spottgesang der Rheintochter, die das Sehnen selber noch nicht kennt, und doch schon ohne Widerstreben mit dem spottenden Worte selbst, und über alle logisch-grammatischen Satztheile hinweg, in den grossen, alles mit fortreissenden Urstrom dieser Melodik gerathen musste! —

Wille und Welle sind verwandt, gleich wie Seele mit See die selbe Wurzel der Bewegung gemeinsam hat. Dies lässt sich uns zu guter letzt nach einer Wort-Parallele greifen, welche uns zu besonderer Berücksichtigung empfohlen ward.

96. Tristan. (86. 3. 7—4. 1.) **Parsifal.** (254. 3. 1/2.) (47. 1. 1/2.

Die „Welle“ rieselt ganz in der gleichen Weise im „Tristan“ wie im „Parsifal.“ „Des Baches sanft rieselnde Welt“ hört Isolde — nicht störenden Hörnerschall der Tageswelt. Es ist die friedlich-heimliche Stimme der schweigenden Liebesnacht. (86. 3. 7—9. 1.)

Parsifal bedient sich der selben Figur, nur als Intervall des „Thorenspruchs“ um $^1/_2$ Ton erweitert, wie sein Blick sich erhebt zu der heiligen Quelle, „die dort fliesst in des Grales Welle.“ (254. 3. 1/2.) Es ist das Licht des ewigen Heils, das ihm in das entzückte Auge strahlt. —

Verwandt — sagen wir jetzt dreist: parallel!“ ist ja auch jene „Welle“, welche schon in Amfortas' erstem Grusse an den heiligen See die musi-

kalische Gestalt der eigenthümlichen Wellenbewegung in ihrer knappsten Form des Abstiegs empfängt: „Im heiligen See wohl labt mich auch die Welle.“ (47. 1. 1/2.) Ein Seufzer des leidenden Menschen nach der labenden Heilkraft der Natur!“

97. Parsifal. (17. 1. 2/3.) **Rheingold. (39. 3. 2/3.)**

An der selben Stelle erscheint ein kleines Wunder. Wir dürfen an ihm nicht vorbeigehen, obschon es, strenge genommon, keine Deklamations-Parallele ist. Darum gibt es darüber Einiges mehr zu sagen — zu fragen.

Habt Ihr nicht das „Ringmotiv“ in seiner ersten Form aus dem „Rheingold“ gehört (39. 3. 2/3), wie es dort im „Parsifal“ unverkennbar mit seiner labenden „Welle“ in der Begleitung einsetzt vor dem weiteren Worte: „Es staunt das Weh“, das wir schon in anderer Beziehung betrachtet hatten? (17. 1. 2/3). — Gewiss: „Ringmotiv“ würden wir es nennen, wenn es uns so in einem der Nibelungen-Dramen erschiene. Hier aber — was will es?

Ebenso „unverkennbar“ — gar nicht anders zu deuten — einfach als Naturausdruck, spiegelt es die vorhergehende Melodie der Waldes-Morgen-Pracht gleichsam im heiligen See. In akkordlicher Umgestaltung erscheint es verwandelt aus einer singenden Einzelstimme, die sich mit anderen Einzelstimmen des Waldes verwob, in einer zusammenklingenden Sphäre, ein umschlingendes Element ohne Individuation — kurz: die Waldes-Morgenpracht verwandelt in das labende Wellenreich.

Ja, was ist es denn Anderes, was da zuerst im Rheintöchter-Gesange als „Ringmotiv“ auftaucht? — Auch die Mädchen kennen ihr Gold nur als den „wonnigen Schläfer“ in der Wiege, von Wellen umspielt, vom Rheine umfriedet. Was sonst sie auch davon auszuplaudern haben, ihnen ist das Gold „ein Tand in Wasserstiefen“, und das Motiv, es gehört ja zu den Figuren der Rückkehr — der „Einbettung“ —, hier also des Goldes in die Wiege des Wassers. Die durchgehende Begleitungsfigur des Rheintöchter-Gesanges ist nichts als die aufgelöst fliessende Bewegung des später daraus sich plastisch abklärenden Ringmotives.

Nicht etwa, als ob wir behaupten wollten: es sei daraus entstanden! Entstanden ist es als Wortausdruck des Spruchs: „der Welt Erbe gewänne zu Eigen.“ Aber, wer kann etwas dafür, dass dies Alles in einem so ganz umschliessenden, Alles mit sich fortspülenden Elemente, dem Urelemente selber, spielt? Der Spruch, die Worte selbst — schon der Dichter musste sie im Tonfall der Wellenbewegung sich äussern lassen, wenn er in diesem Elemente als schaffender Künstler völlig lebte. —

Dass nun auch gar die Figur des „Ringes“, also des erst hinzutretenden dramatischen Symbols für die Konzentration des Urelementes alles Werdens, in dieser Figur sich abdrückte — das liegt nicht nur auf der Oberfläche, wo ausserhalb der Musik diese „Abdrücke“ allein stattzufinden pflegen, sondern darin, dass die Figur im Verlaufe des Dramas ein Thätigkeitsausdruck wird. Das Gold wird „zum runden Reif geschmiedet!“ Die Rundung ist keine abgedrückte Gestalt, sondern ein wirkliches Werk, eine Arbeit, ein Ausdruck also thätigen Geistes, schaffenden Willens, zwingenden Begehrens. Rund soll das Gold werden, zum Reife werden durch die Schmiedekunst. Dieses „Soll“ erscheint fürderhin als ein musikalisches „Will“, als melodische Welle, in der biegenden Bildung des Ringmotives. Dass es aber zusammenfällt mit der Wellenbewegung und mit dem Tonfall des Spruchs vom Welterbe, beruht eben auf der Einheitlichkeit der schöpferischen Empfindung, für die der Ring selbst den grossen Kreis symbolisirte: die Umfriedung, Umgürtung des ganzen Weltlebens, ausgedrückt gleichfalls in jenem weltumfliessenden, weltumschliessenden Urelemente und in dem bedeutsamen Satze, der den Begriff des Welterbes „einbettete“ in den Begriff des „Eigenthums“ und damit dem weltumspannenden Begehren, dem Reiche des Willens, sprachlichen Ausdruck gab. Wir reden zu lebendiger Sprachphantasie.

Ausdruck also der gleichen Urbewegung ist Alles dies; und daraus eben entstehen die musikalischen Urtypen, um welche wir uns hier zu bekümmern hatten. —

In der Wiege des Urelementes könnten wir endlich unsere Parallelen ruhen lassen, wie der Ring doch zuletzt darin zur Ruhe kommt. Es reizt uns aber die „100“ zu erreichen, und das ist uns nicht schwer gemacht, da noch manches Beispiel zur Verwerthung vor uns liegt. Ziehen wir also erst noch eine Wort-Parallele herbei, welche nicht nur von besonders drastischer, sondern auch vorzüglich belehrender Wirkung erscheint.

98. Götterdämmerung. (237. 1. 2/3.)

Parsifal. (115. 2. 2–3.)

Gutrune erkennt jammernd den „Zauber“, der ihr „den Gatten entrückt“ (237. 1. 2/3), und ihr Gesang gibt diesem Worte die selbe melodische Form, wie Klingsor, als er mit selbstgefälligem Triumphe ausruft: „den Zauber kannt' ich wohl“ — der Kundry ihm „zum Dienste gesellt.“ (115. 2. 2.)

Wir wissen, dass der eine „Zauber“ aus dem Motive der „Liebesschlinge“ stammt, der andere dagegen aus dem „Klingsor“-Motive. Also die Wurzel dieses so auffälligen Zusammentreffens des selben Wortes auf die selben Töne liegt tiefer als nur im Worte, vielmehr in dem gemeinsamen Grunde zweier an sich verschiedenen Motivbildungen. Wer aber nur den Tonfall dieses Wortes „Zauber“ in der Musik an beiden Stellen hört, dessen Empfindung wird sich unmittelbar jenes Charakteristische mittheilen, das eben das Wesen des „gemeinsamen Grundes“ ausmacht. Sagen wir einfach: das Zauberische, so deuten wir damit zugleich darauf hin, dass auch das Wort „Zauber“ als sprachlicher Begriff in dem selben Grunde seinen Ursprung hat. Was uns bei dem Worte in den Sinn kommt, ist das Selbe, was jene beiden Motive in der „Götterdämmerung“ und „Parsifal“ bildete und sich nun wieder im Gesangsausdrucke des Wortes unserer Empfindung einprägt. In diesem „Zauber“ steckt der ganze Zauber des musikalisch-dramatischen Parallismus. —

Tücke und List, dämonisch stark gefärbt, dürfte man etwa als Hauptbestandtheil dieses eigenartigen Empfindungsausdruckes bezeichnen. Eine verschlagene Art sich drehender und windender, übermässiger Bewegung eignet der Melodik. Etwas Aehnliches, nur nicht mit dem dämonischen Uebermaass, welches die Zauber-Parallele charakterisirt, liegt auch in einer kurzen Charakteristik des „Melot“ und des „Merkers“, im „Tristan“ und in den „Meistersingern“, die gleichfalls im Wortausdrucke zu Tage tritt.

99. Tristan. (89. 3. 2/3.) **Meistersinger.** (96. 3. 6—4. 1.)

„Tückisch lauschend treff' ich ihn oft" (89. 3. 2/3): da ist das Lauernde, Aufmerkende in den Ansatztönen ganz deutlich zu erkennen; das Ganze aber ist zugleich eines jener Schlangen-Motive, die wir schon früher als musikalisches Symbol der Bosheit kennen gelernt haben.

Tückisch lauscht auch der Merker in seinem Gemerk, wie der Rabenvater Winter im Dornbusch: „er lauert da und lauscht, wie er das frohe Singen zu Schaden könnte bringen." (96. 3. 6—4.) Es ist die selbe Tonfolge. Das tückische Lauschen wird hier geradezu durch den „Schaden" ausgedrückt, den es bringen soll.

Zu dieser Gruppe wäre noch Manches aus allen Werken anzuführen. Loge äussert sich oft in ähnlicher Weise. Doch wir wollten es ja mit Andeutungen genug sein lassen. Tücke und List mögen wir nicht weiter beachten, sonst hätten wir am Ende die Arbeit gar nicht begonnen. Kehren wir lieber zu der „Einbettung" zurück, die endlich Alles zur Ruhe bringt.

Die Einbettung hat noch eine andere Form als die der Rückkehr, eine Form wiegender Beschwichtigung, die den Grundton mit friedvollem Wohlgefühle als unausbleibliche Folge herbeiführt.

In dieser Form äussert sich sowohl Siegmund in Bezug auf Sieglinde, wie Alberich in Bezug auf — Fafner den Wurm.

100. Walküre. (160. 2. 3—5.) **Siegfried.** (137. 1. 2—5.)

Diejenigen, welche darüber noch erstaunen, haben unsere Arbeit mit nicht besonderem Erfolge studirt. Das Gesetz der Musik als Ausdruck einmal zugegeben, ist es ganz gleich, ob dort oben auf der Bühne eine dem Tode liebevoll sich hingebende Jungfrau, oder ein wilder Wurm in seiner Mordhöhle erscheine. Wohl aber zwang es den schaffenden Künstler, dem dies Gesetz die eigentliche Freiheit — die Genialität — seines Schaffens bedeutet, den selben Urtypus auf wundervolle Weise den beiden grundverschiedenen Individuen charakteristisch anzupassen, indem er Siegmund zart und innig der unselig Geliebten sein Friedens-Schlummerlied singen lässt: „So ruhe denn aus, bis die Schlacht gekämpft, und Frieden dich erfreu'!" (160. 2. 3/5.) oder, wenn sein Alberich mit heuchlerischem Zureden dem plumpen Ungethüm den ungestörten Schlaf des Besitzes verspricht: „und ruhig schläfst du lang!" (137. 1. 2—5.)

Dies sei unser Abschiedsgruss, unser „Fahre wohl“ und „Gute Nacht“ an unsere erschöpften, aber getreuen Leser! Mögen sie die Anstrengung, die wir ihnen mit vollem Bewusstsein zugemuthet haben, dadurch wieder auszugleichen suchen, dass sie nun sich selber anstrengen, die Sache, die wir angeregt, ernstlich weiter zu verfolgen und auszubilden. Ohne Anstrengung — kein Erfolg! Durch Noth an's Ziel. Wir schliessen zwar unsere Arbeit mit der Schlummer-Parallele, aber die Sache soll nicht einschlafen. Wir denken, sie hat noch gute Zeit bis zur „Einbettung“ in irgend einen allgemeinen Paragraphen der deutschen Aesthetik der Zukunft, Kapitel:

„Musik als Ausdruck.“

Bayreuth, 19. Februar 1892.

„Einer.“

Nachwort.

Fast zwölf Jahre nach Abschluss dieser Arbeit konnte der letzte ihrer Theile endlich hier veröffentlicht werden; bei dieser Gelegenheit wollen wir nicht verfehlen darauf hinzuweisen, dass inzwischen Versuche auf Grund der selben Anschauung vom Wesen der Musik, wenn auch in anderer Weise angestellt worden sind, zuerst durch Herrn Dr. K. Steinfried und neuerdings sehr eingehend durch Dr. K. Mey in dem Buche „die Musik als tönende Weltidee.“ 1901/1902. —

H. v. Wolzogen.

Ludwig von Bürkel.

(† 9. Juli 1903.)

Die drei Nachrufe unseres vorigen Stückes waren soeben erschienen, als die Trauernachricht von dem Hinscheiden des kgl. bayerischen Ministerial-Direktors Ludwig von Bürkel, des einstigen Cabinets-Sekretärs Seiner Majestät des Königs Ludwig, hier eintraf. Zu den Beispielen der Treue, die unser verehrungsvolles Gedenken verdienen, gesellt sich nun das Seinige in einem besonderen Sinne: er war vor Allem der treue Diener seines Herrn; doch wie sein Herr vor Allem unser „Herr", der hehre Schirmherr unserer Sache gewesen, war auch er, und zwar mit vollem Herzen, der treue Diener dieser Sache. Wären Alle gewesen wie er, wohl hätte es um Herrn und Sache besser gestanden, und vor der sittlichen Klarheit wäre die dunkle Tragik gewichen. Nun aber findet man schon wie selten jene beiden Arten der Treue so eng vereint; seltener noch wird es, wenn man bedenkt, in welchen ganz ausserordentlich schwierigen Zeiten und Lagen die Treue hier zu bewähren war; und wohl am Seltensten dürfte im Verlaufe der Geschichte des Meisters und seiner Kunst ein solches Beispiel reiner Mannestreue gerade auf demjenigen Gebiete des Weltwesens anzutreffen gewesen sein, welches den frommen Namen „München" trägt. Jedenfalls leuchtet aus allen dort je gemachten, immer wiederholten, trüben Erfahrungen die Persönlichkeit eines Bürkel als eine ungetrübt klare heraus, welche Licht und Wärme zugleich ausstrahlte, ohne nach Aussen hin mit irgend welchem Anspruch auf besondere Beachtung hervorzutreten. Das Beste, was er gewirkt, hat sich im Stillen vollzogen. Die Beziehungen zwischen dem Könige und Bayreuth, soweit sie nicht im Innigsten persönlich waren, lagen durch bedeutende Jahre in der hütenden und ordnenden Hand dieses ebenso klugen und geschickten wie getreuen und guten Mannes, der für beide Theile gleiche Liebe und gleiches Verständniss besass. Dies eben waren die Wunderkräfte, die ihn sicher bewahrten vor jedem fremden Einflusse, wie sie ihm auch den Blick hell erhielten für jede von Aussen etwa drohende Gefahr. Erzählt man in deutscher Sage von einem treuen Eckhart und sieht man in dieser Gestalt sowohl das Symbol einer nationalen Grenzwacht als auch einer idealen Geisteshut, so dürfen wir nun die Vereinigung beider Bedeutungen wieder verkörpert finden in diesem bayerischen Bürgersmann aus dem pfälzischen Rheingau, dem Manne seines Fürsten und dem Freunde Bayreuths, welcher in seiner ganzen wahrhaftigen, warmherzigen und festen Natur jene besten deutschen Eigenschaften kundgab, aus denen symbolische Gestalten wie der Eckhart in unserer Volksphantasie sich einst herausgebildet haben. Wer sich an der Erhaltung Bayreuths freut, und Wer den königlichen Schirmherrn von Bayreuth verehrt, der wird auch Ludwig von Bürkel's nicht vergessen und sein Andenken in hohen Ehren halten.

H. v. W.

Nachtrag zu „Goethe und der Materialismus".

Von Max Seiling.

> Wir können die Bemerkung auf unserm Lebenswege machen, dass kein Gelehrter ungestraft jene grosse philosophische Bewegung, die durch Kant begann, von sich abgewiesen, sich ihr wiedersetzt, sie verachtet habe.
> (Goethe.)

Nach der Niederschrift meines Aufsatzes über dieses in der Litteratur immer wieder gestreifte Thema bin ich mit allerhand weiteren, meine Ansichten stützenden Belegen bekannt geworden, von denen die wichtigeren noch mitgetheilt sein mögen, da der Materialismus so energisch als möglich bekämpft werden muss.

„Die Wahrheit lässt sich nicht genug bestätigen, selbst wenn der Zweifel immer schwiege," lautet ein Wort Shakespeares. Nun schweigt aber der Zweifel nicht nur nicht, sondern es geschieht auch das Mögliche, um den Irrthum zu verbreiten. So sind Haeckels „Welträthsel", in denen Goethe bekanntlich für den materialistischen „Monismus" reklamirt wird, neuerdings als Volksausgabe erschienen, von der nach kürzester Zeit 50000 Exemplare abgesetzt waren. Diese ür 1 Mark käufliche Ausgabe ist von Haeckel mit einem Nachwort versehen worden, in welchem er u. a. seine Befriedignng über den grossen Erfolg der „Welträthsel" Ausdruck verleiht. Dass Verstand „stäts bei Wenigen nur gewesen" und dass zumal in den höchsten und schwierigsten Fragen der Beifall von Tausenden und Abertausenden einer Verurtheilung gleichkommt, das scheint Haeckel keine Skrupel zu machen. Bemerkenswerth ist, dass er in diesem Nachwort den vierten, theologischen Theil seines Buches, in welchem von Wissen und Glauben, Christenthum, Religion und Sittenlehre die Rede ist, für den „weitaus schwächsten und angreifbarsten" erklärt, während er sich in die Idee, dass seine Lehre unter dem Zeichen Goethe's stehe, noch mehr verrannt zu haben scheint. Denn auch das Nachwort schliesst mit einem Appell an Goethe, und zwar mit den ganz unglaublich klingenden Worten: „Unser Monismus ist im Sinne von Goethe zugleich der reinste Monotheismus". Insofern Goethe hier als Monotheist hingestellt wird, wäre nicht viel einzuwenden; dass aber Haeckel's öder, geist- und gemüthloser Materialismus für Monotheismus erklärt wird, geht denn doch über Alles, was an Verdrehungen je geleistet und auf dem Gebiete der Philosophie je geflunkert worden ist.

Im mehrerwähnten Nachwort hat Haeckel auch das inzwischen geprägte, gedankenlose Wort von der „voraussetzungslosen" Wissenschaft mit Behagen aufgegriffen. Nicht bedenkend, dass es eine solche Wissenschaft

gar nicht geben, sondern dass es sich nur um Tendenzlosigkeit handeln kann, sagt er z. B.: „Der Erkenntniss-Theorie gegenüber kann ich mich nur darauf berufen, dass die ganze neuere Naturwissenschaft seit dreihundert Jahren seit Bacon und Newton, die unbefangene Erfahrung, die „voraussetzungslose" Erforschung der durch Sinnesthätigkeit erkannten Thatsachen, als Ausgangspunkt aller sicheren Erkenntniss festhält, also a posteriori verfährt". Haeckel hält also nach wie vor das durch unsere beschränkten Sinne vermittelte Weltbild für das objektiv wirkliche und zum Aufbau einer Weltanschauung geeignete, eine „Voraussetzung", wie sie plumper und unbesonnener nicht gedacht werden kann. Ganz anders hat Goethe, obschon er nicht gerade als Idealist im Kant-Schopenhauer'schen Sinne bezeichnet werden kann, einmal zu Riemer (1805) geäussert: „Alle unsere Erkenntniss ist symbolisch".

Angenommen der Büchner-Haeckel'sche Materialismus wäre monistischer Pantheismus und nicht vielmehr dualistischer Atheismus, dann könnte wenigstens von entfernten Beziehungen zu Goethe gesprochen werden, da Spinoza immerhin einen gewissen Einfluss auf die Anschauungen des Altmeisters gehabt hat. Als ich eben den Gedanken erwog, ob es nicht eine dankbare Aufgabe wäre, den Umfang dieses Einflusses genauer zu bestimmen, fand ich in einem der Goethe-Jahrbücher eine Notiz, nach welcher diese Arbeit schon gethan ist. Interessenten finden sie im 15. Band der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht", wo Th. Vogel in „Nüchternen Erwägungen über Goethes Spinozismus" gezeigt hat, welch bescheidene Rolle Spinoza im reichen Gedankenleben Goethes gespielt hat. Th. Vogel, der sich hinsichtlich dieser Fragen in Uebereinstimmung mit dem Goethe-Kenner Suphan befindet, fasst seine Erwägungen in die Worte zusammen: „Das Endergebniss wird wohl sein dürfen, dass Goethe zwar in der ersten Weimarischen Zeit vor der italienischen Reise von Spinoza, vornehmlich ethisch, mächtig angeregt worden ist, einen gewissen Zug zu dessen Grundgedanken sich auch später bewahrt, in den letzten vier Jahrzehnten seines Lebens aber sich unter verschiedenen Einflüssen eine Weltanschauung allmählich ausgebaut hat, die als spinozistisch nicht bezeichnet werden kann". Ich begnüge mich daher, den früher beigebrachten Selbstzeugnissen noch einige hinzuzufügen.

Dass Goethe den Spinozismus ganz anders verstanden hat, wie die Materialisten, dafür spricht auch eine an Jacobi (Okt. 1785) geschriebene Bemerkung: „Du weisst, dass mir Spinozismus und Atheismus zweierlei ist". Und wie wenig Goethe als zünftiger Pantheist aufgefasst werden darf, beweist ferner eine köstliche Stelle aus dem am 31. Oktober 1831 an Zelter gerichteten Brief, in welchem vorher von „Frömmlern" die Rede ist: „Einer dieses Gelichters wollte mir neulich zu Leibe rücken und sprach von Pantheismus; da traf er's recht! Ich versicherte ihm mit grosser Einfalt: dass mir noch niemand vorgekommen sei, der wisse was das Wort heisst."

Ganz besonders wichtig ist endlich der in den Werken enthaltene, an den Kanzler Fr. v. Müller (1828) gerichtete und „Erläuterung zu dem aphoristischen Aufsatz, *„Die Natur"* betitelte Brief, in welchem Goethe seinen früheren, „eine Art von Pantheismus" bildenden Standpunkt für überwunden erklärt. In diesem Brief heisst es u. a. wörtlich: „Dass ich diese Betrachtungen verfasst, kann ich mich faktisch zwar nicht erinnern, allein sie stimmen mit den Vorstellungen wohl überein, zu denen sich mein Geist damals ausgebildet hatte. Ich möchte die Stufe damaliger Einsicht einen Komparativ nennen, der seine Richtung gegen einen noch nicht erreichten Superlativ zu äussern gedrängt ist. Man sieht die Neigung zu einer Art von Pantheismus, indem den Welterscheinungen ein unerforschliches, unbedingtes, humoristisches, sich selbst widersprechendes Wesen zum Grunde gedacht ist, und mag als Spiel, dem es bitterer Ernst ist, gar wohl gelten. Die Erfüllung aber, die ihm fehlt, ist die Anschauung der zwei grossen Triebräder aller Natur, der Begriff von Polarität und von Steigerung . . . . . Vergegenwärtigt man sich die hohe Ausführung, durch welche die sämmtlichen Naturerscheinungen nach und nach vor dem menschlichen Geiste verkettet worden, und liest alsdann obigen Aufsatz, von dem wir ausgingen, nochmals mit Bedacht, so wird man nicht ohne Lächeln jenen Komparativ, wie ich ihn nannte, mit dem Superlativ, mit dem hier abgeschlossen wird, vergleichen und eines fünfzigjährigen Fortschreitens sich erfreuen." Dieses Bekenntniss ist ausserordentlich werthvoll, weil die in dem Aufsatz „Die Natur" (s. „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen") ausgesprochenen Ansichten von Materialisten mit besonderer Vorliebe ausgeschlachtet werden. So hat z. B. vor noch nicht langer Zeit, als der Streit um „Babel und Bibel" heftig entbrannt war, die „Zukunft" jene Jugendarbeit Goethes unter dem eigenmächtigen Titel „Der Gott Goethes" abgedruckt und damit eine Bombe unter die Streitenden werfen wollen. Dass der reife Goethe diesen angeblichen „humoristischen, sich selbst widersprechenden" Gott „nicht ohne Lächeln" betrachtet hat, ist von der antireligiösen „Zukunft" natürlich nicht mitgetheilt worden. *)

Antireligiöse Tendenzen mit Goethe fördern zu wollen, dazu gehört eine Unwissenheit oder eine Dreistigkeit, die nicht stark genug gerügt werden können. Ich möchte bei dieser Gelegenheit ein Wort Nietzsches über Goethe zurückweisen, nachdem ich jetzt die gern zitirte Stelle vom „leidigen Marterholz" im Original gelesen. Im 51. Aphorismus der „Götzendämmerung" heisst es: „Goethe ist der letzte Deutsche, vor dem ich Ehr-

*) Zum Gebrauch des Epithetons „antireligiös" sehe ich mich, abgesehen von anderen Gründen, namentlich desshalb veranlasst, weil ich vom Herausgeber der „Zukunft" über den Werth der Religion in ziemlich durchsichtiger Weise belehrt worden bin. Ich hatte in einem auf den Rothe-Prozess bezüglichen Brief an ihn von der Religion als dem „Werthvollsten", das es gibt, gesprochen, während der (in der Nummer vom 9. Mai 1903) gedruckte Brief den vielsagenden Zusatz „für Viele Werthvollsten" enthielt.

furcht hege . . . . Auch verstehen wir uns über das Kreuz.“ Warum Nietzsche, nebenbei bemerkt, gerade vor Goethe noch Ehrfurcht hatte, ist schwer einzusehen, da dieser weder Atheist, noch Immoralist, noch Antimystiker war; wahrscheinlich hat es ihm die Bewunderung Napoleons von Seiten Goethes angethan. Wenn aber Nietzsche sagt, dass er und Goethe sich „über das Kreuz verstehen“, dann soll dies wohl heissen, dass Goethe die Ansichten Nietzsche's über das Christenthum, als den „unsterblichen Schandfleck der Menschheit“, getheilt habe. Zu dieser beispiellosen Fälschung konnte Nietzsche gegebenen Falles sich nur durch die wenigen abfälligen, aus ärgerlichen Stimmungen hervorgegangenen Aeusserungen Goethes hinreissen lassen, indem er zugleich seine Augen gegen die zahlreichen, wohl überlegten, zu Gunsten des Christenthums gesagten Worte verschloss. Von den beiden schlimmsten, Nietzsche jedenfalls besonders wohlgefälligen Aeusserungen Goethes beruht jedoch die eine auf einem Missverständniss, dem gerade Nietzsche begreiflicherweise leicht anheimfallen mochte, während die andere von Goethe selbst wesentlich abgeschwächt wurde. Mit der ersten meine ich jenes Epigramm, in welchem, wie ich früher bereits bemerkt, offenbar von vier übelriechenden Dingen die Rede ist, von denen das vierte mit einem † bezeichnet ist. Und die andere Aeusserung ist das in einem Briefe an Zelter (am 9. Juni 1831) fallen gelassene Wort vom „leidigen Marterholz“. Hinterher heisst es dort nun aber: „Da ich das wieder überlese, möcht' ich es zurückhalten, wie mir jetzt sehr oft geschieht; da man nicht einmal sagen mag wie man denkt, wie fällt's einem ein, so zu schreiben?“ Aus diesen von den Citatoren gewöhnlich unterdrückten Worten geht zweifellos hervor, dass es sich um eine vorübergehende Gedankenanwandlung handelt, die nicht einmal mündlich, geschweige denn schriftlich hätte zum Ausdruck kommen sollen.

Wenn man überhaupt alle vereinzelten und gelegentlichen Aeusserungen Goethes, die oft genug auf besondere Stimmungen zurückgeführt werden müssen, für eigentliche Lebensansichten halten wollte, dann könnte von unserem Geistesfürsten nimmer mehr ein einheitliches Bild entworfen (wie dies neuerdings Wilhelm Bode so gut gelungen ist), ja er könnte zum Zeugen für recht bedenkliche und sich sehr widersprechende Dinge angerufen werden. Da könnte z. B. Jemand kommen und behaupten, Goethe habe von der Reformation gar nichts gehalten, da er im August 1817 an Knebel geschrieben: „Unter uns gesagt, ist an der ganzen Sache nichts interessant, als Luthers Charakter und es ist auch das einzige, was der Menge eigentlich imponirt. Alles übrige ist ein verworrener Quark, wie er uns täglich zur Last fällt“. Es handelte sich damals um Vorbereitungen zu einem Reformationsfest, die Goethe aus irgend einem Grunde lästig sein und ihn in eine gereizte Stimmung versetzt haben mochten. Oder aber ein Materialist könnte sagen, Goethe habe an keine Fortdauer nach dem Tode geglaubt, weil er den Vers gedichtet:

Ein Sadducäer will ich bleiben! —
Das könnte mich zur Verzweiflung treiben,
Dass von dem Volk, das hier mich bedrängt,
Auch würde die Ewigkeit eingeengt:
Das wäre doch nur der alte Patsch,
Droben gäbs nur verklärten Klatsch.

Abgesehen davon, dass Goethe hier nur seine Abneigung gegen ein triviales Jenseits in launiger Weise aussprechen wollte, können diesem Verslein circa drei Dutzend mit sehr ernster Miene zu Gunsten der Fortdauer gemachte Aussprüche entgegengehalten werden.

Gleich wie Goethes Spinozismus, so ist auch seine Stellung zum Darwinismus systematisch und gründlich bereits untersucht worden, und zwar (1871) von Oskar Schmidt in der Schrift „War Goethe ein Darwinianer?" Das schon von Bratranek, dem Herausgeber von „Goethes naturwissenschaftlicher Correspondenz" hervorgehobene Resultat dieser Arbeit ist, dass Goethes Anschauungsweise durch Darwin geradezu umgekehrt worden ist. Denn, bei Darwin ist der Typus eine zufällig entstandene und um ihrer Zweckmässigkeit willen festgehaltene Form, also ein Erzeugniss, bei Goethe dagegen die nothwendige Grundlage für die Entwickelung und ihre zufälligen Variationen, also eine Voraussetzung.

Es folge jetzt noch eine ganze Reihe besonders bemerkenswerther gegen den Materialismus gerichteter Aussprüche Goethes, die übrigens noch bedeutend vergrössert werden könnte, wenn ich hier nicht von solchen Stellen absehen möchte, die ein ausgesprochenes okkultistisches Gepräge haben und als solche von mir anderweitig bereits verwerthet worden sind.*)

In den „Sprüchen in Prosa" steht: „Die Franzosen haben dem Materialismus entsagt und den Uranfängen etwas mehr Geist und Leben zuerkannt; sie haben sich vom Sensualismus losgemacht und den Tiefen der menschlichen Natur eine Entwicklung aus sich selbst zugestanden; sie lassen in ihr eine produktive Kraft gelten und suchen nicht alle Kunst aus Nachahmung eines gewahrgewordenen Aeussern zu erklären. In solchen Richtungen mögen sie beharren!" Entwicklung aus sich selbst — das ist es, was die Materialisten bei ihrer Auffassung von einer rein mechanischen, lediglich durch äussere Einflüsse herbeigeführten Art des Weltgeschehens nicht begreifen können. Sie sollten, wie einer von ihnen bereits ganz richtig vorgeschlagen, nur von Advolution, nicht von Evolution sprechen.

Monotheistisch im eigentlichen Sinne des Wortes sind die beiden in „Zur Naturwissenschaft im allgemeinen" vorkommenden Stellen: „Wir können bei Betrachtung des Weltgebäudes in seiner weitesten Ausdehnung, in seiner letzten Theilbarkeit uns der Vorstellung nicht erwehren, dass dem

*) In der Schrift „Goethe und der Okkultismus" (Leipzig, O. Mutze) und den in den „Psych. Studien" veröffentlichten Nachträgen: 1902 Mai bis Juni und 1903 Januar bis Februar.

Ganzen eine Idee zum Grunde liege, wonach Gott in der Natur, die Natur in Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit schaffen und wirken möge" („Bedenken und Ergebung") und „ . . . dieses Ungeheure personificirt tritt uns als ein Gott entgegen, als Schöpfer und Erhalter, welchen anzubeten, zu verehren und zu preisen wir auf alle Weise aufgefordert sind" („Bildungstrieb").

In zweifacher Beziehung beachtenswerth ist, was Goethe in seiner Einführung von „Des jungen Feldjägers Kriegskamerad" („Deutsche Litteratur") schreibt: „Ein höherer Einfluss begünstigt die Standhaften, die Thätigen, die Verständigen, die Geregelten und Regelnden, die Menschlichen, die Frommen. Und hier erscheint die moralische Weltordnung in ihrer schönsten Offenbarung, da wo sie dem guten, dem wackern Leidenden mittelbar zu Hilfe kommt." Die Materialisten kennen bekanntlich weder einen „höheren Einfluss" noch eine moralische Weltordnung.

Am 17. Oktober 1779 hatte Kirchberger ein Gespräch mit Goethe, worüber jener u. a. Folgendes berichtet: „Wir sprachen auch von der Macht der menschlichen Seelen nicht nur in Rücksicht ihrer Grösse, sondern infolge eines wirklichen Ausflusses, der in die Umstehenden auch ohne ein Wort zu sprechen wirkt. Hierüber war er zu meiner Verwunderung auch meiner Meinung." (Fr. v. Biedermann, „Goethes Gespräche" 1. Bd.) Die Anerkennung eines selbständigen seelischen Prinzips enthält auch „der Versuch, als Vermittler von Objekt und Subjekt", wo es heisst, dass man „den Seelenkräften, in welchen die Erfahrungen aufgefasst, zusammengenommen, geordnet und ausgebildet werden, ihre hohe und gleichsam schöpferische unabhängige Kraft nicht absprechen wird". Ferner gehört hieher der „Spruch in Prosa": „Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das, im Stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniss führt. Es ist eine aus dem Inneren am Aeussern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen lässt."

Den Primat des Geistes hat Goethe in einem (zu nicht mehr bestimmbarer Zeit gehabten) Gespräche mit Falk folgendermaassen anerkannt: „Wissen will ich, was jeden einzelnen Theil im Universum so hoch begeistigt, dass er den andern aufsucht, ihm entweder dient oder ihn beherrscht, je nachdem das allen ein- und aufgeborne Vernunftgesetz in einem höhern oder geringern Grade den zu dieser, jenen zu jener Rolle befähigt. Aber gerade in diesen Punkten herrscht überall das tiefste Stillschweigen".

Endlich möchte ich auch diesen Nachtrag mit der Vorführung eines radikalen, die Ansprüche der Materialisten auf Goethe streng zurückweisenden Gegensatzes abschliessen. Das bekannte, natürlich auch von Haeckel zu unterschreibende Wort L. Feuerbachs „Der Mensch ist was er isst" ist vom Materialisten Ingersoll — nicht etwa von einem satirischen Witzblatt! —

also erläutert worden: „Unsere Gedanken sind nichts Anderes als eine Umsetzung der Nahrung, die wir in unseren Organismus aufnehmen; die Schöpfung des Hamlet ist nichts Anderes als der umgewandelte Nahrungsstoff, den Shakespeare zu sich nahm". Goethe hingegen, der nicht ahnen konnte, dass das menschliche Denken einen solchen Tiefstand erreichen würde, sagte 1832 zu Eckermann: „In religiösen und moralischen Dingen gibt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Produkt rein menschlicher Kräfte. Versuche es doch nur einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Rafael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse".

Richard Wagners Geschichtsphilosophie.

Von Dr. Hermann Brunnhofer.

Zur Einführung.

Die vor zwei Jahren bei E. W. Fritzsch erschienene, nun in den Verlag von C. F. W. Siegel übergegangene Ausgabe „Ausgewählter Schriften über Staat und Kunst und Religion" von Richard Wagner scheint bisher noch bei Weitem nicht genügend beachtet worden zu sein. Man mag gemeint haben, es sollte damit nur nach einer gewissen „popularisierenden" Tendenz auch einmal „Wagner als Schriftsteller" einem grösseren Publikum näher geführt werden, und vermisste nun enttäuscht eine „leichtere Lektüre", wie sie etwa mit den Aufsätzen des 1. Bandes der Ges. Schr. wäre einigermaassen wirksam dargeboten worden. Doch weder dies lag in der Absicht solcher Herausgabe, noch auch der Wiederabdruck besonders „berühmter" Grundschriften über die Kunst, wie „Das Kunstwerk der Zukunft" und „Oper und Drama", deren Inhalt inzwischen für die Menge der Deutschen in die grossen lebenden Kunstwerke selber sich umgesetzt und in Bayreuth nunmehr seine volle Verkörperung gewonnen hat.

Etwas ganz Anderes war bezweckt worden, und dieser Zweck bleibt wohl der Erfüllung in hohem Maasse werth.

Unsere Zeit ist beherrscht vom Eigennutz, bewegt von der Politik, und beides vereinigt sich zu einer alle Verhältnisse durchdringenden undeutschen, weil den idealen Mächten des Lebens abtrünnigen und entgegenwirkenden Gewalt. Man meint dabei des idealistischen Mahners überhaupt nimmer zu bedürfen, und vermuthet in ihm, den man nicht kennt, einen weltfremden Schwärmer, welcher sich von der Wirklichkeit des Tages mit all ihren so höchst dringenden und bedrängenden Fragen und Sorgen in's schöne Blaue hinein ganz abgewendet habe. Dass er sich vielmehr in höchster Liebessorge ihr immer wieder zugewandt, nicht nur als ein scheidender, sondern als ein kommender Gralsritter, die Menschheit und insonderheit sein deutsches Volk nie im Stiche gelassen und aus den Augen verloren, sondern bei jeder Gelegenheit es nur an seine edelste Bestimmung auf Erden zu erinnern und dazu emporzurichten gesucht hat: davon weiss man nichts, oder was man zu wissen glaubt, ist irrig und verkehrt. Was der Meister dem wirklichen, in Zeit und Staat lebenden und leidenden Volke zu sagen hatte, welche Wege, welche

Kräfte er ihm im reinsten Sinne des deutschen Geistes zu zeigen sich befähigt und berufen fühlte, davon legt dieser Band ausgewählter Schriften ein mächtiges Zeugniss ab. Dass es für das deutsche Volk bei allen hochnothwendigen und preiseswerthen Bemühungen um „seinen Platz an der Sonne", bei allem „Fortschritt" auf der Bahn der Civilisation, nicht um dieses „Mittel" als eigentlichen Zweck sich handelt, sondern nur um den Schutz, um die Ermöglichung und Sicherung viel höherer Güter und Eigenschaften, in denen das eigentliche deutsche Wesen besteht, und dass eben dies die wahre und unvergleichliche Macht und Ehre unseres Volkes ist: das lernt sich neu und tief erkennen aus jenen Schriften der Jahre 1864 bis 1881.

Unseren Lesern brauchen sie kaum noch „empfohlen" zu werden; aber was ihnen an's Herz zu legen bleibt, ist die Pflicht ihrer möglichsten Verbreitung, wozu das nahende Weihnachtsfest jetzt wiederum eine günstige Gelegenheit darbietet. Dabei dürfte es nicht ganz unwirksam sein, auf eine Erfahrung hinweisen zu können, welche wir jüngst gemacht, und deren schriftliches Zeugniss wir im Folgenden unseren Lesern vorlegen wollen. Es ist gewiss von eigenem Interesse zu beobachten, wie jene Schriften auf einen Geist zu wirken vermochten, welcher ihrer Sphäre, und also auch unserer ganzen geistigen Gemeinschaft, bisher noch ferne gestanden war, während er als Gelehrter auf dem ihm eigenen Wissens- und Schaffensgebiete zu hervorragender Bedeutung gelangt ist.

Professor Hermann Brunnhofer in Bern, Schweizer auch von Geburt, Indologe von Beruf, ist der Verfasser u. A. folgender Werke: „Urgeschichte der Arier in Vorder- und Centralasien", Band I: Iran und Turan, Band II: vom Pontus bis zum Indus, Band III: vom Ural bis zum Ganges (Leipzig 1889—93); „Ueber den Geist der indischen Lyrik" (Leipzig 1882), „Ueber den Ursitz der Indogermanen" (Basel 1884), „Die Herkunft der Sanskrit-Arier aus Armenien und Medien" (Verhandlungen der Berliner anthropol. Ges. 1899); „Kulturwandel und Völkerverkehr (Sprachleben, Kulturentwickelung, Weltverkehr)" (Leipzig 1891); „Russlands Hand über Asien", historisch-geographische Essays zur Entwicklungsgeschichte des russischen Reichsgedankens (Petersburg 1897); „Giordano Bruno's Weltanschauung und Gefängniss" (Leipzig 81); „Giordano Bruno's Lehre vom Kleinsten als Quelle der prästabilirten Harmonie des Leibniz" (Leipzig 1891); „Giordano Bruno's Einfluss auf Goethe" (Goethe-Jahrbuch 1886); „Goethe's Bildkraft im Lichte der ethnologischen Sprach- und Mythenvergleichung" (Leipzig 1890); „Homerische Räthsel, die hom. epitheta ornantia etymologisch und historisch-geographisch gedeutet" (Leipzig 1899).

Dieser gelehrte Mann liest sich nun zum ersten Male hinein in Wagners Gedankenwelt und gibt wieder, was er dieser Bekanntschaft verdankt. Er gibt nicht nur Wagner wieder, sondern auch sich, den Leser, in dem, wie er und was er davon auffasste, was ihm bei Seite blieb, und was sich mit seinen eigenen Anschauungen verband, ihnen unwillkürlich anglich, etwas von ihrer Farbe annahm. Denn der Indologe fühlt sich dem alten Brahmanismus näher als dem heutigen Christenthum; der Schweizer hegt politische Grundmeinungen, welche der Deutsche nicht ohne Weiteres theilt. Wo dieses beides zu weit sich entfernte von derjenigen Darlegung der Wagnerischen Gedanken, die bestimmt sein dürfte zur Gewinnung neuer Leser seiner Schriften, da war es uns gestattet, ein Weniges zu kürzen, ohne den Charakter des Ganzen zu beeinträchtigen. So hoffen wir denn, dass die Veröffentlichung ihren Zweck zu erfüllen wohlgeeignet sein werde, und müssen es dem geehrten Verfasser herzlich danken, dass er die Güte hatte, seinen Eindruck von dem Bande, den wir somit recht Vielen vor Augen rücken möchten, eigens für unsere Blätter zu Papier zu bringen.

H. v. Wolzogen.

Die Zahl derjenigen, die Richard Wagner auch als Schriftsteller zu würdigen wissen, ist zwar im Wachsen begriffen, steht aber bis jetzt noch in keinem Verhältniss zu der gewaltigen Menge der Verehrer des Künstlers. Es war deshalb ein glücklicher Gedanke, aus den zehn Grossoktavbänden der gesammelten Werke Richard Wagners, eine Auswahl der vorzüglichsten Prosaschriften des Denkers herauszugeben, einen seines mässigen Buchhändlerpreises wegen Jedermann leicht zugänglichen Band voll der schärfsten Gedanken und weittragender Zukunftsträume eines der unerschrockensten deutschen Patrioten. Richard Wagner würde, hätte er auch weder den Tannhäuser, noch den Lohengrin, weder den Ring des Nibelungen, noch den Parsifal geschaffen, dennoch schon als einer der gedankenreichsten, vielseitigsten und zugleich berückendsten Schriftsteller Deutschlands glänzen. Nicht genug, dass er, der wunderbare Mann, dem deutschen Volke sein ganzes Sagenthum, das poetisch-religiöse Erbe seiner vor- und frühchristlichen Ahnenzeit in musikalischer Verklärung neu geschenkt hat, er hat auch die Mittel und Wege gewiesen, die das deutsche Volk, will es anders auf der Bahn der Selbsterziehung mit freiem Ausblick in die Zukunft vorwärts schreiten, in Religions-, Kunst- und Staatsangelegenheiten festhalten und einschlagen wird.

Was uns alle Germanisten Grossdeutschlands nicht zu Stande gebracht hätten, die Lösung der Aufgabe, dem deutschen Volke, deutsch im Sinne, „soweit die deutche Zunge klingt", die mythischen Welträthseldeutungen seiner germanischen, vielleicht schon arischen Dichterphilosophen, wiederzubringen und verständlich zu machen, das ist dem Genie des Künstlers gelungen und so gelungen, dass unsere längst vergessen gewesenen Götter und Helden, Riesen und Zwerge allmählich wieder in den unverlierbaren Formen- und Bilderschatz unserer Poetik und Rhetorik, unserer Malerei und Bildhauerei übergegangen sind, nicht zu reden von Theater und Musik, denen das Werk der Wiedergeburt der germanischen Ideenwelt zu allernächst zu verdanken ist.

Es lässt sich aus dem Gesagten leicht ermessen und die „Ausgewählten Schriften" über Staat und Kunst und Religion bestätigen es vollauf, über welche Schaffenskraft und Ueberzeugungsgabe der Genius gebieten musste, dem diese grosse That gelang! Dazu gehört aber wiederum eine Tiefe des Denkens und ein so unerschütterlicher Glaube an sich selbst, wie sie nur vom Schicksal schwerbedrängte Männer zu erwerben vermögen. Da gilt recht eigentlich Hölderlins Ausspruch:

Der Noth ist jede Lust entsprossen
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebste, was mein Herz genossen, —
Der holde Reiz der Menschlichkeit.

Wenn man den Band „Ausgewählter Schriften" Richard Wagners durchgelesen hat und sich nun über Gehalt und Umfang des Gelesenen Rechenschaft zu geben sucht, so ist man erstaunt über die Fülle der philosophischen, ästhetischen, kulturhistorischen und politischen Einsichten und Anregungen, die man daraus gewonnen hat. Man fragt sich dann wohl: ja wie war es denn Wagner nur möglich, neben seiner grossartigen Doppelthätigkeit als Dichter und Komponist, sich auch noch die Zeit zu erübrigen, soviel zu lesen und dann noch so viel zu schreiben? Und wie zu schreiben? Es gibt in diesem mässigen Bande seitenlange Stellen, die stilistisch und an Wohlklang zum Schönsten gehören, was in deutscher Sprache geschrieben worden ist. Es verlohnt sich schon der Mühe, einige dieser Prachtstellen wörtlich herauszuheben. So findet sich gleich in dem umfangreichsten, im Jahre 1864 geschriebenen Artikel: „Deutsche Kunst und Deutsche Politik" (Ausgew. Schriften S. 93) folgender Hymnus auf das tragische Weltgeheimniss:

„Mit Grauen und Schauder nahten von je die grössten Dichter der Völker diesem furchtbaren Abgrunde; sie erfanden die sinnreichen Gesetze, die weihevollsten Zaubersprüche, um den dort sich bergenden Dämon durch den Genius zu bannen, und Aischylos führte selbst mit priesterlicher Feierlichkeit die gebändigten Erinnyen zu dem Sitze ihrer Erlösung von unseligen Flüchen. Dieser Abgrund war es, den der grosse Calderon mit dem himmlischen Regenbogen nach dem Lande der Heiligen überbrückte, aus dessen Tiefe der ungeheure Shakespeare den Dämon überstark selbst beschwor, um ihn, von seiner Riesenkraft gebändigt, der erstaunten Welt als ihr eigenes, gleich zu bändigendes Wesen deutlich zu zeigen; an dessen weise ausgemessenen, gelassen beschrittenen Vorsprüngen Goethe den Tempel seiner Iphigenia aufbaute, Schiller den Gotteswunderbaum seiner Jungfrau von Orleans pflanzte. An diesen Abgrund traten die melodischen Zauberer der Tonkunst und gossen Himmelsbalsam in die klaffenden Wunden der Menschheit; hier schuf Mozart seine Meisterwerke und hierher sehnte sich ahnungsvoll Beethoven, um dort erst seine höchste Kraft bewähren zu können."

Und auf Seite 360 in dem 1881 geschriebenen kleinen Aufsatze „Erkenne dich selbst" entzückt uns folgender Dithyrambus auf unsere deutsche Muttersprache:

„Vaterland, Muttersprache? Wehe dem um sie Verwaisten! Unermessliches Glück aber, in seiner Muttersprache die Sprache seiner Urväter selbst erkennen zu dürfen! Durch solche Sprache reicht unser Fühlen und Erschauen bis in das Urmenschenthum selbst hinab, keine Besitzesgrenzen schliessen da unsern Adel ein, und weit über das zuletzt uns zugefallene Vaterland, weit über die Marken unserer geschichtlichen Kenntniss und der durch sie zu erklärenden äussern Gestaltungen unseres Bestehens, empfinden wir uns der schöpferischen Urschönheit des Menschen verwandt. Und dies ist unsere deutsche Sprache, das einzige echt erhaltene Erbstück unserer Väter. Fühlen wir unter dem Drucke einer fremden Zivilisation uns den Atem vergehen und uns in schwankendes Urtheil über uns selbst gerathen, so dürfen wir nur in dem wahren väterlichen Boden unserer Sprache nach deren Wurzel graben, um sofort beruhigenden Aufschluss über uns, ja über das wahrhaft Menschliche selbst zu gewinnen. Und diese Möglichkeit stäts noch aus dem Ur-Brunnen unserer eigenen Natur zu schöpfen, welche uns nicht mehr als eine Rasse, als eine Abart der Menschheit, sondern als einen Urstamm der Menschheit selbst fühlen lässt, sie erzog uns von je die grossen Männer und geistigen Helden, von denen es uns nicht zu bekümmern braucht, ob die Schöpfer fremder, vaterloser Zivilisationen sie zu verstehen und zu schätzen vermögen; wogegen wir im Stande sind, von den Thaten und Gaben unserer Vorfahren erfüllt, mit klarem Geiste erschauend, jene wiederum selbst richtig zu erkennen und nach dem ihrem Werke inwohnenden Geiste reiner Menschlichkeit zu würdigen. So fragt und forscht denn der echte deutsche Instinkt eben nur nach diesem Rein-Menschlichen und durch dieses Forschen allein kann er hülfreich sein, — dann aber nicht blos sich selbst, sondern allem, noch so Entstellten, an sich aber Reinen und Echten."

Noch andere Glanzstellen stilistischer Leistung sind z. B. der Abschnitt über den römischen Adel unter dem Kaiserreich (S. 178) oder ganz besonders die über die Erlösungsbedürftigkeit (auf S. 322—325), von welcher wir, der Schönheit der Sprache wegen, nur folgenden Abschnitt hervorheben wollen: „Was als einfachstes und rührendstes religiöses Symbol uns zu gemeinsamer Bethätigung unseres Glaubens vereinigt, was uns aus den tragischen Belehrungen grosser Geister immer neu lebendig zu mitleidsvoller Erhebung anleitet, ist die in manigfachsten Formen uns einnehmende Erkenntniss der Erlösungs-Bedürftigkeit. Dieser Erlösung selbst glauben wir in der geweihten Stunde, wann alle Erscheinungsformen der

Welt uns wie im ahnungsvollen Traume zerfliessen, vorempfindend bereits theilhaftig zu werden: uns beängstigt dann nicht mehr die Vorstellung jenes gähnenden Abgrundes, der grausenhaft gestalteten Ungeheuer der Tiefe, aller der süchtigen Ausgeburten des sich selbst zerfleischenden Willens, wie sie uns der Tag — ach! die Geschichte der Menschheit vorführte: rein und friedenssehnsüchtig ertönt uns dann nur die Klage der Natur, furchtlos, hoffnungsvoll, allbeschwichtigend, welterlösend. Die in der Klage geeinigte Seele der Menschheit, durch diese Klage sich ihres hohen Amtes der Erlösung der ganzen mit leidenden Natur bewusst werdend, entschwebt da dem Abgrunde der Erscheinungen, und, losgelöst von jener grauenhaften Ursächlichkeit alles Entstehens und Vergehens, fühlt sich der rastlose Wille in sich selbst gebunden, von sich selbst befreit."

Aber diese glänzenden Beispiele des Satzbaues, der Diction und des Wohlklangs, so sehr sie uns durch ihren Rhythmus und Vocalismus einzunehmen vermögen, sind schliesslich doch nur die kostbare Form, durch welche sich die tiefen und kühnen Lichtgedanken des Geschichtsdenkers Wagner zum Ausdruck bringen. Denn das darf man wohl sagen, das springt sofort in die Augen: Richard Wagners ewiges Sinnen und Trachten ist auf die Heran- und Herausbildung schöner, freier, reiner, edler Menschheit gerichtet. Das ist der Schlüssel zu dem Geheimniss seines Schaffens und Wirkens, seiner tief pessimistischen Geschichtsbetrachtung und seiner zukunftsfreudigen Erlösungslehre. Was gewesen ist, wäre zum grössten Theil besser nicht gewesen, als dass es sich uns so vor die Augen stellt, wie es thatsächlich in die Erscheinung getreten ist. Wenn Wagner die bisherige Kulturgeschichte der Menschheit von dem erhabenen Standpunkt seines ethischen Idealismus aus überblickt und er schaut hinab in den kochenden Pfuhl all der Niedertracht und des Elends, den uns die geschichtlichen Studien aufgedeckt haben, so scheint er nicht weit davon entfernt, mit Schopenhauer in das sarkastische Bekenntniss auszubrechen: es scheine: Gott habe die Welt nur dazu erschaffen, damit sie der Teufel hole. (S. 329.)

Die Frucht dieser kritischen Geschichtsbetrachtung ist ein überquillender Reichthum von Geschichtsbildern, eine Fülle von geschichtsphilosophischen Schilderungen, von welthistorischen Ueberblicken, so z. B. über das Wesen und den Ursprung der Religion (S. 264), über den griechischen Gottesbegriff (S. 269), insbesondere aber über die beiden grossen Religionen des indischen Arierthums, über Brahmanismus und Buddhismus. Wagner's höchste Bewunderung gilt der Erhabenheit und dem Tiefsinn, der Weitsichtigkeit und fehlerlosen Korrektheit des Geistes, die wir bei den uns geschichtlich zuerst begegnenden arischen Geschlechtern wahrnehmen (S. 265, 282, 319, 373). Aus der Tiefe der Gottes- und Welterkenntniss, wie sie der Brahmanismus in sich birgt, fliesst für Wagner, wie für Schopenhauer, sein philosophisches Ideal, jener Pessimismus der Weltanschauung, der, bei diesem wie bei jenem, zuweilen erschreckenden Ausdruck annimmt, doch so, dass, während Schopenhauers Erlösungslehre keinen andern Ausweg aus dem Wirrsal des Willenstobens weiss, als die ewig wiederholte Mahnung, diesen Willen zu ertödten, Wagner vielmehr fordert, dieser Wille, der durch blindes Schaffen und Wüthen die Welttragik verschuldet, müsse nicht ertödtet, sondern vielmehr an der Hand der Erkenntniss des Guten und Bösen in die richtigen Bahnen geleitet werden, in eine Bahn, wo er dann der herrlichsten Leistungen fähig werde. Der Wille müsse durch die Erkenntniss des Weltübels, welches in nichts anderem bestehe, als in der Selbstvergessenheit des Willens, in der ungebrochenen Selbstsucht, dahin gebracht werden, dass er fähig werde, das Leid der Andern mitzuleiden, durch das Mit-Leid mit den Andern, durch die brahmanische Einsicht *tat tvam asi* „das bist du", sein eigenes Selbst in dem Andern aufzuheben. Das höchste Beispiel

solchen Mit-Leids mit dem Leiden der gesammten Menschheit sei aber der Welterlöser am Kreuze.

Wagner verkennt keinen Augenblick die ungeheure Schwierigkeit der moralischen Aufgabe der Menschheit. Er findet den Grund dafür in der ganz unglaublichen Schwäche und Geringfügigkeit der allgemeinen, menschlichen Intelligenz (S. 8), worüber in Erstaunen zu gerathen ihm beschämende Verwunderung abnöthigt, „denn eine richtige Erkenntniss der Welt hätte uns von Anfang her belehrt, dass das Wesen der Welt eben Blindheit ist" (S. 8).

Die Ueberzeugung von der verhängnissvollen Schwäche des menschlichen Intellekts sucht sich Wagner durch die Annahme oder man möchte sagen Uebernahme der christlich-kirchlichen Ansicht von der Entartung des Menschengeschlechts begreiflich zu machen (S. 301, 302, 311, 345). Die Ursache eben dieser allgemeinen Entartung des Menschengeschlechts aber sucht er mit dem Grafen Gobineau in dessen Werk *„Essai sur l'inégalité des races humaines"* in der allgemeinen Rassenvermischung, wodurch insbesondere der Verderb der edelsten Rasse, der weissen, herbeigeführt worden sei, einer Rasse, die „unvergleichlich weniger zahlreich an Individuen als die niedrigeren Rassen, zur Vermischung mit diesen genöthigt war" (S. 365). Den Abschluss der weltgeschichtlichen Entwicklung bilde die „langsam, aber mit blinder Unfehlbarkeit vorbereitete, allgemeine Hungersnoth" (S. 328). Eine Rettung aus dieser Misère von Seiten der bestehenden Mächte scheint ihm äusserst zweifelhaft. Denn „ein Christenthum, welches sich der Rohheit und Gewalt aller herrschenden Mächte der Welt anbequemte, dürfte, vom reissenden Raubthiere dem rechnenden Raubthiere zugewendet, durch Klugheit und List vor seinem Feinde übel bestehen; weshalb wir denn von der Unterstützung unserer kirchlichen wie staatlichen Autoritäten für jetzt kein besonderes Heil erwarten möchten" (S. 353). So könnte denn die Menschheit mit Goethe reumüthig ausrufen:

Ich brachte reines Feuer vom Altar,
Was ich entzündet, ist nicht reine Flamme,
Der Sturm vermehrt die Glut und die Gefahr;
Ich schwanke nicht, indem ich mich verdamme.

Angesichts dieser verzweifelten Lage des Menschengeschlechts erhebt sich jedoch nun die bange Frage: Ja, gibt es denn kein Mittel, die auf den Weg zur Hölle gerathene Menschheit auf die Bahn zum Himmel zurück zu bringen? Ist es überhaupt möglich, den Einzelnen, wievielmehr ein Volk oder gar die gesammte Menschheit, nachdem sie einmal verderbt sind, wieder herzustellen, ihre Degenerirten zu regeneriren?

Wagner will kein Allheilmittel empfehlen, aber er weist auf eine Erscheinung hin, welche innerhalb der entarteten Welt noch heute von einer höheren, reineren Art zeugt: die Musik. Sie entlockt den geheimnisvollen Tiefen des Dings an sich die wunderbaren Töne, die alsdann im musikalischen Drama auch das gesprochene Wort des Dichters wie die Handlung und Geberde des Schauspielers in der Weise begleiten, dass jedes Wort, jede Handlung durch die sie begleitenden Töne in ihrer innersten Bedeutung erkannt und nachgefühlt werden und das um so deutlicher, als die Dekoration auf das genaueste zu Poesie, Musik und Aktion stimmen muss. Das ist das ideale Drama, das nicht zum schalen Zeitvertreib dienen, sondern wie voreinst die griechische Tragödie, als weihevolles Festspiel zunächst die Auserwählten des Volkes und durch diese das ganze Volk im innersten Herzen ergreifen, sie zum Mit-Leiden mit allen Geschöpfen, mit ihrem Volk, mit der Menschheit befähigen und zur Darlebung der Kultur willenskräftig machen soll.

Insoferne die Musik den Menschen aus seiner selbstsüchtigen Härte aufweckt und ihn nöthigt, das Leid der Anderen als s e i n Leid zu empfinden, sich selbst in allen anderen Geschöpfen wiederzuerkennen, gelangt der also aus seinem Ge-

fühlsschlaf aufgeweckte Kulturmensch zu der Einsicht, dass er kein Recht hat, zur Befriedigung seiner Gelüste sich an dem Leben der anderen Geschöpfe zu vergreifen, soweit, dass er sich mit deren Fleische sättigt. Der ethische Idealismus wird deshalb den Thierschutz fordern, der dann seinerseits wieder zum Kampf gegen die Vivisektion vorzugehen hat. Thierschlachten zum Gewinn der Fleischnahrung ist Thiermord (S. 304). Dadurch, dass die Menschheit, wenigstens die europäische, sich dessen tagtäglich millionenfach schuldig macht, beweist sie eben ihre Entartung. Aus den Händen des Schöpfers war sie als zum Fruchtessen und zur Pflanzennahrung bestimmt hervorgegangen, durch die Verschlechterung des Klimas getrieben, die ihrerseits wieder eine Folge der gewaltsamen Umgestaltungen unserer Erdoberfläche war, gerieth der Mensch aus Hunger auf den abschüssigen Weg der Fleischnahrung und damit der Herzensverhärtung. So hat sich der Mensch vom reissenden Raubthier schliesslich doch nur zum rechnenden Raubthier entwickelt (S. 353). „Ist aber die Annahme, dass in nordischen Klimaten die Fleisch-Nahrung unerlässlich sei, begründet, was hielte uns davon ab, eine vernunftgemäss eingeleitete Völkerwanderung in solche Länder unseres Erdballs auszuführen, welche, wie dies von der einzigen südamerikanischen Halbinsel behauptet worden ist, vermöge ihrer überwuchernden Productivität die heutige Bevölkerung aller Welttheile zu ernähren im Stande sind? (S. 312).

Und nun, wenn der Musiker-Philosoph durch seine Kunst regenerirende Wirkungen auszuüben gedenkt, so wird er sie nach seinem innersten Herzensbedürfnisse und naturgemäss zunächst an seinen sprachgenössischen Mitbürgern versuchen. Dies gibt dem Schriftsteller Wagner reiche Gelegenheit, sich über die Voraussetzungen, mit denen seine Kunst bei den Deutschen zu rechnen haben würde und zu rechnen hat, ausführlich zu äussern. Und wenn wir Wagner schon vom Standpunkt seiner idealistischen Zukunftsträume aus als ernsterfüllten Freund der Menschheit hochzuachten gezwungen waren, so müssen wir nunmehr den unbeugsamen Mannesmuth, mit dem Wagner sein Lebelang sowohl den deutschen Fürsten, wie dem deutschen Philister ins Gewissen hinein geredet hat, als in der neueren Litteratur Deutschlands ganz einzig dastehend verehren. Dabei bildete er sich aus dem deuschen Geiste heraus ein Ideal von der fruchtbaren Wirksamkeit eines kunstverständigen Fürsten, wie es schöner nie entworfen worden und dann wunderbarerweise unter König Ludwig II. für kurze Zeit in Erfüllung gegangen ist und in der Form der Bayreuther Weihefestspiele seine Strahlen in die deutsche Zukunft, in die Zukunft der Menschheit wirft.

Wagner ist sich der Ursachen, die zum Verfall der herrschenden deutschen Kultur-Mächte geführt hatten, durch historische Studien klar bewusst geworden. Er, der sonst über die Schwärmerei für die „herzlose“ Renaissance der romanischen Länder spottet (S. 251), freut sich innig über die Zeit der letzten Jahrhunderte des Mittelalters, wo sogar „die deutsche Tracht in Europa vorbildlich“ wurde und „in den damals noch deutschen Niederlanden deutsche Kunst und Industrie mit der italienischen in deren glorreichster Blüthe wetteiferten“ (S. 199.) Dann brach „das unermessliche Unglück“ (S. 202) über Deutschland herein, als der Spanier Karl V. deutscher Kaiser wurde, ein Mann, der kein Verständniss für den deutschen Geist hatte, so dass der herrliche Aufschwung der deutschen Kirchenreformation einer gefährlichen Rückbildung des deutschen Geisteslebens Platz machen musste und dann im dreissigjährigen Kriege das deutsche Volksthum bei Hohen und Niedern fast gänzlich ausgerottet wurde (S. 204). Aber immerhin nicht ganz. Es blieben unzerstörbare Elemente übrig, aus denen der deutsche Geist siegreich auferstand. Doch rührt aus jener Zeit das bis in unsere Gegenwart hinein fortdauernde, tieftraurige Missverhältniss her, dass leider deutscher

Geist und deutsches Volk nicht Eins und das Selbe sind (S. 214). Aber wenn es trotzdem eine Wiedergeburt des deutschen Volkes gegeben hat, so verdankt das deutsche Volk diese Wiedergeburt dem deutschen Geiste (S. 59 und 209—210) und zwar dem Geiste der deutschen Musik, wie sie sich unter allen Sorgen eines jammervollen Kantorlebens in den herrlichsten Meisterwerken „des fast unerklärlich räthselhaften, musikalischen Wundermannes" Sebastian Bach offenbarte (S. 211). „Welches Volk hat einen ähnlichen Vorgang in seiner Kulturgeschichte aufzuweisen?" (S. 59.)

Es kam dann Deutschlands klassische Litteraturperiode, es kamen die deutschen Befreiungskriege zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, es kam aber auch alsbald wieder die politische Reaktion, die ein halbes Jahrhundert lang auf den Gemüthern lastete. Der schwungvolle Ernst, welcher die edelsten Geister der deutschen Nation im Beginne des vergangenen Jahrhunderts durchleuchtete (S. 89), hatte insbesondere die deutsche Universitätsjugend ergriffen und für die Wiedergeburt Deutschlands begeistert. Aber als der deutsche Jüngling bewiesen hatte, was er bei erträglich guter Leitung vermöge, ward deutschen Fürsten geflissentlich die Furcht vor dem deutschen Geiste eingeflösst (S. 56, 57, 89), womit in Zusammenhang stand, dass man von oben herab das deutsche Theater unbesorgt verkommen liess (S. 172), zu derselben Zeit, wo man den deutschen Jüngling, der für Deutschlands Einheit und Grösse schwärmte, in den Kerker warf oder ins Ausland trieb. Sollte also der deutsche Geist aus diesem Zustand sich wieder erheben, so musste auch wiederum eine Umbildung des deutschen Theaters im Sinne des deutschen Geistes versucht werden (S. 181). Insofern Wagners Kunst nach diesem Ziele erfolgreich gestrebt hat und noch strebt, ist sie eine Parallelerscheinung zu Bismarcks Regeneration der deutschen Politik. Leider hatte aber der politische Aufschwung auch eine Gefahr im Gefolge, indem er einer fremden Rasse, den Juden, erlaubt hat, die Sache des deutschen Volkes zu führen, in dem Maasse, dass sie sich der Presse, der Litteratur, des Buchhandels und des Parlaments bemächtigt hat. So ist die Gefahr eingetreten, das deutsche Volk könnte die Charakterfehler jener fremden Rasse in sich aufnehmen, Charakterfehler, als da sind: äffische Nachahmungssucht (S. 90) und maassloser Dünkel (S. 69, 215–217). Da beruft man sich dann auf „deutsche Tiefe", „deutschen Ernst", „deutsche Treue" (S. 195) und „der wahre Erbe und Verwerther der europäischen Civilisation stellt sich, wie überall so auch hier, gar bald selbst mit einer Börsenspekulation auf „Deutschthum" und „deutsche Gediegenheit" ein" (S. 77). Das Stärkste, was Wagner gegen die Selbstverhimmelungssucht dieser Leute mit ihrem ewigen „deutsch", „deutsch", „deutsch" und den Erfolg dieser Selbstverhimmelung auf Kosten der Urtheilsfähigkeit des deutschen Volkes (S. 257) bei doch so grossem Mangel an Rassegefühl (S. 357) und gänzlicher Undeutschheit der Parteien (S. 361—362) geschrieben hat, — eine wahre Geisselung „der litterarischen Strassenjugend" (S. 260), — steht wohl auf S. 216—218 in dem, theils 1865, theils 1878 geschriebenen herrlichen Aufsatz „Was ist deutsch?" Hier spricht Wagner muthvoll das Bekenntniss aus, dass es ihm dünke, die Deutschen „dürften zwar nicht zu Herrschern, wohl aber zu Veredlern der Welt bestimmt sein" (S. 252).

Damit bekennt Wagner, trotz aller seiner nur zu berechtigten Aeusserungen über die dem deutschen Geiste drohenden Gefahren, seinen Glauben an die unverwüstliche Entwickelungsfähigkeit des deutschen Volkes, des Volkes, dem er in rastloser Geistesarbeit ein in unvergänglicher Schönheit prangendes Urbild edelfreier Selbstherrlichkeit vor die Augen gestellt hat. Damit aber, dass Wagner in tiefster Seele den Glauben an die Zukunft des deutschen Volkes festhält,

bekennt er sich zugleich zum Glauben an einen Fortschritt der Kulturentwickelung, und zwar drängt sich ihm diese Ueberzeugung aus der Betrachtung der Kunstgeschichte auf, wie man es von einem so grossen Künstler erwarten darf. Ein augenfälligstes Beispiel zeigt er uns in Raphaels sixtinischer Madonna: „Hier wirkt auf uns eine Schönheit, welche die so hoch begabte antike Welt noch nicht selbst nur ahnen konnte“ (S. 272) und nun folgt eine Ausführung dieses Satzes, die, wegen der Tiefe ihres Inhalts, der Fasslichkeit ihrer Form und der Schönheit ihres Ausdrucks verdiente, in jedem deutschen Lesebuch für höhere Schulen aufgenommen zu werden. „Der griechischen Kunst konnte eben nur Formen-Sinn abgelernt, nicht idealer Gehalt entnommen werden“ (S. 278). Noch viel deutlicher zeigt sich der Fortschritt der Kultur in der Geschichte der Musik. „Streng genommen ist die Musik die einzige dem christlichen Glauben ganz entsprechende Kunst, wie die einzige Musik, welche wir, zum mindesten jetzt, als jeder andern ebenbürtige Kunst kennen, lediglich ein Produkt des Christenthums ist u. s. w.“ (S. 279). Die Musik ist zwar die jüngste Kunst, aber „unendlicher Entwickelung und Wirksamkeit fähig“ (S. 279). Ueberhaupt „zeigt uns die Geschichte von ihrem ersten Aufdämmern an den Menschen bereits als in stätem Fortschritt sich ausbildend“ (S. 285).

Und hiermit nehmen wir Abschied von einem Buche, dessen Lektüre jeden Deutschen überzeugen wird, dass wir in Richard Wagner nicht allein den grossen Tonkünstler und Reformator des deutschen Theaters zu verehren haben, sondern dass der Meister der Töne zugleich ein Klassiker deutscher Prosakunst ist, der an Vielseitigkeit seines Wissens, an Tiefe seiner Einsicht, an Adel seiner Weltanschauung, an Unerschrockenheit seines Urtheils und an Schönheit seines Ausdrucks den grössten deutschen Autoren gleichgestellt werden muss.

Bayreuth und Draussen.

Aus den Vereinen.

Darmstadt. 73. Vereins-Abend. 28. 9. Werke von F. Busoni, H. Drechsler, Cesar Franck, K. Goldmark, L. Harfgren, K. Hallwachs, Franz Liszt, Oskar Meyer, Arnold Mendelssohn, Hans Pfitzner, B. Sekless, L. Thuille, F. Weingartner, Hermann Zumpe. Mitwirkende: Fräulein Luise Schmidt und Herr Otto Eichbaum aus Frankfurt a. M., Herren W. Hutter und Wilh. Schmitt.

Hamburg. 15. 10. Vortrag des Herrn E. Schadendorf über Tristan und Isolde. Franz Liszt, Tasso, 4 Lieder, Franziskus auf den Wogen (Herren Felix Landau, H. Feddessen, Klavier, Frau Alma Huth, Gesang).

Plauen. I. Konzert 7. 10. Werke von d'Albert, Chopin, Gluck, Liszt, Tschaikowski, Weber. Mitwirkende: Herr Professor Feruccio Busoni aus Berlin und die städtische Kapelle von Chemnitz (Max Pohle).

Ausserhalb der Vereine.

Berlin. Verein zur Förderung der Kunst. Deutsche Wagner-Woche 28. 9—5. 10.: Kirchenkonzert 28. 9. (Gabrieli, Palestrina, J. S. Bach, Beethoven, Liszt, H. Wolf); Entwickelung der deutschen dramatischen Musik 29. 9. (Iphigenie i. T., Zauberflöte, Fidelio, Freischütz, Euryanthe, Rede und Gesang an Webers Grabe); *„Meistersinger"* 3. 10. (Pogners Anrede, Am stillen Herd, Sachs und Eva, Fanget an, Sachs und Beckmesser, Wahn-Monolog, Taufspruch, Preislied); *„Ring"* 4. 10. (Rheingold I. und Schluss, Walküre I. 1. Scene rezitirt; Siegmund und Sieglinde, Wotans Abschied, Siegfrieds Schmiedelied, Wotan und Erda, letzte Scene rezitirt, Götterdämmerung: Rheintöchter); *„Parsifal"* 5. 10. (Vortrag des Herrn Professor Dr. Richard Sternfeld. Gurnemanz' Erzählung, Amfortas-Klage und Gebet, Blumenmädchen-Scene rezitirt, Parsifal und Kundry, Charfreitagszauber). Mitwirkende: Adele Almati-Rundberg, Gertrud Bischoff, Marie Knüpfer, Adele Otto-Morano, Max Garrison, Wilhelm Grüning, Sydney Biden, P. Böhm, W. Engel, G. Fischer, R. Koppel, R. Mannreich, G. Quedenfeldt, Rezitation: Dr. Gustav, Manz, Hofschauspieler R. Christians; Leitung: Organist Walther Fischer, Kapellmeister Fr. Otto. Der Reinertrag fliesst dem Bayreuth-Fonds zum Ankauf von Festspiel-Freikarten zu.

Berichtigungen.

Im Inhaltsverzeichnisse der 25 Jahrgänge der Bayreuther Blätter ist zu berichtigen: S. 9 Sp. 2 Z. 6 v. u. Ruskin 1901 IV—VI (statt VI/VII).

Im Verzeichnisse der Leser: S. 24 Sp. 2 einzuschalten: Koch, Max, Professor, Breslau, und zu verbessern: Pape, Geh. Justizrath, Stralsund.

Caritas.

Im letzten Stücke des Jahrgangs 1903 soll nicht nur auf die erwünschte baldige Erneuerung des Abonnements ordnungsgemäss hingewiesen, sondern auch die Bitte an unsere Leser dringend wiederholt werden, um freundliche Christgaben für unsere Caritas-Casse, welche leider derart erschöpft ist, dass wir ohne lebhaftere Unterstützung im nächsten Jahre unsere moralischen Verpflichtungen schwerlich würden erfüllen können. Und es gibt doch auch eine uns obliegende „Erhaltung des Parsifal" — als des Gralsgedankens — im Innern des menschlichen Gemüthes.

Bühnen-Festspiele 1904.

Im Sommer 1904 werden zur Aufführung gelangen 7 mal Parsifal (23., 31. VII; 5., 7., 8., 11., 20. VIII), 5 mal Tannhäuser (22. VII; 1., 4., 12., 19. VIII), 2 mal der Ring (25.—28. VII; 14.—17. VIII). Vormerkungen auf mehre Aufführungen erfolgen schon jetzt, auf einzelne Parsifal-Aufführungen vom 1. März an.

General-Register.

Richard Wagner.

An Ottomar Beta. 89. — An Friedrich Feustel. 162.

Richard Batka.

„Der Kern der Wagnerfrage.“ (Marsop) 157.

Ottomar Beta.

Die Ursachen der geistigen Wohnungsnoth in Deutschland. 90.

von Bremen.

Feldmarschall Graf Roon. 148.

Hermann Brunnhofer.

Richard Wagner's Geschichts-Philosophie. 311.

Houston Stewart Chamberlain.

Arischer und semitischer Monotheismus. 50.

A. H. Gillot.

Siegfried. 81.

Wolfgang Golther.

Nietzsche und Rohde. 152.

Karl Grunsky.

Parsifal in Partitur-Ausgabe. 160.

Hugues Imbert.

Parsifal im Konzert. 79.

Alfred Peltzer.

Von der Enthüllung religöser Wandbilder Hans Thoma's in Heidelberg. 63.

Heinrich Porges.

Tristan und Isolde. II. 23. — III. 241.

Arthur Prüfer.

Der Leipziger Thomascantor Johann Hermann Schein. 235.

Heinrich Pudor.

Die rechte Art, Musik zu hören. 65.

Ludwig Schemann.

Gobineau's Alexander in Weimar. 225.

Rudolf Schlösser.

Die neue Ausgabe der deutschen „Renaissance.“ 70. — Nochmals Gobineau's Alexander auf der Weimarischen Bühne. 226.

Max Seiling.

Goethe und der Materialismus. 5. — Nachträge zu Goethe und der Materialismus. 303.

Hans von Wolzogen.

Unsere neue Aufgabe. 1. — Einführung zu Chamberlain's „Arischer und semitischer Monotheismus." 49. — „Aeusserlich begrenzt — innerlich grenzenlos." 122. — Vorwort zu Wagner's Briefen an Feustel. 161. — Malvida von Meysenbug. 220. — Johann Heinrich Löffler. 222. — Theodor Reichmann. 224. — Musikalisch-dramatische Parallelen. VI. Deklamation. 271. — Ludwig von Bürkel. 302. — Einführung zu Brunnhofer's „Richard Wagner's Geschichts-Philosophie. 309. —

Litteratur s. o.: S. 70 (Gobineau), 157 (Marsop), 152 (Nietzsche-Rohde), 160 (Parsifal), 311 (Ausgewählte Schriften). —

Nachrufe s. o.: S. 220 (M. v. Meysenbug), 222 (J. H. Löffler), 224 Th. Reichmann), 302 (L. v. Bürkel). —

Bayreuth und Draussen.

I. Richard Wagner-Stipendien-Stiftung. Abrechnung 75. —

II. Aus den Vereinen. Berlin-Potsdam 77, Beil. IV—VI. — Darmstadt 77, Beil. IV—VI, 239, 318. — Graz (Hofmann) Beil. IV—V. — Grossenhain 77. — Hamburg (Neuer Verein) 77, (Golther, Schadendorf) Beil. IV—VI, 240, 318. — Homburg (Schmitt-Hartlieb) 240. — Plauen 78, Beil. IV—VI, 240, 318. — Stuttgart (Neuer Verein) 77. — Wien, 78, Beil. IV—VI, 240. —

III. Ausserhalb der Vereine. Bayreuth (Weihnachts-Oratorium) 78. — Berlin (v. Wolzogen) 240 (Wagnerwoche) 318. — Budapest (S. Wagner) Beil. IV—VI. — Darmstadt (Meistersinger) 78, 318. — Heidelberg (Rösch) Beil. IV—VI. — Helsingfors (Finnische Nationalbühne, Fr. Järnefelt) 78. — Karlsruhe (v. Wolzogen, S. Wagner) Beil. IV—VI. — Mannheim (Lacroix) Beil. IV—VI. — Prag (Batka) 240. — Rostock (Stipendien-Stiftung) 78. — (Gedenkfeier) Beil. IV—VI. — Erklärung gegen Konzert-Aufführung des „Parsifal" 80. —

IV. Redaktion der „Bayreuther Blätter. „Caritas 75, 318. — Bühnenfestspiele 1904. 318.

Beilagen.

Statistische Beilage 1902/03. I—III. — Bayreuth und Draussen. IV—VI. — Inhalts-Verzeichniss der ersten 25 Jahrgänge der „Bayreuther Blätter." VII—IX. — Titel und Inhalt des Jahrgangs. — Gobineau-Vereinigung. X—XII. —

Litterarische Anzeigen auf den Umschlägen Nr. 144—147. — 77 Bücher und Broschüren, 12 Flugblätter und Programme, 77 einzelne Zeitungs-Nummern, mit 73 redaktionellen Bemerkungen. —

Im Buchhandel zu beziehen durch C. F. Leede, Leipzig.
Im Verlage des Herausgebers.

Druck v. Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

Leitspruch.

„Was mächtig der Furcht mein Muth mir erfand,
wenn siegend es lebt, leg' es den Sinn dir dar!"

(„Das Rheingold.")

A. Die Bayreuther Bühnenfestspiele.

(1. Protektorat. 2. Verwaltungsrath. 3. Bühnenfestspiele 1902. 4. Bayreuther Schule 5. Stipendien-Stiftung.)

1. Protektorat.

Se. Kgl. Hoheit der Prinz-Regent Luitpold von Bayern.

2. Verwaltungsrath der Bühnenfestspiele in Bayreuth.

Adolf von Gross, k. Commerzienrath.

3. Bühnenfestspiele 1902.

Erster Cyklus: 22. Juli: Der fliegende Holländer. 23. Juli: Parsifal. 25. bis 28. Juli: Der Ring des Nibelungen.

31. Juli: Parsifal. 1. und 4. August: Holländer. 5., 7., 8. und 11. August: Parsifal. 12. August: Holländer.

Zweiter Cyklus: 14. bis 17. August: Ring. 19. August: Holländer. 20. August: Parsifal.

4. Bayreuther Schule.

Unterricht im dramatischen Gesangsvortrage wird weiterhin an junge Talente ertheilt unter der Leitung des Herrn Musikdirektors J. Kniese.

5. Die Richard Wagner-Stipendien-Stiftung.

Verwalter: Herr Direktor Max Gross, Laineck bei Bayreuth.

Der Grundstock bestand Ende 1900 aus Mk. 47500. Dazu kommt das Erträgniss der Jubiläumsspende von 1901 laut Abrechnung Ende August: Mk. 43363.59; ferner: ein Vermächtniss der Frau Anna von der Osten, geb. Rodbertus, im Betrage von Mk. 703.50, ein solches des Herrn Generalmusikdirektors Levi in München im Betrage von Mk. 1525.80, diverse Spenden Mk. 3322.60 und eine Stiftung des Herrn Kommerzienraths B. Löser in Berlin von Mk. 10000, deren Zinsen von jährlich Mk. 600 der Stipendien-Kasse zugewiesen werden. Bewerbungen um Stipendien für 1902 sind baldigst einzureichen.

B. Das geistige Bayreuth.

„Deinen Befehl nur führte ich aus."
(„Die Walküre.")

„Bayreuther Blätter."

(Deutsche Zeitschrift im Geiste Richard Wagners herausgegeben von Hans v. Wolzogen. Mittheilungen des Verwaltungsrathes der Bühnenfestspiele und des Allgemeinen Richard Wagner-Vereins.)

Redaktion und Expedition: Bayreuth, Lisztstrasse 2. — Druck bei Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth, Markt 60.

1. Bestimmungen.

Abonnement auf den laufenden Jahrgang	Mk. 8.—
„ für Mitglieder des Allg. R. W.-V.'s	„ 6.—
Preis **aller** bisher erschienenen 24 Jahrgänge	„ 100.—
„ **mehrer** Jahrgänge, je	„ 4.—
„ **einzelner** Jahrgänge, je	„ 5.—

Wegen besonders geringen Vorrathes kosten aber Jahrgang 1883 und 84 Mk. 6.

Abonnements der Mitglieder einzuzahlen: an die **Redaktion** in **Bayreuth** oder durch die Vertretungen mit den Mitgliedsbeiträgen.

Abonnements der Nichtmitglieder einzuzahlen: an die **Redaktion** oder an den Kommissionär, Musikalienhändler C. F. Leede, Leipzig.

Aeltere Jahrgänge und einzelne Stücke zu beziehen: von der **Redaktion** in **Bayreuth.**

2. Der XXIV. Jahrgang 1901.

Der XXIV. Jahrgang brachte 52 Beiträge von 32 Mitarbeitern. Gesammtzahl der Mitarbeiter: 187.

Kurze Inhaltsübersicht.

Richard Wagner: Briefe an Levi, Gura, Niemann, Betz, Hill, Materna, Fürst Bismarck, Porges. — Aeusserungen über den „Fliegenden Holländer".

Fürst Bismarck: Brief an Richard Wagner.

Andere Hauptartikel:

a) **Ueber Leben, Kunst und Lehre Richard Wagner's:** Cosima Wagner, an die Mitglieder des deutschen Reichstags. — M. Arend, Analyse des Tristan-Vorspiels. — H. S. Chamberlain, zu den Briefen Wagners an Levi. — K. Fiedler, Briefe aus Bayreuth. — A. Höfler, nach 25 Jahren Bayreuth. — Fr. Hofmann, „Wie wurden Sie Wagnerianer?" — J. H. Löffler, 1876. — R. Louis, Berendt's „Schiller-Wagner." — R. Schlösser, Holländer-Nachklänge. — M. Seiling, auch ein Jubiläum. — R. v. Seydlitz, „Nun

aber kam Johannistag!“ — P. Stübe, der Spinnerinnen-Chor. — H. Thode, Wissend durch das Gefühl. — G. Wittmer, in memoriam. — H. v. Wolzogen, Märchenzüge im „Ring.“ — 1901. — Musikalisch-dramatische Parallelen V. — Zu Berendt „Schiller-Wagner.“

b) **Ueber Litteratur, Musik und bildende Kunst:** A. Bartels, Wilhelm Raabe. — W. Golther, germanische Göttersage in Wort und Bild. — Neue Tristan-Dichtungen. — K. Grunsky, L. Pohl's „Berlioz.“ — F. Laban, Konrad Fiedler. — R. v. Lichtenberg, Suida, „die Genredarstellungen Dürer's. — R. Louis, Hausegger's „deutsche Meister.“ — K. Mey, die Musik als tönende Weltidee. — H. Porges, Franz Liszt's Faust-Symphonie. — W. Suida, Novalis. — H. v. Wolzogen, O. v. Leixner's „Ueberflüssige Herzensergiessungen.“

c) **Ueber Philosophie, Religion und Kultur:** H. S. Chamberlain, Paul Deussen und die Bedeutung der altindischen Weltanschauung für das Leben der Gegenwart. — A. v. Lilienbach, John Ruskin. — H. Graf Rantzau, Friedrich Wilhelm I. — E. Richter, eine Bayreuther Stimme aus Paris. — L. Schemann, nach dem Rassenbuche. — H. Thode, Kunst, Religion und Kultur. — Arnold Böcklin. — H. v. Wolzogen, zur Feier des Preussischen Königthums. — 1—100, eine letzte Abrechnung für 99 Jahre. —

d) **Gedenkworte:** Karl Alexander von Sachsen. — Arnold Böcklin (Thode), Alfred Bovet, Bernhard Löser, Heinrich Porges (S. Wagner), Josef Schalk (H. v. Schneller), Alexandra von Schleinitz. —

e) **Stimmen aus der Vergangenheit:** Hans von Bülow über die erste Aufführung des „Tannhäuser“ in Berlin. (M. Töppen.) —

Beilagen: Statistische Beilage. — Die Mitwirkenden beim Bühnenfestspiel. — Jubiläums-Spende. — Aufruf zum Schutz des Parsifal.

Auf den Umschlägen: Litterarische Anzeigen 136—139.

Zum **„Geistigen Bayreuth“** s. ferner unter C. III: Vorträge und Vorlesungen in Vereinen.

C. Der Allgemeine Richard Wagner-Verein.

(Anerkannter Verein.)

„Fest im Verein, Brüdertreu.“
(„Parsifal.“)

(I. Aus den Satzungen: Vereinszweck, Verwendung der Einnahmen, Stiftungsfonds; II. Offizielle Statistik: Präsidium, Centralleitung, Vertretungen, Zweigvereine, Verband der akademischen Wagner-Vereine; III. Geistige Thätigkeit: Vorträge und Vorlesungen.)

I. Aus den Satzungen des Vereins.

(Neue Beschlüsse in der Generalversammlung des Jahres 1899.)

§ 1. Der A. R. W.-V. bezweckt die dauernde Unterstützung und Förderung des gesammten Bayreuther Werkes im Geiste Richard Wagners, insbesondere durch Ermöglichung des Festspielbesuches auch für Minderbemittelte, sowie durch Erläuterung und Verbreitung der Gedanken Wagners in Rede und Schrift.

§ 21. Von den Reineinnahmen des Vereins, nach Abzug der Vereinskosten, welche nicht über 10% der Brutto-Einnahmen betragen sollen, werden 40% der bestehenden Richard Wagner-Stipendien-Stiftung zugewiesen, 40% werden dazu verwendet, Eintrittskarten für die Bühnenfestspiele anzukaufen, welche durch die Zentralleitung den Zweigvereinen und Ortsvertretungen nach Maassgabe der im letztvergangenen Jahre eingezahlten Mitgliedsbeiträge zugewiesen werden, und von den betreffenden Vereinen möglichst im Sinne von Vereinsstipendien an minderbemittelte und würdige Vereinsmitglieder zu vertheilen sind.

Zu § 23. Dem Fonds für eine zu gründende Richard Wagner-Festspiel-Stiftung sollen aus dem Vereinsvermögen alljährlich 20% zugehen. (Bestand des Fonds am 1. Juli 1901: Mk. 79064,85.)

Die Satzungen sind zu beziehen von der Zentralleitung des A. R. W.-V. Berlin W. Eichhornstrasse 2. — Jahres-Beitrag Mk. 4.—.

II. Offizielle Statistik.

1. a) Präsidium (Bayreuth).

Casselmann, Dr., Leopold, rechtsk. Bürgermeister der Stadt Bayreuth, Präsident des Vereins.

b) Centralleitung (Berlin).

Rosenberg, von, k. Kammerherr, Major a. D.,	I. Vorsitzender,
Schelling, von, Hauptmann,	II. „
Tischendorf, Dr. von, Geheimer Ober-Regierungsrath,	I. Schriftführer,
Glasenapp, von, Regierungsrath,	II. „
Thelen, P., Musikalienhändler,	Kassenführer,
Sucher, J., Hofkapellmeister,	
Muck, Dr., Hofkapellmeister,	
Dirksen, Dr. von, Geheimer Legationsrath,	
Wolzogen, Hans Paul Freiherr von, Redakteur der Bayreuther Blätter in Bayreuth,	
Waldersee, Graf von, Vice-Admiral à la suite der Marine (dauernd verhindert).	

Adresse der Centralleitung: Musikalienhändler P. Thelen, Berlin W., Eichhornstrasse 2.

Adresse des Redakteurs des Vereinsorgans „Bayreuther Blätter“: Freiherr von Wolzogen, Bayreuth, Lisztstr. 2.

2. Zweigvereine und Ortsvertretungen.

Altena i/W., Oskar Rokicki, Musikdirektor.
Amsterdam (Z.-V.), J. W. Wilson, Präsident; J. M. Reynvaan, Kassier.
„ C. G. Alsbach, Musikalienhandlung, Voorburgwal 99.
Asch i/Böhmen, Alb. Labitzki, Musikdirektor.
Aschaffenburg, Fritz Trockenbrodt, Kaufmann, k. Hoflieferant.
Bamberg, Rothlauf, Justizrath, k. Advokat und Rechtsanwalt.
Barmen, Rud. Ibach Sohn, Hofpianofortefabrikant, Neuer Weg 40.

Bayreuth (Z.-V.), Dr. Solbrig, Vorstand, Luitpoldplatz 6; Carl Gramich, Hauptmann a. D., Opernstrasse 11.
„ Redaktion der „Bayreuther Blätter".
Berlin-Potsdam (Z.-V.), Rosenberg, von, k. Kammerherr, Major a. D., 1. Vorsitzender; v. Glasenapp, Reg.-Rath b. Pol.-Präs., Kassier.
Berlin (Akad. Rich. Wagner-Verein) Z.-V., zur Zeit suspendirt.
Berlin, Julius Bodenstein, Kunstmaler, W. Wilhelmstr. 62.
Braunschweig, Jul. Bauer, Hofmusikalienhandlung, Neue Strasse 11.
Breslau, J. Hainauer, Hof-Musikalien-Verlagshandlung, Schweidnitzerstrasse 52.
Brünn i/Mähren (Z.-V.), O. Rupp, k. k. Hochschul-Professor, Obmann; G. Hellmann, Disponent u. Prokurist der k. k. Creditbank, Säckelwart.
Darmstadt (Z.-V.), H. Sonne, Oberkonsistorialsekretär.
Detmold, Max Ihle, Buchhändler.
Dortmund, Julius Janssen, kgl. Musikdirektor.
Dresden, Franz Plötner, k. s. Hof-Musikalienhändler, Hauptstr. 2.
Eger i/Böhmen, Lorenz Kammerer, Kaufmann.
Erlangen (Z.-V.), Dr. R. Falckenberg, Professor, Spitalstr. 39.
Frankenberg i/Sachsen, Albert Werner, Componist.
Fulda, Richard Maier, Buchhändler.
Gera Reuss, R. Kindermann, Hofbuchhändler.
Göttingen a. L., Freiberg, Professor.
Graz (Z.-V.), Friedr. Hofmann, Architekt, Vorstand; Hans Wagner, Buch- und Musikalienhändler, Kassier, Hauptplatz, Rathhaus.
Grossenhain i/Sachsen, Georg Zschille, Fabrikbesitzer, Vorsitzender; G. Steche, Amtsgerichtsrath, Kassier.
Halle a/S. (Z.-V.), Reinhold Koch, Musikalienhandlung.
Hamburg (Z.-V.), Fr. Lenz, Müpgenkampstrasse 11.
Hannover (Z.-V.), H. Vizthum, k. Kammervirtuos, Ubbestr. 1.
Heide i/Holstein, K. Forkel, Bürgermeister.
Heidelberg, Carl Hochstein, Musikalienhändler.
Helsingfors i/Finnland, Rich. Faltin, Professor.
Homburg v. d. H., W. Schmitt-Hartlieb, Lehrer, Dorotheenstr. 10.
Kempten, Hans Sommer, Lehrer.
Köln a/Rhein (Z.-V.), Dr. E. Compes, Rechtsanwalt, Vorsitzender; Dr. R. Schnitzler, Bankier, Schriftführer; Ferd. Sohn, Buchhändler, Kassier.
Laibach (Krain), Hans Gerstner, Konzertmeister, Schellenburggasse 4.
Leipa (Böhmisch), Erwin Martin, Institutsdirektor.
Leipzig, Robert Ravenstein, Kunsthändler, Universitätsstrasse 5.
„ Akad. Richard Wagner-Verein (Z.-V.), Johannes Fichtner, cand. jur., Kassenwart.
Liegnitz, Dr. E. Meinck, Oberlehrer, Neue Goldbergerstr. 70 II.
London (Z.-V.), Charles Dowdeswell Esq., Vertreter; 160 New Bond Street W, Avigdor L. Birnstingl, Schatzmeister, 5 Pembroke Gardens Kensington W.
Magdeburg, A. Heinrichshofen, Buchhändler, Kaiserstrasse 67.
Mannheim i/Baden, Karl Heckel, Hof-Musikalienhändler, Obmann.
Marburg i/Hess., Schenkheld, Gymnasiallehrer, Renthofstr. 10.
Mergentheim i/Württemberg, Gust. Ziegler, Kaufmann.
München (Z.-V.), Freiherr R. von Seydlitz, 1. Vorsitzender; Unico Hensel (A. Schmid's Nachfolger), Hof-Musikalienhandlung, Kassier, Theatinerstrasse.
München-Gladbach-Rheydt, Frau Dr. Nora von Sehlen, Rheydt.
Nürnberg (Z.-V.), Hans Reck, Direktor, Vorsitzender; Egon Schircks, Hof-Musikalienhändler, Kassier; Julius Reissmann, Hof-Pianofortefabrikant, Schriftführer.

Oldenburg (Grossh.), W. Kuhlmann, Grossherzogl. Musikdirektor.
Plauen i/V. (Z.-V.), Hugo Leo, kgl. Commissionsrath.
Pössneck i/Meiningen (Z.-V.), J. H. Löffler, Lehrer, Vorstand.
Reichenberg i/Böhmen (Z.-V.), Franz Schütz, Bürgerschullehrer, Obmann; Wilhelm Schindler, Lehrer, Kassier.
Riga, C. Fr. Glasenapp, Staatsrath, Thronfolger-Boulevard 3.
Rostock i/Meckl., Stübe, Paul, cand. theol., St. Georgstrasse 49 a.
Spandau, Dr. B. Pretzsch, k. Gymnasial-Oberlehrer, Neuendorferstr. 94.
Speyer (Rheinpfalz), Richard Schefter, Musikdirektor.
Tölz i/Oberbayern, F. Fiedler, Hauptlehrer.
Turin (Italien), Vittorio Todesco, Publicist, Corso Vittorio Emanuele Nr. 58.
Venedig, Carlo Rossi, Kapellmeister, St. Marina, Calle Scaletta.
Viersen i. d. Rheinpr., Fräulein Marie Schmidt.
Weissenburg a/S., Carl Drexler, Lehrer.
Wien Akadem. Rich. Wagner-Verein (Z.-V.), Franz Schaumann, Obmann; Dr. W. Dlauhy, Kassier.
Wiener-Neustadt (Z.-V.), Dr. Anton Riehl, Advokat, Obmann; W. Mauriz, Hutmacher, Kassier.
Wiesbaden (Z.-V.), Dr. jur. Hardtmuth, Amtsrichter, Vorsitzender; Ernst Schellenberg, Musikalienhändler, Kassirer, Gr. Burgstr. 9.
Worms, Dr. Karl Stephan, Rechtsanwalt.
Znaim i/Mähren, Karl Redlbach, städt. Organist.
Zürich, Gebrüder Hug, Musikalienhandlung.

3. Die Akademischen Richard Wagner-Vereine.

Es bestehen gegenwärtig akad. W.-V. in Berlin und Leipzig, welche einen engeren Verband bilden, in Breslau und in Heidelberg. Dazu die Verbände alter Herren des Berliner und des Leipziger akademischen Wagner-Vereins, welche dem Vereine, aus dem die a. H. a. H. hervorgegangen sind, die Erreichung des Vereinszweckes erleichtern und die Erhaltung des Geistes, in dem der Verein gegründet wurde, gewährleisten sollen.

III. Geistige Thätigkeit.

1901.

a) Vorträge.

Brückner, stud. phil. R. Wagner's Jugendjahre. Leipzig, Ak. W.-V.
Bulthaupt, H. Richard Wagner. Barmen, Verein für wissenschaftliche Vorlesungen.
Chéramy. Wagner et son oeuvre. Angers, Amis des Arts.
Cleather, Mrs. und **Crump,** Mr. „Der Ring des Nibelungen." Sheffield, Lit. Soc.
Decsey, Dr. Cornelius und sein „Barbier von Bagdad". Graz, W.-V.
Deetjen, cand. phil. C. F. Meyer. Leipzig, Ak. W.-V.
Ettler, stud. phil. „Ueber das Dirigiren." Leipzig, Ak. W.-V.
Golther, W., Prof. Dr. Wieland der Schmied. Rostock, Frauenbildungs-Verein. — Tristan und Isolde in Epos und Drama. Rostock, populär-wissenschaftliche Vorträge. — Wagner's „Siegfried". Güstrow. — „Rheingold". Rostock.

Grunsky, K., Dr. R. Wagner's „Parsifal". Stuttgart.
Heuss, stud. phil. Mozart als Mensch. Leipzig, Ak. W.-V.
Höfler, A., Prof. Dr. R. Wagner's Kunstwerk und Kunstlehre. Wien, Universität.
Hofmann, Fr. Die dramatische, musikalische und kunstgeschichtliche Bedeutung des „Fliegenden Holländers". Graz, W.-V.
Koch, M., Prof. Dr. Die neueren Nibelungendichtungen. Breslau, Humboldt-Akademie.
Linnemann, stud. phil. Aus Leipzig's musikalischer Vergangenheit. Leipzig, Ak. W.-V.
Lorenz, A. 6 Vorträge über Wagner's Werke („Parsifal" und „Meistersinger") in Jena, 3 (über „Rheingold" und „Walküre") in Coburg, 7 in Eisenach, 3 in Gotha, 2 in Erfurt, 4 in Sonneberg.
Masser, Senior. Musikalische und religiöse Gedanken über „Parsifal". Lüneburg, Johanneum.
Muthorst, H. R. Wagner auf der Höhe seines Schaffens. Hamburg, W.-V.
Platzhoff, Dr. La Philosophie de R. Wagner. Genf, Universität.
Prüfer, A., Dr. Die vorwagnerische Aesthetik. Leipzig, Universität. — Hausegger's Buch „Unsere Meister". Leipzig, Ak. W.-V.
Rigler, Wolfg. R. Wagner und das 19. Jahrhundert. Wien, Ak. W.-V.
Ritter, Herm. R. Wagner und seine Kulturbedeutung. Würzburg, Frauenheil.
Schlösser, R., Prof. Dr. „Die Franzosen vor Nizza." Leipzig, Ak. W.-V.
Sternfeld, R., Prof. Dr. R. Wagner's Jugenddramen und „Parsifal". 6 Vorträge. Berlin, W.-V. — 3 Vorträge über R. Wagner. Berlin, Kaufm. Hilfs-Verein. — Ueber „die Meistersinger". Kaufm. Vereine Annaberg, Cassel, Gera, Hamburg, Höchst, Karlsruhe, Zittau; Vortrags-Vereine Goslar, Mühlhausen; Brüder-Verein Stettin. — Ueber „Rheingold" als Einführung in den „Ring". Kaufm. Vereine Pforzheim, Wernigerode, Wilhelmshaven. — Ueber „Parsifal". Kaufm. Vereine Apolda, Frankfurt a/M., Itzehoe. — Ueber „Bayreuth und Parsifal". Charlottenburg, Hauspflege-Verein.
Thode, H., Prof. Dr. R. Wagner's Leben und Werke. Heidelberg, Universität.
Weigel, Dr. und **König**, Dr. Vorträge am Klavier über R. Wagner's „Ring". Gotha, Deutschbund.
Weinel, Dr. R. Wagner und das Christenthum. Darmstadt, W.-V.
Wolzogen, H. v. 25 Jahre Bayreuth. Wien, Ak. W.-V. und Graz, W.-V.
Zenker, M., Dr. jur. Neue Wagnerschriften. Leipzig, Ak. W.-V.

---

b) Vorlesungen.

Berlin. Rezitation des „Parsifal" durch Paul Berthold und das Selbe durch Emanuel Reicher.

Heidelberg, Ak. W.-V. Oper und Drama. — Offenes Schreiben an E. v. Weber. — Was ist deutsch? — Wollen wir hoffen? — „Parsifal".

Leipzig, Ak. W.-V. Kunst und Klima (Referat). — Welti, Lortzing und Wagner aus Kürschner's Jahrbuch. — E. v. Wildenbruch über Wagner als Dramatiker aus dem Musikalischen Wochenblatt. — R. Batka über Verdi aus dem Kunstwart. — Cursorische Lektüre von Brösel's „Das Wesen der Senta" im Anschlusse an Wagner's Worte über den „Fliegenden Holländer".

Der **Plauen'er W.-V.** hat wiederum 8 Exempl. der „Gesammelten Schriften" unter seinen Mitgliedern verloost.

D. „Draussen."

„Gefahr ist nicht, doch gut ist's,
wenn Du wachst!"
(„Der fliegende Holländer.")

I. Bücherschau 1901.

1. Richard Wagner.

Ausgewählte Schriften über Staat und Kunst und Religion. (1864—1881.) Leipzig, E. W. Fritzsch. Mk. 3.

„Der Ring des Nibelungen". Orchesterpartituren. Kleine Ausgabe. Mainz, Schott Söhne. à Mk. 24.

„Parsifal", illustrirt von Stassen. **„Die Meistersinger"**, illustrirt von Barlösius. Berlin, Fischer & Franke.

Correspondance de Wagner et de Liszt. Leipzig, Breitkopf & Härtel.

El Capvespre dels Déus. (Götterdämmerung.) Traducció Catalana de Geroni Zanné y Antoni Ribera. Barcelona, Associació Wagneriana.

---

2. Neuere Schriften über Wagner.

a) In deutscher Sprache.

Chamberlain, H. S. Richard Wagner. Neue Ausgabe ohne Bilder. München, Bruckmann. Mk. 8. (9.)

Kloss, Erich. Wagner, wie er war und ward. Berlin, O. Elsner.

Mey, Curt. Die Musik als tönende Weltidee. Leipzig, Seemann Nachf.

Pfohl, F. „Parsifal", Heft 69/70 des „Opernführers". Leipzig, Seemann Nachf.

Reissmann, A. Richard Wagner. Berlin, Schildberger.

Sakolowski, P. Bayreuther Nächte und: Rollwenzelei und Eremitage. Leipzig, Seemann Nachf.

Segnitz, Eugen. Wagner und Leipzig. Leipzig, Seemann Nachf.

Seidl, Arthur. Wagneriana. I. Bd. Richard Wagner-Credo. II. Von Palestrina bis Wagner. Berlin, Schuster & Löffler.

Smolian, A. R. Wagner's „Der Ring des Nibelungen". Ein Vademecum. Leipzig, Seemann Nachf.

Steiner, A. Richard Wagner in Zürich. Neujahrsblatt der Allg. Musikgesellschaft, Zürich.

Storck, Karl. R. Wagner's Dramen erläutert in „Das Opernbuch", neue Auflage. Stuttgart, Muth.

Wolzogen, H. v. Aus R. Wagner's Schule. Im „Türmer-Jahrbuch 1902". Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.

Bayreuth 1901. Praktisches Handbuch für Festspielbesucher. Leipzig, C. Wild.

Praktischer Wegweiser für Bayreuther Festspielbesucher. Bayreuth, Niehrenheim & Bayerlein.

Fanfaren zu den Bayreuther Festspielen 1876—1901. Bayreuth, C. Giesseljun.

---

b) In fremden Sprachen.

Chéramy. R. Wagner et son oeuvre. Paris, Soc. d'éditions d'art.
Dwelshauvers-Dery. Le vaisseau fantôme. Faits, appréciations et analyse thematique Leipzig, C. Wild.
Mainor, Yves. Athènes et Bayreuth. Angers, Lachese & Co.
Schuré, Ed. Le théâtre de l'élite et son avenir. Paris, Revue.

3. Aus verwandten Gebieten.

Gobineau. Versuch über die Ungleichheit der Menschenracen. Deutsch von Ludwig Schemann. IV. Bd. Stuttgart, Fromann.
Holle, J. W. Geschichte der Stadt Bayreuth. Bayreuth, Seligsberg.

II. Zeitungsschau 1900.

1. In deutscher Sprache.

Allgemeine Musikzeitung. Charlottenburg. 3 ff. A. Heintz. Lichtstrahlen aus Richard Wagner's Werken. — 8. A. Heintz. R. Wagner in Zürich. — 12. R. Wagner über Bach. Aussprüche über das Schauspiel und das Wesen der dramatischen Dichtkunst. — 26. Brief von Frau C. Wagner an die Reichstagsmitglieder. — 38. Brief Wagner's an Stahr. 31. 5. 51. — 49. A. Heintz. Wagner in Zürich.
Allgemeine Zeitung. München. 176/7. A. Höfler. Zur Wandlung des ersten in den zweiten Nietzsche. — 196/202/5/10. P. Marsop. Bayreuther Randzeichnungen. — 231. H. Hengster. Wagner's Unrecht gegen Nietzsche.
Berliner Tagblatt. 250. Fr. Dernburg. Das Vermächtniss R. Wagner's.
Bohemia. Prag. 17. 5. 91. R. Batka. Der bedrängte Parsifal.
Bühne und Welt. Berlin. 20. E. Kloss. Das 25jährige Jubiläum von Bayreuth. H. Thode. Parsifal und Meistersinger im Bilde. F. Lorenz. Neue Parsifalgesänge. C. Droste. Frau Wagner und ihr Generalstab. W. Golther. Der fliegende Holländer in Sage und Dichtung. J. Kleinpaul. Die Tracht der germanischen Götter.
Deutsche Gesangskunst. 11. P. Schubring. Ortrud.
Deutsches Volkslied. Wien. 7. R. Wagner über musikalische Ausrufe.
Deutsche Wacht. Dresden. 222. Für und wider Bayreuth. Max Bewer. Niedrige Geldriecherei. — 291. O. Zimmermann. Bayreuther Stimmungen.
Deutsche Zeitschrift. Berlin. 13. Kralik. Conservativismus. — 21. R. Wagner's Beziehungen zur Heimathkunst.
Deutsche Zeitung. Berlin. 69. Eine scherzhafte Wagnerkritik. — 241. Erinnerungen an R. Wagner. (H. Ritter.)
Deutsche Zeitung. Wien. 10625. A. Leitich. Die Bayreuther Wagneraufführungen.
Essener Neueste Nachrichten. 269. -Kl. Die Meistersinger von Nürnberg.
Fränkischer Courier. Nürnberg. 21. 8. 91. R. Wagner als Grossaktionär.
Frankfurter Zeitung. 227. Brief Wagner's an Stahr, veröffentlicht von L. Geiger.
Generalanzeiger für Essen und Umgegend. 270. M. H. Die Meistersinger von Nürnberg.
Geraer Zeitung. 4. 12. R. Sternfeld. Vortrag über die Meistersinger.

Gesellschaft. München. 2. A. Seidl. Nachträgliches zum C.-§. — 5/6. 25 Jahre Bayreuth — 24 Stunden München.

Grazer Tagblatt. 49. Bayreuther Stipendienstiftung. — 102. H. Schuch. Bayreuther Weihegrüsse. — 46. F. Hoffmann. Der deutsche Reichstag und die Bayreuther Bühnenfestspiele.

Hamburger Fremdenblatt. 117. H. Chevalley. Tristan und Isolde.

Hamburger Nachrichten. 56. Richter contra Wagner.

Hannover'sches Tageblatt. 217/221. Gr. Bayreuth im Jubeljahr.

Hessische Post. Kassel. 197. G. Wittmer. Zum Jubiläum des Wagnertheaters.

Kasseler Tagblatt. 344/6/50/6 W. v. Trotha. Die Bayreuther Bühnenfestspiele.

Kunstwart. München. 21. P. Marsop. Von dem Erbfeinde der Bayreuther Kunst. Rückwärts oder vorwärts? C. v. S. Zum Verständniss der Wagner'schen Kunst. XV. 2. R. Batka. Post festum!

Kyffhäuser. Linz. 19. J. Maehly. R. Wagner bei den Franzosen.

Lootse. Hamburg. 33. H. v. Wolzogen. Brief an die Redaction. — 9. A. Seidl. Erlösungsopern.

Lübecker Zeitung. 39. G. E. L. R. Wagner und das Deutschthum.

Magazin für Litteratur. Berlin. 36. P. Preiss. Die ästhetische Bedeutung Bayreuths.

Münchener Neueste Nachrichten. 222. Brief von Frau Wagner an die Reichstagsmitglieder. — 229. Das Werk R. Wagner's.

Musik. Berlin. 1/2. A. Seidl. Bayreuther Jubiläumsbetrachtungen. — 4. R. v. Seydlitz. Erinnerungen an R. Wagner. Aufruf zum Schutz des Parsifal. — 6. C. Mey. Schutz dem Parsifal.

Musikalisches Wochenblatt. Leipzig. 14. P. Ehlers. Die Ouvertüre zu Gluck's „Iphigenia in Aulis". — 23. Frau Wagner an die Mitglieder des deutschen Reichstags. — 41. Briefwechsel zwischen Wagner und Bismarck. — 42/3. H. Ritter. Eine Erinnerung an R. W. — 43. Dr. S. Zur Berechtigungsfrage der Aufführungen von Wagner's Opern im neuen Prinzregenten-Theater zu München. — 49. W. Kähler. Wagner's Rienzi in alter und neuer Gestalt.

Musikwoche. Berlin. 28—31. M. Krause. Die Bayreuther Jubiläumsfestspiele.

Nationalzeitung. Berlin. 446/8. P. Marsop. Die Bayreuther Jubiläumsfestspiele.

Neue Badische Landeszeitung. Karlsruhe. 517. W. Kähler. Rienzi in alter und neuer Gestalt. — 531. W. Golther. Rienzi.

Neue deutsche Rundschau. Berlin. 5. J. Hey. Wie Wagner mit seinem Siegfried probte. — 7. J. Hey. Eine Rheingoldprobe unter Wagner. K. Lamprecht. Fragen moderner Kunst.

Neue musikalische Presse. Wien. 4—7. C. Hynais. Die Harmonik R. Wagner's. — 17. Brief Wagner's an H. Gottwald. 30. 12. 55. Drei Briefe an Amalie Materna. — 41. Wagner als thätiger Revolutionär.

Neue Musikzeitung. Stuttgart. 15. M. Keil. Die Bayreuther Festspiele. H. Ritter. Einige Erinnerungen an 1876. K. Grunsky. Der Widerstand gegen Wagner. F. Lange. Aufenthalt in Bayreuth. R. Sternfeld. Wie bereite ich mich auf die Aufführung eines Wagner'schen Werkes vor? Dr. Kohut. Allerlei Wagneriana. R. Louis. Die Stellung Wagner's zur Programmmusik.

Neue Preussische (Kreuz-)Zeitung. Berlin 343—6. Bayreuther Jubiläumstage.

Neue Zeitschrift für Musik. Leipzig. 19. 6. 91. R. Wagner und Verdi.

Oberfränkische Zeitung. Bayreuth. 69. Eine Wagnererinnerung. — 140. Die Zukunft der Werke R. Wagner's. — 207. Audax. Vom Festspielhügel. — 235. Audax. Nachklänge nach den Festspielen. — 310. Das Wagner-Denkmal in Berlin.

Prager Tagblatt. 243. R. Wagner in Australien.

Reichsbote. Berlin. 224. Leo Crueger. Das erste Bayreuther Jubiläum.

Rheinlande. IX. O. Nützel. Der Bayreuther Styl.

Rheinisch-Westfälische Zeitung. Essen. 3. 9. Aus dem Geburtsjahre des Wagnerianismus.

Rostocker Zeitung. 530. W. Golther. Das Rheingold und seine sagengeschichtlichen Grundlagen.

Sturm. Wien. 21. Bayreuth contra München.

Südwestdeutsche Rundschau. 17. H. Ritter. Erinnerungen an R. Wagner.

Tag. Berlin. 395. Altmann. R. Wagner's Beziehungen zu Ollivier.

Tägliche Rundschau. Berlin. 232. Die Zukunft der Werke Wagners. — 216/8. H. v. Wolzogen. Zum Verständnisse der Bayreuther Festspiele. — 338/44/56. G. Manz. Bayreuther Tagebuch. — 342. Bismarck und Wagner. — Unterhaltungsbeilage 276/7/8/84/5/6/92/3. L. Schemann. Meine Erinnerungen an R. Wagner.

Thier- und Menschenfreund. Dresden. 9. P. Förster. R. Wagner und Bayreuth.

Türmer. Berlin. 11. H. v. Wolzogen. 25 Jahre Bayreuth.

Universalredacteur. Berlin. 52/3. P. Wittmann. 25 Jahre Bayreuth.

Volksbühne. Berlin. 11/12. Mielke. Wagner's Beziehungen zur Heimathkunst. W. Golther. Stoffwahl in Wagner's Dramen. F. Fischbach. R. Wagner und die Edda. R. Louis. Die Weltanschauung R. Wagner's. H. Thode. R. Wagner's Bedeutung für die akademische Jugend. — Tristan und Isolde im Bilde. G. Wittmer. Zum Jubiläum des Wagnertheaters. W. Lubosch. Bayreuth und Parsifal. H. v. Wolzogen. Bayreuther Gedanken über das Schauspiel.

Vossische Zeitung. Berlin. Sonntagsbeilage 7/8. Wolfgang Golther. Tristan und Isolde.

Wage. Wien. 39/40. Brief Wagner's an Adolf Müller über die Meistersinger, 20. 11. 69 und über die Walküre, 19. 5. 78.

Wiener Extrablatt. 21. 10. 91. K. Gruby. Seltsame Gäste in Bayreuth.

Wiener Rundschau. 16. E. Lucka. Zur Symbolik im Parsifal.

Woche. Berlin. 22. H. S. Chamberlain. R. Wagner's Bayreuth.

Zeit. Berlin. 1. P. Schubring. Die Natur im Fliegenden Holländer.

Zeitschrift der internationalen Musikgesellschaft. Leipzig. II. 12. M. Koch. Bayreuther Eindrücke. — III. 1. Schmidt. Wagnerakten. G. Münzer. Commentar zu Wagner's Brief an Stahr.

2. In fremden Sprachen.

a) Englisch.

Philadelphia Etude. New-York. XII. 1900. I. II. 1901. Natalie Curtis. Wagner and vocal art.

Sun. Baltimore. 124. The Wagner-Bust unveiled in Druid Hill's Park.

b) Französisch.

Angers-Artiste. 19. Eva. Conférence de M. Chéramy.

Courier musical. Paris. 7–9. 13. 14. Marnold. Wagner et l'oeuvre de Beethoven. — 15. Wagner et Beethoven.

Européen. 28. 12. William Molard, à propos de Siegfried.

Guide musical. Brüssel. 3. Du Ménil. l'Or du Rhin. — 7. Lettre de Wagner à Mr. Strecker. 23. 11. 76. — 31/32. à Bayreuth. — 33/4. Le prestige de Bayreuth. — 41. Lettre de Wagner à Stahr. — 42. Wagner et la Révolution. — 43. Tilly. La leçon de Bayreuth. — 44. Schuré. C. Wagner. — 47. J. Br. Tannhäuser. — 50. M. K. Le crépuscule des dieux.

Ouest-Artiste. 521/2. Eva. Lettre d'une Fervente.
Ménestrel. Paris. 16. 6. 91. Bouyer. Bourses de voyage Wagnériennes. — 41. Lettre de Wagner à Stahr.
Monde musical. 16. Moreau. Notes de Bayreuth.
Réforme. Alexandria. 19. Nourrisson. à propos de Tannhäuser.
Revue. Paris. 21/22. Schuré. Le Théâtre d'Élite et son avenir.
Revue Blanche. Paris. 15. H. Lasviges. „Beethoven" par Wagner.
Revue Eolienne. 28. Bayreuth.
Revue d'histoire et de critique musicales. 7. Les représentations à Bayreuth.

c) Holländisch.

Weekblad voor Muziek. Utrecht. 7. „Lohengrin." — 13. De Parsifal-uitvoering te s' Gravenhage. — 30/31. Bayreuth. — 35. H. N. Wagner de zieldoodende Pessimist. — 46/7. Schuré over C. Wagner.

d) Italiänisch.

Cronache musicali. Rom. 13. Mozartino. Wagner e l'orchestra tedesca. — 14. L'inspiratrice di Tristanno e Isotta. — 15. C. W. e i diritti d'autore. — 16. Nel cielo di Wagner. — 22. M. Incagliati. Il giubileo di Bayreuth. Intorno alle rappresentazione di Bayreuth. — 30. Un Opera giovanile di Wagner. Un aneddoto su Wagner. — 32. Puck. Intorno di Maestri Cantori.
Nuova Musica. Florenz. 63. Gino Alhaique. R. Wagner e l'opera. II. 28. Il giudizio di Wagner.

III. Aufführungen der Werke.

„Alles ist nach seiner Art,
an ihr wirst Du nichts ändern."
(„Siegfried.")

Vorbemerkung.

Unsere Statistik beruht hauptsächlich auf dem von Breitkopf u. Härtel in Leipzig herausgegebenen „Deutschen Bühnen-Spielplan"; doch kamen uns auch von Seiten einiger Vertretungen (V.) des Allg. R. W.-V's (2) und freundwilliger Privatpersonen (3) nicht unwillkommene Mittheilungen zur Kontrolle und Ergänzung.*)

I. In deutscher Sprache.

In der Zeit vom 1. Juli 1900 bis zum 30. Juni 1901 fanden nach unseren Quellen in 77 Städten (79 im Vorjahr) im Ganzen 1327 Aufführungen (1266 im V.) statt — und zwar in 65 deutschen (1098 Auff.), 8 österr. (185 Auff.), 2 schweizerischen (29 Auff.), 1 russischen (13 Auff.), 1 holländischen (2 Auff.).

*) Wir sagen hierfür besten Dank: den Herren G. Ducati V-Piacenza, C. Gianicelli V-Pest, W. Golther-Rostock, R. Peters-Essen, A. Ribera-Barcelona, P. Stübe-Rostock, sowie dem Grossherzogl. Hoftheater in Schwerin.

Die Red. der „Bayreuther Blätter".

Die Reihenfolge der Werke nach der Aufführungszahl ist: L. 283 (Vorjahr 284), T. 273 (275), M. 163 (130), H. 147 (171), W. 126 (127), S. 86 (66), G. 75 (62), Rh. 73 (58), Tr. 73 (49), R. 28 (44).

Am meisten zugenommen haben der „Ring" (ausser der „Walküre"), „Tristan" und „Meistersinger."

Die Städte ordnen sich nach der Gesammtzahl der Aufführungen folgendermaassen: Berlin (82), Wien (70), Hamburg (67), München (62), Dresden (58), Breslau (49), Frankfurt a./M. (45), Leipzig (45), Graz (37), Strassburg (33), Bremen, (32), Prag (29), Weimar (27), Hannover (25), Braunschweig (24), Wiesbaden (23), Köln, Mannheim, Nürnberg, Stuttgart (22), Darmstadt, Dessau, Magdeburg (21), Augsburg, Karlsruhe (20), Essen, Schwerin (19), Chemnitz, Plauen (18), Düsseldorf, Königsberg, Posen, Zürich (16), Linz (15), Erfurt, Mainz, Rostock (14), Halle, Koburg, Lübeck, Riga (13), Kassel, Regensburg (12), Barmen, Freiburg, Würzburg (11), Elberfeld, Metz, Olmütz (10), Altenburg, Bromberg, Danzig (8), Görlitz, Troppau (7), Brünn, Frankfurt a./O. (5), Dortmund, Liegnitz (4), Bayreuth, Gotha, Heidelberg, Koblenz, Osnabrück (3), Amsterdam, Bamberg, Bonn, Detmold, Kolmar, Krefeld, Münster, Neustrelitz (2), Duisburg, Erlangen, Fürth, Halberstadt, Reichenberg i. B. (1).*)

Der „Ring" als Cyklus ward gegeben in: Berlin (8 ×), Bremen (1), Darmstadt (1), Dessau (1), Dresden (4), Frankfurt (3), Graz (3), Hamburg (2), Karlsruhe (1), Leipzig (2), Mannheim (2), Magdeburg (1), München (4), Prag (2), Schwerin (3), Strassburg (1), Stuttgart (1), Weimar (1), Wien (6), Wiesbaden (2), Zürich (1).

Der 13. Februar ward beachtet von den Theatern in: Berlin T., Bremen W., Dessau Tr., Dresden M., Düsseldorf W., Graz H., Hamburg H., Köln W., Königsberg Tr., Leipzig Rh., München Tr., Nürnberg H., Rostock T.; also: 3 H., 3 W., 3 Tr., 2 T., 1 Rh., 1 M.

Der 22. Mai ward beachtet in: Berlin H., Hamburg Rh., München M.

An „Curiositäten" wurden gemeldet: Bamberg $H._2$, $Aida_3$; Hamburg G. vor S. und dazwischen Bajazzo, Nachmittags: Faust I. — In der „Fest"-Woche vom 22. Mai bis 30. Mai: ein Cyklus von Rh., L., W., S., T., G.; — Berlin $H._2$, $Dalila_3$ und Aschenbrödel.

2. In fremden Sprachen:

I. Aus Amerika: H., T., L. in New-York, 4 T., 3 L., 5 Tr. in Buenos-Ayres.
II. Aus Böhmen: 3 T., 2 L. in Prag (Tschech. Th.)
III. Aus England: 4 T., 6 L., 2 S., 5 Tr., 2 M. in London (C. G.), Tr. in Edinburgh und Hull (C. R.).
IV. Aus Frankreich: T., L., W., M. in Paris, S. in Lyon, L. in Vichy.
V. Aus Holland: M. in Amsterdam, L. in Rotterdam.
VI. Aus Italien: T. in Venedig und Verona, L. in Brescia und Modena, Tr. in Mailand (15), G. in Genua.
VII. Aus Russland: T. in Warschau, T., L., W. in Petersburg.
VIII. Aus Skandinavien: H. in Christiania, 20 H., 2 T., 8 L., 3 W., 8 M. = 41 Auff. in Stockholm.
IX. Aus Spanien: L. in Madrid (11), Granada, Bilbao, Sevilla (2), Almeria (1) = 18, W. in Barcelona (13), Madrid (12) = 25, S. in Barcelona (10), Madrid (7) = 17. 60 Aufführungen.
X. Aus Ungarn: 1 H., 5 T., 8 L., 2 Rh., 6 W., 3 S., 4 M. = 29 Auff. in Budapest.

*) Hierzu die Uebersicht.

Uebersicht.

Städte	Feen	Rienzi	Fl.Holländer	Tannhäuser	Lohengrin	Rheingold	Walküre	Siegfried	Götterdämmerung	Tristan	Meistersinger	Summa
Altenburg	—	—	2	2	1	—	—	—	—	—	3	8
Amsterdam	—	—	—	—	—	—	2	—	—	—	—	2
Augsburg	—	3	2	3	5	—	2	—	—	2	3	20
Bamberg	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	1	2
Barmen	—	—	—	6	4	—	—	—	—	—	1	11
Baden	—	—	2	—	—	—	—	—	—	—	—	2
Bayreuth	—	—	—	—	3	—	—	—	—	—	—	3
Berlin	—	2	10	9	17	8	9	8	9	2	8	82
Bonn	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	2
Braunschweig	—	2	2	5	4	2	3	1	1	2	2	24
Bremen	—	2	1	7	5	3	5	2	2	2	3	32
Breslau	—	—	7	9	11	1	4	5	2	2	8	49
Bromberg	—	—	1	1	1	—	—	2	—	—	3	8
Brünn	—	—	2	1	2	—	—	—	—	—	—	5
Chemnitz	—	—	—	4	6	—	3	—	—	—	5	18
Danzig	—	—	1	3	3	—	—	—	—	—	1	8
Darmstadt	—	—	4	3	2	2	3	2	2	—	3	21
Dessau	—	—	1	3	4	2	1	2	2	6	—	21
Detmold	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	2
Dortmund	—	—	—	2	2	—	—	—	—	—	—	4
Dresden	—	4	7	12	9	4	4	5	4	4	5	58
Düsseldorf	—	—	—	5	3	2	2	—	—	4	—	16
Duisburg	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
Elberfeld	—	—	—	5	4	—	—	—	—	—	1	10
Erfurt	—	—	—	5	5	—	—	—	4	—	—	14
Erlangen	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	1
Essen	—	—	3	6	5	—	5	—	—	—	—	19
Frankfurt a/M.	—	—	5	8	10	4	5	4	2	3	4	45
Frankfurt a/O.	—	—	—	2	1	—	—	—	—	—	2	5
Freiburg i/B.	—	—	—	2	2	2	3	—	2	—	—	11
Fürth	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
Görlitz	—	—	1	1	1	—	—	—	—	—	4	7
Gotha	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	1	3
Graz	—	2	2	5	4	4	3	3	3	3	8	37
Halberstadt	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
Halle	—	—	1	4	4	—	—	—	—	2	2	13
Hamburg	—	3	6	15	14	2	6	6	6	1	8	67
Hannover	—	1	4	5	6	5	4	—	—	—	—	25
Heidelberg	—	—	3	—	—	—	—	—	—	—	—	3
Karlsruhe	—	—	5	2	2	1	2	2	2	2	2	20
Kassel	—	1	—	3	5	—	1	—	—	—	2	12
Koblenz	—	—	—	1	2	—	—	—	—	—	—	3
Koburg	—	—	3	5	1	—	—	—	—	3	1	13
43	—	20	77	147	154	42	67	42	41	38	81	709

Städte	Feen	Rienzi	Fl. Holländer	Tannhäuser	Lohengrin	Rheingold	Walküre	Siegfried	Götter-dämmerung	Tristan	Meister-singer	Summa
Uebertrag	—	20	77	147	154	42	67	42	41	38	81	709
Köln	—	—	2	3	6	—	5	—	2	—	4	22
Königsberg	—	—	1	4	5	—	3	—	—	3	—	16
Kolmar	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	2
Krefeld	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	2
Leipzig	—	1	12	8	7	2	2	2	2	3	6	45
Liegnitz	—	—	—	2	2	—	—	—	—	—	—	4
Linz	—	—	—	4	2	—	—	—	—	—	9	15
Lübeck	—	—	—	5	5	—	—	—	—	—	3	13
Magdeburg	—	—	2	5	6	1	3	1	1	1	1	21
Mainz	—	—	4	2	3	—	1	—	—	2	2	14
Mannheim	—	—	1	5	3	2	2	2	2	2	3	22
Metz	—	—	—	—	3	—	—	3	—	—	4	10
München	—	—	8	12	13	4	4	4	4	6	7	62
Münster	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	2
Neustrelitz	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	2
Nürnberg	—	—	3	7	3	—	2	—	1	—	6	22
Olmütz	—	—	—	3	3	—	—	—	—	—	4	10
Osnabrück	—	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—	3
Plauen	—	—	7	4	3	—	4	—	—	—	—	18
Posen	—	—	—	4	5	—	4	—	—	3	—	16
Prag	—	—	2	5	5	2	3	3	2	3	4	29
Regensburg	—	—	—	4	2	1	2	3	—	—	—	12
Reichenberg i/B.	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
Riga	—	—	2	4	6	—	—	—	—	—	1	13
Rostock	—	—	1	2	3	—	—	3	—	—	5	14
Schwerin	—	—	—	2	2	3	3	4	3	—	2	19
Strassburg	—	1	3	7	4	3	4	3	3	3	2	33
Stuttgart	—	—	3	5	5	1	3	1	2	—	2	22
Troppau	—	—	—	3	1	—	—	3	—	—	—	7
Weimar	—	—	5	4	6	2	3	3	2	1	1	27
Wien	—	6	7	9	12	6	6	6	6	4	8	70
Wiesbaden	—	—	1	4	2	3	2	2	3	4	2	23
Würzburg	—	—	2	2	2	—	—	—	—	—	5	11
Zürich	—	—	3	4	3	1	2	1	1	—	1	16
77	—	28	147	273	283	73	126	86	75	73	163	1327

(Abschluss der Statistischen Beilage am 31. Dezember 1901.)

Schlusswort.

„Lauter bewahrt das lichte Gold.“ („Götterdämmerung.“)

Städte												
Dresden	—	20	17	147	164	42	67	42	41	38	81	742
Köln	—	—	2	8	6	—	6	—	2	—	4	22
Königsberg	—	—	1	4	3	—	3	—	—	3	—	14
Kolmar	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	2
Krefeld	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	2
Leipzig	—	1	12	8	7	2	2	2	2	3	0	40
Liegnitz	—	—	—	2	2	—	—	—	—	—	—	4
Linz	—	—	—	4	3	—	—	—	—	—	2	10
Lübeck	—	—	—	5	3	—	—	—	—	—	3	13
Magdeburg	—	—	2	5	6	1	3	1	1	1	1	21
Mainz	—	—	1	2	3	—	1	—	—	3	2	14
Mannheim	—	—	1	5	3	2	2	2	2	2	2	22
Metz	—	—	—	—	3	—	—	3	—	—	1	10
München	—	—	8	12	10	4	4	4	4	6	1	60
Münster	—	—	—	—	1	—	1	—	—	—	—	2
Neustrelitz	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	2
Nürnberg	—	—	8	7	8	—	2	—	1	—	1	28
Ofen	—	—	—	3	3	—	—	—	—	—	1	10
Osnabrück	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	3
Plauen	—	—	1	4	3	—	4	—	—	—	—	15
Posen	—	—	—	4	5	—	4	—	—	3	—	16
Prag	—	—	3	6	5	2	3	3	2	3	4	30
Regensburg	—	—	—	4	2	1	2	3	—	—	—	12
Reichenberg i/B.	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
Riga	—	—	2	4	6	—	—	—	—	—	1	13
Rostock	—	—	1	2	3	—	—	3	—	—	5	14
Schwerin	—	—	—	2	2	3	3	4	3	—	2	19
Stuttgart	—	1	3	5	4	3	4	3	3	3	2	31
Straßburg	—	—	3	5	5	1	3	1	2	—	2	22
Teplitz	—	—	—	—	3	1	—	3	—	—	—	7
Weimar	—	—	6	4	6	2	3	3	2	1	1	27
Wien	—	6	7	9	12	6	6	6	6	4	3	70
Wiesbaden	—	—	1	4	2	3	2	2	3	4	2	23
Würzburg	—	—	2	3	2	—	—	—	—	—	1	11
Zürich	—	—	3	4	3	1	2	1	1	—	1	16
77	—	28	147	270	280	72	126	96	76	79	108	1284

(Abschluss der Statistischen Beilage am 31. Dezember 1901.)

Schlusswort.

„Immer bewährt das liebe Gold." (Goethe, Hermann und Dorothea.)

Gobineau und die Gobineau-Vereinigung.

1892 (1894) bis 1902.

Die Thatsache, dass der Name eines ausländischen Dichters und Denkers, der noch vor einem Jahrzehnt in weiteren Kreisen unseres Vaterlandes völlig unbekannt war, heute von Tausenden und aber Tausenden Deutscher mit einer Bewunderung nicht nur, auch mit einer Liebe, einer Innigkeit genannt wird, wie sie sonst nur den uns allereigensten unter unseren Grossen zu Theil zu werden pflegt, bezeichnet gewiss eine der merkwürdigsten und, ich darf wohl hinzusetzen, eine der schönsten Errungenschaften eben dieses Jahrzehnts, ja vielleicht des ganzen Jahrhunderts. Sie legt ein wohl einzigartiges Zeugniss dafür ab, wie germanischer Geist durch politische, sprachliche, zeitliche Schranken nicht einzudämmen ist, sondern über Landesgrenzen, durch Mundarten und Zeitalter in ungebrochener Macht dahinfluthet zu Allen, die mit germanischem Blut sich zugleich germanisches Denken und Empfinden bewahrt haben. Indem jene Deutschen Gobineau so zu einem der Ihrigen erhoben, bewiesen sie, dass sie ihr Nationalgefühl, das Jener nicht verstand, zum Racengefühl zu vertiefen wussten, das er wie Keiner ergründet hat. Es war, als habe er ein bisher mehr unbewusst Empfundenes zu einem bewusst Erkannten und Geübten erhoben, als habe er für das Beste, das wir besitzen, eine neue Deutung gegeben. Dass wir als Germanen neben und vor allen anderen Völkern unsere eigenthümlichen Güter und Vorzüge, aber auch unsere besonderen Aufgaben und Pflichten haben, diese Erkenntniss hat uns einerseits mehr denn je auf uns selbst und bis zu einem gewissen Grade in Gegensatz zu den anderen Völkern gestellt; anderseits aber hat gerade auch Gobineau, wenn auch nicht für den Gesammtbestand, doch für die besten Elemente aller abendländischen Völker von heute ein wunderbar einigendes ideales Band aufgewiesen, indem er ihnen die Gemeinsamkeit ihrer erlauchtesten Ahnen und damit eine Zusammengehörigkeit vor Augen führte, die in den bedeutsamsten Erscheinungen der Vergangenheit wurzelt, zugleich aber als ein mahnendes Symbol gewaltiger Aufgaben in die Zukunft hinüberreicht. Als Erster unter den Neueren hat er einerseits die Solidarität der — germanischen — Hauptculturelemente aller europäischen Völker betont, als Erster anderseits schon vor Jahrzehnten, in seiner Schrift „Ce qui se passe en Asie“, die Chinesengefahr, wie auch, als einer der Ersten, in dem noch unveröffentlichten Fragmente des Nachlasses „L'Europe et la Russie“ die

Russengefahr aufgedeckt und damit gleichsam dem Abendlande zugerufen, Alles was es noch Arisch-Germanisches besitze, sich zu erhalten und zusammenzuraffen, um dereinst sich jener Riesenreiche des Ostens erwehren zu können.

So wird das grosse Racenwerk dieses Mannes, das in Einzelheiten verworfen, verbessert, ersetzt werden kann, dessen Grundanschauung im Ganzen aber bleibt und ihm zu eigen bleibt, das dem Costüm nach veralten mag, der Seele nach aber ewig jung ist, und im weiteren Sinne alle damit zusammengehörigen, zum Theil noch nicht veröffentlichten Arbeiten Gobineaus, für immer ein Palladium der germanischen Welt bedeuten.

Und neben den Denker tritt ebenbürtig der Dichter. Kaum dürfte es heute mehr so leicht als eine Uebertreibung erscheinen, wenn ich sage, dass, seit Goethe die grosse Epoche unserer Litteratur beschlossen und Richard Wagner ihn mit der grossen Epoche des Musikdramas abgelöst hat, auf ersterem Gebiete nichts der „Renaissance" an die Seite zu Setzendes bei uns mehr geschaffen worden, dass diese in vielen Beziehungen einzige dichterische Zusammenfassung einer grossen Menschheitsepoche als ein ächtes Nationalgut für zahlreiche Deutsche schon heute neben den Werken unserer eigenen Klassiker und unseres grossen Britten ihren Ehrenplatz sich errungen hat.

So hat denn also mit der Verdeutschung dieser Hauptwerke und deren begeisterter Aufnahme durch eine Kernschaar unseres Volkes die entscheidende Berührung dieses Genius mit der deutschen Volksseele stattgefunden. Ungemein gefördert worden ist dieser Process durch die Mitwirkung der 1894 begründeten und seitdem in stetigem Aufblühen begriffenen Gobineau-Vereinigung.

Diese engere Gemeinde, die heute nahezu zweihundert Mitglieder zählt, und deren Listen klangvolle Namen aus unserem deutschen Geistesleben, wie auch aus demjenigen der uns verwandten französischen Minorität aufweisen, hat nicht nur für die grosse Verbreitung der Renaissance das Ihrige gethan, eine stattliche und zugleich ungewöhnlich billige Ausgabe des Racenwerkes, und diese jetzt nach wenigen Jahren schon in zweiter Auflage, ermöglicht; sie hat auch, als ersten Schritt dieser Art, dem nach Maassgabe der Mittel andere folgen sollen, eine Neuausgabe des längst vergriffenen und fast verklungenen Meisterwerkes über die Religionen und Philosophieen Centralasiens, das, namentlich in den Parthien über den Bâbysmus und über das persische Theater, seiner Zeit bahnbrechend Neues gebracht hatte, veranstaltet. Nach diesen Proben hat die Erbin von Gobineau's litterarischem Nachlass alle in dieser Eigenschaft ihr zustehenden Rechte und Pflichten auf unseren Verein übertragen, so dass die Schicksale von Gobineau's Werken fortan einen Theil unserer eigenen Schicksale bilden werden. Ganz von selbst war uns damit auch die Aufgabe der Herausgabe seiner hinterlassenen Schriften zugefallen, mit der denn

auch im vergangenen Jahre (durch Veröffentlichung der Tragödie: „Alexandre le Macédonien“) der Anfang gemacht worden ist*).

Das rege Leben, das sich in Vorlesungen der Renaissance, in öffentlichen Vorträgen über Gobineau und vor Allem auch in der Litteratur über ihn kundgibt, ist nicht zum kleinsten Theile ebenfalls auf die Thätigkeit unserer Vereinsmitglieder zurückzuführen.

Vieles liegt uns noch ob. Eine stattlichere Ausgabe der Renaissance, die bisher um der weiteren Wirkung willen nur in bescheidenerem volksthümlichen Gewande erscheinen konnte, wird andauernd gewünscht. Die ziemlich zahlreichen nachgelassenen Schriften, vor Allem auch die ungemein werthvolle Correspondenz Gobineau's harren noch der Veröffentlichung. Eine grosse Quellenbiographie ist in's Auge gefasst worden. Endlich schwebt uns die Zusammenfassung alles von Gobineau an Manuscripten, Correspondenzen und Andenken Hinterlassenen zu einer Sammlung, die, sei es in einem eigenen Heim oder in einer grösseren Sammlung unterzubringen wäre, als letztes schönes Endziel vor. Für die Durchführung aller dieser Pläne wird es noch vieler Jahre, grosser Mittel bedürfen, aber frohen Muthes können wir Allem entgegensehen, da fast jeder Tag neue Zeichen dafür erbringt, wie Gobineau als einer der ihre Epoche überdauernden wahrhaft schöpferischen Geister von immer Mehreren erkannt, als eine Heroengestalt, eine Persönlichkeit von unvergleichlich begeisternder Kraft und Grösse von immer Mehreren gewürdigt und geliebt wird.

Februar 1902.

L. Schemann.

---

*) Im Ganzen sind vom Verein bis Ende 1901, ausser einer Anzahl Exemplare der Renaissance, 500 Exemplare des Racenwerkes, über 200 des Werkes über Centralasien, 500 von „Alexandre le Macédonien“ und über 300 von dem Stahlstich-Porträt Gobineau's verbreitet worden.

Gobineau-Vereinigung.

Kassenbericht

für die Zeit vom 1. Juli 1900 bis 31. Dezember 1901.

Kassenbestand nach Ausweis des letzten Berichtes 690 ℳ 52 ₰.

Einnahmen an Beiträgen.

		Jahres-Beiträge	Nicht regelmässige Beiträge
		ℳ	ℳ
Ihre Königliche Hoheit Frau *Grossherzogin Elisabeth von Oldenburg*	1899	10	—
Dieselbe	1900	10	—
Dieselbe	1901	10	—
Se. Durchlaucht *Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg*	1900	20	—
Derselbe	1901	20	—
Herr *Carl Adelmann*, Würzburg	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Dr. *Baur*, Tübingen	1901	10	—
„ Oberlehrer Dr. *Berger*, Worms	1901	10	—
„ *L. von Bernuth*, Graz	1901	10	—
Grossherzogliche Bibliothek Oldenburg	1901	10	—
Königliche Bibliothek Stuttgart	1901	10	—
Herr Caplan *Bill*, Neuburg	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Direktor Dr. *Brukner*, Stralsund	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Dr. *Cartellieri*, Heidelberg	1901	10	—
Frau *Fürstin von Cassano*, Paris	1901	10	—
Herr *H. St. Chamberlain*, Wien	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Rechtsanwalt *Class*, Mainz	1901	10	—
„ Dr. *C. Cornelius*, Freiburg i. B.		—	20
„ Direktor Dr. *Delbrück*, Bremen	1901	10	—
Derselbe		—	20
Deutschbundgemeinde. Frankfurt a. M.	1901	10	—
	Transport:	250	40

		Jahres-Beiträge	Nicht regelmässige Beiträge
		ℳ	ℳ
	Uebertrag:	250	40
Herr Dr. *Dinger*, Jena	1899	10	—
Derselbe	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
Frau *Anna von Doss*, Partenkirchen	1901	20	—
Dieselbe	1902	30	—
Herr Leutnant a. D. *Eber*, Freiburg i. B.	1901	20	—
„ Dr. jur. *Eber*, Wilhelmshöhe	1901	10	—
„ Dr. *Eckert*, Köln	1901	10	—
„ Direktor Dr. *Eisenmann*, Cassel	1901	10	—
„ Oberlehrer *Elster*, Braunschweig	1901	10	—
Se. Durchlaucht Herr *Fürst zu Eulenburg*, Wien	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
Herr Professor *Förster*, Friedenau bei Berlin		—	5
„ Bürgermeister *Forkel*, Heide	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ *Theodor Fritsch*, Gautsch bei Leipzig	1901	10	—
Derselbe	1902	20	—
Derselbe		—	30
„ Justizrath *von Fuchsius*, Düsseldorf	1899	10	—
Derselbe	1900	10	—
Fräulein *Doris Funcke*	1901	10	50
„ *Gertrud Funcke*	1901	10	—
Herr Staatsrath *Glasenapp*, Riga 1901	5 Rubel =	10.75	—
„ Professor *M. Glasenapp*, Riga 1901	5 Rubel =	10.75	—
„ Dr. *Graevell*, Paris	1901	10	—
Frau *Gräfin Gravina*, Florenz	1900	10	—
Dieselbe	1901	10	—
Fräulein *Lina Grosscurth*, Cassel	1901	10	—
Herr Professor Dr. *Grosse*, Freiburg i. B.	1900	15	—
Derselbe	1901	15	—
„ *Eduard Habich*, Cassel †	1901	10	—
„ Oberlehrer *Hahne*, Braunschweig	1901	10	—
„ *Emil Hauff* (Fr. Frommann), Stuttgart	1901	10	—
„ Professor Dr. *Haupt*, Baltimore	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
Derselbe	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Derselbe	1904	10	—
Frau Geheimrath *Henschel*, Cassel	1901	20	—
„ Professor *Hillebrand*, Florenz	1900	10	—
Dieselbe	1901	10.40	—
Dieselbe	1902	11.40	100
	Transport:	723.30	225

	Jahres-Beiträge	Nicht regelmässige Beiträge
	ℳ	ℳ
Uebertrag:	723.30	225
Herr Architekt *Hofmann*, Graz 1900	10	—
Derselbe 1901	10	—
Derselbe . . . . . 1902 180 Kronen =	50	103.50
„ Landgerichtsrath *Horn*, Berlin 1901	10	—
„ Assessor a. D. *von Hülsen*, Berlin 1900	10	—
Derselbe 1901	10	—
Frau *Sophie Jay*, Baden-Baden	—	200
Herr Dr. *Jung*, Giessen 1900	10	10
Derselbe 1901	10	—
„ Hofkapellmeister *Kähler*, Mannheim 1901	10	—
„ Geheimrath *Kammer*, Königsberg 1899	10	—
Derselbe 1900	10	—
Derselbe 1901	10	—
Seine bischöfliche Gnaden Herr Dr. *von Keppler*, Rottenburg 1900	10	—
Derselbe 1901	10	—
Herr Oberlehrer Dr. *Kleinecke*, Friedenau bei Berlin 1901	10	—
Derselbe	—	10
„ *Friedrich Klose*, Karlsruhe 1899	20	—
Derselbe 1900	20	—
Derselbe 1901	20	80
„ Professor Dr. *Krafft*, Goslar 1900	10	—
Derselbe 1901	10	—
„ Professor Dr. *Kretzer*, Frankfurt a. M. . . . 1897	10	—
Derselbe 1898	10	—
Derselbe 1899	10	—
Derselbe 1900	10	—
Derselbe 1901	10	—
„ *Adalbert Freiherr von Krüdener*, Wohlfahrtslinde . . . . . 1901 5 Rubel =	10.75	—
„ Oberregierungsrath a. D. *Krug*, Freiburg i. B. . 1901	10	—
Frau Geheimrath *de Lagarde*, Cassel 1901	10	—
Herr *G. Vacher de Lapouge*, Poitiers 1900	10	—
Derselbe 1901	10	—
„ Konsul *Lefaivre*, Stuttgart 1901	10	—
Frau *von Lichtenberg*, Darmstadt 1901	10	—
Herr Privatdozent Dr. *Freiherr von Lichtenberg*, Karlsruhe 1899	10	—
Derselbe 1900	10	—
Derselbe 1901	10	—
„ Rechtsanwalt *Lohe*, Düsseldorf 1899	10	—
Derselbe 1900	10	—
Transport:	1164.05	628.50

		Jahres-Beiträge	Nicht regelmässige Beiträge
		ℳ	ℳ
	Uebertrag:	1164.05	628.50
Herr	Rechtsanwalt *Lohe*, Düsseldorf 1901	10	—
„	Dr. *J. Lohmeyer*, Charlottenburg 1901	10	—
„	Baurath *March*, Charlottenburg	—	200
Frau	*Christine Mayer*, Partenkirchen 1901	20	—
	Dieselbe 1902	40	—
„	*Aline Mayrisch*, Düdelingen 1901	10	—
Comtesse	*Renée des Mêloizes*, Versailles 1901	10	—
Herr	Professor *E. Meyer*, München 1901	10	—
„	Professor Dr. *O. Meyer*, Strassburg i. E. . . 1900	10	—
	Derselbe 1901	10	—
„	*V. d. M.*, Berlin	—	10
Frau	*Elisabeth von Nelidoff*, Riga . . 1901 5 Rubel =	10.75	—
Herr	Dr. *Obrist*, Weimar 1901	10	—
„	Professor *S. von Oldenburg*, St. Petersburg . . 1899	10	—
	Derselbe 1900	10	—
	Derselbe 1901	10	—
Deutscher	Ostmarkenverein, Berlin 1900	10	—
	Derselbe 1901	10	—
Herr	Ingenieur *Pfeiffer*, Köthen 1901	10	—
„	Professor Dr. *Pietschmann*, Greifswald . . . 1898	10	—
	Derselbe 1899	10	—
	Derselbe 1900	10	—
	Derselbe 1901	10	—
„	Regierungsrath *Plüddemann*, Breslau 1899	10	—
	Derselbe 1900	10	—
	Derselbe 1901	10	—
„	*J. Pr.*, Freiburg i. Br. 1900	10	—
	Derselbe 1901	10	—
„	*A. Graf von Prokesch-Osten*, Gmunden . . . 1901	10	—
	Derselbe 1902	10	—
„	Dr. jur. et phil. *Prüfer*, Leipzig 1900	10	—
	Derselbe 1901	10	—
„	Kgl. Gesandter z. D. *Raschdau*, Berlin . . .	—	10
„	Verlagsbuchhändler *Reclam*, Leipzig 1901	10	—
	Vergleiche unten unter Professor Schemann.		
Frau	Professor *Richter*, Wannsee bei Berlin . . . 1901	10	—
Herr	Amtsrichter *Rieffel*, Wehen i. Taunus 1901	10	—
„	Geheimer Regierungsrath *Roffhack*, Karlsruhe . 1900	10	—
	Derselbe 1901	10	—
„	Amtsrichter *Rückert*, Frankfurt a. M. 1900	10	—
	Derselbe 1901	10	—
	Derselbe 1902	10	—
	Transport:	1584.80	848.50

	Jährliche Beiträge	Nicht regelmässige Beiträge
	ℳ	ℳ
Uebertrag:	1584.80	848.50
Herr Legationsrath *Sainctelette*, Haag 1901	10	—
Fräulein *Meta von Salis*, Marschlins bei Landquart . . . . . 20 Lire =	—	15.80
Herr Amtsrichter *Schemann*, Neukirchen 1901	10	—
Fräulein *Emmi Schemann*, Koburg 1901	10	—
Dieselbe 1902	10	—
Frau *Bertha Schemann*, Freiburg i. B. 1901	10	—
Dieselbe 1902	10	—
Herr Professor *Schemann*, Freiburg i. Br. 1901	10	—
Derselbe 1902	10	—
Derselbe	—	300
(nachträgliches Honorar für die „Renaissance“ von Herrn Ph. Reclam junior.)		
Herr Dr. *C. Schlömilch*, Leipzig	—	10
„ Professor Dr. *Rudolph Schlösser*, Jena . . . 1901	30	20
„ Dr. phil. *O. Schmidt*, Charlottenburg	—	10
„ Professor *Bruno Schmitz*, Charlottenburg . . 1901	10	—
„ Prälat Dr. *Schneider*, Mainz 1899	10	—
Derselbe 1900	10	—
Derselbe 1901	10	—
„ *Friedrich Schön*, München	—	200
„ Geheimrath *Schöne*, Kiel 1898	10	—
Derselbe 1899	10	—
Derselbe 1900	10	—
Derselbe 1901	10	—
„ Dr. med. *Wolfgang Schultz*, Kiel 1901	10	—
Derselbe 1902	10	—
„ Pfarrer *Schulz-Spannagel*, Lörrach 1900	10	—
Derselbe 1901	10	—
„ *Edouard Schuré*, Paris 1900	10	—
Derselbe 1901	10	—
„ Professor Dr. *Seeburg*, Göttingen 1899	10	—
Derselbe 1900	10	—
Derselbe 1901	10	—
„ Dr. med. *A. Seeliger*, Berlin 1901	10	—
Derselbe 1902	10	—
„ Professor Dr. *Hans Sommer*, Braunschweig . 1901	10	—
„ Stadtpfarrer *Specht*, Zell im Wiesenthale . . 1900	10	—
Derselbe 1901	10	—
Frau *Gräfin von Spoelberch*, Schloss Wespelaer (Belgien) 1901	10	—
Herr *Ferdinand Graf von Sporck*, München . . . 1899	10	—
Transport:	1934.80	1404.30

		Jahres-Beiträge	Nicht regelmässige Beiträge
		ℳ	ℳ
	Uebertrag:	1934.80	1404.30
Herr *Ferdinand Graf von Sporck*, München . . .	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Professor Dr. *Sutter*, Freiburg i. B.		—	30
Fräulein *Frieda Thiry*, Freiburg i. B.	1900	10	—
Dieselbe	1901	10	—
Herr Geheimrath Professor Dr. *H. Thode*, Heidelberg	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Direktor *Emil Thormählen*, Magdeburg . . .	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Verlagsbuchhändler *K. J. Trübner*, Strassburg i. E.	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ *Ernst Voss*, Berlin	1901	10	—
Akademischer Wagner-Verein, Leipzig	1901	10	—
Frau Oberrealschul-Direktor *Wernicke*, Braunschweig	1901	10	—
Herr Geheimrath *Ernst von Wildenbruch*, Berlin . .	1899	10	—
Derselbe	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
Frau *Gräfin Wilding de Radali*, Schloss Altenburg Oberbayern		—	20
Herr stud. geol. *A. Windhausen*, Hildesheim . . .	1902	10	—
„ *Fr. Witek*, Wien	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
Frau *Baronin de Witte*, Antwerpen	1901	10	—
Herr Dr. *Wittmer*, Altmorschen	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ *Baron von Wolzogen*, Bayreuth	1900	10	—
Derselbe	1901	10	—
„ Lehrer *Zeisig*, Charlottenburg-Westend . . .	1901	10	—
Derselbe	1902	10	—
„ Assessor Dr. *Zenker*, Leipzig	1901	20	—
„ *Graf Zichy*, München	1901	10	—
	Summa:	2224.80	1454.30

Gesammtsumme der eingegangenen Beiträge . .	ℳ	3679.10
Zinsen	„	17.48
Einnahmen aus Gobineaus Schriften . . .	„	179.72
Kassenbestand vom 30. Juni 1900 . . .	„	690.52
Insgesammt	ℳ	**4566.82**

Davon ab an Ausgaben:

Contractmässiger Zuschuss an Hrn. Fr. Frommann für 500 Exemplare von Bd. IV. des Racenbuches	ℳ	1500.—
250 Einbände dieses Bandes	„	150.—
Anzahlung auf die zweite Auflage des Racenwerkes	„	1000.—
Porto- und Versendungsspesen (Bd. III) 1900	„	226.33
„ „ „ (Bd. IV) 1901	„	328.09
Contractmässiger Zuschuss an Herrn Carl J. Trübner in Strassburg für 500 Exemplare des „Alexandre“	„	666.67
Porto- und Versendungsspesen derselben .	„	88.55
An Herrn F. A. Brockhaus in Leipzig für Versendung des Porträts 1900 und Anfertigung 200 neuer Exemplare . . .	„	74.65
Agitationsexemplare der Renaissance und der Asiatischen Novellen	„	31.20
Transport des Werkes „Lecture des Cunéiformes“	„	18.46
Transport des Nachlasses Gobineaus . . .	„	21.90
Reisekosten und Verwandtes	„	110.30
Drucksachen	„	147.35
Porti	„	133.80
Schreibmaterialien, Copialien etc.	„	24.80
Ausgaben in Summa	ℳ	**4522.10**

Kassenbestand am 31. Dezember 1901: 44.72.

Die Rechnungen aus der Vereinsperiode vom 1. Januar 1899 bis zum 30. Juni 1900 sind seiner Zeit von den Mitgliedern des Comités ordnungsmässig geprüft und ist darauf dem Vorsitzenten durch Document vom 29. August 1900 Decharge ertheilt worden.

Gobineau-Vereinigung.

Juli 1900 bis Januar 1902.

Verzeichniss

der

Mitglieder, Gönner und Förderer.

A. Mitglieder.

Comité:

Herr Professor Dr. *L. Schemann*, Freiburg i. B., Vorsitzender.
Se. Durchlaucht Herr *Philipp Fürst zu Eulenburg und Hertefeld*, Wien.
Herr *Hans Paul Freiherr von Wolzogen*, Bayreuth.

Ihre Königliche Hoheit Frau *Grossherzogin Elisabeth von Oldenburg.*
Se. Königliche Hoheit *Ernst Ludwig, Grossherzog von Hessen und bei Rhein.*
Se. Durchlaucht *Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg*, Regent des Herzogthums Sachsen-Coburg und Gotha.

Herr *Carl Adelmann*, Würzburg.
„ *Florimond Graf von Basterot*, Paris.
„ Dr. *Ludwig Baur*, Repetent am kgl. Wihelmsstift, Tübingen.
„ Oberlehrer Dr. *K. Berger*, Worms.
„ *L. von Bernuth*, Ingenieur und Gemeinderath, Graz.
Grossherzogliche öffentliche Bibliothek, Oldenburg.
Königliche öffentliche Bibliothek, Stuttgart.
Herr Caplan *C. Bill*, Neuburg a. d. Donau.
„ *Paul Bourget*, Mitglied der französischen Akademie, Paris.
„ Direktor Dr. *Brukner*, Stralsund.
„ *Max Buchholtz*, Vorsteher der Reichsbank a. D., Hagen i. W.
Frau *Lina Butz*, geb. Schemann, Hagen i. W.
Herr Dr. *Alexander Cartellieri*, Professor der Geschichte an der Universität Heidelberg.
Frau *Fürstin von Cassano*, Paris.
Herr *Houston Stewart Chamberlain*, Wien.
„ Rechtsanwalt *Class*, Mainz.
„ Dr. med. *A. Delbrück*, Direktor der Irrenanstalt, Bremen.
Deutschbund-Gemeinde, Frankfurt a. M.
Herr Privatdozent Dr. *Hugo Dinger*, Jena.
Frau *Anna von Doss*, Partenkirchen.
Herr Professor Dr. *E. v. Düring* Pascha, Constantinopel.

Herr Dr. jur. *Lorenz Eber*, Wilhelmshöhe bei Cassel.
„ Leutnant a. D. *Fritz Eber*, Freiburg i. B.
„ Dr. jur. et phil. *Chr. Eckert*, Dozent der Nationalökonomie an der Handels-Hochschule, Köln.
„ Dr. *Oskar Eisenmann*, Direktor der Gemälde-Gallerie und der kgl. Kunst-Akademie, Cassel.
„ Oberlehrer *Richard Elster*, Braunschweig.
„ Bürgermeister *Forkel*, Heide (Holstein).
„ *Theodor Fritsch*, Gautsch bei Leipzig.
„ Justizrath *F. von Fuchsius*, kgl. Notar, Düsseldorf.
Fräulein *Doris Funcke*, Hagen i. W.
„ *Gertrud Funcke*, Hagen i. W.
Herr Staatsrath *C. Fr. Glasenapp*, Riga.
„ Professor *Maximilian Glasenapp*, Riga.
„ Dr. *H. Graevell*, Paris.
Frau *Gräfin Gravina*, Florenz.
Fräulein *Lina Grosscurth*, Cassel.
Herr Dr. *Ernst Grosse*, Professor der Philosophie an der Universität Freiburg i. B.
„ *Eduard Habich*, Cassel †.
„ Oberlehrer *Franz Hahne*, Braunschweig.
„ *Emil Hauff*, Verlagsbuchhändler (Firma Fr. Frommann), Stuttgart.
„ Dr. *Paul Haupt*, ord. Professor der semitischen Sprachen an der Universität Baltimore.
„ Major *Hellwig*, Strassburg i. E.
Frau Geheimrath *Henschel*, Cassel.
„ Professor *Hillebrand*, Florenz.
Herr Architekt *Friedrich Hofmann*, Graz.
„ Landgerichtsrath *Horn*, Berlin.
Frau Rechtsanwalt *Huchzermeier*, Gelsenkirchen.
Herr Gerichtsassessor a. D. *von Hülsen*, Berlin.
Frau *Sophie Jay*, Baden-Baden.
Herr Privatdozent Dr. *Erich Jung*, Giessen.
„ Hofkapellmeister *Kähler*, Mannheim.
„ Geheimer und Oberregierungsrath *Kammer*, Direktor des Provinzial-Schulcollegs, Königsberg i. Pr.
„ Professor Dr. *Kannengiesser*, Schalke.
Seine bischöfliche Gnaden Herr Dr. *Paul von Keppler*, Bischof von Rottenburg.
Herr Dr. *Paul Kleinecke*, Oberlehrer am französischen Gymnasium, Friedenau bei Berlin.
„ *Friedrich Klose*, Tonkünstler, Karlsruhe.
„ Professor Dr. *Krafft*, Goslar.
„ Professor Lic. Dr. *Kretzer*, Frankfurt a. M.
„ *Adalbert Freiherr von Krüdener*, Wohlfahrtslinde bei Stackeln, Livland.
„ Oberregierungsrath a. D. *Krug*, Freiburg i. B.
Frau *Elise Küchler*, Frankfurt a. M.
Herr Kunstmaler *J. Kühn*, Dinkelsbühl (Bayern).
Fräulein *Helene Kuhbier*, Hagen i. W.
Frau Geheimrath *de Lagarde*, Cassel.
Herr *G. Vacher de Lapouge*, Bibliothekar der Universität Poitiers.
Frau *Gräfin Mathilde de la Tour*, Rom-Chaméane (Auvergne).
Herr *J. Lefaivre*, französischer Konsul, Stuttgart.

Frau Generalmusikdirektor *Levi*, Partenkirchen.
„ *von Lichtenberg*, Darmstadt.
Herr Dr. *R. Freiherr von Lichtenberg*, Privatdozent an der technischen Hochschule, Karlsruhe.
„ Rechtsanwalt *W. Lohe*, Düsseldorf.
„ Dr. *Julius Lohmeyer*, Charlottenburg.
„ Ingenieur Direktor *H. Majert*, Siegen.
„ Baurath *March*, Charlottenburg.
Frau *Christine Mayer*, geb. von Döss, Partenkirchen.
„ *Aline Mayrisch*, Düdelingen (Grossherzogthum Luxemburg).
Comtesse *Renée des Méloizes*, Versailles.
Herr Professor *Edgar Meyer*, z. Z. München.
„ Professor Dr. *Oscar Meyer*, Oberbibliothekar an der kais. Universitäts- und Landesbibliothek, Strassburg i. E.
Frau *Elisabeth von Nelidoff*, Riga.
Herr Dr. *Obrist*, Weimar.
„ *Sergius von Oldenburg*, Professor der orientalischen Sprachen an der Universität St. Petersburg.
„ Landesbankrath Dr. *Rudolf Osius*, Cassel.
Deutscher Ostmarkenverein, Berlin.
Herr Ingenieur *Max Pfeiffer*, Dozent am Technikum Köthen.
„ Professor Dr. *Richard Pietschmann*, Direktor der kgl. Universitäts-Bibliothek Greifswald.
„ Regierungsrath *Plüddemann*, Breslau.
„ Dr. *Heinrich Potpeschnigg*, Graz.
„ *Johannes Preuss*, Freiburg i. B.
„ *Anton Graf von Prokesch-Osten*, Gmunden (Oberösterreich).
„ Dr. jur. et phil. *Arthur Prüfer*, Leipzig.
„ Verlagsbuchhändler *Reclam*, Leipzig.
Frau Professor *Richter*, Wannsee bei Berlin.
Herr Amtsrichter *Rieffel*, Wehen im Taunus.
„ Geheimer Regierungsrath Dr. *Roffhack*, Karlsruhe.
„ Amtsrichter *Hugo Rückert*, Frankfurt a. M.
„ *Sainctelette*, kgl. belgischer Legationsrath im Haag.
Fräulein *Emmi Schemann*, Coburg.
Herr Amtsrichter Dr. *Schemann*, Neukirchen bei Ziegenhain (Provinz Hessen).
Frau *Bertha Schemann*, Freiburg i. B.
Fräulein *Auguste Schlittgen*, Wilhelmshöhe bei Cassel.
Herr Dr. *Rudolf Schlösser*, Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Jena.
„ Professor *Bruno Schmitz*, Charlottenburg.
„ Dr. *Friedrich Schneider*, Prälat des päpstlichen Hauses und Domcapitular, Mainz.
„ *Friedrich Schön*, München.
„ Dr. *Alfred Schöne*, Geheimer Regierungsrath und ord. Professor der klassischen Philologie an der Universität Kiel.
„ Fabrikdirektor *Schütze*, Hüllen bei Gelsenkirchen.
„ Dr. med. *Wolfgang Schultz*, Kiel.
„ Pfarrer *Schulz-Spannagel*, Lörrach.
„ *Edouard Schuré*, Paris.
„ Professor Dr. *L. Seeburg*, Göttingen.
„ Dr. med. *Alfred Seeliger*, Berlin.

Herr Professor Dr. *Hans Sommer*, Braunschweig.
„ Dr. *Martin Spahn*, ord. Professor der Geschichte an der Universität Strassburg i. E.
„ Stadtpfarrer *Specht*, Zell im Wiesenthal.
Frau *Gräfin von Spoelberch*, Schloss Wespelaer (Belgien).
Herr *Ferdinand Graf von Sporck*, München.
Fräulein *Frieda Thiry*, Freiburg i. B.
Herr Dr. *Henry Thode*, Geheimer Hofrath und ord. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Heidelhberg.
„ *Emil Thormählen*, Direktor der Kunstgewerbeschule Magdeburg.
„ *Karl J. Trübner*, Verlagsbuchhändler, Strassburg i. E.
„ *Ernst Voss*, Schriftführer des Wartburgbundes, Berlin.
„ *Freiherr von Wackerbarth-Linderode*, Linderote (Briesen bei Cottbus).
Frau *Cosima Wagner*, Bayreuth.
Akademischer Wagner-Verein Leipzig.
Frau Oberrealschul-Direktor *Wernicke*, Braunschweig.
Herr Geheimer Legationsrath a. D. *Ernst von Wildenbruch*, Berlin.
„ *Anselm Windhausen*, stud. geol., Hildesheim.
„ *Friedrich Witek*, Wien.
Frau *Baronin de Witte*, Antwerpen.
Herr Dr. *Gustav Wittmer*, Altmorschen (Hessen).
„ *Friedrich Freiherr von Wolff*, Riga.
Frau *Gräfin von Wolkenstein-Trostburg*, Excellenz, Paris.
Herr Lehrer *Zeisig*, Charlottenburg-Westend.
„ Assessor Dr. *Zenker*, Leipzig.
„ *Graf Theodor Zichy*, k. k. österreich-ungarischer Gesandter in München.

B. Gönner und Förderer.

Maestro *Arrigo Boito*, Mailand.
Herr *Alfred Bovet*, Valentigney, Doubs †.
Donna *Vittoria Cima*, Mailand.
Herr Dr. *G. A. O. Collischonn*, Frankfurt a. M.
„ Dr. *Carl Cornelius*, Privatdozent der Kunstgeschichte an der Universität Freiburg i. B.
„ Professor *Paul Förster*, Friedenau bei Berlin.
Frau *Baronin von Friesen*, Rammelburg bei Wippra.
Herr Dr. med. *R. Goetze*, Naunhof bei Leipzig.
„ Oberlehrer Dr. *Paul Grätzel von Grätz*, Hannover.
Mlle. *Granet de Gandolphe*, Cassel.
Frau *Baronin von Guldencrone*, geb. Gräfin Gobineau, Paris.
Herr Dr. *Vincenz von Hahn*, Leipzig.
„ *Carl von der Heydt*, Berlin.
„ *L. Freiherr von Ledebur*, Berlin.
„ *Paul Graf von Leusse*, Cannes-Reichshofen.
„ Lehrer *J. H. Löffler*, Pössneck (Sachsen-Meiningen).
„ Dr. *Rudolph Louis*, München.
„ Maler *Carlo Mancini*, Mailand.

Herr Theaterdirektor *Max Martersteig*, Berlin-Schmargendorf.
„ Professor Dr. *G. Martius*, Kiel.
„ *José Vianna da Motta*, Berlin.
„ Professor *F. Max Müller*, Oxford †.
„ Professor *H. Muffang*, St. Brieuc, Bretagne.
„ *Baron Edouard de Pury*, Neuchâtel.
„ *Raschdau*, kaiserlich deutscher Gesandter z. D., Berlin.
„ Dr. *Robert von Ritter*, München.
„ Fabrikbesitzer *Saalwächter*, Schönebeck bei Magdeburg.
Fräulein *Meta von Salis*, Marschlins bei Landquart (Schweiz).
Herr Dr. *Josef Sauer*, Unzhurst (Baden).
„ *Max Schillings*, München.
„ Dr. *C. Schlömilch*, Leipzig.
„ Dr. phil. *Otto Schmidt*, Charlottenburg.
„ Dr. *Schröder-Poggelow*, Berlin.
„ Professor Dr. *Walter Simon*, Königsberg i. Pr.
„ Oberst a. D. *Spohr*, Giessen.
„ Professor Dr. *Sutter*, Freiburg i. B.
„ Commerzienrath *Julius Vorster*, Köln.
„ Dr. *Adolf Wahrmund*, ord. Professor an der k. k. orientalischen Akademie, Wien.
„ *Gottfried Websky*, Wüstewaltersdorf, Bezirk Breslau.
Frau *Gräfin Marie Wilding de Radali*, Schloss Altenburg (Post Westerhamm), Oberbayern.
„ *Marie Zanders*, Bergisch-Gladbach.

Druck von Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

Fünfter Bericht

über die

Gobineau-Vereinigung.

Die soeben abgeschlossene fünfte Periode unseres Vereinslebens hat uns mit dem Eintritt in's neue Jahrhundert zugleich einen bedeutsamen Abschluss und einen bedeutsamen Anfang gebracht. Das Racenwerk ist vollendet, die Veröffentlichung des Nachlasses begonnen worden. Ueber fünfzig neue Mitglieder, die bis zur Abfassung dieses Berichtes dem Verein beigetreten sind (darunter mehrere Körperschaften und Institute), zeugen für die wachsende Würdigung und Theilnahme, die dieser in Deutschland und über seine Grenzen hinaus findet, und wenngleich wir trotzdem in eben dieser Zeit eine Krisis zu bestehen gehabt haben, wie ähnliche keiner grossen Bewegung erspart bleiben, so war dies in besonderen Verhältnissen begründet, die unten an ihrem Orte dargelegt werden sollen, und wir dürfen hoffen, dass sie in der Hauptsache überwunden ist.

Seit dem letzten Bericht sind von Mitgliedern verstorben Herr Sanitätsrath Dr. Biesenthal, Berlin, Herr Alfred Bovet, Valentigney, Herr Edward Habich, Kassel, Herr Professor Fr. Max Müller in Oxford*), Herr Oskar Räuber, Schöneberg bei Berlin.

Weihnachten 1900 erschien, als erste Nachlassschrift, die Tragödie *„Alexandre le Macédonien“* und wurde alsbald in etwa 400 Exemplaren, und sodann im Laufe des Jahres 1901 noch ferneren 100, in den Kreisen der Vereinigung und darüber hinaus zur Vertheilung gebracht, vielfach warm begrüsst, trotz der — wie vorauszusehen — hemmenden Gegenwirkung des klassicistischen Gewandes. Da dem Herausgeber vor Allem daran liegen musste, dass dieses Gobineau schon so ganz ausprägende und von seinen schönsten Seiten ankündigende Heldenstück den Weg zur deutschen Jugend finde, so hat er sich bemüht, es zunächst möglichst vielen Lehrern, nament-

*) † 28. Oktober 1900. Er gehörte mit Tocqueville, Mérimée und einigen wenigen anderen zu der kleinen Schaar wahrhaft hervorragender Gelehrter, welche schon zu Lebzeiten Gobineau's dessen volle Bedeutung erkannt und gewürdigt haben. So bezeugte er mir denn auch zur Zeit der Gründung unseres Vereines seine warme Sympathie für dieses Unternehmen und schrieb mir sowohl damals als noch kurz vor seinem Tode, nach Erscheinen des dritten Bandes des Racenwerkes, Worte über unseren Meister, die ich an anderer Stelle nnd in anderem Zusammenhange später mitzutheilen haben werde.

lich des Französischen, in die Hände gelangen zu lassen, und die Freude gehabt, es in diesen Kreisen fast durchweg verständnissvoll aufgenommen zu sehen. Einzelne Lehrer deutscher Gymnasien (als erste die Herren Professor Bihler in Freiburg und Dr. Evers in Braunschweig) sind sogleich mit der That der Einführung in Prima vorangegangen, andere haben solche für die nächsten Schuljahre zugesagt. Möchte ihr Beispiel recht viele Nachahmung finden!

Von dem Werke *„Lecture des textes cunéiformes“* (vergleiche meine Notiz Seite 2 Anmerkung des vierten Berichtes) sind im Jahre 1901 fünfundvierzig Exemplare an Bibliotheken und Private verschenkt worden. Fernere stehen jederzeit zur Verfügung.

Ende Mai 1901 ward der Schlussband des Racenwerkes in 454 Exemplaren (davon 166 an Bibliotheken und Vereine), denen seitdem noch 40 gefolgt sind, versandt. Die gewaltigen Wirkungen des Buches auf den verschiedensten Gebieten unseres Geisteslebens sind schon jetzt unverkennbar und treten in einer Fülle von Kundgebungen aller Art zu Tage; ganz von selbst drängt sich uns so immer wieder die Ueberzeugung auf, in deren Sinne denn auch unsere Freunde weiterzuwirken gebeten sind, dass hier der eigentliche Schwerpunkt und einer der Höhenpunkte unseres ganzen Unternehmens liege. In eben diesem Umstande ist es denn freilich auch begründet, dass sich an dieses Hauptwerk unsere ersten ernstlichen Schwierigkeiten geknüpft haben. Ich darf mich der Pflicht nicht entziehen, unsern Verein durch Darlegung der betreffenden Verhältnisse in diese einzuweihen.

Zwei Schritte, die bei der ersten Auflage, einer seitens des Verlegers, einer seitens des Unterzeichneten, gethan worden, die unverhältnissmässig billige Ansetzung des Preises für das prächtig ausgestattete Werk und dessen Massenschenkung an Bibliotheken, haben sich im praktischen Sinne als Fehler erwiesen, so gemeinnützig sie gedacht waren, und so sehr wir daher Grund haben, im ideellen Sinne stolz darauf zu sein. Ersterer hat zur Folge gehabt, dass das bescheidene materielle Erträgniss der ersten Auflage einer zweiten nur mangelhaft vorgearbeitet hat, letzterer, dass das Buch zwar ausserordentlich viel gelesen, aber nicht entsprechend gekauft worden ist, dass insbesondere die Kaufresultate beim dritten und vierten Bande, also gerade bei den entscheidenden Hauptbänden, bedeutend zurückgegangen sind.

Angesichts der weiteren Thatsache nun, dass zu diesem allen für eine zweite Auflage, die inzwischen für die beiden ersten Bände zur Nothwendigkeit geworden, noch weit grössere Mittel erfordert werden als für die erste (weil einmal die Arbeitslöhne gestiegen sind, ferner, um jede ähnliche Verlegenheit in Zukunft auszuschliessen, jetzt eine erheblich grössere Anzahl von Exemplaren zu drucken sein würde, endlich, was für den Verleger besonders in's Gewicht fiel, bei der vermuthlich weit länger

sich ausdehnenden Kaufzeit bedeutende Kapitalzinsen in Anschlag gebracht werden müssten), gab mir der Verleger im vergangenen Sommer die Erklärung ab, dass er „diesen Schritt in's Dunkle nicht wagen könne", dass er das Werk, falls nicht abermals die Vereinigung mit grösseren Zuschüssen zu Hülfe käme, nicht wieder erscheinen zu lassen in der Lage sei, sondern sich gezwungen sehe, es in meine Hände zurückzugeben. Ich befand mich in einer überaus schwierigen Lage. Auf der einen Seite die Nothwendigkeit, nochmals im grossen Maassstabe an die Opferfreudigkeit des Vereins zu appelliren, auf der anderen die Aussicht, Gobineau's Hauptwerk ganz seinem Schicksale überlassen zu müssen. Ich wandte mich, um aus diesem Zwiespalt herauszukommen, theils brieflich, theils in einem vertraulichen Circular an eine Anzahl Vertrauenspersonen aus dem Verein und erkannte zu meiner Freude, dass sie einmüthig mit mir der Meinung waren: dass es eine Ehrensache jeder Gobineau-Gemeinde sei, dieses Werk unter keinen Umständen aus dem Buchhandel verschwinden zu lassen, wie auch, dass einer neuen Auflage der gleiche gemeinnützig grosse Charakter wie der ersten, d. h. also vor Allem auch der gleiche billige Preis bei der gleichen schönen Ausstattung zu wahren sei. Ein besonders eifriger Freund der Sache brachte ein Comité zusammen und veranstaltete eine Extrasammlung, für die ihm wie allen Gebern hier auf's Wärmste gedankt sei: die hierauf eingegangenen Spenden haben zunächst mindestens die eigentliche Krisis beschworen und die Grundlage für eine abermalige Subventionirung des Racenwerkes geliefert. So hat soeben die Neuauflage des ersten Bandes hinaustreten können, der hoffentlich die des zweiten in Bälde folgen wird.

In einem entscheidenden Augenblicke hat so der Verein seine Mission auf's Schönste bethätigen können. Ohnehin war es übrigens ebenso ein Interesse wie eine Ehrenpflicht für ihn, sich das Racenwerk zur Hand zu halten, von dem er ja fortlaufend Exemplare für sämmtliche neue Mitglieder, für Agitation und Geschenke, für Ehrenpersönlichkeiten etc. bedarf. Von Bedenken stand hauptsächlich nur das eine im Wege, ob nicht eine solche Bethätigung die ferneren Ziele des Vereins zu sehr schmälern könne. Indessen ist doch zu hoffen, dass wenn schon während seines bisherigen kurzen Bestehens ausser der Herstellung des Racenwerkes noch die des Porträts und die Veröffentlichung zweier französischer Werke uns vergönnt gewesen sind, die Zukunft, bei wachsender Verbreitung von Gobineaus Ideen und Werken, noch reichere Möglichkeiten eröffnen werde.

Im Vordergrunde bleibt hier nach wie vor die Frage einer stattlicheren Renaissance-Ausgabe. Aus den vielen immer wiederkehrenden Zuschriften ersehe ich, dass eine solche, als Vereinspublication, andauernd als ein Bedürfniss, bezw. ihr Fehlen als ein Mangel empfunden wird. Hoffentlich lässt sich nun auch hierfür bald Rath schaffen, namentlich wenn sich demnächst ein Verleger bestimmen liesse, die Sache vorerst auf eigene Gefahr in die Hand zu nehmen und der Verein sich nur in Gestalt theils kleinerer

Jahreszuschüsse, theils auch privater Unterstützung — Subscription oder Kauf — durch die Mitglieder daran betheiligte.

Ein anderes Ziel unseres Sorgens und Mühens, die dereinstige Begründung eines Gobineauheims, erscheint ebenfalls schon jetzt in grössere Nähe der Erreichungsmöglichkeit gerückt. Frau Gräfin de la Tour hat vor Kurzem den gesammten handschriftlichen Nachlass Gobineaus in meine Hand gelegt und zugleich angeordnet, dass die noch in ihrem Besitze befindlichen Andenken und Kunstwerke (darunter das lebensgrosse Originalporträt Gobineaus), sowie die erhaltenen Reste seiner Bibliothek, nach ihrem Tode hiermit vereinigt werden sollen. Ich selbst denke meine eigenen entsprechenden Sammlungen im Laufe der Zeit diesen Schätzen anzugliedern und habe ausserdem Schritte gethan, um sie durch Erwirkung von Schenkungen zu vermehren. Ein überaus schöner Anfang ist nach dieser Seite gemacht worden durch die hochherzige Schenkung des Herrn Grafen von Prokesch-Osten in Gmunden, welcher die Briefe seines Vaters an Gobineau, zur Ergänzung derer Gobineau's an ersteren, unserer Sammlung überwiesen hat, wodurch diese nun eines ihrer kostbarsten Werthstücke vollständig besitzt. Weiteres steht in Aussicht.

Gewiss wird es nicht ganz leicht sein, eine definitive Heimstätte für dieses alles ausfindig zu machen. In Deutschland wird sie nach dem Spruche des Schicksals und dem Verhalten der beiderseitigen Völker vermuthlich sein müssen; und hier wiederum liegt der Gedanke nahe, nach einem Fürsten, einer Regierung, einer Stadt oder einer Stiftung auszuschauen, die etwa unsere dessen immerfort noch sehr bedürftige Sache eine Reihe von Jahren in einer Weise unterstützte, dass wir ihr zum Dank dafür jene Sammlungen vermachten. Es wäre schön, wenn auch unsere Freunde nach dieser Richtung auf der Wacht stehen wollten.

An Vorlesungen der Renaissance sind zu verzeichnen: Zwei Veranstaltungen in grösserem Privatkreise durch Herrn Oberlehrer Richard Elster in Braunschweig im Winter 1900—1901; Scenen aus Julius II., mit einführenden Worten des Herrn K. Martin, durch Herrn Freiherrn von Ledebur in der Ortsgruppe des Jungdeutschen Bundes zu Freiburg i. B. am 9. Februar 1901; Scenen aus Michel Angelo durch den grossherzoglich oldenburgischen Hofschauspieler Herrn Paul Prina in der litterarischen Vereinigung zu Berlin am 3. Juni 1901; endlich der Vortrag der Hauptscenen des gesammten Werkes an zwei besonderen Abenden durch Herrn Carl Bender, herzoglich sachsen-coburg-gothaischen Hofschauspieler, in Schwerin am 26. und 28. Oktober 1901. Ueber eine Vorlesung, die Luise Dumont im Winter 1900–1901 in Berlin mit grossem Erfolge gehalten haben soll, habe ich Näheres nicht in Erfahrung bringen können.

Sehr rege hat sich neuerdings die Vortragsthätigkeit in unserer Sache gestaltet. Am 19. November 1899 sprach zu Berlin im Diskussionsclub Herr Dr. A. Seeliger „über Gobineaus Gedankensystem"; am 17. März

1900 ebendaselbst in der nationalen Vereinigung „Jungdeutschland“ Herr Karl Sohlich über „Graf Gobineau als Forscher und Dichter“; am 12. und 23. September 1900 Herr Oberlehrer Hahne in Braunschweig, das erste Mal vor den Gymnasiallehrern dieser Stadt, das zweite Mal in polytechnischen Kreisen, „über Gobineau's Beleuchtung der griechischen und römischen Geschichte“, nebst allgemeiner Einführung in sein Leben und Denken; am 14. März 1901 Herr Ingenieur Adolph Zscheyge in der „Deutsch-Bund-Gemeinde“ zu Frankfurt am Main, „über Graf Gobineau und sein Racenbuch“; im Giordano Bruno-Bunde zu Berlin gab Herr Theaterdirector Max Martersteig verschiedene Referate über „Les religions et les philosophies dans l'Asie centrale.“ (Die Bewegung des Bâbysmus und das persische Theater), wie denn ebenderselbe auch in einer Reihe von Vorträgen über die Tragödie Gobineau'sche Gedanken methodisch berücksichtigte. Am 28. Oktober und 11. November 1901 hielt Herr Carl Gjellerup zu Dresden, das erste Mal vor einem grösseren Publikum in der „litterarischen Gesellschaft“, das zweite Mal in einem engeren Klub, einen Vortrag, dessen Bedeutung ich, nach der mir gewordenen Einsicht in das Manuscript, nicht zum Wenigsten darin finde, dass hier zum ersten Male in Deutschland warm und schön über Gobineaus grösstes Werk, den „Amadis“, öffentlich gesprochen worden ist. Am 15. November 1901 redete wiederum Herr Oberlehrer Hahne im Braunschweiger Kunstclub über „Gobineaus Racentheorie“, am 26. November 1901 im akademischen Verein „Ditmarsia“ zu Kiel Herr Dr. med. Wolfgang Schultz über das Racenwerk; im Dezember 1901 endlich hat zu Stuttgart, im Zweigverein der „Alliance française“, einer Vereinigung, die sich die Ausbreitung französischer Ideen und französischer Litteratur im Auslande zum Ziele gesetzt hat, der dortige französische Konsul, Herr Jules Lefaivre, einen Vortrag über Gobineau gehalten, der als erster ernstlicher Vorstoss von französischer Seite erfreulich symptomatische Bedeutung hat.

In der Litteratur ist es kaum mehr möglich, die Wirkungen des Gobineau'schen Racengedankens, der inzwischen Feuer gefangen und in hunderterlei Anwendungen und Umbildungen weitergewirkt hat, im Einzelnen mehr zu verfolgen. Es müsste sich Einer ganz diesem Thema widmen können, um einigermaassen auf dem Laufenden zu bleiben und zu erhalten. Dem Unterzeichneten ist dies zur Zeit nicht vergönnt. An dieser Stelle vollends muss er, unter Verweisung auf den vorigen Bericht Seite 5—8 und auf seinen unten angeführten Artikel der Münchener Allgem. Zeitung, in welchem er wenigstens eine Auswahl des ihm bekannt gewordenen Wichtigsten zu geben versucht hat, sich darauf beschränken, eine kurze Nachlese einiger weniger, insbesondere solcher Werke zu geben, um deren Besprechung er ausdrücklich von den Verfassern gebeten worden ist.

„Heimkehr. Ein Beitrag zur Lösung der Rassenfrage von Aryaduta.“ (H. Grosset) Chemnitz 1900. Neben manchem subjectiv Befremdenderen viel

Treffendes und Gesundes. Besondere Aufmerksamkeit verdient das eingehende Kapitel über Russland Seite 28—37 (der Verfasser ist Deutsch-Russe).

H. Driesmans. „Das Keltenthum in der europäischen Blutmischung." Eine Kulturgeschichte der Rasseninstinkte. Leipzig 1900. Derselbe, „Die Wahlverwandschaften der deutschen Blutmischung." (Der Kulturgeschichte der Rasseninstinkte zweiter Theil). Ebenda 1901. Der Grundgedanke des Verfassers ist der, dass alle Kulturen, welche die Welt bisher gesehen hat, sich auf einer Blutmischung aufbauen, dass „das Blut als weltgeschichtliche und die Blutmischung als kulturgeschichtliche Macht bei aller Geschichtschreibung als ausschlaggebender Faktor in Rechnung zu ziehen sei." Er selbst will, statt der bisher vorwiegend beobachteten äusseren Merkmale (Sprachen, anatomischer Bau etc.) mehr die inneren (psychischen und geistigen) für die Erkenntniss und Charakteristik der Racen verwandt wissen. Als ein Hauptmittel hierfür gilt ihm namentlich auch die Betrachtung der grossen Männer aller Racen und Völker, worin er freilich, wie überall, gar zu schnell und zaglos vorgeht. Wären wir da, wo Driesmans schon glaubt Posto fassen zu können, so wären wir ungefähr am Ziele. Seine Methode ist der Idee nach richtig, in der praktischen Anwendung aber vielfach bedenklich, da er der Phantasie zu sehr die Zügel schiessen lässt. Wo er dagegen materiell das Richtige trifft, da findet sich des Geistvollen und wahrhaft Vortrefflichen die Fülle.

Wilibald Hentschel, „Varuna". Eine Welt und Geschichtsbetrachtung vom Standpunkte des Ariers. Band I, Leipzig 1901. Ein eigenartiges und in jedem Falle sehr geistvolles und anziehendes Buch, über das sich freilich ein abschliessendes Urtheil erst wird gewinnen lassen, wenn es vollendet vorliegen wird. Die socialen, ethischen und allgemein culturellen Hauptfragen, welche unsere, wie im Grunde alle Zeitalter, bewegen, werden hier mit dem Lichte der Race durchleuchtet von einem ächten Arier, der weit mehr noch als durch seine ethnographischen Schilderungen und Betrachtungen, durch seine Anschauungen in Betreff jener Fragen uns wahrhaft nahe tritt.

Wie hier ein hochbegabter Dilettant, so hat inzwischen auch die sociologische Fachwissenschaft begonnen, sich mit Gobineau's Problem ernstlicher zu beschäftigen. So widmet G. Schmoller in seinem „Grundriss der allgemeinen Volkswirthschaftslehre" (Leipzig 1900) dem Thema „Rassen und Völker" einen eigenen grösseren Abschnitt (S. 139—157).

Von Litteraturgeschichten wird mir die neu erschienene deutsche von Adolph Bartels genannt, in welcher die Race als der Boden, aus welchem das Geistesleben emporwächst, methodisch berücksichtigt sein soll. Wir sehen, der Gobineau'sche Gedanke sickert jetzt auf alle Gebiete durch und wird in Bälde das Terrain unumschränkt beherrschen.

Carl Adelmann, das Hohenstaufendrama.

Den Manuscriptdruckproben dieser anscheinend weitausschauenden, jedenfalls gross und deutsch angelegten cyklisch-dramatischen Dichtung hat deren Schöpfer eine längere Einleitung vorausgesandt, die von Anfang bis zu Ende zum Besten gehört, was wir über das historische Drama zu hören bekommen können. Nur sehr schwer widerstehe ich aus zwingenden Gründen des Raumes der Versuchung, die Hauptstellen über Gobineau und seine Renaissance (S. 20—25) hier abzudrucken, der eine entscheidend reformatorische Stellung auch in der Geschichte des Dramas angewiesen wird. Selbst was die Aufführungsfrage anbetrifft, wirft der Verfasser die hoffnungsvollsten, ja zuversichtlichsten Blicke in die Zukunft. Möchte er Recht behalten.

Iwan Gilkin, „Jonas", Bruxelles 1900. Diese prophetische Allegorie eines prädestinirten Jüngers Gobineau's bringt das furchtbare Thema des letzten Gobineau in neuer Behandlung. Noch ohne Kenntniss des „ce qui se passe en Asie" und des „Amadis" ist sie geschrieben — ein bedeutsames Zeichen dafür, wie unentrinnbar die hier geweissagten Geschicke (die Ueberwucherung der abendländischen Welt durch die combinirten Mongolen und Moskowiter, der Sieg der „Uebermenschen" der Zukunft, der Milliardäre, die Erdrückung unserer Arbeit und unserer Arbeiter durch die „billigeren" des Ostens) dermaleinst sein mögen, wenn der Himmel nicht eine ungeahnte Rettung sendet. Man möchte das Haupt darob verhüllen, und man müsste verzweifeln, wenn nicht eben aus der Grundidee des Amadis letzte gewaltige Kräfte und Hoffnungen für alles Edle und alle Edlen zu entnehmen wären.

Dass Gobineau in den akademischen Hörsälen immer mehr zur Würdigung und immer mehr zu Worte kommt, wird Mancher mit Freude vernehmen; dass er selbst bis in einen Gartenlauben-Roman vorgedrungen, ist ein von einem Freunde mir mitgetheiltes Curiosum, das zur Beleuchtung der Lage immerhin nicht verschwiegen bleiben soll.

Von eingehenderen Besprechungen Gobineau's, die von August 1900 bis Ende 1901 in Zeitschriften und Zeitungen erschienen sind, hätte ich im Uebrigen aufzuzählen:*)

1) Deutsch-sociale Blätter Nr. 625 vom 9. August 1900. S. 374—75. „Völker Europas, wahrt Eure heiligsten Güter!" Mahnung, der Judengefahr neben, ja vor der Mongolengefahr zu gedenken. Am Schluss ein kraftvoller Hinweis auf Gobineau.

2) Ebd. Nr. 629 vom 6. September 1900. Besprechung des 3. Bandes des Racenwerkes.

3) Tägliche Rundschau, Unterhaltungsbeilage Nr. 210 vom 10. Sep-

*) Kürzere Erwähnungen finden sich in der gesammten Zeitungswelt die Fülle.

tember 1900: Thomas Achelis, über den 3. Band des Racenwerkes. (Enthält auch in der Polemik manches Treffende.)

4) Neue Preussische (Kreuz-) Zeitung, 26. September 1900. Besprechung des 3. Bandes des Racenwerkes.

5) Frankfurter Zeitung Nr. 277 vom 7. Oktober 1900. Band II. III. des Racenwerkes, das „zu den belehrendsten zählt, die wir je gesehen haben".

6) „Deutsche Welt", Jahrg. 2, Nr. 53 (30. September 1900) Fr. Lienhard über den vierten Bericht der Gobineau-Vereinigung. Ebendaselbst Nr. 2 (Jahrg. 3) vom 14. Oktober 1900 Erwiderung darauf vom Unterzeichneten.

7) Bayreuther Blätter, Jahrg. 23, St. 10/12. Litterar. Anzeigen, und vergl. S. 325 über Chamberlain.

8) „Deutsche Welt", Jahrg. 3. Nr. 6. 1900. Friedrich Lange, „Gobineau und Nietzsche". Dieser von wahrem Verständniss und wuchtigster Begeisterung für Gobineau und die grossen Ideen, die er verkörpert, getragene Aufsatz muss als eine That bezeichnet werden, eine der bedeutsamsten und der nothwendigsten Thaten, die es z. Z. zu thun galt. Kaum irgend etwas Anderes könnte ja auf die Dauer dem Gobineau'schen Ideale schädigender in den Weg treten, als das von so vielen damit verwechselte und zusammen genannte Nietzsche'sche Pseudoideal. In markigen Worten wird denn nun hier die so nothwendige Scheidung vorgenommen, der „Luftarchitekt, der Komet Nietzsche dem Monumentalbaumeister, dem Fixstern Gobineau, des Ersteren Aristokratie der Willkür und Ueberspannung der Gobineau'schen Aristokratie der Natur und Gesundheit" gegenübergestellt.

9) „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", Beilage Nr. 18 vom 22. Januar 1901. Karl Gjellerup, „Graf Gobineau in Deutschland". „Jedenfalls beruht die Grösse Gobineaus nicht auf dichterischen Thaten, sondern auf seinem Racenwerke, das nicht genug zum eindringlichen Studium empfohlen werden kann." Im Sinne dieses Schluss- und gewissermaassen Leitsatzes wird das Racenwerk in diesem Artikel mit Verständniss und Wärme, Gobineau als Dichter dagegen weniger gut behandelt. Wir sollen ihn als solchen stark überschätzt haben und eine Reaction dagegen geboten erscheinen. Zum Glück ist der Verfasser später wenigstens durch die Lectüre des „Amadis" eines Besseren belehrt worden.

10) „Jung-Deutschland", Zeitschrift des Wartburgbundes, Jahrg. 2 Nr. 23, 24. Jahrg. 3 Nr. 1 (December 1900—Januar 1901). „Ueber den Grafen Gobineau". In Tendenz und Auffassung dem zuvor genannten Artikel diametral entgegengesetzt. Im Racenwerk wird Vieles beanstandet, als Dichter dagegen Gobineau so hoch gestellt, „dass man schon die vollkommensten Erzeugnisse der Weltlitteratur heranziehen muss, wenn man ihm nicht unrecht thun will".

11) „Archiv für Religionswissenschaft" (herausgeg. von Prof. Th. Achelis). 1900. Nr. 12. S. 75—78. Besprechung der Neuausgabe von

„Asie centrale“ durch Ferdinand Justi in Marburg. Diese vollkommen unbefangene und gerechte, durch keinerlei kleinliche Beimischung verkümmerte Würdigung des „als Denker, Schriftsteller und Orientalist gleich bedeutenden“ Gobineau seitens eines unserer namhaftesten Fachmänner thut nach so Manchem, was wir früher aus Gelehrtenkreisen heraus erleben mussten, doppelt wohl und deutet, im Verein mit den parallelen Aeusserungen Barbier de Meynards, auf die wir in unserem letzten Berichte hinzuweisen hatten, auf den erfreulichen Umschwung, der sich allgemach in jenen Kreisen vollzogen hat.

12) „Casseler Allgemeine Zeitung“, Jahrg. 17. Nr. 9 (9. Januar 1901). G. W(ittmer), „Graf Gobineau über die Civilisation der Chinesen“.

13) „Südwestdeutsche Schulblätter“, Jahrg. 18. Nr. 2. S. 65.. Empfehlende Besprechung des „Alexandre“ für die Gymnasien, von J. Haas.

14) „Magazin für Litteratur“, Jahrg. 70. Nr. 5. Th. Achelis, „zur Psychologie der Racen, mit besonderer Rücksicht auf das Buch von Gobineau, Versuch über die Ungleichheit der Menschenracen.“

15) „Petermanns geographische Mitteilungen“ 1901. Heft 1. Litteraturbericht. Allgemeines, Nr. 31. Kritische Besprechung des Racenwerkes durch A. Vierkandt, auf die vielleicht an anderer Stelle zurückzukommen sein wird.

16) „Der Türmer“. Monatsschrift, herausgeg. von J. E. Frhrn. von Grotthuss. Jahrg. 3. Heft 7. April 1901. S. 66 ff: Karl Berger, „Graf Gobineaus Racenwerk“.

17) „Akademische Monatsblätter“, Jahrg. 13. 1901. S. 130 (in der Uebersicht der „Litteratur der Culturgeschichte“): Besprechung des Racenwerkes von Martin Spahn. „Es liegt damit (mit dem 4. Bande) ein Werk in deutscher Sprache vor, das doch zu den erstaunlichsten Leistungen der Litteratur des letzten Jahrhunderts zählt“, und das dann nun im Folgenden mit kräftigen Worten dankbarer Bewunderung näher charakterisirt wird.

18) „Deutsche Zeitschrift“. Jahrg. 14, Heft 14 (April 1901), S. 438 ff. Albrecht Wirth, „Gobineau“. Die erfreuliche (und bisher leider nur zu ausnahmsweise) Erscheinung eines Selbstdenkers, der in den Materien der Racenfrage zu Hause ist und wirklich Etwas dazu beizubringen weiss. Gobineaus Werk kommt nach manchen Seiten voll zur Geltung, und auch die Ausstellungen am Einzelnen wird man vielfach unterschreiben können, froh, den Geist des Ganzen so verstanden und gewürdigt zu sehen.

19) „Die Post“. Jahrg. 36. 1901. Nr. 187 und 189 vom 23. und 24. April 1901. Dr. Alfred Seeliger, „Graf Gobineau“. Ein liebevoll eingehender, von grösster Begeisterung für den Staatsmann und Menschen, den Denker und Dichter Gobineau getragener Aufsatz. Eine Verherrlichung unseres Helden als eines erhabenen Hortes der idealen Güter in unidealer Zeit, die sicher viel Gutes wirken wird, selbst auf die Gefahr hin, dass die Kritiker auf einige Abzüge dringen sollten.

20) „Politiken“ (Kopenhagen). 8. März 1901. Carl Gjellerup, Grèv Gobineau.

21) „Allgemeine Zeitung“, München. Beilage Nr. 130, 131, 132 vom 10.—12. Juni 1901. Ludwig Schemann, „neue Bewegungen auf den Gebieten der Geschichts- und Völkerkunde“. Eine Skizze der geistigen Bewegung, die sich an die That und das Werk Gobineaus geknüpft hat oder doch knüpfen lässt, in einer Charakteristik ihrer Hauptgestalten.

22) „Neue Bahnen“, Wien. 1901. S. 191/192. H. Graevell über Gobineaus „Alexandre“.

23, 24) Bayreuther Blätter 1901, Stück VII/IX. Besprechung des Racenwerkes Bd. IV durch den Herausgeber unter den litterarischen Anzeigen; ferner Stück X/XII „nach dem deutschen Racenbuche“, vertraulich-offener Brief an H. v. Wolzogen vom Unterzeichneten.

25) „Grazer Tagblatt“. Nr. 204, 205 vom 26. und 27. Juli 1901. Friedrich Hofmann, „Versuch über die Ungleichheit der Menschenracen“.

26) „Die Post“. Jahrg. 36. Nr. 385, vom 18. August 1901: „Der germanische Gedanke in Frankreich.“

27) „Deutsche Welt“. Jahrg. 3. Nr. 48, vom 1. September 1901. Karl Berger, „Germanenblut in der Völkergeschichte“. (Besprechung des vierten Racenbandes.)

28) 29) „Magazin für Litteratur“. Jahrg. 70. Nr. 36, vom 7. September 1901. „Zeitschrift für französische Sprache und Litteratur.“ Band 23, Heft 4—6, S. 133 ff. Besprechungen des „Alexandre“. Während in dem erstgenannten, wie in den unter Nr. 13 und 22 aufgeführten Artikeln eine warme, oder doch wohlwollende Sprache erklingt, kommen wir in der „Zeitschrift“ weniger gut weg. Der dort das Wort führende Fachmann, Herr R. Mahrenholtz, ist einer von Denen, denen Gobineau offenbar Nichts, auch gar Nichts sagt. Das nahezu völlig Ausnahmsweise einer solchen Besprechung ist das Erfreuliche daran.

30) „Neue philologische Rundschau“ (Gotha, F. A. Perthes). Jahrg. 1901, Nr. 19, S. 445 ff. Prof. H. Bihler, über „Alexandre“. Besonders warm und verständnissvoll.

31) „Allgemeine Zeitung“. Beilage Nr. 199 vom 31. August 1901. Fritz Friedrich, „Gobineaus nachgelassene Alexander-Tragödie.“ Ein sehr ernstlicher, verständiger Versuch einer Würdigung. An der Hand von Freitags „Technik des Dramas“ werden die Mängel des Stückes nachgewiesen, aber zum Glück ist der Verfasser auch für seine Vorzüge nicht blind und steht Gobineau im Ganzen sogar sehr warm gegenüber.

32) „Pädagogisches Archiv“ (Braunschweig). Dezember 1901. H. Graevell, über den vierten Band des Racenwerkes.

33. „Journal de Bruxelles“, supplément du 17. november 1901. Iwan Gilkin „Amadis“. Ein Artikel, der als Erstling über Amadis, als Bahnbrecher unserer Sache in Belgien, wie endlich als das Erzeugniss eines

hochbedeutenden, Gobineau wahrhaft verwandten Geistes, gleichermaassen der Beachtung würdig ist.

34) „Deutsche Zeitschrift", Nationale Rundschau etc. Herausgegeben von E. Wachler, Jahrg. 15. 1901. Heft 5. S. 150 ff. Fritz Lienhard, „ein Drama von Gobineau". (Alexandre.) Mit schönem Verständniss redet hier ein Mann, der selbst ein ächter deutscher Dichter ist, über ein Werk, das sich äusserlich mehr als andere Gobineau'sche französisch gibt und doch uns Deutschen so viel sagen sollte.

35) „Die Zeit", Wien, Band XXIX vom 30. November 1901. S. 133 ff. „Gobineaus Rassentheorie" von Carl Jentsch. Eine sehr gut orientirende Besprechung eines Mannes, der mit eigenem Denken zu der grossen Frage Stellung nimmt. Mancherlei Vorbehalte hindern ihn nicht an einer vollen Würdigung des Wesentlichen und Grossen in Gobineau.

Alles in Allem haben wir Ursache genug, froh und dankbar zu sein im Hinblick darauf, wie sehr sich Gobineau in den Kämpfen unserer Zeit als arisch-germanische Macht bewährt, wie unerwartet schnell er sich bei uns eingebürgert hat. Der Unterzeichnete verspricht auch fernerhin, treulich dahin zu wirken, dass es so weiter gehe. Wieviel von den verschiedensten Seiten von ihm und von dem Vereine verlangt wird, das erfährt am Ende wohl nur er. Doch soll dies kein Grund zum Verzagen sein, dass nicht Eines nach dem Anderen auch werde erreicht werden, wenn uns nur unsere Freunde nach wie vor die nöthigen Mittel und Mitglieder dafür gewinnen.

Freiburg i./B., Februar 1902.

L. Schemann.

I. Bayreuth.

1. Die Richard Wagner-Stipendien-Stiftung.

Verwalter: Herr Direktor Max Gross, Laineck bei Bayreuth.

Das Vermögen betrug am 1. Oktober 1902: Mk. 103091.15. Eingenommen wurden Mk. 9335, ausgegeben: Mk. 9125 (für Festspielkarten Mk. 6420, Reiseentschädigungen Mk. 2705).

2. Die Richard Wagner-Festspiel-Stiftung.

Das Vermögen betrug am 1. Juli 1902: Mk. 79967.90. Von den Zinsen im gegenwärtigen Betrage von Mk. 2850 werden satzungsgemäss Mk. 2000 für die Bayreuther Blätter verwandt.

3. Die Bayreuther Blätter.

Abonnement auf den laufenden Jahrgang Mk. 8 (für Vereinsmitglieder Mk. 6). Preis aller bisher erschienenen 25 Jahrgänge Mk. 104, einzelner Mk. 5 (1883/84 je Mk. 6), mehrer zusammen je Mk. 4. Preis eines Vierteljahrsheftes Mk. 2.10.

Einzahlungen an die Redaktion in Bayreuth. (Von Nichtmitgliedern auch an C. F. Leede, Leipzig.)

XXV. Jahrgang 1902.

41 Aufsätze von 27 Verfassern. (Richard Wagner. — Benedict, v. Bronsart, Capellen, Chamberlain, P. Förster, Geisberg, Golther, Graevell, Grunsky, Erbprinz zu Hohenlohe-Langenburg, Lemoine, v. Lichtenberg, Lubosch, Meinck, da Motta, Müller, Oldenburg, Porges, Prüfer, Schemann, Schlösser, Stern, Thode, Graf von Wolkenstein-Trostburg, v. Wolzogen.) Gesammtzahl der Mitarbeiter: 214.

II. Allgemeiner Richard Wagner-Verein.

(Anerkannter Verein.)

1. a) Präsidium (Bayreuth).

Casselmann, Dr., Leopold, rechtsk. Bürgermeister der Stadt Bayreuth, Präsident des Vereins.

b) Centralleitung (Berlin).

Rosenberg, von, k. Kammerherr, Major a. D.,	I. Vorsitzender,
Schelling, von, Hauptmann,	II. „
Tischendorf, Dr. von, Geheimer Ober-Regierungsrath,	I. Schriftführer,
Glasenapp, von, Regierungsrath,	II. „
Thelen, P., Musikalienhändler,	Kassenführer,

Sucher, J., Hofkapellmeister,
Muck, Dr., Hofkapellmeister,
Dirksen, Dr. von, Geheimer Legationsrath,
Wolzogen, Hans Paul Freiherr von, Redakteur der Bayreuther Blätter in Bayreuth,
Waldersee, Graf von, Vice-Admiral à la suite der Marine (dauernd verhindert).

Adresse der Centralleitung: Musikalienhändler P. Thelen, Berlin W., Eichhornstrasse 2.

Adresse des Redakteurs des Vereinsorgans „Bayreuther Blätter“: Freiherr von Wolzogen, Bayreuth, Lisztstr. 2.

2. Zweigvereine und Ortsvertretungen.

Altena i/W., Oskar Rokicki, Musikdirektor.
Amsterdam (Z.-V.), J. W. Wilson, Präsident; J. M. Reynvaan, Kassier.
Asch i/Böhmen, Alb. Labitzki, Musikdirektor.
Aschaffenburg, Fritz Trockenbrodt, Kaufmann, k. Hoflieferant.
Bamberg, Rothlauf, Justizrath, k. Advokat und Rechtsanwalt.
Barmen, Rud. Ibach Sohn, Hofpianofortefabrikant, Neuer Weg 40.
Bayreuth (Z.-V.), Dr. Solbrig, Vorstand, Luitpoldplatz 6; Carl Gramich, Hauptmann a. D., Opernstrasse 11.
„ Redaktion der „Bayreuther Blätter“.
Berlin-Potsdam (Z.-V.), Rosenberg, von, k. Kammerherr, Major a. D., 1. Vorsitzender; v. Glasenapp, Reg.-Rath b. Pol.-Präs., Kassier.
Berlin (Akad. Rich. Wagner-Verein) Z.-V., zur Zeit suspendirt.
Braunschweig, Jul. Bauer, Hofmusikalienhandlung, Neue Strasse 11.
Breslau, J. Hainauer, Hof-Musikalien-Verlagshandlung, Schweidnitzerstrasse 52.
Brünn i/Mähren (Z.-V.), O. Rupp, k. k. Hochschul-Professor, Obmann; G. Hellmann, Disponent u. Prokurist der k. k. Creditbank, Säckelwart.
Cottbus, Dr. B. Pretzsch, k. Gymnasial-Direktor.
Darmstadt (Z.-V.), H. Sonne, Oberkonsistorialsekretär.
Detmold, Max Ihle, Buchhändler.
Dresden, Franz Plötner, k. s. Hof-Musikalienhändler, Hauptstr. 2.
Eger i/Böhmen, Lorenz Kammerer, Kaufmann.
Erlangen (Z.-V.), Dr. R. Falckenberg, Professor, Spitalstr. 39.
Frankenberg i/Sachsen, Albert Werner, Componist.
Fulda, Richard Maier, Buchhändler.
Gera Reuss, R. Kindermann, Hofbuchhändler.
Göttingen a. L., Freiberg, Professor.
Graz (Z.-V.), Friedr. Hofmann, Architekt, Vorstand; Hans Wagner, Buch- und Musikalienhändler, Kassier, Hauptplatz, Rathhaus.
Grossenhain i/Sachsen, Georg Zschille, Fabrikbesitzer, Vorsitzender; G. Steche, Amtsgerichtsrath, Kassier.
Hamburg (Z.-V.), Fr. Lenz, Müggenkampstrasse 11.
Hannover (Z.-V.), H. Vizthum, k. Kammervirtuos, Ubbestr. 1.
Heide i/Holstein, K. Forkel, Bürgermeister.
Heidelberg, Carl Hochstein, Musikalienhändler.
Helsingfors i/Finnland, Rich. Faltin, Professor.
Homburg v. d. H., W. Schmitt-Hartlieb, Lehrer, Dorotheenstr. 10.
Kempten, Hans Sommer, Lehrer.

Köln a/Rhein (Z.-V.), Dr. E. Compes, Rechtsanwalt, Vorsitzender; Dr. R. Schnitzler, Bankier, Schriftführer; Ferd. Sohn, Buchhändler, Kassier.
Laibach (Krain), Hans Gerstner, Konzertmeister, Schellenburggasse 4.
Leipa (Böhmisch), Erwin Martin, Institutsdirektor.
Leipzig, Robert Ravenstein, Kunsthändler, Universitätsstrasse 5.
„ Akad. Richard Wagner-Verein (Z.-V.), Gustav Scheiber, cand. chem., Kassenwart.
Liegnitz, Dr. E. Meinck, Oberlehrer, Neue Goldbergerstr. 70 II.
London (Z.-V.), Charles Dowdeswell Esq., Vertreter; 160 New Bond Street W, Avigdor L. Birnstingl, Schatzmeister, 5 Pembroke Gardens Kensington W.
Magdeburg, A. Heinrichshofen, Buchhändler, Kaiserstrasse 67.
Mannheim i/Baden, Karl Heckel, Hof-Musikalienhändler, Obmann.
Marburg i/Hess., Schenkheld, Gymnasiallehrer, Renthofstr. 10.
München (Z.-V.), Freiherr R. von Seydlitz, 1. Vorsitzender; Unico Hensel (A. Schmid's Nachfolger), Hof-Musikalienhandlung, Kassier, Theatinerstrasse.
München-Gladbach-Rheydt, Frau Dr. Nora von Sehlen, Rheydt.
Nürnberg (Z.-V.), Hans Reck, Direktor, Vorsitzender; Egon Schircks, Hof-Musikalienhändler, Kassier; Julius Reissmann, Hof-Pianofortefabrikant, Schriftführer.
Oldenburg (Grossh.), W. Kuhlmann, Grossherzogl. Musikdirektor.
Plauen i/V. (Z.-V.), Hugo Leo, kgl. Commissionsrath.
Pössneck i/Meiningen (Z.-V.), J. H. Löffler, Lehrer, Vorstand.
Reichenberg i/Böhmen (Z.-V.), Franz Schütz, Bürgerschullehrer, Obmann; Wilhelm Schindler, Lehrer, Kassier.
Riga, C. Fr. Glasenapp, Staatsrath, Thronfolger-Boulevard 3.
Rostock i/Meckl., Stübe, Paul, cand. theol., Lagerstrasse 41.
Speyer (Rheinpfalz), Richard Schefter, Musikdirektor.
Venedig, Carlo Rossi, Kapellmeister, St. Marina, Calle Scaletta.
Viersen i. d. Rheinpr., Fräulein Marie Schmidt.
Weissenburg a/S., Carl Drexler, Lehrer.
Wien Akadem. Rich. Wagner-Verein (Z.-V.), Franz Schaumann, Obmann; Dr. W. Dlauhy, Kassier.
Wiener-Neustadt (Z.-V.), Dr. Anton Riehl, Advokat, Obmann; W. Mauriz, Hutmacher, Kassier.
Wiesbaden (Z.-V.), Dr. jur. Hardtmuth, Amtsrichter, Vorsitzender; Ernst Schellenberg, Musikalienhändler, Kassirer, Gr. Burgstr. 9.
Worms, Dr. Karl Stephan, Rechtsanwalt.
Znaim i/Mähren, Karl Redlbach, städt. Organist.
Zürich, Gebrüder Hug, Musikalienhandlung.

III. Bayreuth und Draussen.

1. Vortragsschau.

a) Vorträge.

Binder, Th. Wagner's Leben und Schaffen bis 1848. Hamburg, W.-V.
Blass, A. Das Volksthümliche in den Werken Wagner's. Mannheim, Hochschule für Musik.
Cateau-Esser. Wagner's Tristan und Isolde. Amsterdam, Ver. tot beoeffering van voc. en dram. Kunst.
Cleather and Crump. Wagner's Ring des Nibelungen. Sheffield, Lit. and phil. Society.
Dauriac, Lionel. R. Wagner. Paris, Conférences d'histoire de la musique.

Deetjen, W., Dr. phil. Fouqué's „Sigurd". Leipzig, Ak. W.-V.

Egel, H. W., stud. phil. Wagner's „Feen". — Liszt's Lyrik. Leipzig, Ak. W.-V.

Ettler, C., stud. phil. Geschichte und Bedeutung des Kapellmeisteramts im Anschluss an Wagner's „Ueber das Dirigiren". II. Der heutige Kapellmeister. — „Der fliegende Holländer". — Die Bedeutung R. Wagner's in der Geschichte der Oper. Leipzig, Ak. W.-V.

Goldschmidt, K., Dr. Die Nibelungen in Dichtung und Musik. Stettin, Kaufm. Ver.

Golther, Wolfg., Prof. Dr. 6 Vorträge über R. Wagner. Rostock, Hochschulkurse für das bürgerliche Leben.

— — — R. Wagner's „Rheingold". Rostock, Frauenbildungs-Verein.

Grosche, stud. jur. R. Wagner. Halle a/S., Kyffhäuser-Verband.

Guba, C., stud. hist. art. Heimathkunst. Leipzig, Ak. W.-V.

Hahn, V. v., Dr. jur. Jean Paul in Bayreuth. Leipzig, Ak. W.-V.

Heuss, A., stud. phil. „Die Walküre". — Musikübung und Musikempfinden im 18. Jahrhundert. — Der Einfluss Wagner's auf das moderne Musikleben. Leipzig, Ak. W.-V.

Hirschberg, Leop., Dr. Ueber „Parsifal" und „Meistersinger". Berlin, Lessing-Hochschule.

Kaestner, S., Prof. Dr. med. Programm-Musik und das Musikdrama Wagner's. Leipzig, Ak. W.-V.

Kleefeld, W. Bedeutung des „Parsifal" für Gegenwart und Zukunft. Berlin, Verein zur Förderung der Kunst.

Köster. Buddhismus und Christenthum in Wagner's „Parsifal". München, Ver. deutscher Studenten.

Mensch, Ella, Dr. Wagner's „Ring des Nibelungen". Darmstadt, W.-V.

Müller, Wilh., Dr. R. Wagner's „Meistersinger". Darmstadt, Ver. für Verbreitung der Volksbildung.

Nagel, Willibald, Dr. Goethe und Wagner. Darmstadt, W.-V.

Nolthenius, Hugo, Prof. „Parsifal". Amsterdam, Maatsch. v. d. werkenden stand.

Ochss, J., stud. jur. „Siegfried". Leipzig, Ak. W.-V.

Peters, Obersekundaner. Wagner's „Ring des Nibelungen". Schalke i/W., Gymnasium.

Petsch, R., Dr. Deutsche Dramatiker des 19. Jahrhunderts. Schlussvorträge über „Ring" und „Parsifal". — „Die Meistersinger von Nürnberg". Würzburg, Frauenheil.

Prüfer, Arthur, Prof. Dr. R. Wagner im Zusammenhang mit der Kunst- und Weltanschauung des 18. und 19. Jahrhunderts. — Zur Vorbereitung auf die Bühnenfestspiele. Leipzig, Universität.

— — — „Parsifal". Leipzig, Ak. W.-V.

Rupp, Prof. Dr. „Der Ring des Nibelungen" und die Edda. Brünn, W.-V.

Scheiber, G., stud. chem. „Götterdämmerung". — „Rienzi". Leipzig, W.-V.

Schneider, Max, stud. phil. Etwas über Wagneraufführungen. Leipzig, W.-V.

Sternfeld, R., Prof. Dr. Vorträge mit Erläuterungen am Klavier: W.-V. Berlin (5 Vorträge über den „Ring des Nibelungen"). — Ueber „Rheingold" als Einführung in den „Ring": Kaufm. V. Berlin, Kaufm. V. Pirmasens. Ueber die „Walküre": Kaufm. V. Wernigerode, Gewerbe-V. Wilhelmshaven. Ueber „Die Meistersinger": Kaufm. V. Harzburg, Greiz, Hildesheim. Ueber „Parsifal": Kaufm. V. Bochum, Crimmitschau, Harzburg, Hamburg, Mainz, Offenbach, Pforzheim, Stassfurt, Museum-Gesellsch. Karlsruhe. — Ueber „die Entstehung der Meistersinger": W.-V. Darmstadt. Ueber „Wieland der Schmiedt": W.-V. Berlin. Zwei Einleitungen zu Wagner-Abenden des Schillertheaters in Berlin.

Zenker, Max, Dr. jur. Fiedler's Aufsätze in den Bayreuther Blättern. — „Rheingold". — Zum 13. Februar. Leipzig, W.-V.

b) Vorlesungen.

Im Heidelberger Akad. W.-V. wurden gelesen: *„Deutsche Kunst und deutsche Politik“*. — *„Eine Mittheilung an meine Freunde“*. — Nietzsche, R. Wagner in Bayreuth.

Im Leipziger Akad. W.-V. wurden gelesen: *„Eine Pilgerfahrt zu Beethoven“*. — Gobineau, Renaissance-Scenen. — Lesimple, Persönliches über R. Wagner. — Freiherr v. Lichtenberg, nach „Ring“ und „Parsifal“ (B. Bl.). — Merian-Genast, Wagner in Weimar. — Seidl, Wagner in seinen Schriften.

Der *„Parsifal“* ward vorgetragen durch Herrn Emanuel Reicher in Bonn, dram. Gesellschaft; Theile daraus durch Frau Alwine Wiecke in Berlin, Ver. z. Förd. d. Kunst; der *„Ring des Nibelungen“* durch Herrn Ernst v. Possart in München; *„Die Meistersinger von Nürnberg“* durch Herrn Dr. R. Petsch in Würzburg, höhere Töchterschule.

Der Verein in Plauen verlooste zu Weihnachten 28 Exempl. der „Gesammelten Schriften“.

---

2. Bücherschau.

a) Wagnerische Werke.

Parsifal. Wohlfeile Partitur-Ausgabe. Mainz, Schott Söhne.

— — — Klavierauszug von Karl Klindworth. Mainz, Schott Söhne.

„Der Ring des Nibelungen“ — „Parsifal“ — „Der fliegende Holländer“. Bayreuther Dekorationen in farbiger Vervielfältigung. 13, — 8, — 3 Bilder. Greiz, Henning's Verlagsanstalt. Mk. 16, — Mk. 12, — Mk. 5.

Uebersetzungen.

L'Or del Rhin. Traducció catalana adaptada á la Musica per Salvador Vilaregut y Antoni Ribera. Barcelona, Associació Wagneriana.

---

b) Deutsche Werke über Wagner.

Bélart, Hans. R. Wagner in Zürich. I. Leipzig, Seemann Nachf.

Golther, Wolfgang. Die sagenwissenschaftlichen Grundlagen der Ringdichtung Richard Wagners. Charlottenburg, Verl. der Allg. Musikztg.

Hoursch's Opernführer. Nr. 5, 6. Tristan und Isolde. Meistersinger. Köln, Hoursch & Bechstedt.

Ister, Edgar. R. Wagner im Lichte eines zeitgenössischen Briefwechsels. (Esser.) Berlin, Schuster & Löffler.

Knortz, K. Das Nibelungenlied und W. Jordan. Mit einem Anhange: R. Wagner in Amerika. Glarus, Schweizer Verlagsanstalt (B. Vogel).

Laudien, Victor. R. Wagner und die Religion des Christenthums. Königsberg, Thomas & Oppermann.

Marsop, Paul. Der Kern der Wagnerfrage: Museumskunst oder Bühne der Lebenden. Leipzig, Steinacker.
Röckl, Sebastian. Ludwig II. und R. Wagner. (1864—1865.) München, C. H. Beck.
Schemann, Ludwig. Meine Erinnerungen an R. Wagner. Stuttgart, Fromann.
Schilling. Aus R. Wagner's Jugendzeit. Berlin, Globig.
Schwabe, Frieda. Die Frauengestalten Wagner's als Typen des Ewigweiblichen. München Bruckmann.
Schwerin, C. v. R. Wagner's Frauengestalten. Brünnhilde. Kundry. Leipzig, Reinboth
Seidl, Arthur. Wagneriana III. Die Wagnernachfolge im Musikdrama. (Bayreuth.) Berlin, Schuster & Löffler.
Steiner, A. R. Wagner in Zürich. II. (1852—1855.) Zürich, Allg. Musikgesellschaft.
Zimmermann, R. Wagner's Tannhäuser. Lübeck, Max Schmidt.

Jahrbuch der „Hilfe" 1903. Herausgegeben von Pfarrer a. D. F. Naumann. (Paul Schubring, „Die Natur bei R. Wagner".) Berlin-Schöneberg, Hilfe.
Kürschner's Jahrbuch 1903. („Die Erhaltung des Parsifal in Bayreuth".) Berlin-Eisenach, H. Hillger.
Praktischer Wegweiser für Bayreuther Festspielbesucher 1902. (Einführungen in die Festspielwerke von Dr. H. Schmidt.) Bayreuth, Niehrenheim & Bayerlein.
Bayreuth 1902. Handbuch für Festspielbesucher. Leipzig, C. Wild.

Uebersetzungen.

Chamberlain, H. S. El drama Wagneriá. Traducció catalana de Joaquim Pena. Barcelona, Ass. Wagn.
Glasenapp, C. F. The life of R. Wagner. II. Translated by W. Ashton Ellis. London, Trübner.

---

c) Nichtdeutsche Werke über Wagner.

Bertrand et Prod'homme. Le Crépuscule des Dieux. Analyses. Paris, L. Molière.
Robert, Gustave. La Musique à Paris 1898—1900. (Étude sur Tristan.) Paris, Delagrave.

Espanyol, M. D. Parsifal, l'apothéose musicale de la religion catholique. Traduit du catalan par Jules Villeneau. Barcelona, F. Giró.

---

d) Aus verwandten Gebieten.

Chamberlain, H. S. Dilettantismus. Rasse. Monotheismus. Rom. (Vorwort zur 4. Aufl. der „Grundlagen".) München, Bruckmann.
Crusius, O. Erwin Rohde. Tübingen-Leipzig, Mohr (Siebeck).
Deussen, Paul. Ueber das Wesen des Idealismus. (Aus der Vorbetrachtung zur 3. Aufl. der „Elemente der Metaphysik".) Leipzig, Brockhaus.
Gobineau. Die Renaissance. Deutsch von L. Schemann. Neue Ausgabe. Strassburg, Trübner.

Gobineau. Alexander. Tragödie. Deutsch von L. Schemann. Strassburg, Trübner.
„ Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen. Deutsch von L. Schemann. I. 2. Aufl. Stuttgart, Fromann.
Liszt's Briefe an die Fürstin Carolyne Sayn-Wittgenstein. IV. Herausgeg. v. La Mara. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
„ Briefe an C. Gille. Herausgeg. v. Adolf Stern. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
Maurus, P. Die Wielandsage in der Litteratur. Erlangen, Deichert.
Nietzsche's Briefwechsel mit Erwin Rohde. II. Bd. der „Gesammelten Briefe". Berlin, Schuster & Löffler.
Wolzogen, Hans v. Der starke Mann. Ein Gespräch. Berlin, Schuster & Löffler.

3. Zeitungsschau.

a) Deutsche Zeitungen.

Allgemeine Evangelische Kirchenzeitung. 11. Lic. theol. W. Vollert. R. Wagner's Stellung zur christlichen Religion.
Allgemeine Musikzeitung. 4. A. Heintz. R. Wagner in Zürich. — 7. Aus Briefen Wagner's an Fr. Feustel. Brief Wagner's an Liszt. — 16. Golther. Tristan und Isolde. — 19—29. Golther. Die sagengeschichtlichen Grundlagen der Ringdichtung. — 30/31. Marsop. Wagneriana.
Allgemeine Zeitung. Beil. 27—29. P. Marsop. Der Kern der Wagnerfrage. — 167. M. Schillings. Offener Brief zum Kern der Wagnerfrage. — 228. Marsop. Epilog in Aphorismen.
Anwalt der Thiere (Riga). 1. Brief Wagner's an E. v. Weber.
Blätter für Haus- und Kirchenmusik (Langensalza). 9. M. Arend. Bayreuth 1902. — 10. Teibler. Bayreuth und München.
Breslauer Zeitung. 676. C. Fischer. Wagner als Erzieher.
Bühne und Welt. 20. E. Kloss. Aus Richard Wagner's Züricher Zeit. W. Golther. Titel, Benennung und Widmung in R. Wagner's Werken. K. Pagenstecher. R. Wagner und die deutsche Schule. — 22. A. Bentschen. Hier Bayreuth — hier Parsifal! — 24. K. Hagemann. Bayreuther Inscenirungskunst. C. Droste. Neue Gäste in Bayreuth.
Casseler Tagblatt. 353. G. W. Zum Schutz des Parsifal. — 366. W. v. Trotha. Von den Bayreuther Bühnenfestspielen.
Darmstädter Tägl. Anzeiger. 25. R. Wagner's Meistersinger nach Assessor Müller's Vortrag.
Deutsche Gesangskunst. 1. Hedwig Materna. Dramaturgische Erläuterung der Brünnhilde. — 2. Arthur Seidl. Dramaturgische Erläuterung der Senta. — 21. Bayreuth 1902.
Deutsche Musikerzeitung. August. E. Jaloux. R. Wagner und die französische Poesie.
Deutsche Volkszeitung (Reichenberg i. B.). 131—35. Dr. Grasse. Das Gesammtkunstwerk R. Wagner's.
Deutsche Zeitschrift. Juli. G. Wittmer. Bayreuth und der Reichstag.
Deutsche Zeitung (Berlin). 39. R. Wagner auf der Flucht. — 169. E. Galli. Bayreuth zur Festspielzeit. — 238. R. Wagner und Amalie Materna.
Dresdener Anzeiger. 38. Karl Gjellerup. Musik und Weltanschauung.
Düna-Zeitung. 25—29. Karl Waack. Zur Entstehungsgeschichte von R. Wagner's Ring des Nibelungen.

Festblätter zum 6. deutschen Sängerbundesfeste in Graz. 9./10. Decsey. R. Wagner und der deutsche Männergesang.

Frankfurter Zeitung. 13. 2. 1902. Merian Genast. R. Wagner als Flüchtling in und bei Weimar. — 28. 3. J. Sauer. Wagnererinnerungen.

Freistatt (München). 31. Felix Adler. Bayreuth 1902. — 32. Tina Pfeiffer. Das Menschheitsproblem bei R. Wagner. Robert. Persönliche Erinnerungen an R. Wagner. E. Steiger. Auch eine Götterdämmerung.

Gegenwart. 12. P. Marsop. Wagnerianer und Wahrheitssucher.

Generalanzeiger für Leipzig. 181. Paul Dähne. Der Kampf um Bayreuth.

Gesellschaft. 14. Püringer. Eine Bayreuther Nacht. — 15/16. Ad. Appia. Der Saal des Prinzregenten-Theaters. A. Seidl. Vom und zum Parsifalbund.

Grazer Tagblatt. 43. Zum Schutz des Parsifal. — 139. Püringer. In memoriam (22. Mai). — 266. Hofmann. Bayreuth und München.

Hamburger Correspondent. 230. Cyriak Fischer R. Wagner als Erzieher.

Hammer (Leipzig). 9. G. Meurer. Bayreuther Eindrücke. Schemann's Erinnerungen an R. Wagner.

Janus. 4. M. Koch. Wagneriana.

Kölnische Zeitung. 2. 10. 1902. Wagner und die Frauen.

Kultur (Köln). 4/5. Fritz Kögel. Zur Psychologie R. Wagner's.

Kunstwart. 18. Batka. Wagner's Schriften. Neue Bücher über Wagner. Lose Blätter aus Wagner's Schriften.

Leitmeritzer Zeitung. 24. Festlied auf R. Wagner.

Münchener Neueste Nachrichten. 140. W. Golther. Tristan und Isolde.

Münchener Salonblatt. 143. Felix Adler. Was ist uns heute R. Wagner?

Musik. 9/10. C. Saint-Saëns. Bayreuth und der Ring. Kloss. Zum Gedächtniss R. Wagner's. Bélart. R. Wagner und Johanna Spyri. H. v. Wolzogen. Ein Brief Wagner's an Anton Pusinelli. Chamberlain. Versuch einer Inhaltsübersicht über „Oper und Drama". Münzer. Wotan. Mey. Spaziergänge eines Wagnerianers auf Dresdener Friedhöfen. — 15/16. Istel. R. Wagner im Lichte eines zeitgenössischen Briefwechsels. Tappert. Minna W. — 17. Golther. Neue Textausgaben der Dramen R. Wagner's. — 18/19. Istel. R. Wagner im Lichte eines zeitgenössischen Briefwechsels. — 20/21. Chamberlain. Der Bayreuther Festspielgedanke. Wagner's Entwurf zu den Meistersingern. Cornelius. Künstlerweihe. Muncker. R. Wagner's Operntext „Die Hochzeit". Ritter. Das Wagnerhaus in Würzburg. Golther. Rienzi. Tappert. Die drei verschiedenen Schlüsse des Tannhäuser. Istel. R. Wagner im Lichte eines zeitgenössischen Briefwechsels. H. v. Wolzogen. Ferdinand Jäger †. Sternfeld. Hans Sachsens Schusterlied. Lorenz. Parsifal als Uebermensch. Lubosch. Kundry und der 3. Akt des Parsifal. Egidi. Gespräche mit Nietzsche. Schönaich. Ein Amnestiegesuch Wagner's. Kloss. Wagnerthum einst und jetzt. v. Hausegger. Rousseau als Musiker und das Verhältniss seiner Anschauungen zu denen R. Wagner's. H. v. Wolzogen. Von der Musik als Form und als Ausdruck Komorzynski. Grillparzer und Wagner. Klatte. Seidl's „Wagneriana". — 23. Merz. Die Bühnenfestspiele in Bayreuth 1902. — II. 1. Kloss. Mathilde Wesendonck. — 4. Sternfeld. R. Wagner und die Julisymphonie von Berlioz. — 6. Ister. Wagner und die IX. Symphonie.

Musikalisches Wochenblatt. 1. R. Wickenhauser. Brauchen wir Wagner-Vereine? — 11/12. Sternfeld. Einige Bemerkungen zur Entstehung des 3. Aufzuges der Meistersinger. — 27/28. Wickenhauser. R. Wagner als Erzieher. — 32/3. E. Segnitz. Musikbriefe aus Bayreuth. — 36. Brösel. Kundry. Altmann Ein französischer Diplomat über seine Beziehungen zu Liszt und Wagner. —

38. M. Wirth. Die Lösung der Parsifalfrage (Bayreuth und München). — 41. Nibelungen im Manöver. — 43 ff. M. Wirth. Tischscene, Thür und Baum in der „Walküre".

Neue freie Presse. 13691. Dr. H. Steger. R. Wagner und Amalie Materna.

Neue musikalische Presse (Wien). 26. Vancsa. Das Musikdrama nach Wagner. — 41/2/5. Briefe Wagner's an seine Schwester Clara.

Neue Preussische Zeitung. (Kreuzzeitung.) 404. Leo Crueger. Die Bayreuther Bühnenfestspiele 1902.

Neue Zeitschrift für Musik. 23/4. Musiol. Wagner's Faustouverture und ihre Aufführungen. — 25. N. Jost. Die Ansichten eines Franzosen über Wagner im Jahre 1869. — 27/8. 39. Max Arend. Ueber Riemann's Stellung zu Wagner.

Oberfränkische Zeitung (Bayreuth). 45. Wagner-Erinnerungen. — 180. Audax. Zu den diesjährigen Festspielen. Der Wagnerische Gedanke. — 199. Chamberlain. Der Bayreuther Festspielgedanke. (Aus der „Musik".) — 202/3/5/7/8. Die Bühnenfestspiele 1902. — 211. Wagner und Laube. — 213. Parsifal und Parsifalbund. — 226. Daehne. Der Kampf um Bayreuth. (Aus dem Generalanzeiger für Leipzig.)

Rostocker Zeitung. 269. Zwei Briefe Hans Richters. Von den Bayreuther Festspielen.

Schlesische Zeitung. 463. Max Koch. Eine neue Ausgabe der Dichtungen R. Wagner's.

Signale. 8. L. Karpath. Wagner's Autobiographie. — 14. Berichtigungen.

Tag. 137. Josef Ruederer. Münchener Wagala weia. — 223/44. H. v. Wolzogen. Etwas vom klassischen Spielplan. — Nr. v. 20. 7. Kohler. Meine Begegnung mit Wagner.

Tägliche Rundschau. 15. Echte und falsche Wagnererinnerungen. — 116/117. Chamberlain. R. Wagner als Schriftsteller. — 173. Chamberlain. Der Bayreuther Festspielgedanke. — Altersweisheit aus R. Wagner's letzten Lebensjahren. W. Pastor. Die Wagnernachfolge im Musikdrama. Wagnerverein und Parsifalschutz. — 223/226/232/262. R. Wagner und seine Familie. (Briefe an seine Schwester Clara.)

Türmer. 9. K. Storck. Diesseits und jenseits von R. Wagner. — V. 1. K. Storck. Vom Parsifalbund.

Volk (Berlin). 293. Zu Stöcker's Geburtstag. R. Wagner über Stöcker und Bismarck. (Aus Schemann's „Erinnerungen".)

Weimarische Zeitung. 179. G. Wittmer. Bayreuth und der Reichstag.

Zeit. 48. Naumann. Die Romantik des Parsifal. — 49. Zschorrlitz. Parsifalomanie.

Zeitschrift der internationalen Musikgesellschaft. 10—12. Albert Meyer-Reinachs. Bayreuth 1902.

Zukunft. Nr. v. 22. 3. 1902. Saint-Saëns. Pangermanismus in der Musik.

b) In fremden Sprachen.

North-American Review. II. Gustav Kolbe. Wagner and his wifes.

Guide musical. Bruxelles. 1. Joubert. Siegfried. — 5. E. B. à propos de l'autographie de R. Wagner. — 37. La loi Parsifal. — 38. Une lettre de R. Wagner. — 41. Une lettre de R. Wagner à sa soeur. — 43. Deux lettres inédites de R. Wagner.

Courrier musical. 11/12. Max Arend. Analyse harmonique du Prélude de Tristan. — 11. Ch. Diot. Le Crépuscule des Dieux. — Nr. du 1. et 15. 9. A Bayreuth et à Munich.

L'Art du Théâtre. 21. Offoël. Crépuscule des Dieux et Tristan et Iseult.

La grande Revue. 3. Rousseau. La musique dramatique.

Revue d'histoire et de critique musicales. 1. J. Combarieu. La musique de Siegfried. — 5. Festivals Wagnériens.

Temps. 29. 6. 1902. Delines. Les mystères de l'autographie de R. Wagner.

Caecilia. Haag. 1. Viotta. Tristan en Isolde. Sage en Drama.

Weekblad voor Muziek. 7. Jets naar aanleiding van Wagner's autobiographie. — 9. Een andere Tannhäuser-opvatting. — 15. München. recitation van Wagner's Ring. — 16/17. Corver. De Erda-Partij in Wagner's Ring. — 17. Ein Meistersinger-Programm. (B. Bl.) — 35. Een uitgave ad majorem gloriam Wagner. — 49. Jets over Nietzsche en Wagner.

Cronache musicali. Roma. 33. Puck. Intorno dei Maestri-Cantori. La Prima dei M. = C. — III. 1. Montefiore. Leggende Wagneriane. G. Barini. Hans Sachs e i M. = C. — 4. A proposito di un' autobiografia. — 6. A. Gentili. „Die Büsser." — 13. Lettere d. R. Wagner. — 14. Wagner e le rappresentazione Verdine in Germania. — 30. Re minore. Il fiasco del Tannhäuser. — 33. Barini. Sigfrido a Roma.

Rivista musicale Italiano. 1—3. Tommasini. L'opera di Wagner e la sua importanza nella storia dell'arte e della cultura.

Joventut. Barcelona. 126. J. Pena. L'associació Wagneriana.

---

4. Theaterschau.

Diese Statistik beruht auf dem von Breitkopf u. Härtel in Leipzig herausgegebenen „Deutschen Bühnen-Spielplan"; doch haben auch zwei Vertretungen des Allg. R. W.-V's. und einige Privatpersonen freundlicher Weise Mittheilungen zur Kontrolle und Ergänzung geliefert.*)

I. In deutschsprachigen Ländern.

In der Zeit vom 1. Juli 1901 bis zum 30. Juni 1902 fanden in 80 Städten (77 im Vorjahr) 1339 Aufführungen (im V. 1327) statt — und zwar in 68 deutschen (1118 Auff.), 9 österreichischen (177), 2 schweizerischen (28), 1 in den russ. Ostseeprovinzen (16).

Die Reihenfolge der Werke nach der Aufführungszahl ist: L. 280 (i. V. 283), T. 257 (273), H. 184 (147), W. 155 (126), M. 129 (163), S. 88 (86), Rh. 83 (73), G. 76 (75), Tr. 57 (73), R. 30 (28). Zunahme: Rh., W., Abnahme: H., Tr., M.

---

*) Wir sagen hierfür besten Dank: den Herren G. Ducati in Piacenza, C. Gianicelli in Pest, W. Golther und P. Stübe in Rostock. O. Haselhorst in Dessau (London), R. Peters in Essen. Ed. Reuss in Dresden (Amerika), Ed. Schuré in Paris, F. Vult v. Steyern in Stockholm, sowie dem Grossherzogl. Hoftheater in Schwerin.

Die Red. der „Bayreuther Blätter".

Die Städte*) ordnen sich nach der Gesammtzahl der Aufführungen folgendermaassen: Wien 64, Berlin 63, Hamburg 62, München 56, Dresden 52, Breslau 42, Leipzig 38, Frankfurt a./M. 37, Bremen, 30, Prag 29, Elberfeld, Essen, Hannover 28, Lübeck, Wiesbaden 27, Strassburg 26, Graz, Rostock 24, Düsseldorf, Köln, Magdeburg 23, Barmen 22, Linz, Mannheim 20, Darmstadt 19, Kassel, Schwerin 18, Königsberg, Nürnberg, Zürich 17, Aachen, Braunschweig, Erfurt, Freiburg, Riga 16, Chemnitz, Mainz, Metz 15, Weimar 14, Augsburg, Brünn, Halle, Stuttgart, Trier 13, Regensburg 12, Basel, Bromberg, Dessau, Karlsruhe, Plauen, Posen 11, Koblenz, Danzig, Reichenberg 10, Zwickau 9, Kolmar, Frankfurt a./O., Innsbruck 8, Troppau 7, Gotha, Würzburg 6, Göttingen, Stralsund 5, Altenburg, Görlitz, Kaiserslautern 4, Bonn, Koburg, Detmold, Klagenfurt, Liegnitz, Osnabrück 3, Fürth, Greifswald, Halberstadt, Neustrelitz 2, Bamberg, Dortmund, Duisburg, Münster 1.

Der „Ring" als Cyklus ward gegeben in: Berlin 5 ×, Bremen 1, Braunschweig 1, Dresden 2, Elberfeld 1, Frankfurt a. M. 1, Freiburg i. B. 1, Graz 3, Hamburg 4, Hannover 1, Leipzig 1, Lübeck 1, Mannheim 1, München 3, Regensburg 1, Schwerin 1, Strassburg 2, Wien 3, Wiesbaden 2.

Der 13. Februar ward beachtet von den Theatern in: Berlin Tr., Breslau T., Brünn T., Dessau H., Dresden Tr., Essen W., Freiburg S., Halle T., Hamburg T., Köln M., Linz H., Magdeburg H., Mainz T., Metz Tr., Philadelphia W., Prag Tr., Rostock L., Stockholm Rh., Strassburg H., Wien Tr. (Der 22. Mai in Kassel H., Leipzig T., München L.)

An „Curiositäten" wurden gemeldet: Berlin am 22. Mai: Wildschütz zwischen S. und G. — Theater des Westens (Stern'sches Conservatorium): T.$_1$, Margarete$_3$, Offenbach, M. et Mme. Denis, Jüdin$_2$; und: Waffenschmied$_1$, L.$_3$, Troubadour$_4$, Figaro$_4$. — Gotha am 23. Mai: Hall, ein Kuss nach Sicht; Weber, Abu Hassan; Fulda, ein Ehrenhandel; M.$_3$. — Hamburg am 22. Mai: Delibes, der König hat's gesagt, Grisar, gute Nacht, Herr Pantalon, inmitten eines Wagner-Cyklus vom 11.—30. Mai. — Innsbruck: Bajazzo, Mignon$_1$, Cavalleria, W.$_1$. — Kolmar: Hugenotten$_1$, H.$_2$. — Linz: Nach. L., Ab Der Heirathsschwindler. — New-York Metrop. Op.: L.$_1$, Carmen$_2$, Aida$_3$, T.$_2$, Traviata$_2$, Cid$_4$, zu Ehren des Prinzen Heinrich von Preussen. — Prag am 22. Mai: Jacobson, Einsiedler; Puttlitz, Schwert des Damokles, Cadelburg, im Civil, inmitten eines Wagner-Cyklus vom 8.—25. Mai. — Weimar am 13. Febr.: Prophet!

II. Im Ausland.

1. Aus Aegypten: L. (Cairo).
2. Aus Amerika: T. 2 San Francisco, 1 Boston, Chicago, Cincinnati, Kansas C., Montreal, New-York, St. Louis. L. 2 New-York, San Francisco, 1 Albany, Atlanta, Boston, Birmingham, Buffalo, Houston, Indianopolis, Los Angeles Louisville, Memphis, New-Orleans, San Antonio, Syracuse, Toronto. Ring. 3 Chicago, 4 New-York. W. 1 New-York, Philadelphia. Tr. 2 New-York, 1 Baltimore, San Francisco. M. 1 Cincinnati, Cleveland, San Francisco.
3. Aus Belgien: Brüssel 18 G., 17 L., 16 T. Gent Tr. Antwerpen T.
4. Aus Dänemark: Kopenhagen 3 H., 4 L., W.
5. Aus England: London (Cov. Gard.) 5 T., 5 L., 3 W., 2 S., 5 Tr., 3 M. = 23 Auff. Birmingham H. W. S. Liverpool H. W. S. (Moody.)
6. Aus Frankreich: Paris 16 T., 17 L., 6 W., 5 M. = 44 Auff. — Nizza Rh. W.

*) Hierzu die Uebersicht.

Uebersicht.

Städte	Feen	Rienzi	Fl. Holländer	Tannhäuser	Lohengrin	Rheingold	Walküre	Siegfried	Götter-dämmerung	Tristan	Meister-singer	Summa
Aachen	—	—	—	4	3	4	5	—	—	—	—	16
Altenburg	—	—	—	1	3	—	1	—	—	—	—	5
Augsburg	—	—	3	3	3	—	1	1	2	—	—	13
Bamberg	—	—	1	—	—	—	—	—	—	—	—	1
Barmen	—	4	2	2	6	—	5	3	—	—	—	22
Basel	—	—	2	2	3	1	1	2	—	—	—	11
Berlin	—	—	5	12	11	5	7	5	5	6	7	63
Bonn	—	—	1	1	1	—	—	—	—	—	—	3
Braunschweig	—	—	3	3	3	1	2	1	1	—	2	16
Bremen	—	—	5	5	5	1	3	4	2	1	4	30
Breslau	—	—	4	12	11	1	5	5	2	—	2	42
Bromberg	—	—	1	2	2	2	1	1	2	—	—	11
Brünn	—	—	3	3	2	—	—	1	—	—	4	13
Chemnitz	—	2	3	4	4	—	2	—	—	—	—	15
Coblenz	—	—	2	4	4	—	—	—	—	—	—	10
Coburg	—	—	—	1	2	—	—	—	—	—	—	3
Colmar	—	—	4	2	2	—	—	—	—	—	—	8
Danzig	—	—	3	2	2	—	3	—	—	—	—	10
Darmstadt	—	1	5	3	4	—	2	—	1	1	2	19
Dessau	—	—	—	7	4	—	—	—	—	—	—	11
Detmold	—	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—	3
Dortmund	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
Dresden	—	4	9	11	10	2	3	2	2	5	4	52
Düsseldorf	—	—	3	6	7	2	2	2	1	—	—	23
Duisburg	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
Elberfeld	—	—	7	7	—	3	3	3	1	4	—	28
Erfurt	—	—	4	—	3	5	4	—	—	—	—	16
Essen	—	—	—	4	5	—	3	—	—	—	16	28
Frankfurt a/O.	—	—	1	2	2	—	2	—	—	—	1	8
Frankfurt a/M.	—	—	9	2	7	2	5	3	2	1	6	37
Freiburg i/B.	—	—	—	—	4	4	2	3	3	—	—	16
Fürth	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	2
Görlitz	—	—	1	1	2	—	—	—	—	—	—	4
Göttingen	—	—	1	2	2	—	—	—	—	—	—	5
Gotha	—	—	—	1	4	—	—	—	—	—	1	6
Graz	—	2	3	7	—	2	2	2	2	—	4	24
Greifswald	—	—	—	1	1	—	—	—	—	—	—	2
Halberstadt	—	—	—	—	2	—	—	—	—	—	—	2
Halle	—	—	3	4	4	—	—	2	—	—	—	13
Hamburg	—	2	6	11	9	4	7	5	6	5	7	62
Hannover	—	1	3	4	5	3	5	4	3	—	—	28
Innsbruck	—	—	—	2	2	—	2	2	—	—	—	8
Kaiserslautern	—	—	2	1	1	—	—	—	—	—	—	4
43	—	16	100	141	149	42	78	51	35	23	60	695

Städte	Feen	Rienzi	Fl. Holländer	Tannhäuser	Lohengrin	Rheingold	Walküre	Siegfried	Götterdämmerung	Tristan	Meistersinger	Summa
Uebertrag	—	16	100	141	149	42	78	51	35	23	60	695
Karlsruhe	—	—	—	2	4	—	2	—	1	—	2	11
Kassel	—	2	1	4	2	—	3	—	—	4	2	18
Klagenfurt	—	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—	3
Köln	—	—	1	5	5	—	4	1	2	2	3	23
Königsberg	—	—	1	5	5	—	4	—	—	—	2	17
Leipzig	—	1	7	7	5	3	4	1	4	3	3	38
Liegnitz	—	—	2	—	1	—	—	—	—	—	—	3
Linz	—	—	2	1	3	1	4	9	—	—	—	20
Lübeck	—	—	7	2	6	4	3	2	2	—	1	27
Magdeburg	—	—	5	5	6	—	3	—	2	—	2	23
Mainz	—	—	3	4	2	2	1	1	1	1	—	15
Mannheim	—	2	2	4	3	1	4	1	1	2	—	20
Metz	—	—	2	—	3	—	2	2	—	3	3	15
München	—	—	7	11	9	3	3	3	3	6	11	56
Münster	—	—	—	—	1	—	—	—	—	—	—	1
Neustrelitz	—	—	1	—	1	—	—	—	—	—	—	2
Nürnberg	—	—	2	3	3	—	—	—	—	2	7	17
Osnabrück	—	—	—	2	1	—	—	—	—	—	—	3
Plauen	—	—	—	3	2	—	1	—	—	—	5	11
Posen	—	—	1	3	4	—	3	—	—	—	—	11
Prag	—	1	3	4	3	3	3	3	3	2	4	29
Regensburg	—	—	—	1	3	1	1	2	4	—	—	12
Reichenberg i/B.	—	—	—	—	—	—	10	—	—	—	—	10
Riga	—	1	5	3	3	—	—	—	4	—	—	16
Rostock	—	—	1	4	3	7	3	3	3	—	—	24
Schwerin	—	—	2	4	5	1	3	1	2	—	—	18
Stralsund	—	—	1	2	2	—	—	—	—	—	—	5
Strassburg i/E.	—	—	2	3	4	2	4	2	3	2	4	26
Stuttgart	—	—	4	3	2	—	2	—	—	1	1	13
Troppau	—	—	—	2	5	—	—	—	—	—	—	7
Trier	—	—	3	2	4	4	—	—	—	—	—	13
Weimar	—	3	3	4	2	—	—	—	—	1	1	14
Wien	—	3	6	12	13	4	4	4	4	5	9	64
Wiesbaden	—	—	4	5	6	2	2	2	2	—	4	27
Würzburg	—	—	2	—	4	—	—	—	—	—	—	6
Zürich	—	1	3	4	3	—	1	—	—	—	5	17
Zwickau	—	—	1	—	2	3	3	—	—	—	—	9
80	—	30	184	257	280	83	155	88	76	57	129	1339

7. Aus Holland: Amsterdam T. L. M. (N. O.), 2 S. (W. V.), s'Gravenhage T. L., Haag L., Rotterdam T., 2 L., M.
8. Aus Italien: Cento L., Genua T., Mailand L. W., Neapel L., Ravenna Tr., Rom M., Treviso W., in ital. Sprache: Rovereto T., Triest L.
9. Aus Norwegen: Christiania 11 H.
10. Aus Russland: Petersburg S., Moskau T. W. H., Warschau T. L.
11. Aus Schweden: Stockholm 4 H., 6 T., 9 L.. 21 Rh., 2 M., 3 W. = 45 Auff.
12. Aus Spanien und Portugal: Barcelona L. S. G.; Lissabon L. M.
13. Aus Ungarn: 1 H., 5 T., 10 L., 12 Tr., 5 W., 3 M. = 36 Auff.

Abgeschlossen am 31. Dezember 1902.

Bayreuth und Draussen.

Aus den Vereinen.

Berlin-Potsdam. 4. 1. 151. Vereinsveranstaltung, zur Erinnerung an die 1. Aufführung des *„Fliegenden Holländers“* vor 60 Jahren in Dresden. Unter Mitwirkung der Frau Hof-Opernsängerin Marie Götze, der Konzertsängerinnen Frln. Käthe Ravoth und Joh. Suessna, des Herrn Hof-Opernsängers Dr. Otto Briesemeister und des Herrn Konzertsängers Richard Könnecke: Ouvertüre zu *„die Feen“*, Ansprache des Herrn Professor Dr. B. A. Wagner, Scene und Monolog des *„Holländers“*, Spinnscene und Senta's Ballade, *„Erwartung“*, *„die Rose“*, *„Wiegenlied“*, Loge's Erzählung, Erda's Warnung, Schlussscene des *„Rheingold.“* — Zum 20. Todestage des Meisters: I. Am 13. Februar. Vortrag des Geh. Hofraths Prof. H. Thode aus Heidelberg: „Wie ist Richard Wagner vom deutschen Volke in Verbindung mit dem Auslande zu feiern?“ II. Am 15. Februar. Oeffentliche Hauptprobe zum folgenden Abende. III. Am 16. Februar. Konzert unter Leitung des Hof-Kapellmeisters Dr. Karl Muck. Trauerklänge aus der *„Götterdämmerung.“* „Wach auf!“ und „Verachtet mir die Meister nicht!“ aus den *„Meistersingern.“* Die Neunte Symphonie von Beethoven. Soli: Emilie Herzog, Marie Götze, Wilhelm Grüning, Baptist Hoffmann. Chöre: der Lehrerinnen-Gesangverein und der Lehrer-Gesangverein.

Darmstadt. 10. 2. 69. Vereins-Abend. Tennyson's „Enoch Arden“ als Melodrama von R. Strauss. (Herr E. Tschirch aus Berlin, Herr Professor Mendelssohn, Klavier.) 9. 3. 70. Vereins-Abend. E. O. Nodnagel: 21 Lieder und 3 Elegien; je 2 Lieder von H. Stolzenberg und G. Mahler, (unter Mitwirkung der Frau Anna Senff, Herrn Hofmusiker Weyns und Herrn Professor Mendelssohn.) —

Graz. 13. 2. Gedächtniss-Versammlung. Vortrag des Herrn Friedrich Hoffmann über Richard Wagner's Frauengestalten.

Hamburg. 13. 2. Gedenkfeier. *Trauerklänge* (Herr Dr. H. Behn), Gedenkworte (Herr Professor Dr. Augustin), *5 Gedichte* (Frau Fosshag-Schröder), *Liebestod und Verklärung* (2 Klaviere und Gesang: Herr Behn und Herr Friedländer, Frau Fosshag-Schröder), Vorspiel und Schluss des *„Parsifal“* (Herr Dr. Behn). — 26. 2. Vortrag des Herrn Prof. Dr. Wolfgang Golther aus Rostock über Bayreuth und die deutsche Kunst.“ 2. 3. Vortrag des Herrn E. Schadendorf: „Der tragische Konflikt im Lohengrin“, Verwandlungsmusik aus *Parsifal* (Herr Dr. Friedländer), Scenen aus *Lohengrin* (Frl. M. Polster, Herr E. Brumme), *Huldigungsmarsch* für 2 Flügel (Herr A. Schramm und C. Wiengreen).

Plauen i. V., 12. 1. IV. Konzert unter Mitwirkung der Pianistin Frln. M. Geselschap aus Berlin und des Stadtorchesters (Max Werner): Werke von Beethoven, Cherubini, Chopin, Gluck, Liszt-Busoni, Smetana, R. Strauss. — 23. 1. V. Konzert unter Mitwirkung des kgl. Kammersängers Herrn Karl Scheidemantel aus Dresden und der Chemnitzer städt. Kapelle (Max Pohle): Werke von Beethoven, Borodin, Franz, Liszt, Saint-Saëns, Schubert und das *Meistersinger*-Vorspiel. — 27. 2. VI. Konzert unter Mitwirkung des Frln. Martha Schaarschmidt, Pianistin, und des Herrn Opernsängers Fritz Kraft aus Dresden, Konzertmeisters Fr. Dietrich aus Chemnitz und Roland Bocquet aus Dresden: Werke von Beethoven, Bocquet, Brückler, Chopin, Grieg, Mendelssohn, Plüddemann, Schubert, Schumann, Sommer, R. Strauss. —

Wien. 11. 2. Ausserordentliche Musikaufführung unter Leitung von Ferdinand Löwe: zum I. Male Anton Bruckner's IX. Symphonie und Te Deum. Mitwirkende: Frau Agnes Bricht-Pyllemann, Konzertsängerin, Frau Gisela Körner, Konzertsängerin, Herr Hermann Winkelmann, k. u. k. Kammersänger, Herr Richard Mayr, k. u. k. Hof-Opernsänger, Herr Professor H. Valker, Mitglied der k. k. Hofkapelle (Orgel), der Singverein der Gesellschaft der Musikfreunde und der Chor des Wiener Akademischen Wagner-Vereins.

Ausserhalb der Vereine.

Budapest. 16. 3. 1903. Konzert im Kgl. Opernhause unter Leitung von Siegfried Wagner: Liszt, Orpheus, Ouvertüre und Walzer aus „Herzog Wildfang" von S. Wagner, Vorspiel zum III. Akt und Quintett aus den *„Meistersingern von Nürnberg"*; Liszt, Mazeppa, Vorspiel zu *„Parsifal"*, Trauerklänge nach Siegfrieds Tod, Liebestod und Verklärung aus *„Tristan und Isolde"*. Mitwirkende: Gräfin J. Vasquez, Vilma Valent, David Ney, Fr. Broulik, Jos. Gabor. Der Ertrag war für die Stipendienstiftung bestimmt.

Heidelberg. Am 2., 6., 9. und 16. 3. hielt Herr Prof. Hermann Rösch am Heidelberger Konservatorium 4 Vorträge über die Meistersinger von Nürnberg: I. Vorlesung der Dichtung, II. Das Drama der Meistersinger, III. Das Leben und das Werk, IV. Die Ausdrucksmittel des Dramas. (Musikalische Belege: Der lange Ton Heinrich Müglings, die Silberweise von Hans Sachs. — Vorspiel I und III.)

Karlsruhe i. B. Kaufmännischer Verein. 25. 2. Vortrag des Freiherrn von Wolzogen aus Bayreuth über „Bayreuth und Parsifal." 4. 3. Konzert des Grossh. Hoforchesters unter Leitung von Siegfried Wagner: Ouvertüre und Walzer aus „Herzog Wildfang" von S. Wagner; Beethoven, Es-dur Konzert (Herr E. v. Dohnányi aus Budapest), *Siegfried-Idyll*, Liszt, Mazeppa. Zum Besten des Orchester-Pensionsfonds.

Mannheim. Am 21. und 28. 1. und am 4. und 11. 2. 1903 hielt Herr Hauptlehrer Wilhelm Lacroix im Mannheimer Diesterwegverein Vorträge über: I. Das Leben Wagner's. II. Das neue Drama. III. Der gestaltende Gedanke (der Werke). IV. Bayreuth.

Rostock. 13. 2. Richard Wagner-Feier des Stadt- und Theaterorchesters unter Leitung des städtischen Musikdirektors Herrn H. Schulz und Mitwirkung des Konzertsängers Herrn G. Walter aus Berlin: Gedenkworte des Herrn Professor Dr. Wolfgang Golther, *Tannhäuser:* Vorspiel und Bacchanal, *Meistersinger:* Walthers Preislied, *Kaisermarsch, Siegfried-Idyll, Götterdämmerung:* Siegfrieds Tod und Trauerklänge, *Huldigungsmarsch, „Träume", „Im Treibhaus", Tristan und Isolde:* Vorspiel (Liebestod) und Schluss (Verklärung). — 16. 3. Im Frauenbildungs-Verein. Tondichter-Abend (Wagner, Liszt, Cornelius, Alexander Ritter) und Vortrag des Herrn Professor Wolfgang Golther.

Nachtrag zur „Statistischen Beilage".

Im „Guide musical" wird den Bayr. Bl. das Fehlen der Daten der Brüsseler Aufführungen der Werke zum Vorwurf gemacht, welches sich jedoch daraus erklärt, dass unsere wiederholten Nachfragen dort unbeantwortet blieben und daher nur einzelne gelegentliche Angaben des „Guide" selbst für unsere Statistik benützt werden konnten. Diese ergänzen wir nun aber nach der uns zu theil gewordenen dankenswerthen Berichtigung folgendermaassen:

Brüssel: 16 T., 17 L., 18 G. = 51 Aufführungen.

Druck v. Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.

Inhalts-Verzeichniss

der

ersten fünfundzwanzig Jahrgänge

1878—1902

der

„Bayreuther Blätter.“

Uebersicht.

A. Von Richard Wagner.

	Seite	Spalte
I. Ueber Bayreuth	3	1
II. Ueber Kunst und Künstler	3	1
III. Ueber Volk und Publikum	3	2
IV. Religion und Kunst	3	2
V. Einführungen	3	2
VI. Dichtungen	4	1
VII. Briefe	4	1

B. Von anderen Verfassern.

I. Bayreuth und die Festspiele	4	1
II. Bildende Kunst (Architektur — Malerei — Plastik)	6	1
III. Geschichtliche Erscheinungen und Zustände	6	2
IV. Kultur		
a) Arisch-Germanische Kultur	7	2
b) Moderne Zivilisation und fremde Kultur	8	1
c) Erziehung und Unterricht	8	2
d) Recht	9	1
e) Zur Regeneration (Colonisation — Hygiene und Vegetarismus — Thierschutz)	9	1
f) Persönlichkeiten	9	2
V. Kunstlehre und Kritik (Aesthetik)	10	1
VI. Litteratur		
a) Dichtungen	11	1
b) Ueber litterarische Werke und Persönlichkeiten	11	1

	Seite	Spalte
VII. Musik und Musiker	12	2
VIII. Mythos und Sage	14	1
IX. Philosophie (Weltanschauung)	14	2
X. Religion	15	2
XI. Sprache	16	1
XII. Theater	16	2
XIII. Wagner.		
a) Persönlichkeit und Leben	17	1
b) Zur Kunst Richard Wagner's	17	1
c) Ueber einzelne Werke		
Rienzi	18	1
Holländer	18	1
Tannhäuser	18	1
Lohengrin	19	1
Tristan und Isolde	19	1
Meistersinger	19	2
Ring des Nibelungen	19	2
Parsifal	20	1
Andere Werke	20	2
d) Ueber Wagner's Schriften	20	2
e) Ueber Wagner-Litteratur	21	1

C. Beiträge zur und aus der Erinnerung.

I. Gedenkworte	21	1
II. Denkmale	22	2
III. Stimmen aus der Vergangenheit	22	2

D. Beilagen.

I. Geschäftliche und Statistische	23	1
II. Litterarische	23	1
Auf den Umschlägen	24	1
Motti	24	1
Anhang: Verzeichniss der Leser seit 25 Jahren	24	1

A. Von Richard Wagner.

I. Ueber Bayreuth.

Zur Einführung	1878	I	1
Rückblick auf die Bühnenfestspiele des Jahres 1876	78	XII	341
Wollen wir hoffen? . . .	79	V	121
Erklärung an die Mitglieder des Patronatvereines . .	79	XII	216
Zur Einführung in das Jahr 1880	80	I/II	1
Mittheilung an die Patrone	80	XII	355
Brief an H. v. Wolzogen .	82	IV	97
Offenes Schreiben an Herrn Friedrich Schön	82	VII	193
Das Bühnenweihfestspiel in Bayreuth	82	XI/XII	221
Ueber die Bayreuther Blätter	84	I	1
Das Bayreuther Werk, Briefe und Dokumente 1871—76	86	I	3
Spruch beim Hebefest . .	86	I	19
Bayreuther Leit- und Zeitgedanken	93	XI	357

II. Ueber Kunst und Künstler.

Ueber das Dichten und Komponiren	1879	VII	185
Ueber das Operndichten und Komponiren im Besondern	79	IX	249
Ueber die Anwendung der Musik auf das Drama . .	79	XI	313
„Pasticcio“ über Gesang .	84	XI	337
(Nachwort von C. F. Glasenapp)			343
Einladung zur Aufführung des „Tristan“ in München	90	VI	173
„Anmuth und Anstand.“ Nachtrag zum Wagner-Lexikon (Glasenapp) . .	91	II/III	33
Ueber den „Fliegenden Holländer“	1901	VII-IX	194
(Einleitung von H. v. Wolzogen)			187
Ein Meisterprogramm . . .	02	IV-VI	167
Bellini	1885	XII	363
(Nachwort von H. v. Wolzogen)			365
Berlioz	1884	III	65
(Nachwort von H. v. Wolzogen			69
Franz (und die Deutsche Lyrik)	90	VI	190
Gluck	87	XI	341
Mendelssohn's Paulus . .	99	I	4
Weber	86	XII	381

III. Ueber Volk und Publikum.

Was ist Deutsch?	1878	II	29
Modern	78	III	59
Publikum und Popularität .	78	IV	85
		VI	171
		VIII	213
Das Publikum in Zeit und Raum	78	X	277

IV. Religion und Kunst.

Religion und Kunst . . .	1880	X	269
„Was nützt diese Erkenntniss?“	80	XII	333
„Erkenne Dich selbst!“ . .	81	II/III	33
Heldenthum u. Christenthum	81	IX	249
Ueber das Weibliche im Menschlichen	85	IX	295

V. Einführungen.

Ein Wort zur Einführung in die Arbeit „Ueber Verrottung und Errettung der deutschen Sprache“ von H. v. Wolzogen	1879	II	33
Zur Einführung in den Aufsatz: „Ueber die jetzige Weltlage“ vom Grafen Gobineau	81	V/VI	121
„Helden und Welt“. Ein Brief an H. v. Stein als Vorwort zu dessen gleichnamigen „dramatischen Gesprächen“	83	I—III	5
Leitmotive	85	I	1
Zu Schopenhauer's 100. Geburtstage	88	I/II	1

VI. Dichtungen.

Die Sarazenin . . . . . 1889 I 6
(Vorwort von H. v. Wolzogen) 1
Ursprüngliche Fassung von Walthers Preislied . . . 92 VII/VIII 225
Brünnhildens letzte Worte 93 I 1
Siegfried und Mime (1853) 96 VII—X 205
(Nachwort von H. v. Wolzogen) 213
Das Liebesmahl der Apostel, Entwurf . . . . . 99 I 8
Ausführung . . . . . 99 I 10
(Bemerkung von Herrn Prof. H. Sommer) . . . . . II/III 84

VII. Briefe.

An Bismarck . . . . . 1901 VII—IX 220
An H. v. Bülow . . . . 00 III—V 87/90/91/111/112
VI 160
(Vorwort von H. v. Wolzogen) 159
An Döpler sen. . . . . 1889 Beilage zu VII/VIII
An Louis Köhler . . . . 95 I—III 1
An seine Künstler (Gura, Betz, Niemann, Hill, Materna) . . . . . 1901 VII—IX 178
(Vorwort von H. v. Wolzogen) 177
An S. Lehrs . . . . . 02 VII—IX 179
(Vorwort von H. v. Wolzogen) 177
An H. Levi . . . . . 1901 I—III 17
(Einleitung von Chamberlain) 13
An Franz Liszt . . . . . 00 I/II 3
(Vorwort v. H. v. Wolzogen) VII—IX 223
An Lüttichau . . . . . 1899 I 5
(Einführung von H. v. Wolzogen) 1
An Th. Muncker . . . . 1900 VII—IX 191
(Nachwort v. Fr. Muncker) 207
An Martin Plüddemann . . 1898 III/IV 77
An R. Pohl . . . . . 98 I/II 85
An H. Porges . . . . . 1901 X—XII 298
An A. Pusinelli . . . . . 02 IV—VI 93
(Einführung von H. v. Wolzogen) 81
An F. Praeger (Echte Briefe) 1894 I—III 1
(Kritischer Nachtrag von Chamberlain) 19
An A. Röckel . . . . . 94 X—XII 298
(Einführung von H. v. Wolzogen 296
An Fr. Schön . . . . . 82 VII 193
97 I/II 1
An A. Schmidt . . . . . 98 V/VI 189
An Anton Seidl . . . . . 98 V/VI 143
An H. v. Stein . . . . . 83 I—III 5
89 VI 169
An J. Stern . . . . . 92 V 181
An E. v. Weber (Ueber die Vivisektion) . . . . . 79 X 299
An H. v. Wolzogen . . . 82 IV 97
98 I/II 80, 86
VII—IX 230
An Fr. Zöllner . . . . . 82 V—VI 187

B. Von anderen Verfassern.

I. Bayreuth und die Festspiele:

Chamberlain, H. S. Die ersten 20 Jahre der Bayreuther Festspiele . . . . . 1896 I—III 1
Musikausstellung und Festspiele . . . . . 92 X—XI 382
Nach dem Ringe . . . 97 I/II 100
Crueger, Leo. Nach dem Ringe . . . . . 97 VII—X 226
Ernst, Alfred. Nach dem Ringe . . . . . 1897 VII—X 229
Fiedler, Konrad. Bayreuther Briefe über Tannhäuser und Lohengrin . . . . 1901 I—III 47
Geisberg, Leo. Vom Bayreuther Wotan . . . . 1899 VIII/IX 265
Hofmann, Fr. Nach dem Ringe . . . . . 97 I/II 96

Lichtenberg, R. v. Olympia und Bayreuth . . . . . 1893 XI 358
Holländer-Nachklänge . . 1902 X—XII 338
Löffler, J. H. 1876 . . . 01 VII—IX 258
da Motta, J. V. Holländer-Nachklänge . . . . . 02 VII—IX 232
Mottl, Felix. Das Schwert im Rheingold . . . . . 1887 IX/X 332
Porges, H. Die Bühnenproben zu den Festspielen 76.
„Rheingold" . . . . 80 V 141
VI 149
VII 193
IX 252
XI 3
„Walküre" . . . . 81 IV 89
VII 198
VIII 233
IX 259
„Siegfried" . . . . 84 III 70
86 X 337
90 XII 373
96 IV—VI 155
„Götterdämmerung" . 96 XI 329
Prüfer, Arthur. Nach dem Ringe . . . . . 97 I/II 21
Ritter, Alexander. Was lehrt uns das Festspieljahr 1891? 92 I 1
Santen-Kolff, J. van. Aus der Geschichte des Bayreuther Gedankens . . 92 I 21
II/III 95
V 170
Schemann, Ludwig. Das Bayreuther Patronat . . . 82 VIII 225
Schlösser, Rud. Nach dem Ringe . . . . . 97 I/II 18
Holländer-Nachklänge . 1901 X—XII 304
Stein, H. v. Zum ersten Lustrum . . . . . 1881 X 281
Stübe, P. Nach dem Ringe 97 VII—X 231
Tannhäuser-Nachklänge. (Von H. von Wolzogen, Chamberlain, Humperdinck, Bonnier, M. v. Meysenbug, Vult v. Steyern, Schuré, A. Ellis, v. Hausegger, Hofmann, Koch, Viotta) . . . . . 92 II 37
(Von Golther, Richard Strauss, Löffler, Schubring, Marc Twain) . . IV 123
(Vgl. unten XIII. c.)
Thode, Henry. Ueber die Thoma'schen Costüme zum Ring . . . . . 1897 I/II 26
Trinius, Aug. Nach dem Ring . . . . . 97 I/II 91
Wagner, C. Ein Dankbrief an die Herren v. Muncker und v. Seckendorf . . . 96 XI 358
An die Mitglieder des deutschen Reichstags . . 1901 VII—IX 221
Wittmer, G. Deutsch-Griechisches Olympia . . . 1896 I—IV 144
In memoriam . . . . 1901 VII—IX 249
Wolkenstein, Graf. An die Festgäste in Bayreuth . 02 X—XII 283
Wolzogen, H. v. Unsere Lage 1878 I 6
Im neuen Jahre . . . . 79 I 1
An unsere Leser . . . 81 I 1
Ein offenes Wort über die Aufführungen des Parsifal . . . . . 81 XI 342
Heutiges für Künftiges . 82 I/II 1
Den Künstlern von Bayreuth! . . . . . 82 VII 223
Die Bayreuther Blätter . 82 VIII 228
Das Bayreuther Werk . 86 I 1/34
Ein neues Patronat . . 86 X 345
Zum zweiten Jahrzehnt . 88 I 10
Dreizehn Jahre . . . . 91 I 1
Ueber die Stipendien-Stiftung . . . . . 97 I/II 2
1878—1898 . . . . . 98 III/IV 79
V/VI 150
VII—IX 226
X/XI 311
XII 345
Edle Beispiele aus der Zeit des ersten Festspiels . 98 V/VI 188
Das Theater von Bayreuth und seine Kapellmeister 99 X—XII 273
Wagnerianische Erinnerungen (Vorwort) . . . 1901 VII—IX 248
Zum Schutz des Parsifal 02 I—III 58
VII—IX 251
Zum Schlusse der Festspiele 1902 . . . . . 02 X—XII 281

(Weiteres s. unter VI. a.)

Dazu in allen Jahrgängen:
Geschäftlicher Theil.
(Seit Jahrgang 1894 unter der Ueberschrift: *Bayreuth und Draussen.*)

Mittheilungen und Anzeigen des Bayr. Patronatvereins, der Zentralleitung des Allg. R. Wagner-Vereins, des Verwaltungsrathes der Bühnenfestspiele, der Stipendien-Verwaltung, der Richard Wagner-Stiftung. — Berichte über die Generalversammlungen. — Vereinsberichte. — Mitgliederlisten. — Satzungen. — Redaktionelle Anzeigen.

II. Bildende Kunst.

Thode, Henry. Die deutsche bildende Kunst . . . . 1899 II/III 41
Die Renaissance . . . 99 VI/VII 133
VIII/IX 197

Stein, H. v. „Franz v. Assissi und die Anfänge der Renaissance" (Thode). L. . 86 VI 200

Architektur.

Förster, B. Utis „Der falsche Baurath". L. . . . . 86 V 176

Hofmann, Fr. Ueber den Theaterbau . . . . . 85 I 18
II 52

Aus dem Reiche der bildenden Kunst (K. Fr. Schinkel v. Ziller) L. . 98 V/VI 190

Eine Frucht vom Bayreuther Stamm . . . . 91 IV 120

March, Otto. Unsere Kirchen 94 IV—VI 160

Reichensperger, Aug. Ein Parlamentshaus für das deutsche Reich . . . . 82 I/II 51

Steinhausen, H. Ein Kiliansbrief über Bauernhäuser 91 IV 160

Wolzogen, H. v. Karl Friedr. Schinkel und der Theaterbau . . . . . 87 III 65

Bühnenfestspielhaus . . 78 V 263

Goethe-Schinkel-Boisserée 89 III 92

Malerei.

Lichtenberg, R. v. Deutsche Mystik und deutsche Kunst (Peltzer). L. . . . . 1900 X—XII 358

Die Genredarstellungen Albrecht Dürers (Suida). L. 01 X—XII 330

Millenkovics, M. v. Die Meisterschule in Nürnberg (Thode). L. . . . . 1891 V 153

Federspiele (Thoma und Thode). L. . . . . 97 I/II 42

Thoma's Costümentwürfe 96 I/II 63

Servaes, Fr. Arnold Böcklin 98 I/II 59

Thode, Henry. Albrecht Dürer . . . . . 88 VII/VIII 200

Arnold Böcklin . . . . 1901 IV—VI 93

Wittmer, J. Erinnerungen an Preller und Genelli . 1895 VII—X 319

Wolzogen, H. v. Gabriel Max „Der Vivisektor" . . . 84 III 83

Plastik.

Franz, Constantin. Unsere Nationaldenkmale . . . 86 VIII/IX 259
X 331
XI 365
XII 399

Laienbetrachtungen über ein Kaiser Wilhelm-Denkmal . . . . . 90 III 81

Graevell, H. Germania oder Siegfried . . . . . 97 III/IV 106

III. Geschichtliche Erscheinungen und Zustände.

Apponyi, Graf. Künstler und Staatsmann . . . . . 1895 VII—X 289

Bauer, Bruno. Luthers Optimismus . . . . . 81 V 285

Förster, Bernh. Max Dunckers Geschichte des Alterthums. L. . . . . 83 I—III 83

Die Staatskunst des Perikles. L. . . . . 87 I/II 96

Lagarde's Programm einer konservativen Partei. L. 84 I—III 77

Frantz, Constantin. Offener Brief an Richard Wagner 78 VI 149

Die Märtyrer von Costnitz 83 X—XII 288

Nationalismus und christliche Zivilisation . . . 85 III/IV 93

Philosophie des Militarismus . . . . . 81 II/III 66

Wahrmunds „Kulturkampf zwischen Asien und Europa." L. . . . . 88 X 360

Glasenapp, C. Fr. Wahrmuds „Gesetz des Nomadenthums". L. . . . . 1887 IV 97

Gobineau, Graf. Ein Urtheil über die jetzige Weltlage 81 V/VI 123

Golther, Wolfg. Chamberlain über die Germanen. L. . . . . 1900 X—XII 336

Hoffmann, Imm. Briefe an den Herausgeber (zum „Plebiscit als Korrektiv der Wahlen") . . . . . 1884 VIII/IX 266
XII 394

Horawitz, A. Zur Kaiser Josefs Feier . . . . . 80 XI 327

Jaentsch, Th. Niederdeutsch und Alldeutsch . . . . 94 X—XII 341

Lechleitner, J. Der Sängerkrieg auf Wartburg . . 92 VII/VIII 275

Löffler, J. H. Die Frage nach der Urheimat der Arier (Krause, „Trojaburgen"). L. 96 I—III 68

Louis, R. Ein neuer Weg im Geschichtsunterricht . 91 II—III 87

Masaryk, Prof. An C. Frantz 84 II 63

Müller, L. Hentschel's „Varuna". L. . . . . 1902 VII—IX 260

Prüfer, A. Lamprechts „Deutsche Geschichte". L. . . 02 I—III 75

Rantzau, Graf. Friedrich Wilhelm I. als Neubegründer Preussischer Grösse . . 01 I—III 60

Scala, R. v. Chamberlain über die Griechen. L. . . . 00 X—XII 331

Schemann, L. Nach dem deutschen Rassenbuche . . . 01 X—XII 309

Schlaeger, Ed. Der weltgeschichtliche Gegensatz zwischen Revolution und Regeneration . . . . . 1887 I/II 34
88 X 337

Die Ethik in der neuen Staats- und Volkswirthschaftslehre . . . . 89 VII/VIII 248

Sommer, R. Die französische Revolution und der deutsche Idealismus . . 89 VII/VIII 255

Stein, H. v. Luther und die Bauern . . . . . 82 IV 101

Luther . . . . . 83 X—XII 285

Wirth's „Bismarck, Wagner, Rodbertus". L. . 1884 I 25

Wahrmund, Adolf. Gellion-Danglar's „Les Sémites". L. . . . . 83 I—III 79

Für das Iranierthum . . 98 VII—IX 157

Wittmer, G. Ueber Gobineau's Rassenwerk. L. . 98 XII 370

Wolzogen, H. v. Aus unserer Zeit. Einleitung . . . 80 V 125

Zur sozialen Frage . . . 80 VI 158

(Nach C. Frantz) . . VII 181

Ueber den modernen Liberalismus . . . . . 80 XI 310

(Nach C. Frantz . . . XII 341

Die Ungleichheit der menschlichen Rassen . 82 IX/X 263

(Nach Gobineau) . . XI 293
XII 330

Hoffmanns „Plebiscit als Correctiv der Wahlen". L. . . . . 84 IV 117

Schläger's „Entstehung des Urchristenthums". L. . 84 IV 125

Patriotische Randglossen eines Idealisten . . . 85 III/IV 112

Urgermanische Spuren . 87 VIII 253
XII 381
89 II 33
90 I/II 1

Deutsche Burschenschaft 90 IV/V 169

Die Jungfrau von Orleans 90 III 96

Chamberlain's „Grundlagen" L. . . . . 1900 X—XII 321

1—100. Eine letzte Abrechnung für 99 Jahre 01 I—III 89

Zur Feier des Preussischen Königthumes . . . . 01 I—III 56

Zur Feier des 25. August (Wittelsbachfeier) . . 1880 VIII 213

Aufruf für Transvaal. Unterzeichnet von Richard Wagner . 81 II/III 87

IV. Kultur.

a) Arisch-Germanische Kultur.

Förster, Bernh. Ein Deutschland der Zukunft . . . 1883 I—III 44

Graevell, H. Arische Gesinnung . . . . . 1899 IV/V 93
Deutsches Schildesamt . 1900 I/II 16
Was heisst germanisch? . 00 III—V 122
Mahâbhârata als Erzieher 00 VII—IX 254
Nachträge zur „Arischen Gesinnung."
(Die Sporenschlacht und Deutsche Treue) . . . 02 I—III 44/48
Der arische Gedanke . . 02 VII—IX 235
Lichtenberg, R. v. Das nationale Wesen der Neugriechen . . . . . 02 X—XII 352
Löffler, J. H. Vom deutschen Volksgeist, seinen Freunden und Feinden . . . 1891 VIII/IX 275
XII 395
Ein Helfer in der Noth (Ad. Stöcker) . . . . 93 IV 106
Thode, Henry. Kunst, Religion und Kultur . . . 1901 I—III 5
Kunst und Adel . . . . 02 X—XII 285
Wittmer, G. Wege und Ziele deutscher Kulturarbeit . 1890 VI 185
VII/VIII 251
IX/X 324
Wo liegt Deutschlands Zukunft? . . . . . 1900 X—XII 286
Wahrmund, Ad. Die Nothwendigkeit der genossenschaftlichen Beschränkung 1889 IV/V 116
Neue ritterliche Orden . 91 V 142
Das Reich der Zwecke . 95 VII—X 228
(Vorwort von H. v. Wolzogen 227
Die Bändigung Mammons 99 X—XII 311
Zur Besinnung und Besonnenheit . . . . . 1902 IV—VI 125

b) Moderne Zivilisation und fremde Kultur.

Herrig, Hans. Moderne Bildung . . . . . 1880 XII 352
Hertefeld, Ph. v. Der Hausrock, Gedanken über Geselligkeit . . . . . 85 I 6
Jordis, Ed. Conversationslexika. L. . . . . 95 XI 366
Der neue Brockhaus L. . 96 IV—VI 201
Lienhard, Fr. Der Zionismus . . . . . 95 VII—X 330
Richter, Edw. Eine deutsche Stimme aus Paris . . . 1901 I—III 85
Schlemm, O. Vom gebildeten Deutschen . . . . . 1878 XI 317
Stein, H. v. Ueber Mazaryk's „Selbstmord" L. . . . 84 III 90
Velleman, A. Zur ethischen Beurtheilung der Meinungsconsumption, insbesondere der Mode . . . . . 98 III/IV 131
Wahrmund, Ad. Rabbinismus und Zionismus . . 98 X/XI 293
Wolzogen, H. v. Parlamentarische Heiterkeit und deutscher Ernst . . . . 84 VIII/IX 268
Leixner's „Ueberflüssige Herzenserleichterungen" 1901 I—III 78
Ziehen, L. „Entartung" (Nordau) L. . . . . 1895 XI 358
Zimmermann, O. Die Verstandeskultur der Gegenwart . . . . . 83 I—III 87

c) Erziehung und Unterricht.

Förster, B. Zur Frage der nationalen Erziehung . . 1883 IV—VI 189
Frantz, C. Ein sächsischer Peabody . . . . . 84 II 49
Graevell, H. Das Unterrichtswesen in Vlamland . . 99 II/III 72
Körber, Wolfg. Erziehung, Unterricht und Idealismus . . . . . 89 III 73
IV/V 105
VII/VIII 217
Löffler, J. H. Volksglaube und Volksschule . . . . 90 IX/X 277
Prüfer, Wernicke's „Wagner als Erzieher". L. . . . 1900 X—XII 278
Schlemm, O. Ueber gymnasiale Erziehung . . . 1883 IV—VI 157
Schlösser, R. „R. Wagner in der Schule" (Merklein) L. . . . . 92 VII/VIII 291
Wahrmund, Ad. Unsere nationale Erziehung. („Rembrandt als Erzieher".) L. 91 XII 413
Wittmer, G. Zu Goethe's Pädagogik . . . . . 97 III/IV 65

d) Recht.

Bering, Chr. „Die Rezeption des römischen Rechtes und die soziale Frage der Gegenwart“ (Wilmanns) L. 1891 XI 373

Dahn, Felix. Das deutsche Volk und das römische Recht . . . . . 91 VIII/IX 265

Oldenburg, H. Vom Idealismus u. der Gesetzgebung 1902 VII—IX 253

e) Zur Regeneration.

(Colonisation. — Hygiene und Vegetarismus. — Thierschutz.)

Alfieri, L. Insel Scharfenberg . . . . . 1881 IV 106

Corvetto. Bericht über Nueva Germania . . . . . 91 IV 123

Chamberlain, H. S. Richard Wagner's Regenerationslehre . . . . . 95 VI 169

Förster, B. Deutsche Gemeinden im La Plata-Gebiete . . . . . 85 X 325

Offener Brief an Hans v. Wolzogen . . . . 88 X 357

Förster, E. Ein Sonntag in Neugermanien . . . . 89 IX/X 285

Aufruf für Neugermanien 94 IV/V 175

Schaerer, San Jago. Erwiderung auf Klingbeil's Broschüre über Neugermanien 89 IX/X 299

Wolzogen, H. v. Neu-Deutschland in Paraguay . . . 88 XII 438

89 XI 380

Das Grab B. Förster's . 93 V/VI 199

Grysanowski, E. Das ärztliche Concil in London . 1881 XI 340

Die Epidemien als Culturkrankheiten . . . . 82 V/VI 129

Italiänische Krankenasyle 84 X 316

Lill v. Lilienbach, A. Die hygienische Reform . . 86 VII 237

Engel, A. Aufruf gegen das Taubenschiessen . . . 1888 VII/VIII 275

Förster, B. Die Frage der Vivisektion im Reichstag 82 III 90

Förster, P. Die Bewegung wider die Vivisektion . 1886 IV 125

Der Kampf gegen die Vivisektion . . . . . 1900 I/II 26

Glasenapp, C. Fr. Woher? Ernste Betrachtungen über die unterhaltende Wissenschaft . . . . . 1890 VII/VIII 257

Grysanowski, E. Die Vivisektionsfrage vor dem Pr. Landtage . . . . . 83 VII—IX 228

Lill v. Lilienbach, Richet's „le roi des animaux“, Etienne's „les abus de la vivisection“. L. . . . . 84 VI 187/192

Nagel, A. Der wissenschaftliche Unwerth der Vivisektionen . . . . . 81 Beil. z. II/III

Rabe, O. Die Thierschutzfrage im Lichte der vegetarischen Weltanschauung 82 Beil. z. III/IV

Springer, R. R. Wagner's Regenerations-Idee . . . 81 II 42 IV 99 VI 162

Stein, H. v. Ein Chorgesang des Aeschylos . . . . 79 XII 359

Springer's „Enkarpa“. L. 84 II 60

Aufruf an die Lehrer und Studenten der Universitäten in Sachen der Vivisektion . . . . . 82 VIII 259

Wellmer, M. Die Härte des Luxus . . . . . 82 XI/XII 370

Wolzogen, H. v. Gabriel Max „Der Vivisektor“ . . . 84 III 83

Ferran und Pasteur . . 86 VIII/IX 298

---

f) Persönlichkeiten.

Baltzer, E. Pythagoras . 1883 IV—VI 147

Förster, B. Fr. Zöllner . . 82 XI/XII 361

Lill v. Lilienbach. Emerson 90 XI 349

Carlyle . . . . . 91 II/III 36

Ruskin . . . . . 1901 VI/VII 138

Löffler, J. H. Adolf Stöcker 1893 IV 106

Poske, Fr. Alexander v. Humboldt . . . . . 84 V 152

Schemann, Ludwig. Paul de Lagarde . . . . . 98 III/IV 124

Ueber die neuesten Publikationen Lagarde's L. 1891 XII 409
Lagarde-Stiftung . . . 93 II/III 93
Wittmer, G. Friedr. Fröbel 82 IV 119
Joh. Amos Comenius . . 95 I–III 65

V. Kunstlehre und Kritik.

(Aesthetik.)

Bonnier, Ch. Betrachtungen über den Begriff der Poesie 1890 IV/V 118
Der Traum . . . . . 90 XII 389
Extase . . . . . 91 VII 222
Borinski, K. Diderot und das Gesammtkunstwerk . 85 VI 187
Chamberlain, H. S. Tendenz oder Sentenz? . . . . 96 IV–VI 193
Emerson, R. W. Gedanken über Kunst . . . . . 90 IV/V 153
Golther, W. Nietzsche's Aesthetik (Zeitler). L. . 1901 X–XII 336
Hausegger, Fr. v. Kunst und Wissenschaft . . . . . 1881 I 6
Die Musik als Ausdruck . 84 I 9, II 37, III 78, V 175, VII 214, VIII 242, X 305, XI 356, XII 381
Aesthetik von Innen . . 1893 X 327
95 XI 337
Die künstlerische Persönlichkeit . . . . . 96 XII 365
Herrig, H. Die Künste unter einander . . . . . 88 XI 379
Lemmermeyer, Fr. Ueber die Tragödie . . . . . 81 X 299
Lill v. Lilienbach. Das Kunstideal nach Ruskin . . . 99 II/III 78
Louis, R. Friedrich von Hausegger . . . . . 99 IV/V 89
Millenkovics, M. v. Musikalisch und poetisch . . 97 III/IV 77
V/VI 137
VII–X 214
Eine 50jährige Aesthetik der Tonkunst . . . . 88 XI 388
Munker, Fr. H. v. Stein's „Entstehung der neueren Aesthetik." L. . . . . 87 VII 235
Poske, Fr. Bettingen's „Grundzüge der dramatischen Kunst. L. . . . . 1900 XI 365
Reuss, Ed. Ein Kunstrichter auf fremden Stuhle . . 1891 II/III 70
Ritter, Al. Tendenz oder Sentenz? . . . . . 95 XI 354
Rolland, R. Der französische Geist und das französische Drama . . . . . 92 IX 297
Sommer, R. Die psychologische Grundlage zu Schillers Briefen über die ästhetische Erziehung . . 91 X 333
Grundzüge einer Geschichte der deutschen Psychologie und Aesthetik . . . . . 93 X 339
Schemann, L. Kunst und und Künstler der Vergangenheit im Lichte einer Kunst der Zukunft 81 XI 313
M. Plüddemann's „Aus der Zeit für die Zeit". L. 80 VII 200
Heinrich Düntzer . . . 1900 I/II 52
Schlösser, R. Reichels Gottschedschriften. L. . . . 02 I/III 68
Seidl, Arthur. Hauseggers „Jenseits des Künstlers". L. . . . . 1895 IV/V 137
Dramaturg und Drama. (Bulthaupt) L. . . . . 1900 IV/V 124
Stein, H. v. Die Aesthetik unserer Klassiker . . . 1887 V/VI 129
Seelische Grundthatsachen des Schönen . . . . 97 V/VI 126
(Eingeführt durch Fr. Poske.) 125
Stein, H. v., und v. Wolzogen. Bayreuther Briefe 89 VI 172
VII/VIII 235
IX/X 308
XI 353
Wolzogen, H. v. A. Freund's „Blicke in's Kulturleben". L. . . . . 79 VII 204
Alte und neue Aesthetiker (Herder u. Schasler). L. 83 X/XII 367
Tendenz und Sentenz? . 95 XI 356

VI. Litteratur.

a) Dichtungen.

Chamberlain, H. S. Parsifals Christbescheerung 92 I 28
Parsifals Gebet . . . . 93 IV 97
Parsifals Tod . . . . . 94 IV—VI 152
Gobineau, die Renaissance. Deutsch von L. Schemann.
Savonarola . . . . . 91 VIII/IX 235
X 303
XI 343
Cesare Borgia . . . . 92 X/XI 337
XII 409
Julius II. . . . . 93 VII—IX 241
Leo X . . . . . 94 IV—VI 86
Michelangelo . . . . . 94 VII—IX 177
Stein, H. v. An Liszt . . 81 X 311
Solon und Krösus . . . 83 I—III 11
Die Heiligen (Einleitung von H. v. Wolzogen) . 88 III/IV 69
Die beiden Einsiedler . 88 III/IV 79
Die heilige Elisabeth . . 89
Tauler und der Waldenser V 137
Marats Tod . . . . . 93 X 324
(Einführung von H. v. Wolzogen) 321
Ein König . . . . . 94 I—III 41
St. Just . . . . . 94 VII—IX 230
Stern, Adolf. Prolog zur „Heiligen Elisabeth" in Weimar . . . . . 1902 VII—IX 275
Wolzogen, H. v. Der liebe Heiland . . . . . 1888 XII 401
An H. v. Bülow . . . . 94 Beil. z. IV-VI
Den Künstlern von 1897 97 Beil. z. XI|XII
Spruch beim Abschiedsmahl f. Chor u. Orchester 99 X—XII 361
Bayreuth 1901 . . . . . 1901 X—XII 279
Beim Festmahl am 18. 8. 1902 02 X—XII 287

b) Ueber litterarische Werke und Persönlichkeiten.

Alberti, K. Zur Erinnerung an den Grafen August von Platen . . . . . 1885 XI 329
XII 368
Eine neue Geschichte der deutschen Litteratur. (Hirsch). L. . . . . 1887 I/II 50
VIII 272
XII 405
Vom Krähenfeld bis zum Odfeld (Wilhelm Raabe) 91 VIII/IX 296
Bartels, A. Wilhelm Raabe 1901 X—XII 299
Batka, R. Franz Grillparzer . . . . . 1893 II/III 82
Chamberlain, H. S. Ueber L. Hitz, „Gangawellen". L. 94 VII—IX 262
Fontane, Theodor. Wilibald Alexis . . . . . 82 X—XII 344
Glasenapp, C. Fr. Aus dem deutschen Dichterwalde . 80 I 31
IV 93
VI 166
Adolf Wagner, der Oheim Richard Wagners . . 85 VII/VIII 197
Golther, Wolfg. Indiens Litteratur und Kultur. (Schröder.) L. . . . . 88 VI 184
Wilhelm Hertz . . . . 98 III/IV 105
Neue Tristandichtungen. (Hertz, Bédier.) L. . . 1901 X—XII 332
Graevell, H. Geschichte der Weltlitteratur von einem Jesuiten. (Baumgartner.) L. 1898 X—XII 340
Grunsky, K. Klassische Litteratur und musikalisches Drama:
I. Lessing . . . . . 99 VI/VII 172
II. Herder . . . . . 99 VIII/IX 230
Hertefeld, Ph. v. Eine Erinnerung an Arthur Grafen Gobineau . . . . . 86 V 156
Koch, Max. Zu HansSachsens Ehrentag . . . . . 94 X—XII 376
Lichtenberg, R. v. „Litteratur." . . . . . 89 IV/V 163
Lienhard, Fr. Martin Bötzinger. (J. H. Löffler.) L. 98 VII—IX 263
Lill v. Lilienbach. Béranger und sein Lied . . . . 97 VII—X 257
Löffler, J. H. Jakob Grimm 85 I 2
Ludwig, Ernst. Neue Operntexte. L. . . . . 80 XI 317
L . . . Der „Amadis" des Grafen Gobineau . . . 90 IV/V 159

Muncker, Franz. Ein neues Handbuch der deutschen Litteraturgeschichte (Vogt u. Koch). L. . . . . 1898 VII—IX 251

Poske, F. H. v. Stein's poetischer Nachlass. L. . . 89 VII/VIII 264

Prüfer, Arth. Die Colmarer Minnesinger-Handschrift 97 VII—IX 284

Schemann, L. Die Parzival-Sage in ihren hauptsächlichsten dichterischen Verarbeitungen . . . . . 79 I 12
II 47
III 66
IV 106

Zum 25. Mai 1881 (Calderon) 81 V/VI 141

Goethe . . . . . 82 III 65
VII 197

Franz Liszt als Schriftsteller . . . . . 87 IX/X 285

Nachträge z. Lebensbilde Gobineau's . . . . . 93 XII 418

Schuré, les grandes légendes de France . . 93 XII 425

Schlussbetrachtungen zur „Renaissance“ . . . 94 X—XII 277

Aufforderung zu Vorlesungen der „Renaissance“ 96 I—III 42
(1902 X—XII 357)

Schuré, les grands initiés 97 VII—X 298

Seidl, Arth. H. v. Stein's „Helden und Welt“ . . 88 I/II 98

Suida, W. Novalis . . . 1901 IV/VII 126

Stein, H. v. Shakespeare als Richter der Renaissance 81 VII 185

Goethe's Wanderjahre . 81 VIII 217

Werke und Wirkungen Rousseau's . . . . . 81 XII 345

Jean Paul . . . . . 82 VIII 252

Wahrmund, Ad. Zum 500j. Gedächtnisse Hafisens . 89 XII 385

Firdusi's „Jussuf und Suleicha“ L . . . . 90 IX/X 333

Sänger und Dichter am Hofe der ersten Abassidischen Chalifen . . 1900 III—V 147

Wolzogen, H. v. Heinrich v. Kleist . . . . . 81 XI 321

König Midas, ein Rückblick auf die moderne deutsche Bühne . . . 90 VII/VIII 223

Von der Sperlingsgasse zum Krähenfelde (Wilhelm Raabe) . . . . 1881 XII 357

Ueber Meyer-Markau's „Parzival“ L . . . . 82 I/II 63

Ueber Keil's „Goethe, Weimar und Jena“ L . 82 IV 125

E. T. A. Hoffmann, der deutsche Geisterseher . 93 I 11
II/III 33
V/VI 177
XII 393
94 I—III 62
95 I—III 11
IV/V 97
XII 369

Ueber Heinr. v. Stein's „Goethe und Schiller“ L. 93 VIII/IX 319

Graf Gobineau, ein Erinnerungsbild aus Wahnfried . . . . . 82 XI 341

VII. Musik und Musiker.

Adelmann, K. Hey's „Deutscher Gesangsunterricht“ L. . . . . 1888 IX 317

Arend, M. Harmonische Analyse des Tristanvorspiels . . . . . 1901 IV—VI 160

Beyer, C. Nürnberg — nicht Hamburg — die Geburtsstätte der deutschen Oper 1883 VII—IX 282

Bronsart, H. v. Vor der Enthüllung des Lisztdenkmals in Weimar . . . . . 1902 VII—IX 267

Capellen, G. Harmonik und Melodik bei R. Wagner . 02 I—III 3

Dannreuther, Ed. Die Musik in England . . . . . 1881 II/III 76

Ehrenfels, Chr. v. Die musikalische Architektonik im „Ring“ . . . . . 96 VII—X 257

Geyer, R. Mozarts Don Juan 92 II/III 87

Grunsky, K. „Berlioz Leben“ von Pohl. L. . . . . 1901 X—XII 328

Neuere Schriften (Rietsch, Riemann) L. . . . . 02 I—III 63

Die Partituren d. „Ringes", neue Ausgabe L. . . 1902 IV—VI 172
Hausegger, Fr. v. Die Musik als Ausdruck . . . . . 1884 (S. unter V)
Arthur Keil „Das Musikalisch Erhabene" L. . 88 VI 198
Kipke, K. Das unsichtbare Orchester . . . . . 89 IX/X 324
Langhans, W. Ueber Theilwiederholungen . . . . 81 II/III 62
Der Endreim in der Musik 91 VI 173
Louis, R. Hausegger „Unsere deutschen Meister" L . . 1901 X—XII 319
Neuere Schriften (Müller, Reuss, Kistler, Batka) . 00 I/II 58
(Köstlin, Riemann, Kufferath) . . . . . 00 III—V 136
(Bücher) . . . . . 00 X—XII 350
Mayrberger, K. Die Harmonik R. Wagners . . . 1881 V/VI 169
Mey, K. „Die Musik als tönende Weltidee" L . . 1901 VII—IX 270
da Motta, J. V. Hoffmanns „Undine" . . . . . 1898 VII—IX 267
Mottl, Felix. Eine Stelle im „fliegenden Holländer" . 87 IX/X 331
Nohl, Ludwig. Ein Jubiläum der deutschen Oper . . 82 XI/XII 380
Ueber Beethovens X. Symphonie . . . . . 84 VIII 220
Zur Erneuerung der protestantischen Kirchenmusik . . . . . 85 III/IV 120
Plüddemann, M. Karl Löwe 92 IX 318
Porges, Heinr. Franz Liszt 81 X 292
Unser Musikleben . . . 1900 X—XII 308
Liszt's Faustsymphonie . 01 I—III 4
Prüfer, A. Zum Gedächtnisse Franz Schubert's . 1897 III/IV 112
Neuere Schriften (Hausegger, da Motta, Sommer, Kullak) . . . . . 98 XII 365
Ritter, Al. Von Liszt, von der hlg. Elisabeth in Karlsruhe und von unserm ethischen Defekt . . . 90 XII 380
Reuss, Ed. Eine Doppelerinnerung (Mozart-Meyerbeer) 91 XII 383
Ueber zwei Meister (Thomas-Wagner, Louis-Liszt) 1900 III/IV 131
Rubinstein, Jos. Ueber die Schumann'sche Musik . . 1879 VIII 217
Ueber den musikalischen Styl der Gegenwart . 80 III 61
Symphonie und Drama . 81 II/III 53
Santen-Kolff, J. van. Zur Geschichte des Erinnerungsmotivs . . . . . 85 VII/VIII 248
X 312
XII 380
86 II 60
III 86
IV 119
VI 197
VII 232
Der Faustouvertüre Werden und Wachsen . . 94 VII—IX 240
X—XII 368
Schalk, J. Das Gesetz der Tonalität . . . . . 88 VI 192
XI 381
89 VI 191
90 I/II 15
Anton Bruckner . . . 87 X 369
Schemann, L. Ueber musikalische u. unmusikalische Menschen . . . . . 80 VIII 218
IX 237
Cherubini . . . . . 82 I/II 16
Unsere Stylbildungschule 83 VII—IX 250
Franz Liszt als Schriftsteller . . . . . 87 IX/X 285
Aufruf für M. Plüddemann 96 I—III 80
Franz Liszt in sein. Briefen 96 IV—VI 175
Ueber die Bedeutung der Ballade . . . . . 97 I/II 34
Martin Plüddemann zum Gedächtnisse . . . . 98 Beil. z. I/II
Schjelderup, G. Die Liebesscene aus „Siegfried" . . 96 VII—X 264
Schuster, H. M. Carl Maria von Weber . . . . . 86 XII 410
Die Verbindung der Musik und Poesie im Liede . 90 V 192
Mozarts nationale Bedeutung . . . . . 92 VII/VIII 231
Seidl, Anton. Ueber das Dirigiren . . . . . 90 X—XII 291
Seidl, Arthur. Ueber musikalische Erziehung . . . 93 I 2
II/III 55

Smolian, A. Hohenzollern-Musik . . . . . 1890 III 90
Sommer H. Ueber die Entstehung der Oper . . 83 VII—IX 273
Thode, H. Nach der Enthüllung d. Liszt-Denkmals in Weimar . . . . . 1902 VII—IX 274
Wolfrum, Ph. „Ein Weihnachts-Mysterium nach Worten der Bibel und Spielen des Volkes". L. 00 I/II 45
Wolzogen, H. v. Was ist Styl? . . . . . 1880 I 6
Ueber Bitter's „vergessene Opern". L. . . . . 84 VII 195
Leitmotive . . . . . 97 XI/XII 313
Musikalisch-dramatische Parallelen. Vorwort . 94 I—III 46
Stimmung . . . IV—VI 139
Empfindung . . X—XII 313
Situation . . . 98 I/II 1
Handlung . . . 99 II/III 53
Charakter . . . 1901 X—XII 285
Ueber Batka's „M. Plüddemann u. seine Balladen". L. . . . . 1896 I—III 90
Karl Klindworth . . . 1900 X—XII 369
Ueber Batka's „Bunte Bühne". L. . . . . 02 IV—VI 172

Franz Liszt's Briefe an Carolyne Fürstin Wittgenstein . . . . . 00 III—V 69
(Briefe von Liszt: 92. 102—110. 112—114.)

VIII. Mythos und Sage.

Benedict, S. Golther's „sagenwissenschaftliche Grundlagen des Ringes". L. . 1902 X—XII 352
Golther, Wolfg. Deutsche Mythologie in neuer Beleuchtung (S. Bugge). L. 1890 VII/VIII 205
Ursprung und Entwicklung der Sage von Parceval und dem Gral . . 91 VII 201
Ueber neuere Schriften zur deutschen Sage u. Mythologie (A. v. Schleinitz, Hermannowski, Meinck, Gjellerup, Lichtenberger, Krause, List, Kaufmann) . . . . . 1892 XII 448
Die Sage vom fliegenden Holländer . . . . . 93 VII—IX 307
Germanische Göttersage in Bild und Wort (Döpler). L. . . . . 1901 VII—IX 267
Hahne, F. Ueber Nover's „Deutsche Sagen". L. . 1896 VII—X 320
John, A. Tannhäuser im Fichtelgebirge . . . . 91 VII 219
Meinck, E. Loki (Logi) . 1900 I/II 33
Wolzogen, H. v. Der thörige Jäger . . . . . 1882 VIII 243
Leharenus . . . . . 91 II/III 64
Golther's „Handbuch der germ. Mythologie". L. 96 I—III 87
Märchenzüge im „Ring" . 1901 VII—IX 227
Von Siegfrieds sieben Thaten . . . . . 02 VII—IX 212

IX. Philosophie (Weltanschauung).

Aragon, E. Genie u. Dämon 1885 II 56
Was wir unter Natur verstehen . . . . . 85 X 305
Chamberlain, H. S. Ueber Deussen's „Sûtras des Vedânta". L. . . . . 94 VII—IX 249
Die Upanishads, deutsch (Deussen). L. . . . . 97 VII—X 299
Deussens „Geschichte der Philosophie" . . . . 97 XI/XII 341
Paul Deussen und die Bedeutung der altindischen Weltanschauung für das Leben der Gegenwart . 1901 IV—VI 105
Heinrich von Stein . . . 02 X—XII 289
Conti, A. Deussen über die Philosophie d. Upanishads 00 VII—IX 263
Deussen, Paul. Die Philosophie des Vedanta in ihrem Verhältniss zu den metaphysischen Lehren des Westens . . . . . 95 IV/V 125
Eiser, O. Andeutungen über die Beziehungen R. Wag-

ners zu den Grundideen Schopenhauer's und des Christenthums . . . . 78 VIII 222
Gebhardt, A. Sinnet's „Esoteric Buddhism". L. . . 84 VIII/IX 275
Golther, W. Hoffmann, Kant-Schriften. L. . . . . 1902 VII—IX 266
Hagen, Ed. v. Hausegger's „R. Wagner u. Schopenhauer". L. . . . . 1878 VIII 237
Hausegger, F. v. Mainländer's Philosophie der Erlösung. L. . . . . 89 III 83
Herrig, H. Schopenhauer und das Christenthum . . . 88 V 147
Schemann, L. Nachwort zu den Schopenhauer-Briefen 93 II/III 67
Seidl, Arthur. Deussens „Elemente der Metaphysik". L. . . . . 86 III 91
W's. „Parsifal" u. Schopenhauers „Nirwâna" . . 88 IX 277
Stein, H. v. Renan's „Marc-Aurèle" L. . . . . 82 IX/X 311
Chattopadagaya, „Indische Essay's" L. . . . . 83 I—III 80
Oldenberg, „Buddha" L. 83 I—III 87
Deussen's „System des Vedânta" L. . . . . 84 V 157
Laban, „Dialogische Belustigungen" . . . . 84 VI 185
Schopenhauer-Scholien.
1. Idee . . . . . 85 V 133
2. Verneinung . . . . VI 165
3. Wille . . . . . VII 228
4. Pessimismus . . . 87 I/II 25
Wernicke, A. Chamberlain's Weltanschauung . . . . 1900 X—XII 341
Wittmer, G. Beiträge zur Weltanschauung auf Grund der Kant-Schopenhauer-schen Philosophie . . . 1899 I 93
II/III 33
IV/V 104
VI/VII 163
X/XI 282
1900 I/II 7
VI 164
Wolzogen, H. v. Was ist Idealismus? . . . . . 1887 I/II 1
Phantasie . . . . . 91 II/III 53
Bähr's Gespräche mit Schopenhauer (Schemann) L. 1895 I—III 88

X. Religion.

Ellis, E. Die farbige Bibel. (Haupt). L. . . . . 1900 VII—IX 266
Gillot, A. Nicht ferne! . . 1898 X/XI 285
Hébert, M. Ein Herz und eine Seele . . . . . 97 VII—X 243
(Mit Nachwort von Hans von Wolzogen.)
Hohenlohe-Langenburg, E. zu. Ernst der Fromme (Mit Vorwort v. Hans von Wolzogen) . . . . . 1902 I—III 55
Porges, H. Ueber die Begründung der Kunst durch die Religion . . . . . 1878 III 53
IV 92
X 286
Rhode, Erwin. Die Religion der Griechen . . . . . 95 VII—X 209
Schubring, P. „Die Stellung des Christen zur heiligen Schrift." (Haupt.) L. . 91 I 20
(Mit Vorwort v. Hans von Wolzogen.)
Naumann's „Asia." L. . 1900 X—XII 363
Seidl, Armin. Goethe und die Religion . . . . . 1892 IV 109
V 163
VII/VIII 247
IX 307
X/XI 369
Seidl, Arthur. Christenthum und Buddhismus . . . . 90 I/II 45
Westphal, G. Zur Reform des evangelischen Cultus. (Spitta). L. . . . . 97 VII—X 250
Wittmer, G. Christiani estote 92 V 145
Zur Geschichte des evangelischen Christenthums (Keller.) L. . . . . 1900 VII—IX 225
Wolzogen, H. v. Die Religion des Mitleidens . . . . 1882 VIII 232
83 IV—VI 96
(Dazu „Die Ungleichheit der menschlich. Rassen" s. III.)

Schläger, „Entstehung des Urchristenthums." L.	1884	IV	125
Religionslehre	88	XI	369
Der liebe Heiland	88	XII	401
Das tägliche Gebet	90	IV/V	169
Wald's „jüdischer Mythos" L.	90	XI	368
Hébert, „das religiöse Gefühl in Wagners Werken" L.	95	I—III	90
Ein Brief über Kunst und Kirche	95	VI	183
Nachwort zu Hébert's „Ein Herz und eine Seele"	97	VII—X	247
„Im Anfang war die Kraft"	99	X—XII	293
Der Katholizismus am Scheidewege	99	X—XII	295

XI. Sprache.

Glasenapp, C. Fr. Ueber Leo Meyer's Schriften	1886	VIII/IX	287
Meinck, E. Die Verben in Wagners Dichtersprache	94	X—XII	352
Einige Fälle der Wortvertauschungen	96	VII—X	274
Homerisches bei Wagner	1902	X—XII	314
Plüddemann, M. Noch ein Wort zur Verrottung und Errettung der deutschen Sprache	1881	I	21
Stein, H. v. Ueber die Beziehungen der Sprache zum philosophischen Erkennen	83	X—XII	305
Sprache und Kultur	88	I/II	16
Wolzogen, H. v. Ueber Verrottung und Errettung der deutschen Sprache	79	I	12
		II	34
		III	57
		IV	116
		V	135
		VI	168
		VII	196
		X	288
		XI	326
Lessings Vermächtnis	80	IX	259
Stylproben	82	V/VI	149
Die Sprache Luthers in Wagners Kunst	1883	X—XII	297
Abel's „Gegensinn der Urworte"	84	I	27
„Zeitungsdeutsch"	86	VIII/IX	270
		X	317
		XI	349
		XII	387
Lautsymbolik u. Stabreim	90	IV/V	142
Stylistische Walpurgisnacht	95	IV/V	163

XII. Theater.

(Theaterbau s. unter Architektur II.)

Batka, R. Deutsche Kunst auf tschechischer Bühne	1894	IV—VI	167
Egusquiza, R. de. Die Beleuchtung der Bühne	85	VI	183
Glasenapp, C. Fr. Nationaltheater u. nationale Kunst	78	VI	181
Volkstheater und Kunsttheater	82	I/II	36
Gobineau, Graf. Das persische Theater	82	I/II	41
		III	80
		V/VI	161
		VII	212
Herrig, H. Luxustheater und Volksschauspiel	86	II	51
		III	80
		IV	150
		VI	181
		X	325
Horawitz, A. Zur Erinnerung an Kaiser Josef II.	80	III	11
Reuss, Ed. Lutherfeier in Worms	84	I	16
Schembera, V. K. Wiener Briefe über das Operntheater	78	IV	104
		VII	206
Wolzogen, H. v. Die Idealisirung des Theaters. Einleitung	84	V	129
1. Heidenthum u. Mittelalter			134
2. Renaissance, Reformation und Wiedergeburt		VI	169

3. Die klassische Arbeit VII 201
4. Das klassische Erbe . VIII 233
5. Moderne Komödie . X 297
6. Reformversuche . . XI 348
7. Wandelspuren . . . XII 369
8. Neubildungen . . . 373
9. Das Bayreuther Theater 1885 V 140
10. Der Bayreuther Styl 147
11. Das deutsche Schauspiel . . . . . VI 172
12. Idealismus u. Realismus VII/VIII 236
Zum Schlusse . . . . X 297
König Midas, ein Rückblick auf die moderne deutsche Bühne. . . . . 90 VII/VIII 223

XIII. Wagner.

a) Persönlichkeit und Leben.

Bismarck an Wagner . . 1901 VII—IX 220
Blume, L. Ein Nachruf an R. W. . . . . 1884 II 33
Chamberlain, H. S. R. W. und die Politik . . . . 93 V/VI 137
Lemoine, eine Stimme aus der Vergangenheit über die Pariser Konzerte 1860 1902 VII—IX 182
Nietzsche, Fr. Zwei Briefe an R. W. . . . . 00 X—XII 284
(Mit Vorwort v. H. v. Wolzogen) 283
Wolzogen, H. v. „Im Grabe leb' ich durch des Heilands Huld" . . . . . 1885 II 41
„Der Revolutionär" (zu Glasenapp's Biographie) 97 I/II 50
(Dazu A. VII Briefe von R. W. und unter e Litteratur.)

b) Zur Kunst Richard Wagners.

Batka, R. R. W. und die Romantik . . . . . 1891 VI 182
Chamberlain, H. S. Die Bedeutung des Todes bei R. W. . . . . 94 I—III 30
Denecke, H. Versuch einer Geschichte des deutschen Verses u. seiner Umbildung durch R. W. . . . . 96 VII—X 280
Dessoir, Max. R. W. als Aesthetiker . . . . . 1891 IV 97
V 129
VI 165
Ernst, Alfr. Die Uebereinstimmung einzelner Scenen in W's. Werken . . . . 94 VII—IX 234
Förster, Bernh. R. W. als Begründer eines deutschen Nationalstyls . . . . . 80 IV 106
Geisberg, L. W. in Amerika und Deutschland . . . 99 IV/V 120/127
Aufgaben . . . . . 1902 X/XII 341
Gjellerup, K. W. in Dänemark . . . . . 1897 I/II 22
Glasenapp, K. Fr. Wagnerianer vor 40 Jahren . . 87 I/II 58
Golther, W. Die Textgestalt der Dramen W's. . . . 1900 VII—IX 275
Klindworth, K. Einst und Jetzt in England . . . 1898 X/XI 329
Letamendi, J. Gedanken über die künstlerischen Bestrebungen R. W's. . . . . 78 X 249
Ein negativer Satz in W's. Testament . . . . . 85 III/IV 75
(Mit Nachwort v. H. v. Wolzogen) 84
Die Musik der Zukunft u. die Zukunft meines Vaterlandes . . . . . 86 VIII/IX 247
Löffler, J. H. Das Volk und die Kunst R. W's. . . . 84 VIII/IX 254
Meinck, E. Die poetische Technik R. W's. . . . 98 III/IV 90
V/VI 167
VII—IX 234
Die Verben in R. W's. Dichtersprache . . . 94 X—XII 352
Einige Fälle der Wortvertauschungen . . . 96 VII—X 274
Homerisches bei Wagner 1902 X—XII 314
Ritter, A. Eine Erinnerung an Tichatschek . . . . 1892 IV 121
Schläger, Ed. Zur kunst- u. kulturgeschichtlichen Bedeutung R. W's. . . . . 86 V 149
Sendtner, R. Adolf Stahr u. Gottfried Keller über R. W. als Dichter . . . . 97 VII—X 286

Thode, H. Wissend durch das Gefühl . . . . . 1901 X—XII 280
Thorel, J. Die französischen Uebersetzungen von W's. Dramen . . . . . 1895 IV/V 154
XI 347
97 VII—X 291
Wolzogen, H. v. Lautsymbolik u. Stabreim . . . 90 IV/V 142

Wagnerianische Erinnerungen . . . . 1901 VII—IX 248
(*v. Wolzogen,* Einleitung. 248. *Wittmer,* in memoriam. 249. *Seydlitz, R. v.,* „Nun aber kam Johannistag". 251. *Seiling, M.,* Auch ein Jubiläum. 254. *Löffler,* 1876. 258. *Hofmann, Fr.,* Wie wurden Sie Wagnerianer? 260. *Höfler, A.,* Nach 25 Jahren. 263.)

c) Ueber einzelne Werke.

Rienzi.

Reuss, Ed. Rienzi . . . 1889 IV/V 150

Holländer.

Golther, W. Die Sage vom Fliegenden Holländer . . 93 VII/IX 307
Lichtenberg, R. v. Holländer-Nachklänge . . . . . 1902 X/XII 338
Motta, da. Holländer-Nachklänge . . . . . 02 VII—IX 232
Mottl, F. Eine Stelle im Fliegenden Holländer . . 1887 IX/X 331
Schlösser, R. Holländer-Nachklänge . . . . . 1901 X/XII 304
Stade, Fr. Senta in ihrem Verhältnisse zu Erik und zum Holländer . . . . 1882 IX/X 305
XII 353
Stübe, P. Der Spinnerinnenchor . . . . . 1901 VII—IX 247
Wolzogen, H. v. Vorwort zu: „R. Wagner über den Fliegenden Holländer". (S. A. II) . . . . . 01 VII—IX 187

Tannhäuser.

Bonnier, Ch. Aus dem Briefe eines Franzosen an einen Deutschen (T.-Nachkl.) 1892 II/III 60
Chamberlain H. S. Aus dem Briefe eines Engländers an einen Franzosen. (T.-Nachkl) . . . . . 1892 II/III 51
Ellis W. Ashton. Aus dem Briefe eines Engländers an einen Deutschen. (T.-Nachkl.) . . . . . 92 II/III 76
Frank, H. Ueber Tannhäuser 1845 . . . . . 85 X 320
(Vorwort v. Glassenapp.)
Golther, W. Die Quellen der Dichtung des Tannhäuser 89 IV/V 132
Ueber Scenenbilder in den Werken (T.-Nachkl.) 92 IV 123
Hausegger, Fr. v. Die neue Scene im Venusberg. (T.-Nachkl.) . . . . . 92 II/III 78
Hofmann, Fr. Aus dem Briefe eines Deutschen in Oesterreich. (T.-Nachkl.) . . 92 II/III 80
Humperdinck, E. Wintergedanken über Sommerfreuden. (T.-Nachkl.) 92 II/III 57
John, Al. Tannhäuser im Fichtelgebirg . . . . . 91 VII 219
Die Natur im Tannhäuser 97 V/VI 172
Koch, M. „Oper" u. Drama" im Tannh. (T.-Nachkl.) 92 II/III 83
Lechleitner, Fr. Der Sängerkrieg auf Wartburg . . 92 VII/VIII 275
Löffler, J. H. Der Genius u. sein Werk. (T.-Nachkl.) 92 IV 132
Meysenbug, M. v. Tannhäuser in Paris und in Bayreuth. (T.-Nachkl.) 92 II/III 62
Ritter, Alex. Was lehrt uns das Festspieljahr 1891? (T.-Nachkl.) . . . . . 92 I 1
Schubring, P. Aus dem Briefe eines deutschen Jünglings. (T.-Nachkl.) 92 IV 136
Schuré, Ed. Brief an H. v. W. über T. in Bayreuth. (T.-Nachkl.) . . . . . 92 II/III 70
Steyern, F. Vult v. Aus dem Briefe eines Schweden. (T.-Nachkl.) . . . . . 92 II/III 75
Strauss, Richard. Brief eines deutschen Kapellmeisters über das Bayreuther Orchester. (T.-Nachkl.) 92 IV 126

Twain, Marc. Amerika in Bayreuth . . . . . 1892 IV 138
Viotta, H. Aus dem Briefe eines Holländers über die Bayreuther Elisabeth . . 92 II/III 84
Wittmer, G. Tannhäuser-Erlebnisse. (T.-Nachkl.) 92 VII/VIII 284
Wolzogen, H. v. Der Tannhäuser . . . . . 87 VII 221
Einer, Anderer u. Meyer, ein Maskenfest zur Carnevalszeit. (T.-Nachkl.) . . 92 II/III 37
Ich an Einen. Ein Festbericht als Fastenbrief. (T.-Nachkl.) . . . . 92 IV 137

Lohengrin.

Batka, R. Lohengrin nach Bayreuther-Muster . . . 95 I/III 70
Golther, W. Der Lohengrin im Verhältnisse zu den mittelalterlichen Kulturzuständen . . . . . 86 VII 213
Schläger, Ed. Die Lehre des Lohengrin . . . . 90 XI 346

Tristan und Isolde.

Arend, M. Harmonische Analyse des Tristanvorspiels . . . . . 1901 IV—VI 160
Creutzburg, N. König Marke im Zeichen der Frage . 1890 VII 244
Golther, W. König Marke 85 V 154
Gottfried von Strassburg als Dichter von Tr. u. Is. und die Liebessage in der mittelalterl. Dichtung und bei R. Wagner 88 VII/VIII 252
Kögel. Zum ästhetischen Verständnisse des Tristan 84 IV 97
Der Bau des Tristandramas . . . . . 92 VII/VIII 257
Porges, H. Tristan u. Isolde 1902 VII—IX 188
Schlaeger, Ed. Betrachtungen über Tr. u. Is. . . 1889 II 57
Schlösser, R. König Marke 93 I 23
Wolzogen, H. v. Tristan und Parsifal . . . . . 86 II 41
III 67
IV 103

Die Meistersinger von Nürnberg.

Ernst, Alf. Die Meistersinger in Lyon . . . . . 1894 III/IV 121
Koch, M. „Meistersinger" . 90 IV/V 105
Schalk, J. Die Meistersinger von Nürnberg . . . . . 88 IX 306
Seidl, Arth. Eine Aufführung der Meistersinger (Leipzig) 85 II 68
Die Kunstlehre der Meistersinger . . . . . 93 XI 362
(Meistersinger - Litteratur) Beilage.

Ring des Nibelungen.

Bie, O. Der Ring als Nationalwerk . . . . . 96 VII—X 251
Ellis, W. Ashton. Erlösende Weltenthat! . . . . . 96 IV—VI 141
Ehrenfels, Chr. v. Die musikalische Architektonik im Ring . . . . . 96 VII—X 257
Eiser, O. W.'s Ring d. N. 78 XI 309
XII 352
Ernst, Alf. Die Scenen der Ereignisse und des Ethos im Ring . . . . . 96 IV—VI 132
Golther, W. Das Heldenthum im Ring . . . . . 96 VII—X 238
Hausegger, Fr. v. Ueber die Berechtigung des im Ring behandelten Stoffes . . 96 IV—VI 114
Hébert, M. Aufgehen des idealen Inhaltes des Hortes in den Gral . . . . . 96 IV—VI 135
Koch, M. Dichtung und Sage 96 VII—X 233
Löffler, J. H. Der Welt Erbe 78 IX 270
Lubosch, W. Ueber die Freiheit des Willens im R. 1902 I—III 23
Mottl, F. Das Schwert im Rheingold . . . . . 1890 IX/X 332
Porges, H. Die Bühnenproben von 1876 . . . S. unter B. I.
Schalk, J. Vom Naturmythischen im Ring . . 1896 IV—VI 120
Schjelderup, G. Die Liebesscene aus „Siegfried" . . 96 VII—X 264
Schlösser, R. Kleine Beiträge zum Verständniss der Ring-Dichtung . . . . 97 V/VI 146
XI/XII 336
Wittmer, G. Vor „Ring" und „Parsifal" . . . . . 97 VII—X 233

Wolzogen, H. v. Feuerzauber 1878 II 43
Drachenkampf . . . . 78 VII 196
Walhall . . . . . 78 VIII 230
Nachwort zu „Siegfried und Mime“ . . . . . 96 VII—X 213
Märchenzüge im Ring . . 1901 VII—IX 227
Von Siegfrieds sieben Thaten . . . . . 02 VII—IX 212
Zenker, M. Der Werdegang der Dichtung des Ring . 1896 IV—VI 106
Die Verschiedenh. in den Lesarten der Ringdichtung . . . . . 97 V/VI 156
Offenes Schreiben mehrer Wagnerianer an Herrn v. Hülsen (Nibelungen-Aufführungen) . . . . 81 II/III 71

(Dazu: „Nach dem Ringe“ „Bayreuth“.) s. unter B. I.

Parsifal.

Göring, H. „Durch Mitleid wissend“ . . . . . 1900 VII—IX 251
Hébert, M. Die reine Thörin 1898 V/VI 164
Heckel, K. Jesus v. Nazareth, Buddha, Parsifal . . . 91 I 5
Körber, W. Bekenntnisse eines Neulings im Bühnenweihfestspiel . . . . . 83 VII—IX 264
Löffler, J. H. Kundry . . 78 IV 95
V 117
Ueber die dramatische Handlung im Parsifal . 83 I—III 61
Ein dunkles Wort . . . 85 I 27
Schemann, L. Die Gral- u. Parzival-Sage (W.'s Parsifal) . . . . . 79 III 66
IV 106
Ueber eine Vorlesung des Parsifal i. Braunschweig 82 V/VI 189
Seidl, Arth. W.'s Parsifal u. Schopenhauers Nirwana 88 IX 277
Wittmer, G. Vom „Ring“ und „Parsifal“ . . . . 97 VII—X 233
Wolzogen, H. v. Bühnenweihfestspiel . . . . . 78 X 295
„Suche dir Gänser die Gans!“ . . . . . 78 XI 325
Zur Kritik des Parsifal . 81 IV 112
V/VI 181
VII 206
Zur Kritik des Parsifal . 1881 VIII 238
IX 272
Tristan und Parsifal . . 86 II 41, III 67, IV 103
„Lass Du hier künftig die Schwäne in Ruh“. . . 89 VII/VIII 273
„Titurel der fromme Held“ 90 III 73
„Vergeh, unsel'ges Weib!“ 90 VI 181
„Erlösung dem Erlöser!“ 90 XI 341

Andere Werke.

Santen-Kolff, J. van. Der Faust-Ouvertüre Werden und Wachsen . . . . . 94 VII—IX 240
Schlösser, R. Wieland der Schmied . . . . . 95 I—III 30
97 X—XII 346
W.'s Beschäftigung mit einem Drama „Achilleus“ 96 IV—VI 169
Sommer, H. Zum „Liebesmahl der Apostel“ . . . 99 II/III 84
Wolzogen, H. v. Zuverlässigkeit der Presse (Siegfried-Idyll) . . . . . 78 III 64
Vorwort zu W.'s „Sarazenin“ . . . . . 89 I 6

d) Ueber Wagners Schriften.

Ellis, W. Ashton. R. W.'s prosaische Schriften . . 1893 V/VI 161
(Mit Vorwort von H. v. Wolzogen) 159
Glasenapp, C. Fr. Die Kunstschriften R. W.'s aus dem Jahre 1849 . . . . . 79 IV 89
VI 153
VIII 229
XII 345
Berichtigung zum „Pasticcio“ . . . . . 85 II 65
Aus dem Vorwort zur Encyklopädie . . . . 91 V 158
Löffler, J. H. Der Genius im Weltspiegel (Wagner-Encyklopädie) . . . . 93 XII 408
Wolzogen, H. v. Aus Richard Wagners Nachlasse . . 86 IX 261
Zum Wagner-Museum . . 87 IV 125
Zenker, M. Ueber R. W. „Wibelungen“ . . . . 98 I/II 51

e) Ueber Wagner-Litteratur.

Benedict, S. Golther's „Sagenwissenschaftliche Grundlage des Ringes“	1902	X—XII	352
Chamberlain, H. S. Präger's „W., wie ich ihn kannte“	1894	I—III	19
Ecorcheville, J. Zur „Rheinglocke“	99	I	22
Glasenapp, C. Fr. Oesterleins Katalog einer W.-Bibliothek	84	I	23
Golther, W. Schriften von A. v. Schleinitz, Meinck, Gjellerup	92	XII	448
Finck, „R. W. u. seine Werke“	97	V/VI	180
Louis, „Wagner's Weltanschauung“	1900	III—V	145
Lichtenberg, R. v. Aus der englischen W.-Litteratur (Parsons, Neufville)	1897	V/VI	183
Löffler, J. H. Glasenapps „W.-Encyklopädie“	93	XII	408
Louis, R. Chamberlain's „Drama R. Wagner's“	93	X	349
Berendt, „Schiller-Wagner“	1901	X—XII	325
Motta, da. Brinn' Gaubast „Les Maîtres Chanteurs“	1897	V/VI	176
Neue französische Schriften (Lichtenberger, Kufferath)	99	I	26/30
Mugnier, Abbé. Hébert „le sentiment religieux“	96	IV—VI	184
Prüfer, A. Wernicke, „R. W. als Erzieher“	1900	X—XI	278
Reuss, Ed. Thomas, „Instrumentation der Meistersinger“	1900	II/III	131
Schlösser, R. W. im Gymnasium (Merklein)	1892	VII/VIII	291
Thorel, J. Die französischen Uebersetzungen von W's. Dramen	95	IV/V	154
		XI	347
	97	VII—X	291
Wolzogen, H. v. „Die Musik und ihre Klassiker“	78	IV	107
Schemann, „R. W. in seinen künstlerischen Bestrebungen etc.“	78	V	130
„Ich und Einer“, ein Sylvestergespräch	85	I	30
„Ich an Einen“, ein Weinlesebrief	85	XI	350
„Ich allein“, ein Nebelhornsolo	86	XI	370
„Richard Wagner's Heldengestalten“	86	XI	377
Bayreuther Weihnachtsgaben (Ges. Schriften II; Jesus von Nazareth, W.-Liszt)	87	XII	417
Glasenapp's „W.-Encyklopädie“	90	XI	370
Ellis' Uebersetzung der Prosaschriften W's.	93	V/VI	159
Chamberlain, „R. W.“	96	I—III	87
Glasenapp's Wagner-Biographie	97	I—III	50
Berendt, „Schiller-Wagner“	1901	X—XII	327

C. Beiträge zur und aus der Erinnerung.

I. Gedenkworte.

13. Februar 1883	1883	I—III	1
König Ludwig von Bayern	86	zu VI	
Betz, Franz	1900	X—XII	368
Bismarck, Fürst	1898	X/XI	281
Böcklin, Arnold (Thode)	1901	IV—VI	93
Bovet, Alfred	01	I—III	87
Brandt, Karl. (Zernin)	1881	XII	365/6
Bülow, Hans v.	94	Beil. z. IV-VI	
Creutzberg, Nic.	93	II/III	91
Cyriax, Julius	92	XII	462
Davidsohn, George	97	V/VI	186
Eichberg, Oskar	98	III/IV	136
Ernst, Alfred	98	VII—IX	277
Feustel, Friedrich	91	X	342
Fiedler, Konrad (Laban)	1901	I—III	43
Förster, Bernhard	1889	IX/X	280/303

Frantz, Constantin . . . . 1891 V 161
Franz, Robert . . . . . 92 XII 462
Fritsch, E. W. . . . . 1902 X–XII 354
Gobineau, Graf . . . . . 1882 XI 341
Grysanowski, Ernst. (P. Förster) . . . . . 88 VII/VIII 268
Hausegger, Fr. v. (Louis) 97 V/VI 89
Helmholz, Anna v. . . . 1900 III–V 156
Herrig, Hans . . . . . 1892 VI 222
Hertz, Wilhelm (Golther) . 98 III–VI 105
Hessen, Prinz Wilhelm von 1900 VII–IX 280
Hill, Karl . . . . . 1893 II/III 92
(Büste) . . . . . 98 III/IV 136
Hohenzollern, (Friedrich Wilhelm I, Kaiser Wilhelm I) . . . . . 88 zu III/IV
Jaeger, Ferdinand . . . . 1902 VII–IX 279
Körber, Wolfgang . . . . 90 III 101
Kürschner, Josef . . . . 1902 X–XII 354
Lagarde, Paul de (Schemann) 1892 VI 185
(Wahrmund) . . . . . 92 VI 210
Lamoureux, Charles (Schuré) 1900 VI 182
Levi, Herrmann . . . . . 00 VI 188
(Chamberlain zu den Briefen Wagner's) . . 01 I–III 13
Liszt, Franz . . . . . 1886 VIII/IX 245
Löser, Bernh. . . . . 1901 VII–IX 277
Mannholtz, Bertha v (Wittmer) . . . . . 1893 II/III 92
Mayrberger, Karl . . . . 81 X 310
GrossherzogFriedrichFranzII v. Mecklenburg . . . . 83 IV–VI 93
GrossherzogFriedrichFranzIII v. Mecklenburg (Stübe) . 97 VII–X 301
Moltke, Helmuth Graf . . 91 V 129
Muncker, Theodor v. . . . 1900 IV–VI 178
Oesterlein, Nikolaus . . . 1898 XII 344
Planck, Fritz . . . . . 1900 III–V 157
Plüddemann, Martin . . . 1898 I/II 67
(Schemann) . . . . . 98 Beil. zu I/II
Pohl, Richard (Seidl) . . 97 IV–VI 116
Porges, Heinrich . . . . 1901 I–III 1
(S. Wagner) . . . . . 01 I–III 2
Pusinelli, Anton . . . . 1878 IV 112
Ritter, Alexander . . . . 96 IV–VI 204
Ritter, Franziska . . . . 95 VII–X 335
Grossherzog Alexander von Sachsen-Weimar . . . . 1901 IV–VI 170
Santen-Kolff, J. van . . . 1897 I/II 56
Scaria, Emil (Schalk) . . 87 VII 250
Schalk, Josef (von Schneller) 1901 I–III 87
Schlaeger, Eduard . . . 1895 VII–X 336
Schleinitz, Alexander, Graf 85 III/IV 73
Schleinitz, Alexandra von 1901 IV–VI 174
Schmidt, Adolf . . . . . 1893 II/III 91
Seidl, Anton . . . . . 98 V/VI 137/163
Standhartner, Josef . . . 92 XII 462
Stein, Heinrich von . . . 87 VII 217
(Poske) . . . . . 88 zu VII/VIII
Sulzer, Joh. Jac. . . . . 97 VII–X 303
Tichatschek . . . . . 86 II 63
Vogt, Heinrich . . . . . 1900 VI 188
Weber, Ernst von . . . . 02 IV–VI 169
Wesendonck, Mathilde . . 02 X–XII 355
Wesendonck, Otto . . . . 1897 I/II 55
Zenker, Rudolf . . . . . 93 II/III 91
Zöllner, Friedrich (B. Förster) 82 XI/XII 361

II. Denkmale.

Jakob Böhme (Graevell) . 1897 I/II 57
Heinrich von Kleist . . . 84 V 165
Franz Liszt (v. Bronsart, Thode, Stern) . . . . . 1902 VII–IX 267
Arthur Schopenhauer. . . 1884 V 167
Heinrich von Veldeke (Graevell) . . . . . 97 I/II 58
Kaiser Wilhelm-Denkmal (C. Frantz) . . . . . 90 III 81

III. Stimmen aus der Vergangenheit.

Addison, Spectator 1710. . 1895 XI 352
Beaumarchais (Schlösser) . 93 V/VI 192
Beethoven und Bettina (Kretzer) . . . . . 79 V 149
Brown, Dr. (Seidl) . . . . 87 III 91
Bülow, H. v. über Tannhäuser (M. Töppe) . . . 1901 I–III 81
Carlyle . . . . . 1880 III 85
VII 206
Ueber Nibelungenlied. . 96 VII–X 314
Ueber die Oper (E. Richter) 97 VII–X 294
Diderot, Rameau's Neffe (E. Ludwig) . . . . . 82 I/II 58
Ueber das Gesammtkunstwerk (K. Borinski) . . 85 VI 187
Frank, Herm. über Tannhäuser 1845 . . . . . 85 X 322
Friedrich der Grosse über die Musik . . . . . 86 VIII/IX 304
Ueber die Jagd . . . . . 90 VII/VIII 270

Goethe u. Schiller (L. Schemann)	1878	III	75
		V	146
		XI	334
		XII	367
	80	I/II	53
Goethe u. Schiller über das Nomadenthum und den semitischen Monotheismus (Glasenapp)	87	IV	114
Goethe u. Eckermann (Schlösser)	89	II	62
Goethe und die Religion .	91	I	29
Herder (Wittmer)	82	XI/XII	383
(H. v. Wolzogen) . . .	83	X—XII	367
Hoffmann, E. T. A. (Plüddemann)	79	IX	276
		XI	338
	81	IX	218
(Dazu H. v. Wolzogen, E. T. A. Hofmann, s. unter B VI.)			
Jean Paul (H. v. Stein) . .	82	VIII	252
Lessing z. deutschen Sprache (H. v. Wolzogen) . . .	1880	IX	259
Luther (Glasenapp) . . .	81	X	306
Ueber Musik	85	X	297
Ueber Moses	99	X—XII	360
Rochlitz, ein Frühlingstag (Alberti)	82	IX/X	318
Ueber Veralten (Seidl) .	91	VI	193
Sachs, Hans, die Wittenbergisch Nachtigall . .	91	XI	260
Schiller, ästhetische Erziehung des Menscheng. (Glasenapp)	79	III	79
Schilling, J, eine alte Aesthetik (M. v. Millenkovics)	88	XI	388
Schinkel, aus nachgelassenen Papieren	87	III	83
Schopenhauer üb. ein Goethedenkmal	87	V/VI	212
Voltaire als Wagnerianer (van der Straeten) . . .	79	VIII	244
Wiborg, K. F., Mythologie des Nordens 1847 (H. v. W.)	94	VII—IX	270

D. Beilagen.

I. Geschäftliche und statistische.

Verzeichniss der Mitwirkenden bei den Festspielen . . .	seit	1894	
Berichte der Gobineau-Vereinigung	„	1894	
Statistische Beilage	„	1895	
Erste Aufführungen der Werke auf deutschen Bühnen (Kastner)	1896	VII—X	
	97	I/II	

II. Litterarische.

Nagel, Unwerth der Vivisektion	1881	II/III	
Rabe, die Thierschutzfrage .	82	III/IV	
Hohenzollern	88	III/IV	
Heinrich von Stein (Poske)	88	VII/VIII	
Hans von Bülow, Gedächtniss-Blätter	1894	V/VI	
Martin Plüddemann (Schemann)	98	I/II	
Flugblätter des Berliner Thierschutzvereins .	97	VIII/IX	
	98	VII—IX	
		X—XII	
Bärenhäuter-Blätter. (Beiträge von Th. Antropp, R. Batka, H. S. Chamberlain, M. G. Conrad, O. Merz, Max v. Millenkovics, Fr. Muncker, Ed. Reuss, G. Schönaich, H. v. Wolzogen)	99	IV—VI	

Ausserdem verschiedene musikalische u. kartographische Beilagen zu bez. Aufsätzen, sowie Ergänzungsblätter zu dem Geschäftlichen Theil und den Litterarischen Anzeigen.

Auf den Umschlägen
(seit 1882).

6028 Litterarische Anzeigen (Nr. 1 bis 143) von 1614 Büchern, 2364 Zeitungsaufsätzen, 523 Flugblättern, Berichten und Programmen, 194 Musikalien, 61 Werken bildender Kunst, mit 1301 redaktionellen Bemerkungen.

(Die Aufführungen der Werke auf deutschen Bühnen 1886—1893.)

Seit 1887 trägt jedes Stück ein Motto; dabei waren vertreten: Goethe mit 58, Schiller mit 31, Carlyle mit 16, Schopenhauer mit 14, Luther mit 10, Herder mit 9, Wagner mit 6, Grimm, Novalis, Stein mit je 4, Arndt, Bismarck, Weber mit je 3, Gobineau, Kant, Liszt, Stöcker mit je 2, die heilige Schrift, die Theologia deutsch, Kaiser Wilhelm II., König Friedrich Wilhelm I., König Friedrich Wilhelm IV. von Preussen, Giordano Bruno, Bürger, Jean Paul, Kierkegaard, Michelangelo, Nietzsche, Platen, Raabe, Rousseau, Ruskin, Thoma, Tieck, Totila der Gote mit je 1 Ausspruch.

Anhang.

Leser der „Bayreuther Blätter" seit ihrer Begründung 1878—1902.

Bäumker, C., Dr., Rurich, Rhpr.
Bering, Christian, Amtsrichter, Mühlhausen i. Th.
Boller, Vict., Dr., Landesgerichtsrat, Wien.
Brukner, Bruno, Dr., Fabrikdirektor, Stralsund.
Chamberlain, Houston S., Wien.
Claus, Adolf, Ingenieur, Lüttich.
Cyriax, Julius (†), Frau Cyriax, London.
Dannreuther, Edward, London.
Falckenberg, Richard, Dr., Prof. der Phil., Erlangen.
Faltin, Richard, Musikdirektor, Helsingfors.
Glasenapp, C. Fr., Hofrat, Riga.
Glasenapp, Helene, Fr., Riga.
Gross, Adolf v., Kommerzienrath, Bayreuth.
Gross, Max, Fabrikdirektor, Bayreuth.
Hamilton-Ogilvy, Constance Nisbet, Mrs., Prestonkirk.
Hauser, Josef, Kammersänger, Karlsruhe i. B.†.
Heckel, Emil, Hofmusikalienhändler, Mannheim.
Höfler, Alois, Professor, Wien.
Hofmann, Friedrich, Architekt, Graz.
Hofmann, Martina, Fr., Graz.
Horst, Gustav, Berlin.
Humperdinck, Engelbert, Tonkünstler, Grunewald-Berlin.
Kietz, Gustav, Dr., Professor, Bildhauer, Wiesbaden.
Koch, Ludwig, Reg.-Rat, Wien.
Köchert, Theodor, Wien.
Künssberg, Anna Bar. von, Bayreuth.
Labitzki, Albert, Musikdirektor, Asch.
Lederle, Wilhelm, Edesheim.
Levi, Hermann (†), Frau Mary L., Partenkirchen.
Lilljeström, Wilhelm von, Berlin.
Mandere, P. J., vander, Kapelle b Goes.
Nütten, Heinrich, Ingenieur, Aachen.
Pape, Joh., Justizrat, Stralsund.
Pauer, Max, München.
Peters, Rudolf, Essen.
Porges, Heinrich (†), Frau W. Porges, München.
Reuss, Eduard, Tonkünstler, Dresden.
Rockicki, Oskar, Tonkünstler, Altena.
Schemann, Ludwig, Prof. Dr., Freiburg i. B.
Schmidt, Adolf (†), Frl. M. Schmidt, Viersen.
Schoeler, Maria von, Frl., Bayreuth.
Schoen, Friedrich, München.
Sommer, Hans, Professor, Braunschweig.
Sporck, Graf Ferdinand, München.
Steinhauser, Robert, Dr., Wien.
Wahnfried, das Haus, Bayreuth.
Zeisig, Westend-Berlin.

Druck von Lorenz Ellwanger vorm. Th. Burger, Bayreuth.

Sechster Bericht
über die
Gobineau-Vereinigung.

Die letztvergangene Vereinsepoche, von Anfang des Jahres 1902 bis Ende Sommers 1903, darf wohl als die in jedem Betracht ergebnissreichste seit dem Beginne unserer Bewegung bezeichnet werden. Eine Reihe zum Theil bedeutsamer Erfolge liegt hinter uns.

Schon in der Zahl der Mitglieder spricht sich diese Thatsache aus, die in dem genannten Zeitraum um über 60 sich vermehrt hat, so dass sie z. Z. 240 beträgt. Freilich haben unsern Verein auch schmerzliche Verluste betroffen. Im Jahre 1902 hat uns wiederum ein Mann verlassen, der zu der mehr und mehr zusammenschmelzenden Schaar der persönlichen Freunde Gobineaus gehörte: der Maler Carlo Mancini in Mailand. Wie Alle, die dem grossen Manne einst nahegestanden, hing er mit glühender Verehrung und Liebe an diesem und hat mir, des zum Zeichen, noch bei einer persönlichen Begegnung vor einigen Jahren eine Reihe von werthvollen und schönen Zügen aus seinem Leben mitgetheilt.

Am 24. Mai 1903 starb zu Charlottenburg Dr. Julius Lohmeyer, ein Mann, der als Patriot, Dichter und Jugendschriftsteller in weitesten Kreisen des Deutschthums gleich geschätzt und geliebt war. Seine Begründung und Leitung der „Deutschen Monatsschrift für das gesammte Leben der Gegenwart" war seine letzte, war eine wahrhaft nationale That. Dieses sein Organ, dem er recht eigentlich sein Leben geopfert hat, hat er Allen, denen die deutsche Bewegung unserer Tage Etwas bedeutet, wie ein Vermächtniss ans Herz gelegt. Für die Sache Gobineaus ist er seit Jahren unermüdlich liebevoll und erfolgreich thätig gewesen; er wird uns in mancher Beziehung — insonderheit für Berlin — kaum je zu ersetzen sein. Dank und Ehre seinem Andenken!

Ferner noch sind dem Verein entrissen worden Herr Caplan Bill in Neuburg a/D., Herr Oberregierungsrath Krug in Freiburg, Herr Johann Heinrich Löffler in Pössneck, neuerdings in immer weiteren Kreisen als Muster eines deutschen Lehrers und Volksschriftstellers gewürdigt, endlich Herr Ernst Voss, der Schriftführer des „Jungdeutschen Bundes" in Berlin, dessen rastloser Eifer und warme Begeisterung für unsere Ziele noch Vieles zu versprechen schien.

Auf Anregung Seiner Königlichen Hoheit des Grossherzogs Friedrich hat das Grossherzoglich Badische Ministerium der Justiz, des Kultus und des Unterrichts durch Rescript vom 1. Dezember 1902 der Gobineau-Vereinigung zur Förderung ihrer Bestrebungen einen einmaligen Beitrag von fünfhundert Mark überwiesen — eine Thatsache, die wir als erfreuliches Symptom der zunehmenden Würdigung unseres Wirkens besonders dankbar zu begrüssen haben.

Den im Jahre 1901 mir von der Gräfin de la Tour übertragenen handschriftlichen Nachlass Gobineaus, welchem nach testamentarischer Bestimmung der Genannten nach ihrem Tode auch die zur Zeit noch in ihrem Besitze befindlichen Kunstwerke und Andenken, das Mobiliar von Gobineaus Arbeitszimmer und die Reste seiner Bibliothek angegliedert werden sollen, habe ich laut Vertrag vom 4./5. August 1903 an die Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek zu Strassburg gegen Zusicherung des ausschliesslichen Benutzungsrechts der unveröffentlichten Sachen auf Lebenszeit und gegen Bewilligung einer in fünf Jahresraten zu zahlenden ansehnlichen Summe abgetreten. Da ein Bestehen des Vereins über einige Jahrzehnte hinaus nicht ge-

währleistet werden könnte, während es sich doch hier in allererster Linie um eine dauernde Unterbringung handeln musste, so darf diese Wendung, welche zugleich unseren ferneren Unternehmungen einen gesicherteren materiellen Rückhalt verleiht, wohl als eine entscheidend wichtige und zugleich besonders glückliche bezeichnet werden.

So wird denn also der Nachlass des Mannes, der zwar seinen persönlichen Schicksalen nach Frankreich, seinen geistigen Wirkungen nach aber vorwiegend Deutschland angehört, einer der ersten Sammlungen des Reiches eingegliedert, auf dem Boden jenes selben Elsass ruhen, das so oft schon zwischen französischem und deutschem Geistesleben vermittelt und, wie sich eben hier einmal wieder an einem grossen Beispiele zeigt, diese Rolle noch lange nicht ausgespielt hat.

Der Direktor der Kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek, Herr Professor Euting, wie auch das Kaiserliche Ministerium zu Strassburg, haben vom ersten Augenblicke an das Wohlwollen echten Verständnisses in die Behandlung dieser Frage hineingetragen; und ebenso hat der Herr Fürst-Statthalter der Reichslande, Seine Durchlaucht Fürst Hermann zu Hohenlohe-Langenburg, durch Bewilligung ausserordentlicher Mittel ein wahrhaft hochherziges Entgegenkommen gezeigt, das die Angelegenheit zu so erfreulichem Abschlusse bringen sollte. Allen Genannten sei hierfür auch an dieser Stelle nochmals, namens des Vereins wie der Gesammtheit aller Verehrer Gobineaus, warmer, ehrerbietiger Dank dargebracht.

Noch ehe so diese Sammlung aus unserm in staatlichen Besitz überging, ist es möglich gewesen, sie um einen besonders werthvollen Bestandtheil zu bereichern. Die zur Zeit in Folge des französischen Vereinsgesetzes auf der Insel Wight weilende Aebtissin des Benediktinerinnen-Klosters Ste. Cécile zu Solesmes, in welchem einst auch Caroline de Gobineau, Arthurs einzige Schwester, ihre letzten Lebensjahre verbracht und ihre Tage beschlossen hat, hat laut Schreiben vom 29. Mai 1902 die sämmtlichen Briefe Gobineaus an seine Angehörigen, unter der einzigen Bedingung der Gegenauslieferung von Carolinens Briefen an den Bruder, dem Unterzeichneten überlassen. Die ganze Tragweite dieses Schenkungsaktes wird für weitere Kreise erst erhellen, wenn diese Briefsammlung, was freilich in jedem Falle erst nach Jahren möglich sein wird, einmal veröffentlicht vorliegt. Einstweilen kann ich nur das darüber bekannt geben, dass hier — wohl ein seltenes Beispiel in der Geschichte unserer Heroen — in nahezu 600 Briefen an Vater und Schwester (die grosse Ueberzahl an letztere) durch fast fünfzig Lebensjahre hindurch, 1835—1882, sich in autobiographischer Form ein Lebensbild von wunderbarer Grösse und Schönheit entwickelt, das die liebende Hand und das Herzensverständniss der Schwester durch eine einleitende biographische Skizze nach rückwärts bis zur Geburt Gobineaus ergänzt hat.

Im November 1902 hat dann noch Frau Baronin von Guldencrone die Güte gehabt, durch Schenkung der Briefe ihres Vaters an sie selbst und ihre Mutter, sowie des Original-Manuscriptes des „Alexandre", die betreffenden Theile unserer Sammlung zu vervollständigen.

Die Neuauflage des Rassenwerkes, deren Beginn schon im letzten Berichte gemeldet werden konnte, ist inzwischen vollendet worden; nicht nur haben sämmtliche neueintretende Mitglieder fort und fort ein Exemplar des Buches überwiesen erhalten, auch darüber hinaus stehen uns nunmehr wieder für sinnvolle Unterbringung beliebig viele zur Verfügung, und werde ich unsern Mitgliedern für geeignete Schenkungsvorschläge stäts dankbar sein.

Im November 1902 ist die neue, gründlich von mir durchgesehene und namentlich in den ersten Theilen stark umgearbeitete Ausgabe der Renaissance erschienen und bis jetzt in über 300 Exemplaren innerhalb des Vereins und der

ihm befreundeten Kreise von uns vertheilt worden. Der verständnissvollen Förderung durch die Firma K. J. Trübner in Strassburg ist es zu danken, dass nun das stolze Werk auch in entsprechendem äusseren Gewande vor den Deutschen dasteht. Von der geistigen Bedeutung dieses Ereignisses, wie von dem Echo, das das Werk in der deutschen litterarischen Welt erweckt hat, wird am besten die Zusammenstellung von Stimmen aus allen Theilen unserer Oeffentlichkeit einen Begriff geben, die wir als Sonderblatt diesem Berichte beifügen.

Auch vom Alexandre ist Anfang 1902 eine zweite Auflage veranstaltet, und sind etwa 400 Exemplare derselben an deutsche Gymnasien und Realgymnasien versandt worden, um das Werk gerade in diesem Theile der deutschen Welt, wohin es vorwiegend zu gehören schien, sei es als Lektüre der oberen Klassen, sei es in jedem Falle als Bestandtheil der Bibliotheken jener Anstalten, heimisch werden zu lassen. Seit unserm letzten Berichte ist Alexandre des Weiteren als Schullektüre eingeführt worden auf den Gymnasien zu Halle, Marburg, Blankenburg, Köln (Friedrich-Wilhelms-Gymnasium), Emden, Bruchsal, Hildesheim (Josefinum), Elberfeld, endlich auf einigen ostpreussischen. So erfreulich dies ist, und so überaus erfreulich namentlich auch die bisherigen Berichte über die Aufnahme seitens der Schüler lauten, so wenig darf es uns anderseits Wunder nehmen, dass gerade in den Kreisen der Schule und beim Alexandre auch der Gegengeist mit scharfem Widerstande eingesetzt hat. Den Erfolg werden wir abzuwarten haben; in jedem Falle ist es ein verheissungsvolles Zeichen, dass mir mehrfach aus Lehrerkreisen der Wunsch nach einer Schulausgabe kundgegeben worden ist, die denn auch nunmehr in Aussicht genommen ist.

Inzwischen ist Alexander auch in deutschem Gewande bei uns erschienen und unter unsern Mitgliedern und Freunden zur Vertheilung gekommen. Hierdurch hat sein Publikum eine wesentliche Bereicherung erfahren, und selbst auf die deutsche Bühne hat er schon bald den Fuss gesetzt. Ueber dieses Ereigniss, die Weimarer Alexander-Aufführungen und die daran sich knüpfenden Kämpfe, finden unsere Leser Näheres in der gleichzeitig hiermit zur Versendung gelangenden Broschüre „Gobineaus Alexander in Weimar.“ In jedem Falle bedeutet es für Gobineau einen moralischen Sieg, dass diese Aufführung seines Jugendwerkes in jenem selben Weimar, von wo einst die dramatischen Schöpfungen unserer grossen Klassiker ihren Ausgang nahmen, möglich war; es ist ein neuer Beweis dafür, welche Stellung er sich als geistige Gesammtpersönlichkeit bei uns bereits erobert hat. Sollte es auch einer gegnerischen Kritik, im Bunde mit sehr entgegengesetzten Zeitströmungen, gelingen, den Alexander vorerst zur Seite zu drängen, wir würden jetzt nach dem Erfolg, den Herrn von Vignaus so ideales wie muthiges Vorgehen errungen hat, zuversichtlich an der Hoffnung festhalten dürfen, dass er dereinst, wann und wo es auch sei, wiederkehren und weiter wirken werde.

Wie nicht anders zu erwarten, mehren sich inzwischen auch die Symptome einer steigenden Beachtung Gobineaus in seinem Vaterlande, wie sich der Schreiber dieses während eines in Sachen Gobineaus nothwendig gewordenen fünfwöchentlichen Aufenthaltes in Paris im vergangenen Winter vielfach überzeugen konnte. Ersichtlich wird er dort jetzt mehr gelesen, einzelne Besprechungen in hervorragenden Zeitschriften, die sich in der unten folgenden Uebersicht verzeichnet finden, lenken die Aufmerksamkeit auch eines weiteren Publikums auf ihn, indess eine nach aussen noch weniger wahrnehmbare, aber ungleich ernstlichere Bewegung in dem engeren Kreise der ihm von je treu gebliebenen und neuerdings wachsenden Minorität sich anbahnt.

Litteratur.

Ein vor Kurzem veröffentlichtes Buch von fast 500 Seiten, E. Seillière, le comte de Gobineau et l'Aryanisme historique, Paris, Plon 1903, giebt freilich der Stimmung obiger Minorität noch keinen Ausdruck. Hier herrscht vorwiegend das Negative, das Kritische, von einem Verständniss für die Grösse der Gesammtgestalt Gobineaus ist kaum irgend Etwas zu bemerken, wenn auch anerkannt werden muss, dass da, wo der Kritik eine bedeutende Rolle einzuräumen ist, also insbesondere dem Rassenbuche gegenüber, viel Werthvolles für das Verständniss beigebracht wird, und vor Allem der Verfasser sich von den tiefgreifenden Wirkungen Gobineaus entschieden berührt zeigt. Näheres über dieses Werk findet sich in zwei Besprechungen in der Beilage der Münchener Allgemeinen Zeitung Nr. 152 vom 9. Juli 1903 und im Litterarischen Centralblatt Nr. 35 vom 29. August 1903.

Auch in Deutschland sind seit unserm letzten Berichte die ersten Publicationen über Gobineau in Buchform erschienen: „Supplément au Programme des Cours du collège Royal Français (Exercice 1901—2) Gobineaus Rassenphilosophie. Dargestellt von Oberlehrer Dr. Paul Kleinecke, Berlin 1902. (Deutsche Schulprogramme 1902, No. 54.)" Diese Abhandlung ist nur die erste Hälfte einer später als Broschüre (Berlin, bei Walther, 1902) erschienenen Schrift gleichen Titels, einer treu dem grossen Denker sich anschmiegenden, anspruchslosen, aber vielleicht gerade darum im Sinne der Anregung zu weiterem Befassen in ihrer Klarheit und Gründlichkeit um so wirksameren Zusammenfassung der Hauptlehren Gobineaus.

Eugen Kretzer, J. A. Graf von Gobineau. Sein Leben und sein Werk. Leipzig, H. Seemann Nachf. 1902 (Männer der Zeit Bd. XI.). Der für unsern Autor und seine Sache ebenso rastlos wie erfolgreich thätige Verfasser bezeichnet es selbst als Zweck seines Buches, „durch eine vorläufige Zusammenstellung dessen, was zur Zeit über den äusseren Lebensgang Gobineaus bekannt ist, über den Denker zu orientiren, um dann in das Problem desselben einzuführen, dessen Erörterung und Aufhellung die Grundlage von Allem ist, was Gobineau geschaffen hat." Gewiss ist es zur Zeit schon an sich werthvoll, in Abschnitt 1 und 4 jene bisher an verschiedenen Stellen verstreuten biographischen Mittheilungen nunmehr mit Sinn zusammen- und in weitere Kreise hinausgetragen zu sehen. Kretzers eigene Ausführungen, besonders in Abschnitt 2 und 3, haben freilich mehrfach Widerspruch hervorgerufen, was wohl hauptsächlich darauf zurückzuführen ist, dass der Standpunkt des Rassenwerkes in einer heute nicht mehr möglichen Weise von Buchstäblichkeit festgehalten und dann gerade gelegentlich in etwas apodiktischem Tone verfochten wird. Immerhin wird die temperamentvolle Art des Verfassers auch hier für die Freunde Gobineaus manches Ansprechende bieten.

Noch mehr als das letzte Mal sehe ich mich heute — und wohl überhaupt fortan — genöthigt, von einer Hereinziehung der allgemeinen Litteratur über die Rassenfrage in diese Uebersichten abzustehen. Sie wächst und wächst, ganze Zeitschriften — im wissenschaftlichen Sinn z. B. die „deutsche Erde" und die „politisch-anthropologische Revue", im politisch-socialen die „alldeutschen Blätter" und die „jung-deutschen Blätter" — sind ihr mehr oder minder ausschliesslich gewidmet.

Andere Organe, wie die „deutsche Welt", die „deutsche Monatschrift", der „Hammer", die „Weimarische Zeitung", haben s. z. s. methodisch für Gobineau gearbeitet.

Aus der letzten Vereinsperiode sind mir nachträglich noch eine Anzahl von Besprechungen des Rassenwerkes bekannt geworden, von denen ich (ausser kürzeren in der Kreuzzeitung, Westermanns Monatsheften, Schwäbischen Merkur, Pernerstorfers „Deutschen Worten", Ostdeutsche Rundschau und Grenzboten) hier nenne:

„Norddeutsche Allgemeine Zeitung", Beilage Nr. 209 vom 6. September 1901: Karl Trost, „zur deutschen Gobineau-Ausgabe."

„Die Wage", Wiener Wochenschrift, Jahrg. 4. 1901. Nr. 52. Heinrich Driesmans, „die 5 Akte der germanischen Völkerwanderungstragödie", sehr lesenswerth, mit manchen treffenden Bemerkungen.

„Akademische Blätter" Jahrg. 16. Nr. 19, 20. Paul Bäcker, „die Ariердämmerung." Eine eingehende, von echtem Verständniss für die grosse Lebensfrage der Rasse und ihren ersten und grössten Verkünder zeugende Studie.

Fernere Besprechungen Gobineaus in Zeitschriften und Zeitungen. Jan. 1902 bis August 1903.

1. „Frankfurter Zeitung" Jahrg. 46. Nr. 33 vom 2. Februar 1902. Besprechung des „Alexandre I. M." von Eugen Kretzer.

2. „Die Gesellschaft." Münchener Halbmonatschrift. Jahrg. XVIII. 1902. Heft 4. S. 201—211. Eugen Kretzer, „Gobineau. Sein Problem und seine Hypothese". (Mit Porträt.) Ebendaselbst Heft 6, S. 333—348: „Die Tragweite der Gobineau'schen Hypothese" (von demselben). Vorläufer des Kretzer'schen Buches.

3. „Allgemeines Litteraturblatt", Wien. Jahrg. XI. Nr. 5. S. 145—47 eine sehr ernste, um Verständniss redlich bemühte, daher denn auch in den Hauptpunkten zustimmende Betrachtung des Rassenwerkes durch Othmar Mussil (Brünn). Diese sowohl, wie die nächste Besprechung der Rassenfragen,

4. „Deutsche Welt", Jahrg. 4. 1902. Nr. 25, 26. „Blutmischung und Ostmarkenpolitik" von Franz Koch, haben gemeinsam, bei aller sonstigen Verschiedenheit des Stand- wie des Ausgangspunktes, ein ernstes, männliches Aufgreifen der Schlussprophetie Gobineaus, ein mannhaftes Insaugefassen der Thatsache, dass wir einmal werden enden müssen. Kann eine solche Erkenntniss auch der Natur der Sache nach immer nur eine esoterische sein und bleiben, so dürfen wir uns ihrer doch dann freuen, wenn sie, wie hier, mit der anderen gepaart auftritt, dass wir „die Hände nicht müssig in den Schoos legen dürfen". Die Erkenntniss, dass social-hygieinisch und administrativ Alles zu geschehen habe, um einer weiteren Verschlechterung der Rasse vorzubeugen, dringt offenbar immer weiter hinaus.

5. Ebendaselbst, Nr. 29. „Zur Gobineau-Bewegung" von Hans von Wolzogen. Sehr lesenswerth besonders das über das grosse Hauptthema unserer Zukunft, das des Ausgleichs zwischen Darwin und Gobineau, Gesagte.

6. „Deutsche Zeitschrift" herausgeg. von E. Wachler. Jahrg. IV. April 1902. Band II. Heft 1. S. 53—57. A. W.(irth), „Gobineau über Germanen und Slaven". Aehnlich gehalten wie die frühere Besprechung desselben Verfassers in derselben Zeitschrift. Bei allerlei berechtigten und gut motivirten Vorbehalten steht W. der Grösse und Bedeutung Gobineaus mit vollstem Verständniss gegenüber.

7. „Deutsche Welt." Nr. 35, 36. Otto Ammon, „Rassenproblem und orientalische Schriftstellerei", bringt aus der Feder des hochverdienten Forschers eine wahrhaft klassische Zusammenfassung alles dessen, was heute in der Frage nach Entstehung und Wesen der Rasse als einigermaassen gesichert gelten kann.

8. „Alldeutsche Blätter", Jahrg. 12. 1902. Nr. 26 und 27. „Die Gobineau-Bewegung", zwei eingehende Artikel des Herausgebers, Herrn Dr. Paul Samassa, über Gobineau und die Rassenfrage, mit einer Reihe vortrefflicher Betrachtungen, insbesondere auch über die Verwandtschaft des von uns Angestrebten mit dem alldeutschen Gedanken.

9. Ebendaselbst, Nr. 32. „Zur Gobineau-Frage." Ein Brief an den Schriftleiter der „Alldeutschen Blätter". Vom Unterzeichneten.

10. „Akademische Turnbundsblätter." Berlin. Jahrg. 15. 1902. Nr. 10. S. 325—331. Dr. Wolfgang Schultz, „Gobineau". Ein warmherziger, schwungvoller Aufsatz über das Rassenwerk.

11. „Frankfurter Zeitung", Nr. 201 vom 22. Juli 1902. Eugen Kretzer, „Gobineau, Nietzsche, Chamberlain".

12. „Deutsche Zeitung", Wien vom 22. und 24. Juli 1902. Ad. Wahrmund, „Varuna", über Hentschels gleichnamiges Buch, unter eingehender Berücksichtigung Gobineaus.

13. „Personalist und Emancipator", Halbmonatschrift (Berlin), Nr. 70. August 1902. „Zerrbildlicher Junkerismus eines neuen Amadis von Gallia." Nach Lesung dieser burlesk-wüsten Verunglimpfung Gobineaus — sie ist wie sichs gehört, anonym erschienen — müssen wir uns zunächst ja wohl nur wundern, dass dergleichen Kundgebungen wesensfeindlichster Elemente nicht schon früher und nicht häufiger stattgefunden haben. Und alsdann werden wir uns ein für alle Male sagen, dass wir sie als nicht vorhanden betrachten dürfen, und im vorliegenden Falle nur noch eine bedauernde Nebenbetrachtung an die Thatsache knüpfen, dass ein solches Elaborat aus dem Lager eines Dühring hervorgehen durfte!

14. „Der Hammer", Monatsblätter für deutschen Sinn. Nr. 9. September 1902. S. 254—55 Besprechung des deutschen wie des französischen Alexander durch Hans von Wolzogen.

15. „Der Hammer", Nr. 10 October 1902. S. 263—268: „Gobineau". Eine Gesammtskizze, mit besonderer Hervorkehrung der Rassenlehre.

16. „Revue des Deux Mondes". 1902. 15. October. 1. November. „Une correspondance inédite de Prosper Mérimée." (34 Briefe Mérimées an Gobineau, veröffentlicht von L. Schemann, nebst einleitender biographischer Skizze über Gobineau, vom Herausgeber).

17. Politisch-Anthropologische Revue. I. 8. 1902. S. 593 ff. Ludwig Wilser, Gobineau und seine Rassenlehre.

18. „Deutsche Welt", Nr. 8 vom 23. November 1902. Litterarische Rundschau. „Im Zeichen Gobineaus und Verwandtes." Von K. Berger.

19. „Kölnische Zeitung", Nr. 988 vom 16. Dezember 1902. Besprechung der neuen „Renaissance".

20. „Deutsche Monatschrift" herausgegeben von Lohmeyer. Dezember 1902. Hans von Wolzogen, „Die Renaissance". Derselbe in „Tägliche Rundschau" 2. April 1903.

21. „Der Thürmer". Jahrg. V. Nr. 5. Fritz Lienhard, „Aristokraten des Herzens".

22. „Akademische Monatsblätter". Jahrg. 15. Nr. 3. (15. December 1902.) S. 57. Martin Spahn mit gewohnter Wärme über die Fortschritte Gobineaus in „zur Litteratur der Geschichts- und Kunstwissenschaft".

23. „Bayreuther Blätter" 1903, 1./3. S. 70—74. Rudolf Schlösser, „Die neue Ausgabe der deutschen Renaissance".

24. „Die Grenzboten". Jahrg. 62. Nr. 1. Januar 1903. S. 27—36. Besprechung der „Renaissance".

25. „Litterarisches Centralblatt". Jahrg. 54. Nr. 1. 3. Januar 1903. Eingehende Besprechung des Kretzer'schen Buches durch Fr. Friedrich. Man ist erstaunt und erfreut, schon jetzt an dieser Centralstätte unserer kritischen Gelehrtenthätigkeit eine so warme und zugleich klare Würdigung von Gobineaus Rolle und Bedeutung zu finden.

26. „Deutsche Welt". Nr. 19 vom 8. Februar 1903. Hans von Wolzogen „der Heroismus in der Rassenfrage." Gegen Chamberlains Auffassung Gobineaus gerichtet.

27. „Litterarisches Echo“ vom 15. Februar 1903. „Zur Gobineau-Litteratur“ von Th. Achelis.

28. „Deutsche Monatsschrift“ vom Februar 1903. Hans von Wolzogen. „Alexander-Tragödie von Gobineau.“

29. „Akademische Blätter“. Jahrg. 17. Nr. 24 vom 16. März 1903. „Altes und Neues von Gobineau“. (Besprechung der neuen „Renaissance“ und des Alexander.)

30. „Unitas. Organ des Verbandes der wissenschaftlichen katholischen Studentenvereine“. (Düsseldorf.) Nr. 67, 68. 1902/3. „Neues über Graf Gobineau“ von Georg Schreiber (Münster). Zwei äusserst warm und verständnissvoll geschriebene eingehende Artikel über Alexander.

31. „Litterarisches Centralblatt“. Nr. 17 vom 25. April 1903. Besprechung der neuen Ausgabe der „Renaissance“ durch Fr. Friedrich. „Ueber dies Buch sind die Akten wohl bereits geschlossen. Sein Ruhm steht fest und wird nie wieder vergehen. Nicht nur ein künstlerisches, nein, ein historisches Meisterwerk ist die Renaissance . . . Dieses Werk gehört wahrlich der Wissenschaft wie nur eines!“

32. „Weimarische Zeitung“ vom 14. Mai, 20. Mai und 12. Juni. Artikel von E. Wachler, R. Schlösser und dem Unterzeichneten anlässlich der Weimarer Alexander-Aufführung. Gegenartikel in „Deutschland“ vom 13. Mai und anderen Blättern. Zusammenfassende Darstellung dieser Vorgänge (zuvor erschienen in den Bayreuther Blättern 7.—9. Stück 1903) als Broschüre diesem Bericht beigegeben.

33. „Revue politique et littéraire“ (Revue Bleue) Paris. T. XIX Nr. 24, 25. 13. und 20. Juni 1903. „Le génie de la Renaissance, d'après Gobineau.“ Eingehende Besprechung des Werkes durch E. Schuré.

34. „Allgemeine Zeitung“. München. Beilage Nr. 152 vom 9. Juli 1903. L. Schemann „das erste französische Werk über Gobineau“. Besprechung des Seillière'schen Buches.

35. „Litterarisches Centralblatt“. Nr. 35 vom 29. August 1903. Besprechung des Seillière'schen Buches durch Fr. Friedrich.

Auch dichterisch ist Gobineau neuerdings mehrmals behandelt worden, unter Anderem findet sich eine treffliche poetische Paraphrase der Erzählung aus „Asie centrale“ p. 113 ff. in der zweiten Auflage von E. Roffhacks Gedichten (Breslau, Schottländer 1902) S. 142, einer ernsten, gehalt- und gedankenvollen Sammlung, auf die bei dieser Gelegenheit eindringlich aufmerksam gemacht sei.

Renaissance-Lesungen.

In Weimar hat (1901) Frau Lindner-Orban, kgl. Hofschauspielerin in Stuttgart, Vorlesungen aus der Renaissance gehalten.

Am 19. Februar 1902 hielt Herr Präparandenlehrer Walter Koch aus Friedeberg in der Neumark einen Vortrag im „Bürger- und Volksbildungs-Verein“ zu Driesen (Neumark) über Julius II., welchen er durch Vorlesung einer Reihe von Scenen aus dem Gobineau'schen Werke illustrierte.

Am 28. Februar 1902 las Herr Hofschauspieler Bender in einer von Seiner Durchlaucht dem Regenten veranstalteten Abendunterhaltung im Schlosse Friedenstein zu Gotha zwei Michelangelo-Scenen und eine Rafael-Scene; am 2ten und 4ten April ebenderselbe die Hauptscenen des gesammten Werkes öffentlich mit grossem Erfolge (unter starker Betheiligung u. A. der höheren Schulen Gothas) im Parkpavillon daselbst.

Am 22ten und 29ten Oktober 1902 brachte ebenderselbe, am zweiten Abend unterstützt von seiner Gattin, Frau Bender-Albner, die Hauptscenen des Werkes

mit ausserordentlichem Erfolge im Theatersaale zu Coburg zum Vortrag. Dieselbe Veranstaltung wurde dann am 4. und 11. Februar 1903 zu Eisenach wiederholt.

In der ersten Märzwoche 1903 veranstaltete die Gesellschaft für ästhetische Cultur in Frankfurt a. M. einen Gobineau-Abend, an welchem Herr Professor Kretzer den einleitenden Vortrag hielt, Herr Regisseur Wolfgang Quincke eine Anzahl der Hauptscenen der Renaissance mit wuchtiger Wirkung vorlas.

Am 20. April 1903 las Herr Ministerialrath Albrecht einige Renaissance-Scenen im Zweigverein des „Deutschen Sprachvereins" zu Strassburg i./Els. (Abschied Michelangelos von Machiavelli und Abschied Michelangelos von Vittoria Colonna.)

Auch im „Akademischen Wagner-Verein" zu Leipzig haben Vorlesungen von Renaissance-Scenen stattgefunden, des Weiteren viele solche in privaten und halbprivaten Kreisen, die, wiewohl sie nicht einzeln verzeichnet zu werden brauchen, an nachhaltiger Gesammtwirkung gewiss reichlich so hoch angeschlagen werden dürfen als die öffentlichen.

Vorträge 1902—1903.

1. Herr Professor Dr. L. Kuhlenbeck am 17. Januar 1902 in der Ortsgruppe des „Alldeutschen Verbandes" zu Jena über „den Rassenwerth des deutschen Volkes im Lichte der Entwicklungswissenschaft und der Lehre Gobineaus über die Ungleichheit der Menschenrassen". (Vollständig abgedruckt in der Beilage zu Nr. 18, 19 der „Jenaischen Zeitung" 1902).

2. Herr Professor Dr. Kannengiesser über Gobineau in der Januarversammlung der Ortsgruppe des „Alldeutschen Verbandes" zu Gelsenkirchen.

3. Herr Quaidirector Winter in der Ortsgruppe des Alldeutschen Verbandes zu Hamburg im Februar 1902 über „die Deutschbestrebungen im Lichte Gobineauscher Rassenforschungen." (In ausführlichem Auszuge wiedergegeben in der zweiten Beilage zu Nr. 42 der „Hamburger Nachrichten").

4. Herr Richard Haug in der Ortsgruppe des „Jungdeutschen Bundes" zu Stuttgart am 10. März 1902 über „Deutsche Zukunft", unter Zugrundelegung der deutschen Vorrede des 4ten Bandes des Rassenwerkes.

5. Herr Oberlehrer K. Berger im Festhaussaale zu Worms am 11. März 1902 „über die Bedeutung der Rasse in Weltgeschichte und Politik" unter Zugrundelegung des Gobineau'schen Werkes.

6. Der Unterzeichnete in der Ortsgruppe des „Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschthums im Auslande" zu Freiburg i./B. über „Gobineau und seine Rassenlehre" am 12. März 1902.

7. Herr Heinrich Driesmans zu Charlottenburg am 14. März 1902 über „Gobineau und die Rassenfrage".

8. Herr Generalmajor z. D. Oberg im Verein „Litteraria" zu Naumburg Ende März 1902 über „Gobineaus Geschichtsanschauung".

9. Herr Dr. A. Seeliger im positiven Parochialverein der Zionsgemeinde zu Berlin im April 1902 über „Rasse und Kultur", nach Gobineau.

10. Herr Dr. Schultz im Kieler Lehrerinnen-Verein am 10. September 1902 über „Gobineaus neue Geschichtsauffassung".

11. Herr Dr. A. Seeliger im deutschen konservativen Bürgerverein im Stralauer Stadtviertel am 15. September 1902 über „die Rassenlehre des Grafen Gobineau und die nationale Politik".

12. Im Winter 1902/3 veranstaltete Herr Dr. Richard Burdinski, Docent an der Humboldt-Akademie zu Berlin, einen 12stündigen Vortragscyclus über

„Gobineaus Rassentheorie als Grundlage für die kommende Geschichtsauffassung“ in der genannten Akademie.

13. Herr Oberlehrer Dr. F. Friedrich im Wissenschaftlichen Verein zu Schneeberg (Sachsen) am 24. Oktober 1902 über Gobineaus Rassentheorie.

14. Herr Heinrich Driesmans im „Kunst- und Gewerbe-Verein“ zu Coburg am 12. Januar 1903 über „Gobineau und die Rassenfrage“.

15. Herr Professor E. von Filek im deutschen Club zu Brünn am 14. und 21. Januar 1903 über „Gobineau und sein Lebenswerk“.

16. Herr Dr. W. Schultz in Hamburg (Hartigs Gesellschaftshaus) am 27. Februar 1903 über „Gobineau, ein französischer Germane“.

17. Herr Ministerialrath Albrecht, Vorsitzender des deutschen Sprachvereins, Zweigverein Strassburg, in der Hauptversammlung dieses Vereins am 20. April 1903 über Gobineau (biographische Mittheilungen und Vorlesung einiger Renaissance-Scenen).

Gehobeneren Sinnes denn je können wir auf die hinter uns liegenden Entwicklungen zurück-, zuversichtlicher denn je auf die kommenden hinausblicken. Mehr und mehr tritt es zu Tage, und die vorstehend aufgezählten Kundgebungen zeigen es nicht am Wenigsten, welch eine Macht der Mann geworden ist, dem die „Ungleichheit der menschlichen Rassen“ nicht nur ein unerbittliches geschichtliches Gesetz, sondern auch ein lebendiges Culturproblem bedeutet. Seine Stellung im heutigen deutschen Geistesleben wird wohl durch Nichts bedeutsamer bezeichnet, als durch die Thatsache, dass jetzt mehr oder minder alle hervorragenden Vereinigungen, welche auf Grund unserer Rasse, unseres Volksthums eine Wiedergeburt, eine Hebung und Läuterung deutschen Wesens und Lebens anstreben, der alldeutsche Verband, der jungdeutsche Bund, der deutsche Schulverein, die deutschsociale Vereinigung, der Verein deutscher Studenten, der akademische Wagnerverein, die Deutschbundgemeinde, der Ostmarkenverein, sei es als Gesammtcorporationen, sei es in einzelnen Ortsgruppen oder in Gestalt ihrer Vorsitzenden, an unserem Vereine sich betheiligt haben. Man mag hierin etwas wie Tendenz sehen — sie ist aber in jedem Falle so zu sagen in Namen und Sache gegeben: eine Bewegung, die sich an Gobineau knüpft, kann nicht anders als im Zeichen eines gesunden, im guten Sinne conservativen Germanismus wirken und dessen Gegenmächte bekämpfen. Dass es beim Negativen, das alle Kämpfe mit sich führen, nicht bleibe, dafür sorgt der ungemeine Culturgehalt, den Gobineau in sich birgt, dafür sorgt insbesondere immer und immer wieder die Renaissance, wie sich mehr und mehr herausstellt, eine der positivsten, fruchtbringendsten Schöpfungen unserer Epoche. Ihr verdanken wir es vor Allem, wenn in unseren Reihen Männer und Frauen aller Stände, hervorragende Vertreter aller Zweige der Wissenschaft neben denen aller Zweige der Kunst, Geistliche beider Confessionen, Angehörige verschiedener Nationalitäten sich vereinigen. Sie in möglichst weite Kreise Verstehender zu bringen,*) möge uns denn, neben der Veranstaltung von neuen Veröffentlichungen und Neuausgaben, denen wir uns jetzt mehr werden zuwenden können, nach wie vor als eine unserer Hauptaufgaben am Herzen liegen.

Freiburg i./B., im September 1903.

L. Schemann.

---

*) Massenschenkungen der Renaissance wären ein besonders schönes Ziel. Möchten sich doch hierfür zumal einmal hilfreiche Spender finden!

Gobineau-Vereinigung.

Kassenbericht

für die Zeit vom 1. Januar 1902 bis 30. Juni 1903.

Kassenbestand nach Ausweis des letzten Berichtes 44 ℳ 72 ₰.

Einnahmen an Beiträgen.

		Jahres-Beiträge	Nicht regelmässige Beiträge
		ℳ	ℳ
Ihre Königliche Hoheit Frau *Grossherzogin Elisabeth von Oldenburg*	1902	10	—
Dieselbe	1903	10	—
Seine Königliche Hoheit *Ernst Ludwig Grossherzog von Hessen*	1902	40	—
Derselbe	1903	40	—
Seine Durchlaucht *Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg*		—	50
Grossherzogl. Badisches Ministerium der Justiz, des Cultus und des Unterrichts		—	500
Herr *Carl Adelmann*, Würzburg	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Alldeutscher Verband, Berlin		—	50
Frau *Gräfin von Arnim*, Schloss Muskau	1902	20	—
Dieselbe	1903	20	—
Herr Ingenieur *Asmussen*, Hamburg	1903	10	—
„ Dr. med. *Bauer*, Zell i. W.	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Dr. *Baur*, Tübingen	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Oberlehrer Dr. *Berger*, Worms	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ *L. von Bernuth*, Graz	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Grossherzogliche öffentliche Bibliothek Oldenburg	1902	10	—
Dieselbe	1903	10	—
Königliche öffentliche Bibliothek Stuttgart	1902	10	—
	Transport:	280	600

		Jahres-Beiträge	Nicht regelmässige Beiträge
		ℳ	ℳ
	Uebertrag:	280	600
Kaiserliche Universitäts- u. Landes-Bibliothek Strassburg	1903	10	—
Herr Caplan *Bill*, Neuburg	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Akademische Blätter (Verein deutscher Studenten)	1903	10	—
Herr stud. med. *Bode*, Freiburg i. B.	1903	10	—
„ Direktor Dr. *Brukner*, Stralsund	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ *Max Buchholtz*, Hagen i. W.	1902	10	—
Derselbe	1903	20	—
„ Dr. *Richard Burdinski*, Berlin	1902	10	—
Frau *Lina Butz*, Hagen i. W.	1902	10	—
Dieselbe	1903	10	—
Dieselbe	1904	10	—
Herr Professor Dr. *Cartellieri*, Jena	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Frau *Fürstin von Cassano*, Paris	1902	10	—
Herr Geh. Cabinetsrath *von Chelius*, Karlsruhe	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ *F. W. Cordes*, Hamburg	1903	10	—
„ Rechtsanwalt *Class*, Mainz	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Professor Dr. *C. Cornelius*, Freiburg i. B.		—	20
„ Dr. *Crysandt*, Ludwigshafen	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Direktor Dr. *Delbrück*, Bremen	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Deutschbund-Gemeinde, Frankfurt a. M.	1902	10	—
Dieselbe	1903	10	—
Deutschbundgemeinde, Hamburg	1903	10	—
Herr Dr. *Dinger*, Jena	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Frau *Anna von Doss*, Partenkirchen	1903	30	—
Herr *Heinrich Driesmans*, Berlin	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Professor Dr. *E. v. Düring*, Kiel	1902	10	11.50
Derselbe	1903	10	—
„ Dr. jur. *Eber*, Wilhelmshöhe	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Leutnant a. D. *Eber*, Freiburg i. B.	1902	20	—
Derselbe	1903	20	—
„ Professor Dr. *Eckert*, Köln	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
	Transport:	740	631.50

		Jahres-Beiträge	Nicht regelmässige Beiträge
		ℳ	ℳ
	Uebertrag:	740	631.50
Herr Direktor Dr. *Eisenmann*, Cassel	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Oberlehrer *Elster*, Braunschweig	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Se. Durchlaucht Herr *Fürst zu Eulenburg*, Liebenberg	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Herr Hofrath Professor *Fincke*, Freiburg i. B.	1902	10	—
„ Dr. med. *G. Fock*, Hamburg	1903	10	—
„ Professor *Förster*, Friedenau bei Berlin		—	10
„ Bürgermeister *Forkel*, Heide	1902	20	—
Derselbe	1903	20	—
„ *Theodor Fritsch*, Gautsch bei Leipzig	1903	10	—
„ Justizrath *von Fuchsius*, Düsseldorf	1901	10	—
Derselbe	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Fräulein *Doris Funcke*, Hagen i. W.	1902	10	—
Dieselbe	1903	10	—
„ *Gertrud Funcke*, Hagen i. W.	1902	20	—
Dieselbe	1903	20	—
Herr Generalleutnant z. D. *Geest*, Freiburg i. B.	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ *Eugène Gilbert*, Löwen (Belgien)	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Staatsrath *Glasenapp*, Riga	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Professor *M. Glasenapp*, Riga	1902 5 Rubel =	10.75	—
Derselbe	1903 5 Rubel =	10.75	—
„ Dr. *Graevell*, Freiburg i. B.	1902	10	—
Frau *Gräfin Gravina*, Florenz	1902	10	—
Dieselbe	1903	10	—
Fräulein *Lina Grosscurth*, Cassel	1902	10	—
Dieselbe	1903	10	—
Herr Professor Dr. *Grosse*, Freiburg i. B.	1902	20	30
„ Kammerherr *von Haeseler*, Gotha	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Oberlehrer *Hahne*, Braunschweig	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Landrichter Dr. *von Hahn*, Leipzig			10
„ *Emil Hauff* (Fr. Frommann), Stuttgart	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ *Freiherr von Heintze*, Kiel	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
	Transport:	1191.50	681.50

		Jahres-Beiträge	Nicht regelmässige Beiträge
		ℳ	ℳ
	Uebertrag:	1191.50	681.50
Herr Major *Hellwig*, Strassburg i. E.	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Leutnant *Hellwig*, Cassel	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Frau Geheimrath *Henschel*, Cassel	1902	20	—
Dieselbe	1903	20	—
Herr Rittergutsbesitzer Dr. *Hentschel*, Mittel-Seifersdorf, Niederschlesien	1902	20	—
Derselbe	1903	20	—
„ *Freiherr Heyl zu Herrnsheim*, Worms . . .	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Architekt *Hildebrandt*, Hamburg	1903	10	—
„ Architekt *Hofmann*, Graz	1903	40	—
„ Landgerichtsrath *Horn*, Berlin	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Frau Rechtsanwalt *Huchzermeier*, Gelsenkirchen . .	1902	10	—
Dieselbe	1903	10	—
Herr Assessor a. D. *von Hülsen*, Berlin	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Professor Dr. *Jung*, Giessen	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Jungdeutscher Bund, Berlin	1902	10	—
Herr Hofkapellmeister *Kähler*, Mannheim	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Geheimrath *Kammer*, Königsberg	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Professor Dr. *Kannengiesser*, Gelsenkirchen . .	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Seine bischöfliche Gnaden Herr Dr. *von Keppler*, Rottenburg	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Herr Oberlehrer Dr. *Kleinecke*, Friedenau bei Berlin	1902	10	—
Derselbe		—	10
Derselbe	1903	10	—
„ *Friedrich Klose*, Karlsruhe	1902	20	—
Derselbe	1903	20	—
„ Professor Dr. *Krafft*, Goslar	1902	10	—
„ Professor Dr. *Kretzer*, Frankfurt a. M. . . .	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ *Adalbert Freiherr von Krüdener*, Wohlfahrtslinde . . . . . 1902 5 Rubel =		10.75	—
Derselbe . . . . . 1903 5 Rubel =		10.75	—
	Transport:	1663.—	691.50

		Jahres-Beiträge	Nicht regelmässige Beiträge
		ℳ	ℳ
	Uebertrag:	1663.—	691.50
Frau *Elise Küchler*, Frankfurt a. M.	1902	10	10
Dieselbe	1903	10	—
Herr Kunstmaler *Kühn*, Dinkelsbühl	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Fräulein *Helene Kuhbier*, Hagen i W.	1902	10	—
Dieselbe	1903	10	—
Frau Geheimrath *de Lagarde*, Cassel	1902	10	—
Dieselbe	1903	10	—
Herr Generalkonsul *Lefaivre*, Hamburg	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Frau Generalmusikdirektor *Levi*, Partenkirchen	1902	20	—
Dieselbe	1903	20	—
Herr Professor Dr. *Freiherr v. Lichtenberg*, Karlsruhe	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Frau *von Lichtenberg*, Darmstadt	1902	10	—
Dieselbe	1903	10	—
Herr Rechtsanwalt *Lohe*, Düsseldorf	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Dr. *J. Lohmeyer*, Charlottenburg	1902	10	—
„ Ingenieur Direktor *Majert*, Siegen	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Frau *Christine Mayer*, Partenkirchen	1903	40	—
„ *Aline Mayrisch*, Düdelingen	1902	10	—
Comtesse *Renée des Méloizes*, Versailles	1902	10	—
Dieselbe	1903	10	—
Herr *Georg Meurer*, Haubinda (Thüringen)	1903	10	—
„ Professor Dr. *O. Meyer*, Strassburg i. E.	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Professor Dr. *Rudolf Much*, Wien	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Frau *Elisabeth von Nelidoff*, Riga 1902	5 Rubel =	10.75	—
Dieselbe 1903	5 Rubel =	10.75	—
Herr Generalmajor z. D. *Oberg*, Naumburg a. S.	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Dr. *Obrist*, Weimar	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
„ Landesbankrath *Osius*, Cassel	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Deutscher Ostmarkenverein, Berlin	1902	10	—
Derselbe	1903	10	—
Herr Ingenieur *Pfeiffer*, Köthen	1902	10	—
„ Professor Dr. *Pietschmann*, Göttingen	1902	10	—
	Transport:	2134.50	701.50

		Jahres-Beiträge	Nicht regelmässige Beiträge
		ℳ	ℳ
	Uebertrag:	2134.50	701.50
Herr	Regierungsrath *Plüddemann*, Posen	1902	10	—
	Derselbe	1903	10	—
„	Dr. *H. Potpeschnigg*, Graz	1902	10	—
	Derselbe	1903	10	—
„	*J. Preuss*, Karlsruhe	1902	10	—
	Derselbe	1903	10	—
„	*A. Graf von Prokesch-Osten*, Gmunden . . .	1903	10	—
„	Professor Dr. *Prüfer*, Leipzig	1902	10	—
	Derselbe	1903	10	—
„	Verlagsbuchhändler *Reclam*, Leipzig	1902	10	—
	Derselbe	1903	10	—
„	Dr. *Rendtorff*, Bordesholm bei Kiel	1902	10	—
	Derselbe	1903	10	—
Frau	Professor *Richter*, Wannsee bei Berlin . . .	1902	10	—
	Dieselbe	1903	10	—
Herr	Amtsrichter *Rieffel*, Wehen i. Taunus	1902	10	—
	Derselbe	1903	10	—
„	Geheimer Regierungsrath *Roffhack*, Karlsruhe .	1902	20	—
	Derselbe	1903	20	—
„	Professor Dr. *v. Rohland*, Freiburg i. B. . . .	1902	10	—
„	*Otto Rosenberg*, St. Petersburg	1903	10	—
„	*Bernhard Roth*, Dresden	1903	10	—
„	Amtsrichter *Rückert*, Frankfurt a. M.	1903	10	—
„	Legationsrath *Sainctelette*, Haag	1902	10	—
	Derselbe	1903	10	—
Fräulein	*Meta von Salis*, Marschlins b. Landquart	20 Lire =	—	15
Herr	Dr. *Schaumann*, Albersdorf (Holstein) . . .	1902	10	—
	Derselbe	1903	10	—
„	Amtsgerichtsrath *Schemann*, Hersfeld	1902	10	—
	Derselbe	1903	10	—
Fräulein	*Emmi Schemann*, Coburg	1903	10	—
Herr	Professor *Schemann*, Freiburg i. B.	1903	10	—
Frau	Professor *Schemann*, Freiburg i. B.	1903	10	—
Herr	Professor *Max Schillings*, München	1902	10	—
	Derselbe	1903	10	—
Fräulein	*Auguste Schlittgen*, Wilhelmshöhe	1902	10	—
	Dieselbe	1903	10	—
Herr	Oberlehrer Dr. *Schlösser*, Elberfeld	1902	10	—
	Derselbe	1903	10	—
„	Professor Dr. *Rudolph Schlösser*, Jena . . .	1902	50	—
	Derselbe	1903	50	—
„	*von Schlözer*, kaiserl. Gesandter im Haag . .	1903	10	—
	Transport:		2644.50	716.50

		Jahres-Beiträge	Nicht regelmässige Beiträge
		ℳ	ℳ
	Uebertrag:	2644.50	716.50
Herr	Dr. *Schmidt*, Odessa 1903	10	—
„	Dr. phil. *Otto Schmidt*, Berlin	—	10
„	Staatsrath *E. Schmidt*, St. Petersburg 1903 5 Rubel =	10.70	—
„	Professor *Bruno Schmitz*, Charlottenburg . . . 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
„	Prälat Dr. *Schneider*, Mainz 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
„	Geheimrath *Schöne*, Kiel 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
„	Fabrikdirektor *Schütze*, Hüllen bei Gelsenkirchen 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
„	Dr. med. *Wolfgang Schultz*, Kiel 1903	10	—
„	Pfarrer *Schulz-Spannagel*, Lörrach 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
„	*Edouard Schuré*, Paris 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
„	Professor Dr. *Seeburg*, Göttingen 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
„	Dr. med. *A. Seeliger*, Berlin 1903	10	—
„	*R. Freiherr von Seydlitz*, Starnberg bei München 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
„	Professor Dr. *Simon*, Königsberg i. Pr. . . .	—	100
„	Professor Dr. *Hans Sommer*, Braunschweig . . 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
„	*Paul Sonnekalb*, Erfurt 1903	10	—
„	Professor Dr. *Martin Spahn*, Strassburg i. E. . 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
„	Stadtpfarrer *Specht*, Zell im Wiesenthale . . 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
Frau	*Gräfin von Spoelberch*, Schloss Wespelaer (Belgien) 1902	10	—
	Dieselbe 1903	10	—
Herr	*Ferdinand Graf von Sporck*, München . . . 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
Herr	Verlagsbuchhändler *Staadt*, Wiesbaden 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
„	*Robert Stein*, Washington . . . . . 5 Dollars =	—	20.83
„	*Theodor Streicher* Wien 1902	10	—
Frau	*Ernestine Streicher*, Wien 1903	10	—
Herr	Professor Dr. *Strzygowski*, Graz 1903	10	—
Fräulein	*Frieda Thiry*, Freiburg i. B. 1902	10	—
Herr	Geheimrath Professor Dr. *H. Thode*, Heidelberg 1902	10	—
	Transport:	3025.20	847.33

		Jahres-Beiträge	Nicht regelmässige Beiträge
		ℳ	ℳ
	Uebertrag:	3025.20	847.33
Herr	Geheimrath Professor Dr. *H. Thode*, Heidelberg 1903	10	—
„	Direktor *Emil Thormählen*, Magdeburg . . . 1902	10	—
„	*Johannes Thuransk*, St. Petersburg 1903 5 Rubel =	10.70	—
„	Verlagsbuchhändler *K. J. Trübner*, Strassburg i. E. 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
„	*Freiherr von Wackerbarth-Linderode*, Linderode (bei Cottbus) 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
„	Stadtrath *H. Wagner*, Freiburg i. B.	—	30
	Derselbe	—	20
Akademischer Wagner-Verein, Leipzig 1902		10	—
	Derselbe 1903	10	—
Frau	Oberrealschuldirektor *Wernicke*, Braunschweig . 1902	10	—
	Dieselbe 1903	10	—
Herr	Geheimrath *Ernst von Wildenbruch*, Berlin . . 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
Frau	*Gräfin Wilding de Radali*, Schloss Altenburg (Oberbayern) 1902	30	—
	Dieselbe 1903	20	—
Herr	stud. geol. *A. Windhausen*, Hildesheim . . . 1903	10	—
	Derselbe	—	10
„	Gymnasialoberlehrer *Winter*, Leipzig 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
„	Assessor Dr. *Winterstein*, Cassel 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
„	*F. Freiherr von Wolff*, Riga 1900	10	—
	Derselbe 1901	10	—
	Derselbe 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
„	*Baron von Wolzogen*, Bayreuth 1902	10	—
„	Lehrer *Zeisig*, Hermsdorf (Mark) 1903	10	—
„	Amtsrichter Dr. *Zenker*, Leipzig 1902	20	20
	Derselbe 1903	20	—
„	*Graf Zichy*, München 1902	10	—
	Derselbe 1903	10	—
	Summa:	3375.90	927.33

Gesammtsumme der eingegangenen Beiträge . .	ℳ	4303.23
Zinsen	„	20.12
Einnahmen aus Gobineaus Schriften . . .	„	342.45
Kassenbestand vom 31. Dezember 1901 . .	„	44.72
Insgesammt	ℳ	**4710.52**

Davon ab an Ausgaben:

Zuschuss zur neuen Auflage des Rassenwerkes an Herrn Fr. Frommann, Stuttgart .	ℳ	1500.—
An Herrn Karl J. Trübner in Strassburg, für 400 Exemplare Alexandre, einschliesslich Versendungsspesen	„	637.33
An denselben, für 400 Exemplare Alexander, deutsch	„	602.49
An Herrn E. Leroux, Paris, für 23 Exemplare „Asie centrale“	„	87.88
An Herrn F. A. Brockhaus, Leipzig, Versendungsspesen des Porträts	„	44.—
Drucksachen	„	99.75
Reisekosten	„	594.90
Porti	„	205.50
Schreibmaterialien	„	36.95
Varia (Frachten, Einbände etc.)	„	48.45
Insgesammt	ℳ	**3857.25**

Kassenbestand am 30. Juni 1903: ℳ 853.27.

Die Rechnungen aus der letzten Vereinsperiode (1. Juli 1900 bis 31. December 1901) sind von den Mitgliedern des Comités ordnungsmässig geprüft, und ist darauf dem Vorsitzenden durch Document vom 9. April 1902 Decharge ertheilt worden.

Gobineau-Vereinigung.

Februar 1902 bis September 1903.

Verzeichniss

der

Mitglieder, Gönner und Förderer.

A. Mitglieder.

Comité:

Herr Professor Dr. *L. Schemann*, Freiburg i. B., Vorsitzender.
Se. Durchlaucht Herr *Philipp Fürst zu Eulenburg, Graf Hertefeld*, Liebenberg, Mark.
Herr *Hans Paul Freiherr von Wolzogen*, Bayreuth.

Ihre Königliche Hoheit Frau *Grossherzogin Elisabeth von Oldenburg.*
Se. Königliche Hoheit *Ernst Ludwig, Grossherzog von Hessen und bei Rhein.*
Se. Durchlaucht *Erbprinz Ernst zu Hohenlohe-Langenburg*, Regent des Herzogthums Sachsen-Coburg und Gotha.

Herr *Carl Adelmann*, Würzburg.
Frau *Gräfin C. von Arnim*, geb. *Gräfin von Bismarck-Bohlen*, Schloss Muskau.
Herr Ingenieur *Asmussen*, Hamburg.
„ *Florimond Graf von Basterot*, Paris.
„ Dr. med. *H. Bauer*, prakt. Arzt, Zell im Wiesenthale.
„ Dr. *Ludwig Baur*, Repetent am kgl. Wilhelmsstift, Tübingen.
„ Bürgermeister Dr. *Behn*, Dömitz (Mecklenburg).
„ Oberlehrer Dr. *K. Berger*, Worms.
„ *L. von Bernuth*, Ingenieur und Gemeinderath, Graz.
Grossherzogliche öffentliche Bibliothek, Oldenburg.
Kaiserliche Universitäts- und Landesbibliothek, Strassburg.
Königliche öffentliche Bibliothek, Stuttgart.
Herr Caplan *C. Bill*, Neuburg a. d. Donau †.
„ *Wilhelm Bode*, stud. med., Freiburg i. B.
„ *Paul Bourget*, Mitglied der französischen Akademie, Paris.
„ Direktor Dr. *Brukner*, Stralsund.
„ *Max Buchholtz*, Vorsteher a. D. der Reichsbank, Hagen i. W.
„ Dr. *Richard Burdinski*, Docent an der Humboldt-Akademie, Berlin.
Frau *Lina Butz*, geb. *Schemann*, Hagen i. W.
Herr Dr. *Alexander Cartellieri*, Professor der Geschichte an der Universität Jena.
Frau *Fürstin von Cassano*, Paris.

Herr *R. von Chelius*, Kammerherr und Geheimer Cabinetsrath, Karlsruhe.
„ Rechtsanwalt *Class*, Mainz.
„ *F. W. Cordes*, Hamburg.
„ Dr. *Carl Cornelius*, Professor der Kunstgeschichte an der Universität Freiburg i. B.
„ Dr. *Crysandt*, Ludwigshafen-Mannheim.
„ Dr. med. *A. Delbrück*, Direktor der Irrenanstalt, Bremen.
Deutschbund-Gemeinde, Frankfurt a. M.
Deutschbund-Gemeinde, Hamburg.
Herr Privatdozent Dr. *Hugo Dinger*, Jena.
Frau *Anna von Doss*, Partenkirchen.
Herr *Heinrich Driesmans*, Berlin.
„ Professor Dr. *E. von Düring*, Kiel.
„ Dr. jur. *Lorenz Eber*, Wilhelmshöhe bei Cassel.
„ Leutnant a. D. *Fritz Eber*, Freiburg i. B.
„ Dr. jur. et phil. *Chr. Eckert*, Professor der Nationalökonomie an der Handelshochschule, Cöln.
„ Dr. *Oskar Eisenmann*, Direktor der Gemäldegallerie und der kgl. Kunstakademie, Cassel.
„ Oberlehrer *Richard Elster*, Braunschweig.
„ Hofrath Dr. *H. Fincke*, ord. Professor der Geschichte an der Universität Freiburg i. B.
„ Dr. med. *G. Fock*, Hamburg.
„ Bürgermeister *Forkel*, Heide (Holstein)
„ Dr. *Fritz Friedrich*, Oberlehrer am kgl. Gymnasium, Schneeberg (Sachsen).
„ *Theodor Fritsch*, Gautsch bei Leipzig.
„ Justizrath *F. von Fuchsius*, kgl. Notar, Düsseldorf.
Fräulein *Doris Funcke*, Hagen i. W.
„ *Gertrud Funcke*, Hagen i. W.
Herr Dr. med. *Karl Gagstatter*, Arzt, Wien.
Se. Excellenz Herr Generalleutnant z. D. *Geest*, Freiburg i. B.
Herr *Eugène Gilbert*, Loewen (Belgien).
„ Staatsrath *C. Fr. Glasenapp*, Riga.
„ Professor *Maximilian Glasenapp*, Riga.
„ Dr. *H. Graevell*, Freiburg i. B.
Frau *Gräfin Gravina*, Florenz.
Fräulein *Lina Grosscurth*, Cassel.
Herr Dr. *Ernst Grosse*, Professor der Philosophie an der Universität und Direktor der städtischen Kunstsammlungen, Freiburg i. B.
„ Kammerherr *von Haeseler*, Gotha.
„ Oberlehrer *Franz Hahne*, Braunschweig.
„ *Emil Hauff*, Verlagsbuchhändler (Firma Fr. Frommann) Stuttgart.
„ Dr. *Paul Haupt*, ord. Professor der semitischen Sprachen an der Universität Baltimore.
„ Dr. jur. *Freiherr von Heintze*, Kiel.
„ Major *Hellwig*, Strassburg i. E.
„ *Hellwig*, Leutnant im 14. Husaren-Regiment, Cassel.
Frau Geheimrath *Henschel*, Cassel.
Herr Rittergutsbesitzer Dr. *Willibald Hentschel*, Mittel-Seiffersdorf, Niederschlesien.
„ Dr. jur. *Cornelius Freiherr Heyl zu Herrnsheim*, Worms.
„ Architekt *E. Hildebrandt*, Hamburg-Eimsbüttel.

Frau Professor *Hillebrandt*, Florenz.
Herr Architekt *Friedrich Hofmann*, Graz.
„ *Wenzel Hohenegger*, k. k. Oberbaurath und Baudirector der Nordwestbahn, Wien.
„ Landgerichtsrath *Horn*, Berlin.
Frau Rechtsanwalt *Huchzermeier*, Gelsenkirchen.
Herr Gerichtsassessor a. D. *von Hülsen*, Berlin.
Frau *Sophie Jay*, Baden-Baden.
Herr Dr. *Erich Jung*, Professor an der Universität Giessen.
Jungdeutscher Bund, Berlin.
Herr Hofkapellmeister *Kähler*, Mannheim.
„ Geheimer und Oberregierungsrath *Kammer*, Director des Provinzial-Schulcollegs, Königsberg i. Pr.
„ Professor Dr. *Kannengiesser*, Gelsenkirchen.
Seine bischöfliche Gnaden Herr Dr. *Paul von Keppler*, Bischof von Rottenburg.
Herr Dr. *Paul Kleinecke*, Oberlehrer am französischen Gymnasium, Friedenau bei Berlin.
„ *Friedrich Klose*, Tonkünstler, Karlsruhe.
„ Professor Dr. *Krafft*, Goslar.
„ Professor Lic. Dr. *Kretzer*, Frankfurt a. M.
„ *Adalbert Freiherr von Krüdener*, Wohlfahrtslinde bei Stackeln, Livland.
„ Oberregierungsrat a. D. *Krug*, Freiburg i. B. †.
Frau *Elise Küchler*, Frankfurt a. M.
Herr Kunstmaler *J. Kühn*, Dinkelsbühl (Bayern).
Fräulein *Helene Kuhbier*, Hagen i. W.
Frau Geheimrath *de Lagarde*, Cassel.
Herr *G. Vacher de Lapouge*, Bibliothekar der Universität Poitiers.
Frau *Gräfin Mathilde de la Tour*, Rom.
Herr *J. Lefaivre*, französischer Generalconsul, Hamburg.
„ *P. Lefaivre*, Gesandtschaftsrath bei der französischen Gesandtschaft in Madrid.
Frau Generalmusikdirector *Levi*, Partenkirchen.
„ *von Lichtenberg*, Darmstadt.
Herr Dr. *R. Freiherr von Lichtenberg*, Professor der Kunstgeschichte an der technischen Hochschule, Karlsruhe.
„ Rechtsanwalt *W. Lohe*, Düsseldorf.
„ Dr. *Julius Lohmeyer*, Charlottenburg †.
„ Ingenieur Director *H. Majert*, Siegen.
„ Baurath *March*, Charlottenburg.
Frau *Christine Mayer*, geb. von Doss, Partenkirchen.
„ *Aline Mayrisch*, Düdelingen (Grossherzogthum Luxemburg).
Comtesse *Renée des Mêloizes*, Versailles.
Herr *Georg Meurer*, Haubinda bei Streufdorf (Thüringen).
„ Professor *Edgar Meyer*, z. Zt. München.
„ Professor Dr. *Oscar Meyer*, Oberbibliothekar an der kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek, Strassburg i. E.
„ *Eduard Michl*, k. k. Oberbaurath, Wien.
„ Dr. *Rudolf Much*, a. o. Professor an der Universität, Wien.
Frau *Elisabeth von Nelidoff*, Riga.
Herr Generalmajor z. D. *Oberg*, Naumburg a. S.
„ Dr. *Obrist*, Weimar.

Herr *Sergius von Oldenburg*, Professor der orientalischen Sprachen an der Universität St. Petersburg.
„ Landesbankrath Dr. *Rudolf Osius*, Cassel.
Deutscher Ostmarkenverein, Berlin.
Herr Ingenieur *Max Pfeiffer*, Docent am Technicum Köthen.
„ Dr. *Richard Pietschmann*, Director der kgl. Universitäts-Bibliothek und ordentlicher Professor der Aegyptologie zu Göttingen.
„ Regierungsrath *Plüddemann*, Posen.
„ Dr. *Heinrich Potpeschnigg*, Graz.
„ Lehramtspraktikant *Johannes Preuss*, Karlsruhe.
„ *Anton Graf von Prokesch-Osten*, Gmunden (Oberösterreich).
„ Dr. jur. et phil. *Arthur Prüfer*, Professor der Musikgeschichte an der Universität Leipzig.
„ Verlagsbuchhändler *Reclam*, Leipzig.
Redaction der „Akademischen Blätter" (Verein deutscher Studenten), Berlin.
Herr Dr. *Rendtorff*, prakt. Arzt, Bordesholm bei Kiel.
Frau Professor *Richter*, Wannsee bei Berlin.
Herr Amtsrichter *Rieffel*, Wehen im Taunus.
„ Kammerherr *Karl von Riepenhausen-Crangen*, Mitglied des Reichstags und des preussischen Landtags, Berlin.
„ Geheimer Regierungsrath Dr. *Roffhack*, Karlsruhe.
„ Dr. *W. von Rohland*, ord. Professor des Strafrechts und Strafprocesses an der Universität Freiburg i. B., Vorsitzender des Landesverbandes Baden des deutschen Schulvereins.
„ *Otto Rosenberg*, St. Petersburg.
„ *Bernhard Roth*, Dresden.
„ Amtsrichter *Hugo Rückert*, Frankfurt a. M.
„ *Sainctelette*, kgl. belgischer Legationsrath im Haag.
„ Dr. *H. Schaumann*, prakt. Arzt, Albersdorf, Holstein.
Fräulein *Emmi Schemann*, Coburg.
Herr Amtsgerichtsrath Dr. *Schemann*, Hersfeld.
Frau *Bertha Schemann*, Freiburg i. B.
Herr Professor *Max Schillings*, München.
Fräulein *Auguste Schlittgen*, Wilhelmshöhe bei Cassel.
Herr Oberlehrer Dr. *Paul Schlösser*, Elberfeld.
„ Dr. *Rudolf Schlösser*, Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität Jena.
„ *von Schlözer*, kaiserl. deutscher Gesandter im Haag.
„ Dr. med. *C. J. M. Schmidt*, Odessa.
„ Dr. phil. *Emil Schmidt*, kaiserl. russischer wirklicher Staatsrath, St. Petersburg.
„ Professor *Bruno Schmitz*, Charlottenburg.
„ Dr. *Friedrich Schneider*, Prälat des päpstlichen Hauses und Domcapitular, Mainz.
„ *Friedrich Schön*, München.
„ Dr. *Alfred Schöne*, Geheimer Regierungsrath und ord. Professor der klassischen Philologie an der Universität Kiel.
„ Fabrikdirector *Schütze*, Hüllen bei Gelsenkirchen.
„ Dr. med. *Wolfgang Schultz*, Kiel.
„ Pfarrer *Schulz-Spannagel*, Lörrach.
„ *Edouard Schuré*, Paris.
„ Professor Dr. *L. Seeburg*, Göttingen.

Herr Dr. med. *Alfred Seeliger*, Berlin,
„ *R. Freiherr von Seydlitz*, Starnberg bei München.
„ Professor Dr. *Hans Sommer*, Braunschweig.
„ *Paul Sonnekalb*, Erfurt.
„ Dr. *Martin Spahn*, ord. Professor der Geschichte an der Universität Strassburg i. E.
„ Stadtpfarrer *Specht*, Zell im Wiesenthal.
Frau *Gräfin von Spoelberch*, Schloss Wespelaer (Belgien).
Herr *Ferdinand Graf von Sporck*, München.
„ Verlagsbuchhändler *Heinrich Staadt*, Wiesbaden.
Frau *Ernestine Streicher*, Wien.
Herr *Theodor Streicher*, Wien.
„ Dr. *Josef Strzygowski*, ord. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Graz.
Fräulein *Frieda Thiry*, Freiburg i. B.
Herr Dr. *Henry Thode*, Geheimer Hofrath und ord. Professor der Kunstgeschichte an der Universität Heidelberg.
„ *Emil Thormählen*, Director der Kunstgewerbeschule Magdeburg.
„ *Johannes Thuransk*, Lector der deutschen Sprache am polytechnischen Institut zu St. Petersburg.
„ Dr. *E. W. Tremel*, Advocat, Grein a. d. Donau, Oesterreich.
„ *Karl J. Trübner*, Verlagsbuchhändler, Strassburg i. E.
„ *Ernst Voss*, Schriftführer des Jungdeutschen Bundes, Berlin †.
„ *Freiherr von Wackerbarth-Linderode*, Linderode (Briesen bei Cottbus).
Frau *Cosima Wagner*, Bayreuth.
Akademischer Wagner-Verein, Leipzig.
Herr *Heinrich Wallau*, Mainz.
„ *M. Wasserburger*, k. k. Postsekretär, Wien.
Frau Oberrealschul-Director *Wernicke*, Braunschweig.
Herr Geheimer Legationsrath a. D. *Ernst von Wildenbruch*, Berlin.
Frau *Gräfin Marie Wilding de Radali*, Schloss Altenburg (Post Westerhamm) Oberbayern.
Herr *Anselm Windhausen*, stud. geol., Hildesheim.
„ Gymnasialoberlehrer *M. Winter*, Leipzig.
„ Assesor Dr. *Winterstein*, Vorsitzender der Ortsgruppe des „Alldeutschen Verbandes“ zu Cassel.
„ *Friedrich Witek*, Wien.
„ Dr. *Gustav Wittmer*, Cassel.
„ *Friedrich Freiherr von Wolff*, Riga.
Frau *Gräfin von Wolkenstein-Trostburg*, Excellenz, Paris.
Herr Lehrer *Zeisig*, Hermsdorf (Mark).
„ Amtsrichter Dr. *Zenker*, Leipzig.
„ *Graf Theodor Zichy*, k. k. österreich-ungarischer Gesandter in München.

B. Gönner und Förderer.

Se. Königliche Hoheit *Grossherzog Friedrich von Baden.*

Grossherzoglich Badisches Ministerium der Justiz, des Cultus und des Unterrichts.

Alldeutscher Verband, Berlin.
Herr *Carl Bender*, herzogl. sächsischer Hofschauspieler, Coburg.
Maestro *Arrigo Boito*, Mailand.
Herr *F. J. Clozel*, Gouverneur der Elfenbeinküste, Bingerville (Côte d'Ivoire).
„ Dr. *G. A. O. Collischonn*, Frankfurt a. M.
„ Professor *Paul Förster*, Friedenau bei Berlin.
Frau *Baronin von Friesen*, Rammelburg bei Wippra.
Herr Dr. med. *R. Goetze*, Naunhof bei Leipzig.
„ Oberlehrer Dr. *Paul Grätzel von Grätz*, Hannover.
Mlle. *Granet de Gandolphe*, Cassel.
Frau *Baronin von Guldencrone*, geb. *de Gobineau*, Paris.
Herr Landrichter Dr. *Vincenz von Hahn*, Leipzig.
„ *Carl von der Heydt*, Berlin.
„ *Walther Koch*, Präparandenlehrer, Friedeberg (Neumark).
„ *L. Freiherr von Ledebur*, Berlin.
„ *Paul Graf von Leusse*, Reichshofen.
„ *Max Liebermann von Sonnenberg*, Mitglied des Reichstags, Grosslichterfelde bei Berlin.
„ Lehrer *J. H. Löffler*, Pössneck (Sachsen-Meiningen), †.
„ Dr. *Rudolph Louis*, München.
„ Maler *Carlo Mancini*, Mailand †.
„ *Max Martersteig*, Director der deutschen Jahrbuch-Gesellschaft, Berlin-Schmargendorf.
„ Professor Dr. *G. Martius*, Kiel.
„ *José Vianna da Motta*, Berlin.
„ Professor *H. Muffang*, St. Brieuc, Bretagne.
„ *Paul Prina*, grossherzogl. Hofschauspieler, Oldenburg.
„ *Baron Edouard de Pury*, Neuchâtel.
„ Dr. *Robert von Ritter*, München.
„ Fabrikbesitzer *Saalwächter*, Schönebeck bei Magdeburg.
Fräulein *Meta von Salis*, Marschlins bei Landquart (Schweiz).
Herr Dr. *Josef Sauer*, Privatdozent der Kirchengeschichte an der Universität Freiburg i. B.
„ Dr. *C. Schlömilch*, Leipzig.
„ Dr. phil. *Otto Schmidt*, Berlin-Wilmersdorf.
„ Dr. *Schröder-Poggelow*, Berlin.
„ Professor Dr. *Walter Simon*, Königsberg i. Pr.
„ Oberst a. D. *Spohr*, Giessen.
„ *Robert Stein*, Geological Survey, Washington.
„ Professor Dr. *Sutter*, Freiburg i. B.

Herr Kommerzienrath *Julius Vorster*, Köln.
„ Dr. *Ernst Wachler*, Herausgeber der „Deutschen Zeitschrift“ und Chefredacteur der „Weimarischen Zeitung“, Weimar.
„ Stadtrath *Hubert Wagner*, Freiburg i. B.
„ Dr. *Adolf Wahrmund*, ord. Professor an der k. k. orientalischen Akademie, Wien.
„ *Gottfried Websky*, Wüstewaltersdorf, Bezirk Breslau.
Frau *Maria Zanders*, Bergisch-Gladbach.

Druck von Lorenz Ellwanger, vorm. Th. Burger, Bayreuth.